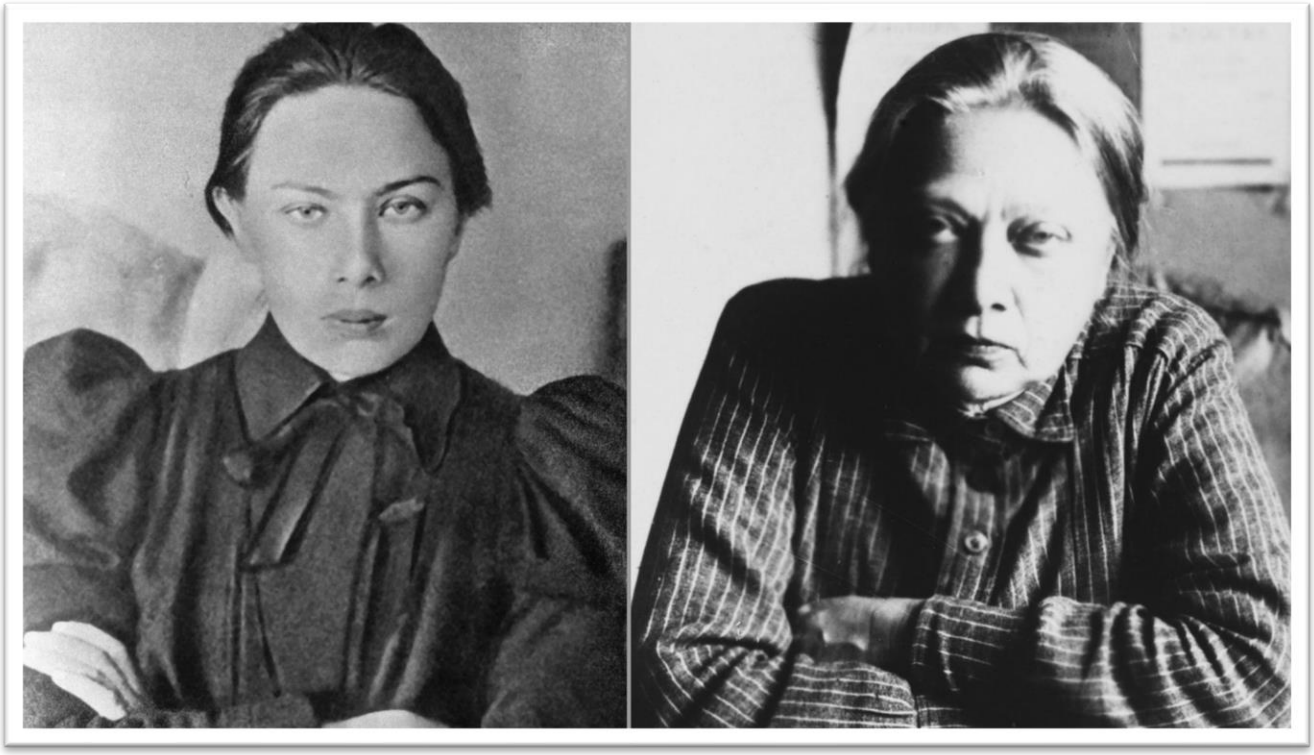
Dietz Verlag Berlin 1960



[5]

VORBEMERKUNG DES VERLAGES

Diese Ausgabe der Erinnerungen Nadeshda Krupskajas an Lenin ist die vollständigste aller Einzelausgaben. In ihr sind sowohl alle Materialien der in den Jahren 1933 und 1934 in russischer Sprache erschienenen zwei Bände „Erinnerungen an Lenin“ (I. und II. sowie III. Teil) als auch die in den Jahren 1936, 1937 und 1938 im „Bolschewik“ veröffentlichten drei Artikel Nadeshda Krupskajas, die eine Fortsetzung des III. Teils darstellen, enthalten. Die beiden letzten dieser Artikel sind unter dem Titel „Das Jahr 1919“ vereinigt.

Die Teile I und II der vorliegenden Ausgabe fußen auf einer 1933 in Moskau–Leningrad erschienenen zweibändigen deutschen Ausgabe der Erinnerungen Nadeshda Krupskajas an Lenin. Der III. Teil wurde nach der vollständigen Moskauer Ausgabe von 1957 übersetzt. Anmerkungen Nadeshda Krupskajas und der Redaktion der russischen Ausgabe sind als solche gekennzeichnet.

[7]

VORWORT

Die im vorliegenden Band veröffentlichten Erinnerungen umfassen die Periode von 1894 bis 1917[1], die Zeit von meiner ersten Begegnung mit Wladimir Iljitsch im Jahre 1894 bis zur Oktoberrevolution 1917. Man sagt mir sehr oft, daß meine Erinnerungen sehr knapp geschrieben seien. Natürlich will jeder über Lenin soviel wie möglich wissen, und außerdem ist die beschriebene Epoche eine Epoche von gewaltiger historischer Bedeutung. Sie umfaßt die Periode, in der sich die Massenbewegung der Arbeiterklasse entfaltete, in der eine feste, ideologisch erprobte, unter den schwersten Bedingungen illegaler Arbeit gestählte Partei der Arbeiterklasse geschaffen wurde. Das waren Jahre, in denen das Klassenbewußtsein und die Organisiertheit der Arbeiterklasse ununterbrochen wuchsen, Jahre verzweifelten Kampfes, eines Kampfes, der mit dem Sieg der proletarischen, sozialistischen Revolution endete.

Über diese Epoche und über Lenin kann man Berge interessantester Artikel und Bücher schreiben. Das Ziel meiner Erinnerungen war, ein Bild jener Verhältnisse zu geben, in denen Wladimir Iljitsch leben und arbeiten mußte.

Ich habe nur das niedergeschrieben, was mir besonders lebendig im Gedächtnis haftengeblieben ist. Die Erinnerun-[8]gen sind in zwei Abschnitten geschrieben worden. Der erste Teil, der die Periode von 1894 bis 1907 umfaßt, ist in den ersten Jahren nach Lenins Tode verfaßt worden. Er enthält die Erinnerungen an die Arbeit in Petersburg, die Zeit der Verbannung, die Münchner und Londoner Periode der ersten Emigration, die Zeit vor dem II. Parteitag, den II. Parteitag selbst und die Periode unmittelbar nach ihm bis 1905. Dann folgen die Erinnerungen an das Jahr 1905 im Ausland und in Rußland und schließlich an die Jahre 1905 bis 1907. Ich schrieb sie zum größten Teil in Gorki nieder, während ich durch die verödeten Zimmer des großen Hauses und über die mit Gras bewachsenen Pfade des Parkes wanderte, wo Iljitsch das letzte Jahr seines Lebens verbracht hatte. Die Jahre 1894 bis 1907 waren die von Schwung erfüllten Jahre der jungen Arbeiterbewegung, und unwillkürlich schweiften die Gedanken zurück zu diesen Jahren, in denen das Fundament unserer Partei gelegt wurde. Den ersten Teil habe ich fast ausnahmslos nach dem Gedächtnis verfaßt. Der zweite Teil ist einige Jahre später geschrieben worden.

Während dieser Zeit mußte ich viel lernen, mußte eifrig Lenin lesen; ich mußte lernen, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu einem engen Knoten zusammenzuschürzen, ich mußte lernen, mit Lenin ohne Lenin zu leben. Der zweite Teil ist etwas anders ausgefallen als der erste. Im ersten Teil spielen Einzelheiten aus Lenins Leben eine größere Rolle, im zweiten Teil ist mehr über das gesagt, was Lenin beschäftigte, worüber er nachdachte. Ich glaube, man tut am besten, beide Teile unmittelbar hintereinander zu lesen. Der erste Teil ist organisch mit dem zweiten verbunden, ohne ihn könnte der zweite weniger als „Erinnerungen“ erscheinen, als er in Wirklichkeit ist.

Zur Zeit der Niederschrift des zweiten Teils waren schon zahlreiche andere Erinnerungen, Sammelhände und die zweite Ausgabe der Werke Lenins erschienen. Das hat den Erinnerungen über die zweite Emigration einen bestimmten Stempel aufgedrückt. Ich konnte mich besser kontrollieren. [9] Außerdem ist die Periode, die diese Erinnerungen umfassen, die Periode von 1908 bis 1917, wesentlich komplizierter als die vorhergehende.

Die erste Periode (1893–1907) umfaßt die ersten Schritte der Arbeiterbewegung, den Kampf um die Schaffung der Partei, das Heranreifen der ersten Revolution, die hauptsächlich gegen den Zarismus gerichtet war, und die Niederwerfung dieser Revolution.

Die zweite Periode – die Jahre der zweiten Emigration – ist viel komplizierter. Das waren die Jahre, in denen die Ergebnisse des revolutionären Kampfes der ersten Periode zusammengefaßt wurden, die Jahre des Kampfes gegen die Reaktion. Das waren Jahre heftigen Kampfes gegen

[1] N. K. Krupskaja meint hier nur den I. und II. Teil der „Erinnerungen an Lenin“, die 1933 als Einzelbände erschienen sind. *Anm. d. russ. Red.*

den Opportunismus in allen seinen Spielarten, Jahre des Kampfes um die Notwendigkeit, die Arbeit jeglichen Bedingungen anzupassen, ohne daß sie ihren revolutionären Inhalt einbüßte.

Die Jahre der zweiten Emigration waren die Jahre, in denen der Weltkrieg herannahte und der Opportunismus der Arbeiterparteien den Zusammenbruch der II. Internationale herbeiführte. Es waren Jahre, in denen das Weltproletariat sich völlig neuen Aufgaben gegenübersah, neue Wege gefunden werden mußten und Stein für Stein das Fundament zur III. Internationale gemauert werden mußte; Jahre, in denen unter den schwierigsten Verhältnissen der Kampf um den Sozialismus aufgenommen werden mußte. In der Emigration traten diese Aufgaben höchst konkret und scharf hervor.

Wenn man diese Aufgaben nicht versteht, kann man auch nicht verstehen, wie Lenin zum Führer der Oktoberrevolution, zum Führer der Weltrevolution heranwuchs. Führer werden im Kampf geboren, im Kampf reifen sie heran, aus ihm schöpfen sie ihre Kraft. Erinnerungen an Lenin in den Emigrationsjahren kann man nicht schreiben, ohne jede Kleinigkeit seines Lebens mit dem Kampf, den er in diesen Jahren ausfocht, zu verknüpfen.

In den neun Jahren der zweiten Emigration ist Lenin genau der gleiche geblieben, der er war. Er arbeitete ebenso [10] viel und ebenso systematisch wie Früher, beobachtete genauso scharf jede Kleinigkeit, verknüpfte alle Zusammenhänge miteinander, blickte der Wahrheit genauso furchtlos in die Augen, wie bitter sie auch war. Unverändert haßte er jede Unterjochung und jede Ausbeutung, er war der Sache des Proletariats, der Sache der Werktätigen ergeben, ihre Interessen standen seinem Herzen genauso nahe wie je, und sein ganzes Leben war den Interessen dieser Sache untergeordnet. Das alles ergab sich ganz von selbst, anders konnte er nicht leben.

Genauso leidenschaftlich und scharf wie früher kämpfte er gegen jeden Opportunismus und gegen jeden Rückzug, gegen jedes Aufgeben einer errungenen Position. Wie früher brach er mit den nächsten Freunden, wenn er erkannte, daß sie die Bewegung hemmten, und konnte andererseits einfach und freundschaftlich an den Gegner von gestern herantreten, wenn es für die Sache notwendig war; wie früher sprach er offen und gerade. Unverändert liebte er die Natur, den jungen Frühlingswald, Bergpfade und Seen, den Lärm der Großstadt, die Arbeitermasse; er liebte die Genossen, liebte Bewegung, Kampf, das Leben in seiner ganzen Vielfalt. Der gleiche Lenin, und doch: wer ihn Tag für Tag beobachtete, mußte bemerken, daß er noch zurückhaltender, noch aufmerksamer den Menschen gegenüber geworden war. Lange konnte er tief in Gedanken versunken auf und ab gehen, und wenn man ihn in seinem Gedankengang unterbrach, erschien im ersten Augenblick in seinen Augen ein Ausdruck von Trauer.

Schwer waren die Jahre der Emigration, nicht wenig Kräfte haben sie von Lenin gefordert; aber sie haben aus ihm den Kämpfer geschmiedet, den die Massen brauchten und der sie zum Sieg führte.

N. Krupskaja

[11]

TEIL I

[13]

IN PETERSBURG
1893–1898

Wladimir Iljitsch kam im Herbst 1893 nach Petersburg, aber ich lernte ihn nicht sofort kennen. Ich hörte von Genossen, daß ein sehr kenntnisreicher Marxist von der Wolga angekommen sei, und später brachte man mir ein recht zerlesenes Heftchen mit dem Titel „Über Märkte“. Das Heftchen enthielt einerseits die Ansichten unseres Petersburger Marxisten, des Technologen German Krassin[2], andererseits die Ansichten des Fremden. Es war in der Mitte geknickt: auf der einen Seite hatte G. B. Krassin in zerfahrener Schrift mit vielen Streichungen und Einfügungen seine Gedanken dargelegt, auf der andern hatte der Ankömmling seine Anmerkungen und Erwiderungen in sorgfältiger Schrift ohne jede Streichung niedergeschrieben.

Die Frage der Märkte interessierte uns junge Marxisten damals sehr.

In den Petersburger marxistischen Zirkeln begann sich zu jener Zeit bereits eine besondere Strömung herauszukristallisieren. Ihre Vertreter faßten die Prozesse der gesellschaftlichen Entwicklung als etwas Mechanisches, Schematisches auf. Die Rolle der Massen, die Rolle des Proletariats fiel bei dieser Auffassung der gesellschaftlichen Entwicklung völlig [14] weg. Die revolutionäre Dialektik des Marxismus wurde ganz über Bord geworfen, und was übrigblieb waren nur noch unlebendige „Entwicklungsphasen“. Heute wäre sicherlich jeder Marxist imstande, diese „mechanistische“ Anschauung zu widerlegen, aber damals war sie in unseren Petersburger marxistischen Zirkeln lebhaft umstritten. Wir waren noch sehr schlecht geschult. Viele von uns kannten zum Beispiel von Marx außer dem ersten Band des „Kapitals“ gar nichts, hatten nicht einmal das „Kommunistische Manifest“ je zu Gesicht bekommen und fühlten nur instinktiv, daß diese „Mechanistik“ dem lebendigen Marxismus direkt entgegengesetzt war.

Die Frage der Märkte hing mit dieser allgemeinen Frage der Auffassung vom Marxismus aufs engste zusammen.

Die Anhänger der „Mechanistik“ pflegten an eine Frage ganz abstrakt heranzugehen.

Seitdem sind mehr als dreißig Jahre vergangen.

Das erwähnte Heftchen blieb leider nicht erhalten.

Ich kann nur erzählen, welchen Eindruck es auf uns gemacht hat.

Der zugereiste Marxist stellte die Frage der Märkte durchaus konkret, er brachte sie mit den Interessen der Massen in Verbindung, und man fühlte an der ganzen Art, wie er an die Frage heranging, den lebendigen Marxismus, der die Erscheinungen im konkret gegebenen Milieu und in ihrer Entwicklung begreift.

Man wünschte allgemein, den Ankömmling und seine Ansichten näher kennenzulernen.

Ich sah Wladimir Iljitsch zum erstenmal in der Fastnachtszeit. Es war beschlossen worden, auf der Ochta[3], bei dem Ingenieur Klasson, einem angesehenen Petersburger Marxisten, mit dem ich zwei Jahre zuvor in einem marxistischen Zirkel zusammen gearbeitet hatte, eine Besprechung einiger Petersburger Marxisten mit dem Fremden zu veranstalten. Um den Charakter der Zusammenkunft zu verschleiern, wurde ein [15] Fastnachtsessen mit gebackenen Plinsen veranstaltet. Bei dieser Zusammenkunft waren, außer Wladimir Iljitsch, Klasson, J. P. Korobko, Serebrowski, S. I. Radtschenko und andere anwesend. Potressow und Struve wurden auch

[2] Der Student des Petersburger Technologischen Instituts German Borissowitsch Krassin ist der Bruder des 1926 verstorbenen Leonid Borissowitsch Krassin, eines alten Mitglieds der Kommunistischen Partei und bedeutenden sowjetischen Diplomaten.
[3] Ochta – Stadtteil von Petersburg.

erwartet, waren aber, glaube ich, nicht gekommen. Etwas ist mir im Gedächtnis haftengeblieben. Man sprach über den Weg, den man einschlagen sollte. Es ergab sich keine rechte Übereinstimmung. Einer der Anwesenden (ich glaube, es war Schewljagin) hielt die Arbeit im Verein für Elementarbildung für entscheidend. Wladimir Iljitsch lachte darauf, und sein Lachen klang etwas boshaft und trocken (ich habe ihn später nie wieder so lachen hören):

„Nun, warum nicht! Wenn jemand das Vaterland im Verein für Elementarbildung retten will, bitte, wir werden ihn dabei nicht stören!“

Man muß sich vor Augen halten, daß unsere Generation schon in der Jugend Zeuge des Zusammenstoßes der Narodowolzen mit dem Zarismus gewesen war und erlebt hatte, wie sich die liberale „Gesellschaft“ zuerst vor lauter „Sympathie“ nicht zu lassen wußte, nach der Zerschlagung der Partei „Narodnaja Wolja“[4] aber feige den Schwanz einkniff, vor jeder Regung Angst hatte und anfing, „Nebensächliches“ zu propagieren.

Die boshafte Bemerkung Wladimir Iljitschs war verständlich. Er war gekommen, um Abmachungen zu treffen, wie man den Kampf gemeinsam führen solle, und man antwortete ihm mit der Aufforderung, die Broschüren des Vereins für Elementarbildung zu verbreiten.

Als wir uns später näher kennenlernten, erzählte mir Wladimir Iljitsch einmal, wie sich die „Gesellschaft“ zu der Verhaftung seines älteren Bruders verhalten hatte. Alle Bekannten waren damals von der Familie Uljanow abgerückt. Sogar der alte Lehrer, der bis dahin jeden Abend zum Schachspie-[16]len gekommen war, stellte seine Besuche ein. Es gab damals von Simbirsk aus noch keine Eisenbahn, und Wladimir Iljitschs Mutter mußte daher im Wagen bis Sysran fahren, um nach Petersburg zu gelangen, wo ihr Sohn inhaftiert war. Wladimir Iljitsch sollte einen Reisegefährten für sie suchen gehen, aber er hatte niemanden ausfindig machen können, der mit der Mutter eines Verhafteten reisen wollte.

Diese allgemeine Feigheit hat damals auf Wladimir Iljitsch, wie er erzählte, einen sehr starken Eindruck gemacht.

Ohne Zweifel hat dieses Jugenderlebnis Wladimir Iljitschs Verhältnis zur „Gesellschaft“, zu den Liberalen, stark beeinflußt. Er hat früh erfahren, wie wenig liberales Geschwätz wert ist.

Man kam bei dem „Fastnachtsessen“ natürlich zu keinem Ergebnis. Wladimir Iljitsch sprach nur wenig und schaute sich mehr die einzelnen Gäste an. Unseren „Marxisten“ wurde es unter den prüfenden Blicken Wladimir Iljitschs unbehaglich.

Ich entsinne mich, daß ich damals zum erstenmal von Wladimir Iljitschs Bruder erzählen hörte, als wir an der Newa entlang nach Hause gingen. Er war Narodowolze gewesen und hatte im Jahre 1887 an dem Attentat auf Alexander III. teilgenommen. Kaum erwachsen, war er durch die Hände der zaristischen Henker umgekommen.

Wladimir Iljitsch hat sehr an seinem Bruder gehangen. Sie hatten viele gemeinsame Neigungen, beide hatten das Bedürfnis, viel allein zu sein, um sich konzentrieren zu können. Sie wohnten meist zusammen, eine Zeitlang in einem besonderen Flügel des Hauses. Und wenn einer der zahlreichen Altersgenossen, der vielen Vettern und Kusinen, sie besuchen kam, so gebrauchten die Jungen mit Vorliebe den Ausdruck: „Beglückt uns durch eure Abwesenheit!“ Beide Brüder verstanden es, ausdauernd zu arbeiten, beide waren revolutionär gesinnt. Aber wahrscheinlich machte sich der Altersunterschied bemerkbar. Alexander Iljitsch sprach nicht über alles mit Wladimir Iljitsch.

Wladimir Iljitsch erzählte folgende Begebenheit:

[17] Der Bruder war Naturwissenschaftler gewesen. Als er im letzten Sommer zu Hause war, hatte er an einer Abhandlung über Ringelwürmer gearbeitet und die ganze Zeit am Mikroskop

[4] „Narodnaja Wolja“ (Volkswille) – Geheimbund der Volkstümler, wurde 1879 zum revolutionären Kampf gegen die zaristische Selbstherrschaft organisiert.

verbracht. Um das Tageslicht möglichst auszunutzen, war er jeden Tag bei Sonnenaufgang aufgestanden und hatte sich gleich an die Arbeit begeben. „Aus dem Bruder wird doch kein Revolutionär werden, dachte ich damals“, erzählte Wladimir Iljitsch; „ein Revolutionär kann unmöglich soviel Zeit auf die Erforschung der Ringelwürmer verwenden.“ Bald sah er, daß er sich geirrt hatte.

Das Schicksal des Bruders hat ohne Zweifel auf Wladimir Iljitsch tiefen Eindruck gemacht. Eine große Rolle spielte dabei der Umstand, daß Wladimir Iljitsch damals schon über vieles selbständig nachdachte und die Notwendigkeit des revolutionären Kampfes erwog.

Wäre das anders gewesen, so hätte ihm das Schicksal des Bruders wahrscheinlich nur tiefen Kummer bereitet oder bestenfalls die Entschlossenheit und das Streben in ihm erzeugt, den Weg des Bruders zu gehen. Aber unter den gegebenen Umständen schärfte das Schicksal des Bruders sein Denkvermögen und entwickelte in ihm eine ungewöhnliche Nüchternheit, die Fähigkeit, der Wahrheit ins Auge zu schauen, sich keinen Augenblick lang durch Phrasen und Illusionen hinreißen zu lassen und mit größter Ehrlichkeit an alle Fragen heranzugehen.

Im Herbst 1894 las Wladimir Iljitsch in unserem Zirkel seine Arbeit „Volksfreunde“[5] vor, ich entsinne mich noch, wie diese Schrift uns alle packte. Sie zeigte mit ungewöhnlicher Klarheit das Ziel des Kampfes. Die „Volksfreunde“ gingen dann, auf dem Hektographen vervielfältigt, als sogenannte Gelbe Heftchen von Hand zu Hand. Der Verfasser war nicht genannt. Sie drangen in ziemlich breite Kreise und haben ohne Zweifel auf die damalige marxistische Jugend einen starken Einfluß ausgeübt. Als ich im Jahre 1896 in Poltawa weilte, [18] charakterisierte P. P. Rumjanzew, damals aktiver Sozialdemokrat und gerade aus dem Gefängnis entlassen, die „Volksfreunde“ als die beste, stärkste und umfassendste Formulierung des Standpunkts der revolutionären Sozialdemokratie.

Im Winter 1894/1895 lernte ich Wladimir Iljitsch schon näher kennen. Er war in den Arbeiterzirkeln hinter dem Newski-Tor tätig, und ich selbst war dort bereits im vierten Jahr Lehrerin an der Smolensker Sonntagsabendschule und kannte das Leben des Schlüsselburger Trakts[6] recht gut. Eine ganze Anzahl von Arbeitern aus Wladimir Iljitschs Zirkeln waren auch meine Schüler in der Sonntagsabendschule: Babuschkin, Borowkow, Gribakin, Arseni und Filipp Bodrow, Shukow und andere. Die Sonntagsschule bot damals eine vortreffliche Möglichkeit, die Lebensweise, die Arbeitsbedingungen und die Stimmung der Arbeitermassen weitgehend kennenzulernen. Die Smolensker Schule wurde von 600 Personen besucht, nicht gerechnet die technischen Abendkurse und die ihr angeschlossene Schule für Frauen und die Obuchow-Schule. Die Arbeiter brachten den „Lehrerinnen“ unbegrenztes Vertrauen entgegen: Der finstere Wächter der Gromowschen Holzlager zeigte der Lehrerin mit strahlendem Gesicht die Geburt eines Sohnes an. Ein tuberkulöser Textilarbeiter wünschte ihr dafür, daß sie ihm Schreiben und Lesen beigebracht, einen schmucken Bräutigam. Ein Arbeiter, der einer Sekte angehörte und sein ganzes Leben lang Gott gesucht hatte, schrieb voller Befriedigung, er habe erst in der Passionswoche von Rudakow, der auch die Abendschule besuchte, erfahren, daß es Gott gar nicht gibt. Da sei ihm ein Stein vom Herzen gefallen, denn man könne sich nichts Schlimmeres denken, als ein Knecht Gottes zu sein. Dem könne man nirgendwohin ent-[19]rinnen. Da sei man doch noch lieber ein Sklave von Menschen, denn Menschen könne man wenigstens bekämpfen. Ein Tabakarbeiter, der sich jeden Sonntag bis zur Bewußtlosigkeit betrank und derart vom Tabakgeruch durchtränkt war, daß es einem schwindlig wurde, wenn man sich über sein Heft beugte, schrieb mit krakeliger Schrift unter Weglassung der meisten Vokale, sie hätten ein drei jähriges

[5] Was sind die „Volksfreunde“ und wie kämpfen sie gegen die Sozialdemokraten? Dietz Verlag, Berlin 1952. – LW Bd. 1, S. 119–338.

[6] Schlüsselburger Trakt – Arbeitervorort von Petersburg, hinter dem Newski-Tor gelegen; ehemaliger Newski-, jetzt Wolodarski-Bezirk. Durch diesen Bezirk, entlang der Newa, führte die breite Poststraße (Trakt) nach Schlüsselburg, hier befanden sich die meisten Fabriken und Werke dieses Bezirks. *N. K.*

Mädchen auf der Straße gefunden und in ihre Wohnbaracke mitgenommen; eigentlich müßte man es ja zur Polizei bringen, aber es dauere ihn zu sehr. Ein ehemaliger Soldat mit einem Holzbein kam und erzählte, daß ein gewisser Michaila, der ein Jahr vorher am Kursus teilgenommen hatte, sich bei der Arbeit verhoben habe und gestorben sei. „Er hat noch im Sterben an Sie gedacht, Ihnen einen Gruß bestellt und Ihnen ein langes Leben gewünscht."

Ein Textilarbeiter, der mit Leib und Seele dem Zaren und den Popen ergeben war, warnte vor „dem Schwarzen, der sich dauernd in der Gorochowaja[7] herumtreibt". Ein älterer Arbeiter räsonierte: er könne sein Amt als Kirchenältester auf keinen Fall niederlegen; die Popen führten das Volk zu schlimm hinters Licht, und man müsse sie bloßstellen. Im übrigen hänge er nicht an der Kirche, und was die Entwicklungsphase anbetrifft, so habe er sie ganz genau verstanden ... usw. usf. Die Arbeiter, die der Organisation angehörten, kamen in die Schule, um sich die einzelnen Leute anzusehen und sich zu merken, wen man zum Zirkel heranziehen oder in die Organisation einführen könne. Für sie waren die Lehrerinnen schon nicht mehr alle gleich. Sie konnten schon ganz gut unterscheiden, welche politische Schulung eine jede hatte. Hatten sie eine Lehrerin als „die ihrige" erkannt, so machten sie sich ihr durch irgendeine Äußerung bemerkbar. Zum Beispiel ließen sie bei der Besprechung der Kustarindustrie[8] die Bemerkung fallen: „Der Kustar ist der Konkurrenz der [20] Großindustrie nicht gewachsen." Oder sie warfen die Frage auf: „Welcher Unterschied besteht zwischen einem Petersburger Arbeiter und einem Bauern aus Archangelsk?" Wenn sie der Lehrerin begegneten, grüßten sie sie auf eine besondere Art, und in ihrem Gruß und Blick war ausgedrückt: „Wir haben dich erkannt! Du gehörst zu uns!"

Alles, was in ihrem Wohnviertel vorkam, brachten diese Arbeiter in der Schule sogleich zur Sprache; sie wußten, daß die Lehrerinnen es an die Organisation weitergaben.

Es bestand gleichsam eine stillschweigende Vereinbarung.

In der Schule konnte man eigentlich über alles reden, obwohl es selten eine Klasse ohne Spitzel gab. So heikle Worte wie „Zar", „Streik" und dergleichen mußte man natürlich vermeiden. Im übrigen konnte man die grundlegendsten Fragen berühren. Offiziell bestand das Verbot, über irgend etwas zu sprechen, was außerhalb des Unterrichtsgegenstandes lag. Einmal wurde ein sogenannter Wiederholungskursus geschlossen, weil dort, wie der unverhofft kontrollierende Inspektor feststellte, Dezimalbrüche erklärt wurden, während das Programm nur erlaubte, die vier einfachen Rechnungsarten durchzunehmen.

Ich wohnte damals auf dem Staro-Newski in einem Hause mit Durchgangshof. Wladimir Iljitsch besuchte mich gewöhnlich sonntags nach dem Unterricht im Zirkel, und wir unterhielten uns dann endlos miteinander. Ich hing damals mit Leib und Seele an meiner Arbeit in der Abendschule und hätte auf Essen verzichten können, wenn ich nur von der Schule und den Schülern und von den Betrieben unseres Stadtteils, Semjannikow, Thornton, Maxwell und anderen, sprechen konnte. Wladimir Iljitsch interessierte sich für jede kleine Einzelheit, die Einblick in die Lebensweise und die Lebensbedingungen der Arbeiter gewährte. Er suchte sich an Hand der einzelnen Züge ein Gesamtbild vom Leben der Arbeiter zu machen und die Stelle zu entdecken, bei der man ansetzen mußte, um mit der revolutionären Propaganda besser an die Arbeiter heranzukommen. Damals kannten die [21] meisten Intellektuellen die Arbeiter nur wenig. Die Intellektuellen besuchten ab und zu die Zirkel und hielten vor den Arbeitern eine Art Vortrag. Lange Zeit hindurch wurde in den Zirkeln Engels' „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats" in handschriftlicher Übersetzung „durchgenommen". Wladimir Iljitsch las mit den Arbeitern Marx' „Kapital" und erläuterte es ihnen. Den zweiten Teil des Unterrichts füllte er aber stets mit Fragen an die Arbeiter über ihre Arbeit und ihre Arbeitsbedingungen aus. Er zeigte den Arbeitern, wie ihr Leben mit der gesamten Struktur der Gesellschaft zusammenhing, und legte ihnen dar, wie und auf welchem Wege man die bestehende Ordnung verändern könne.

---

[7] Gorochowaja – Straße, in der sich das Haus der Ochrana (politische Polizei) befand. *Anm. d. russ. Red.*
[8] Kustarindustrie – die vorwiegend ländliche russische Hausindustrie.

Die Verknüpfung von Theorie und Praxis – das war das Besondere an Wladimir Iljitschs Arbeit in den Zirkeln. Allmählich begannen auch andere Mitglieder unseres Zirkels diese Methode anzuwenden. Als im Jahr darauf die Wilnaer hektographierte Broschüre „Über Agitation“ herauskam, war der Boden für eine Flugblattagitation bereits vollständig vorbereitet; man brauchte nur zur Tat zu schreiten. Die Methode der Agitation, die an die Alltagsnöte der Arbeiter anknüpfte, schlug tiefe Wurzeln in unserer Parteiarbeit. Ich habe die ganze Zweckmäßigkeit dieser Methode erst viel später vollkommen begriffen, als ich als Emigrantin in Frankreich lebte und beobachten konnte, wie die Französische Sozialistische Partei während eines Riesenstreiks der Postbeamten völlig abseits stand und sich in den Streik gar nicht einmischte. Das sei Sache der Gewerkschaften. Die Partei habe sich nur mit dem politischen Kampf zu befassen, so meinten sie. Die Notwendigkeit, den ökonomischen und politischen Kampf miteinander zu verbinden, war den französischen Genossen gänzlich unklar.

Viele Petersburger Genossen, die die Wirkung der Flugblattagitation sahen, begeisterten sich für diese Arbeitsmethode so, daß sie ganz vergaßen, daß sie nur *eine* aber *nicht die einzige* Methode der Arbeit unter den Massen ist, und [22] gerieten dadurch auf den Weg des berüchtigten „Ökonomismus“[9].

Wladimir Iljitsch ließ die anderen Arbeitsmethoden niemals außer acht. 1895 schrieb er die Broschüre „Erläuterung des Gesetzes über die den Arbeitern in den Fabriken und Werken auferlegten Geldstrafen“[10]. Er gab darin ein glänzendes Beispiel, wie man an den Durchschnittsarbeiter jener Zeit herangehen mußte, um ihn, anknüpfend an seine Nöte, Schritt für Schritt auf die Notwendigkeit des politischen Kampfes hinzuweisen. Vielen Intellektuellen schien diese Broschüre langweilig und weitschweifig. Aber die Arbeiter lasen sie mit Begeisterung; sie sprach ihre Sprache und war ihnen verständlich. (Die Broschüre wurde in einer Druckerei der „Narodnaja Wolja“ hergestellt und unter den Arbeitern verbreitet.) Wladimir Iljitsch studierte damals aufmerksam die Fabrikgesetze. Er war der Meinung, daß man den Arbeitern durch eine Erläuterung dieser Gesetze den Zusammenhang ihrer Lage mit der Staatsordnung besonders leicht klarmachen könne. Spuren dieses Studiums finden sich in einer ganzen Reihe von Artikeln und Broschüren, die er damals für Arbeiter schrieb, so in der Broschüre „Das neue Fabrikgesetz“[11], in den Artikeln „Über Streiks“[12], „Über Gewerbegerichte“[13] usw.

Der Besuch der Arbeiterzirkel blieb natürlich nicht unbemerkt. Es setzte eine starke Bespitzelung ein. Von allen Mitgliedern unserer Gruppe verstand sich Wladimir Iljitsch am besten auf konspirative Arbeit: er kannte sämtliche Durchgangshöfe und verstand es ausgezeichnet, die Spitzel irrezuführen. Er lehrte uns, sich durch Punkte und Zeichen, die mit unsichtbarer Tinte in Bücher zwischen die Zeilen geschrieben wurden, zu verständigen, und erfand alle möglichen Deck-[23]namen. Man merkte ihm in allem die gute Schule der Narodowolzen an. Er sprach nicht ohne Grund mit solcher Hochachtung von dem alten Narodowolzen Michailow, der wegen seiner konspirativen Routine den Spitznamen „Hausmeister“ hatte. Die Bespitzelung nahm ständig zu, und Wladimir Iljitsch bestand darauf, daß man einen, der nicht bespitzelt wurde, zum „Nachfolger“ bestimme, dem alle Verbindungen übergeben werden sollten. Da ich als am wenigsten verdächtig galt, wurde ich zur „Nachfolgerin“ bestimmt. Am ersten Osterfeiertag fuhren wir – fünf oder sechs Personen – zur „Osterfeier“ in den Vorort Zarskoje Selo hinaus, wo ein Mitglied unserer Gruppe, Silwin, als Hauslehrer tätig war. Während der Fahrt taten wir so, als würden wir einander nicht kennen. Wir berieten den ganzen Tag darüber, welche Verbindungen wir aufrechterhalten sollten. Wladimir Iljitsch lehrte uns chiffrieren. Wir chiffrierten

[9] Ökonomismus“ – Opportunistische Strömung in der russischen Sozialdemokratie, die die Bewegung auf den Kampf um rein wirtschaftliche Forderungen beschränken wollte.
[10] Siehe W. I. Lenin Werke, 4. Ausgabe, Bd. 2, S. 15–17 russ. [LW Bd. 2, S. 15–63]]
[11] Siehe ebenda, S. 243–291. [Ebenda, S. 265–316]]
[12] Siehe W. I. Lenin: Werke, Bd. 4, S. 305–355.
[13] Siehe ebenda, S. 291–304.

fast ein halbes Buch voll. Aber o weh! Später konnte ich diese ersten gemeinsam hergestellten Chiffrierungen nicht mehr entziffern. Nun, wir konnten uns trösten: als es zum Dechiffrieren kam, waren die meisten „Verbindungen“ bereits aufgeflogen.

Wladimir Iljitsch beschäftigte sich damit, die „Verbindungen“ mit größter Sorgfalt zu sammeln und überall Leute ausfindig zu machen, die für die revolutionäre Arbeit von irgendeinem Nutzen sein konnten. Ich erinnere mich, daß einmal auf Wladimir Iljitschs Veranlassung eine Besprechung von Vertretern unserer Gruppe (Wladimir Iljitsch und, soviel ich weiß, Krshishanowski) mit einer Gruppe von Lehrerinnen der Sonntagsschule stattfand. Fast alle wurden später Sozialdemokratinnen. Unter ihnen befand sich auch Lidia Michailowna Knipowitsch, ein altes Mitglied der „Narodnaja Wolja“, die einige Zeit darauf zu den Sozialdemokraten übertrat. Die alten Parteiarbeiter entsinnen sich ihrer. Als Mensch von ungeheurer revolutionärer Standhaftigkeit, streng gegen sich selbst und gegen andere, ausgezeichnete Menschenkennerin, vorzügliche Kameradin, die alle, mit denen sie zusammenarbeitete, mit Liebe und Fürsorge umgab, lernte Lidia [24] Wladimir Iljitsch sogleich als Revolutionär schätzen. Sie übernahm die Verbindung zur Druckerei der Narodowolzen: sie führte die Unterhandlungen, übermittelte die Manuskripte, nahm die gedruckten Broschüren in Empfang, brachte die Literatur in Körben zu ihren Bekannten und organisierte die Verteilung an die Arbeiter. Als sie auf Anzeige eines Verräters, des Setzers der Druckerei, verhaftet wurde, wurden bei den verschiedenen Bekannten Lidias zwölf Körbe mit illegalen Broschüren beschlagnahmt. Die Narodowolzen druckten damals massenhaft Broschüren für die Arbeiter: „Die Arbeitszeit“, „Wovon ein jeder lebt“, die Broschüre Wladimir Iljitschs „Über Geldstrafen“, „König Hunger“ usw.

Zwei Narodowolzen, die damals in der Lachtaer Druckerei arbeiteten, Schapowalow und Katanskaja, stehen heute in den Reihen der Kommunistischen Partei. Lidia Michailowna lebt nicht mehr. Sie verbrachte die letzten Jahre ihres Lebens auf der Krim und starb dort im Jahre 1920, als die Krim in der Hand der Weißen war. In ihrer Sterbestunde verlangte sie im Fieberwahn nach ihren kommunistischen Genossen. Sie starb mit dem Namen der ihr teuren Kommunistischen Partei auf den Lippen. Unter den Lehrerinnen, die an dieser Zusammenkunft teilnahmen, befanden sich, glaube ich, unter anderem auch P. F. Kudelli und A. I. Meschtscherjakowa, die heute beide Mitglieder der Partei sind. Hinter dem Newski-Tor war auch Alexandra Michailowna Kalmykowa, eine ausgezeichnete Referentin, als Lehrerin tätig. (Ich erinnere mich noch der Vorträge, die sie für Arbeiter über das Staatsbudget hielt.) Sie besaß eine Buchhandlung auf dem Litejny. Auch Wladimir Iljitsch wurde damals mit Alexandra Michailowna gut bekannt. Struve war ihr Zögling, und auch Potressow, Struves Schulkamerad, ging in ihrem Hause ein und aus. Später unterhielt Alexandra Michailowna auf ihre Kosten die alte „Iskra“ bis zum II. Parteitag. Als Struve zu den Liberalen überging, schloß sie sich ihm nicht an, sondern trat entschieden auf die Seite der „Iskra“-Organisation. Unter uns hieß sie „Tante“. Für Wladimir Iljitsch hatte sie viel übrig. Auch [25] sie lebt nicht mehr. Die beiden letzten Jahre lag sie, ans Bett gefesselt, im Sanatorium von Detskoje Selo[14]. Manchmal kamen die Kinder aus den benachbarten Kinderheimen zu ihr zu Besuch. Sie pflegte ihnen von Iljitsch zu erzählen. Im Frühjahr 1924, nach Lenins Tod, schrieb sie mir, man müsse Wladimir Iljitschs Artikel aus dem Jahre 1917 als besonderes Buch herausgeben, jene Artikel voll glühender Leidenschaft, jene hinreißenden Aufrufe, die damals auf die Massen so ungeheuer wirkten. 1922 schrieb Wladimir Iljitsch an Alexandra Michailowna einige warme Grußzeilen, wie nur er sie zu schreiben verstand. Alexandra Michailowna war mit der Gruppe „Befreiung der Arbeit“[15] eng verbunden. Als Wera Sassulitsch (es war wohl 1899) nach Rußland kam, richtete Alexandra Michailowna sie illegal ein und traf sich ständig mit ihr.

[14] früher Zarskoje Selo.

[15] Gruppe „Befreiung der Arbeit“ – erste russische marxistische Gruppe, von G. W. Plechanow 1883 in Genf organisiert.

Unter dem Einfluß der wachsenden Arbeiterbewegung und der Artikel und Bücher der Gruppe „Befreiung der Arbeit“, unter dem Einfluß der Petersburger Sozialdemokraten rückte Potressow und für eine Zeitlang auch Struve mehr nach links. Nach einer Reihe von vorbereitenden Versammlungen begann man, die Basis für eine gemeinsame Arbeit zu finden. Man dachte an eine gemeinsame Herausgabe eines Sammelbandes unter dem Titel „Materialien zur Charakteristik unserer wirtschaftlichen Entwicklung“. Von unserer Gruppe gehörten Wladimir Iljitsch, Starkow und Stepan Iwanowitsch Radtschenko der Redaktion an, von der anderen Gruppe –Struve, Potressow und Klasson. Das Schicksal des Sammelbandes ist bekannt. Er wurde von der zaristischen Zensur verbrannt. Während des Frühjahrs 1895, vor seiner Auslandsreise, ging Wladimir Iljitsch häufig zu Potressow in die Oserny-Gasse, um die Arbeit rechtzeitig zum Abschluß zu bringen.

Den Sommer 1895 brachte Wladimir Iljitsch im Ausland zu. Er hielt sich teils in Berlin auf, wo er Arbeiterversammlungen [26] besuchte, teils in der Schweiz, wo er zum erstenmal mit Plechanow, Axelrod und Wera Sassulitsch zusammentraf. Voller neuer Eindrücke kehrte er zurück und brachte aus dem Ausland einen Koffer mit doppeltem Boden mit, in dem illegale Literatur versteckt war.

Sogleich begann eine tolle Hetzjagd auf Wladimir Iljitsch. Man beobachtete ihn, man beobachtete seinen Koffer. Eine Kusine von mir arbeitete damals beim „Adreßtisch“[16]. Einige Tage nach Wladimir Iljitschs Ankunft teilte sie mir mit, daß während ihres Nachtdienstes ein Kriminalbeamter gekommen sei, die Ordner durchgesehen (beim „Adreßtisch“ wurden die Adressen dem Alphabet nach in Ordnern gesammelt) und dabei geprahlt habe: „Wir sind dem wichtigen Staatsverbrecher Uljanow auf die Spur gekommen. Schon den Bruder hat man gehenkt. Er ist aus dem Ausland zurückgekehrt und wird uns diesmal nicht entkommen.“ Meine Kusine wußte, daß ich Wladimir Iljitsch kannte, und beeilte sich, es mir mitzuteilen. Natürlich benachrichtigte ich sogleich Wladimir Iljitsch. Wir mußten erhöhte Vorsicht walten lassen. Aber die Zeit drängte, die Arbeit wuchs ständig. Wir führten eine Arbeitsteilung durch und verteilten die Arbeit nach Bezirken. Wir begannen Flugblätter zu verfassen und herauszugeben. Ich weiß noch, daß Wladimir Iljitsch das erste Flugblatt für die Arbeiter des Semjannikow-Werkes verfaßte.[17] Technische Hilfsmittel hatten wir damals überhaupt noch keine. Das Flugblatt wurde in Druckschrift mit der Hand geschrieben und von Babuschkin verbreitet. Von unseren vier Exemplaren wurden zwei von den Aufsehern gefunden, die beiden anderen gingen von Hand zu Hand. Auch in anderen Bezirken wurden Flugblätter verbreitet. So wurde ein Flugblatt für die Arbeiterinnen der Tabakfabrik Laferme im Stadtteil Wassiljewski-Ostrow hergestellt. Die Genossinnen A. A. Ja-[27]kubowa und S. P. Newsorowa (Krshishanowskaja) nahmen zu folgender Verbreitungsmethode Zuflucht: Sie rollten die Flugblätter zu Röhrchen zusammen, so daß man sie bequem einzeln fassen konnte, brachten sie in der gerafften Schürze unter und gingen, sobald die Sirene ertönte, den Arbeiterinnen, die in Scharen aus den Toren der Fabrik strömten, eilends entgegen; vorüberhastend, steckten sie den erstaunten Arbeiterinnen die Flugblätter in die Hand. Das Flugblatt hatte Erfolg. Die Flugblätter und Broschüren rüttelten die Arbeiter auf. Da wir über eine illegale Druckerei verfügten, beschlossen wir, eine populäre Zeitschrift, „Rabotscheje Delo“ (Arbeitersache), herauszugeben. Wladimir Iljitsch bereitete sorgfältig Material für sie vor. Jede Zeile ging durch seine Hände. Ich erinnere mich an eine Zusammenkunft in meiner Wohnung, wo Saporoshez mit großer Begeisterung berichtete, wie es ihm geglückt war, Material über die Verhältnisse in der Schuhfabrik hinter dem Moskauer Tor zu erlangen. „Für jede Kleinigkeit gibt es Geldstrafen“, erzählte er, „setzt jemand den Absatz schief an, schon gibt‘s Strafe!“ Wladimir Iljitsch lachte darauf: „Na, für einen schiefen Absatz hat man eigentlich auch Strafe verdient!“ Alles Material sammelte und prüfte Wladimir Iljitsch aufs sorgfältigste. Ich

[16] Adreßtisch – Meldeamt der russischen Polizeiverwaltung.

[17] Dieses Flugblatt erschien Ende 1894 (siehe W. I. Lenin: Werke, 2. Ausgabe, Bd. 1, S. 462/463, russ.). Ein Teil des Flugblattes ist erhalten geblieben.

weiß noch, wie das Material über die Fabrik Thornton zusammenkam. Es wurde beschlossen, meinen Schüler Krolikow, einen Aussortierer im Thornton-Betrieb, zu mir kommen zu lassen – Krolikow war früher schon einmal aus Petersburg ausgewiesen worden – und bei ihm nach einer von Wladimir Iljitsch gegebenen Anweisung alle erforderlichen Auskünfte einzuziehen. Krolikow kam in einem eleganten Pelzmantel, den er sich irgendwo geliehen hatte, und brachte ein ganzes Heft voll Informationen mit, die er mündlich noch ergänzte. Die Informationen waren äußerst wertvoll. Wladimir Iljitsch stürzte sich geradezu darauf. Später ging ich mit Appolinaria Alexandrowna Jakubowa in die Werkswohnungen des Thornton-Betriebes. Wir hatten uns Kopftücher umgebunden, um uns das Aussehen von Arbeiterinnen zu geben. [28] Wir besuchten sowohl das Quartier der Unverheirateten wie das der Familien. Grauenvolle Verhältnisse! Nur auf Grund des so gesammelten Materials schrieb Wladimir Iljitsch seine Korrespondenzen und Flugblätter. Man muß sich sein Flugblatt an die Arbeiter und Arbeiterinnen des Thornton-Betriebes einmal ansehen.[18] Welch eine bis ins einzelne gehende Kenntnis der Verhältnisse! Und was für eine Schule war das für alle Genossen, die damals mitarbeiteten! Da lernte man, „auf Kleinigkeiten zu achten“! Und wie tief prägten sich solche Kleinigkeiten dem Bewußtsein ein!

Unsere Zeitschrift „Rabotscheje Delo“ erblickte das Licht der Welt nicht. Am 8. Dezember fand in meiner Wohnung eine Sitzung statt, in der die druckfertige Nummer endgültig verlesen wurde. Sie war in zwei Exemplaren vorhanden. Das eine Exemplar nahm Wanejew zur nochmaligen Durchsicht an sich, das andre blieb bei mir. Am nächsten Morgen ging ich zu Wanejew, um das korrigierte Exemplar abzuholen, aber das Dienstmädchen sagte mir, Wanejew sei am Vorabend ausgezogen. Vorher hatte ich mit Wladimir Iljitsch verabredet, daß ich mich, falls etwas Unvorhergesehenes einträfe, bei seinem Bekannten Tschebotarew nach ihm erkundigen würde. Tschebotarew war zugleich ein Kollege von mir in der Hauptverwaltung für Eisenbahnen, in der ich damals angestellt war. Wladimir Iljitsch aß bei ihm zu Mittag und ging dort täglich ein und aus. Tschebotarew kam nicht zum Dienst. Ich ging zu ihm in die Wohnung. Wladimir Iljitsch war nicht zum Mittagessen gekommen. Es war klar; er war verhaftet worden. Am Abend stellte es sich heraus, daß noch viele andere Mitglieder unserer Gruppe verhaftet worden waren. Das Exemplar des „Rabotscheje Delo“, das ich im Besitz hatte, brachte ich zu Nina Alexandrowna Gerd, meiner Schulkameradin, der späteren Frau Struves, zur Aufbewahrung. Um weitere Verhaftungen zu vermeiden, beschlossen wir, das „Rabotscheje Delo“ vorläufig nicht erscheinen zu lassen.

Diese Petersburger Periode der Tätigkeit Wladimir Iljitschs [29] war eine Zeit außerordentlich wichtiger Arbeit, obwohl sie nach außen hin wenig in Erscheinung trat. Er selbst hat sie so charakterisiert. Sie brachte keine äußeren Effekte. Es handelte sich nicht um Heldentaten, sondern darum, die enge Verbindung mit den Massen herzustellen, an die Massen heranzukommen. Es galt, die besten Bestrebungen der Massen zum Ausdruck zu bringen. Wir mußten lernen, sie zu verstehen und uns ihnen verständlich zu machen. Es kam darauf an, sie auf unsere Seite zu bringen. Aber gerade während dieses Wirkens in Petersburg reifte Wladimir Iljitsch zum Führer der Arbeitermassen heran.

Als ich nach der Verhaftung unserer Genossen zum erstenmal in die Schule kam, nahm Babuschkin mich beiseite, zog mich in den Winkel unter der Treppe und übergab mir ein von den Arbeitern verfaßtes Flugblatt über die Verhaftung. Das Flugblatt trug rein politischen Charakter. Babuschkin bat mich, es vervielfältigen zu lassen und ihm zur Verbreitung zurückzugeben. Wir hatten vorher nie davon gesprochen, daß ich mit der Organisation in Verbindung stand. Ich gab das Flugblatt an unsere Genossen weiter. Ich erinnere mich an diese Zusammenkunft, sie fand in der Wohnung Radtschenkos statt. Alle übriggebliebenen Mitglieder der Gruppe waren versammelt. Nach Verlesung des Flugblattes rief Ljachowski: „Wie können wir so ein Flugblatt

[18] Siehe W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 2, S. 66–70, russ. [LW Bd. 2, S. 73–77]

drucken, es ist ja rein politisch gehalten!“ Das Flugblatt war aber ohne Zweifel von den Arbeitern selbst, aus eigener Initiative geschrieben, sie hatten gebeten, es unbedingt zu drucken, und deshalb beschlossen wir, es zu vervielfältigen. So geschah es auch.

Die Verbindung mit Wladimir Iljitsch wurde sehr bald hergestellt. Damals durfte man den Untersuchungsgefangenen Bücher bringen, soviel man wollte; sie wurden recht oberflächlich durchgesehen, so daß die winzigen Pünktchen mitten in den Buchstaben oder die kaum merklich veränderte Tönung einer Seite des Buches, auf der mit Milch geschrieben War, schwerlich wahrgenommen werden konnten. Bald vervollkommneten wir die Technik der konspirativen Korre-[30]spondenz. Bezeichnend war Wladimir Iljitschs Sorge für die inhaftierten Genossen. Jeder Brief in die Freiheit enthielt stets eine Reihe von Aufträgen, die die Inhaftierten betrafen: dieser bekommt gar keinen Besuch, man muß ihm eine „Braut“ besorgen; jenem muß man durch Verwandte beim Besuch ausrichten lassen, daß er in dem und dem Buch der Gefängnisbibliothek, auf der und der Seite, Mitteilungen finden wird; ein dritter muß warme Schuhe haben usw. Er korrespondierte mit sehr vielen inhaftierten Genossen, für die dieser Briefwechsel ungeheuere Bedeutung hatte. Wladimir Iljitschs Briefe atmeten frischen Mut und sprachen von Arbeit. Wer einen solchen Brief bekam, vergaß, daß er im Gefängnis war, und begann selbst zu arbeiten. Ich erinnere mich lebhaft an den Eindruck, den seine Briefe machten. (Im August 1896 wurde auch ich verhaftet.) Die mit Milch geschriebenen Briefe kamen sonnabends zusammen mit den Büchern an. Man sieht nach den vereinbarten Zeichen und überzeugt sich davon, daß das Buch einen Brief enthält. Um 6 Uhr gab es kochendes Wasser, und später führte die Aufseherin die Kriminellen zur Kirche. Diese Zeit benutzt man, um den Brief in lange Streifen zu zerschneiden, man gießt Tee auf, und sobald die Aufseherin fort ist, taucht man die Streifen in den heißen Tee – der Brief kommt zum Vorschein. (Im Gefängnis war es. unbequem, Briefe an einer brennenden Kerze zu entwickeln, Wladimir Iljitsch verfiel deshalb darauf, sie in heißem Wasser zu entwickeln.) Welche Frische atmete solch ein Brief, mit welch packendem Interesse las er sich! Wie Wladimir Iljitsch in der Freiheit Mittelpunkt der ganzen Arbeit war, so war er es auch im Gefängnis im Verkehr mit den Genossen draußen.

Abgesehen von dieser Tätigkeit, arbeitete er auch sonst viel im Gefängnis. Er bereitete sein Werk „Die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland“[19] vor. Wladimir Iljitsch bestellte durch legale Briefe das nötige Material, statistische Sammelbände. „Schade, man hat mich zu früh herausgelassen, [31] ich hätte das Buch noch besser durcharbeiten müssen. In Sibirien wird es schwierig sein, Bücher zu bekommen“, meinte er scherzhaft, als er aus dem Gefängnis entlassen wurde. Wladimir Iljitsch arbeitete im Gefängnis nicht nur an dem Buch „Die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland“. Er verfaßte auch Flugblätter und illegale Broschüren; er entwarf das Programm für den I. Parteitag (dieser fand zwar erst 1898 statt, war aber schon früher geplant); er erörterte Fragen, die in der Organisation diskutiert wurden. Um nicht beim Schreiben ertappt zu werden, knetete Wladimir Iljitsch kleine Milch-Tintenfäßchen aus Brot, die er sofort in den Mund steckte, sobald es am Guckloch knarrte. „Heute habe ich sechs Tintenfäßchen aufgegessen“, scherzte er am Schluß eines Briefes.

Sosehr Wladimir Iljitsch sich auch zu beherrschen vermochte, sosehr er sich dem Zwang einer bestimmten Ordnung fügen konnte, offenbar übermannte auch ihn die Trübsal des Gefängnisses. In einem Brief machte er folgenden Vorschlag: Wenn sie zum Spaziergang geführt wurden, konnten sie aus einem Korridorfenster einen Augenblick lang ein Stückchen Bürgersteig der Spalernaja sehen. Er dachte sich nun aus, daß ich und Appolinaria Alexandrowna Jakubowa zu einer bestimmten Stunde kommen und uns an diese Stelle hinstellen sollten; er könnte uns dann mal sehen. Appolinaria konnte aus irgendwelchen Gründen nicht kommen, aber ich ging einige Tage lang hin und stand lange Zeit auf diesem Fleckchen. Aber der Plan schien nicht geglückt zu sein, ich weiß nicht mehr, warum nicht.

[19] Siehe W. I. Lenin: Werke, Bd. 3.

Während Wladimir Iljitsch im Gefängnis saß, nahm die Arbeit draußen ständig an Umfang zu, die Arbeiterbewegung wuchs spontan. Durch die Verhaftung Martows, Ljachowskis und anderer büßte die Gruppe noch mehr Kräfte ein. Es traten wohl neue Genossen in die Gruppe ein, aber das waren schon ideologisch weniger geschulte Kräfte, und zum Lernen war keine Zeit. Die Bewegung wollte bedient sein; sie erforderte eine Unmenge Kräfte; alles ging für die Agitation [32] drauf; an Propaganda war nicht zu denken. Die Flugblattagitation hatte großen Erfolg. Der Streik der 30.000 Petersburger Weber im Jahre 1896 stand unter dem Einfluß der Sozialdemokraten und stieg vielen zu Kopf.

Ich weiß noch, wie Silwin uns einmal in einer Versammlung im Walde von Pawlowsk (ich glaube, es war Anfang August) den Entwurf eines Flugblatts vorlas.

Dort hatte sich an einer Stelle ein Satz eingeschlichen, der die Arbeiterbewegung direkt nur auf den ökonomischen Kampf beschränkte. Silwin las diese Stelle vor, stockte und rief lachend: „Na, da habe ich was angerichtet, wie konnte mir das nur unterlaufen!“ Der Satz wurde gestrichen. Im Sommer 1896 ging die Lachtaer Druckerei hoch. Es gab keine Möglichkeit mehr, Broschüren zu drucken. Den Gedanken an eine Zeitschrift mußte man für lange Zeit zurückstellen.

Während des Streiks von 1896 schlossen sich uns zwei Gruppen an: die Tachtarew-Gruppe, bekannt unter dem Namen die „Affen“, und die Tschernyschew-Gruppe, auch die „Hähne“ genannt.[20] Aber solange die „Dekabristen“ im Gefängnis saßen und die Verbindung mit der Außenwelt aufrechterhielten, ging die Arbeit noch in der alten Weise weiter. Als Wladimir Iljitsch aus dem Gefängnis entlassen wurde[21], war ich noch inhaftiert. Trotz der Benommenheit, die jeden aus dem Gefängnis Entlassenen umfängt, brachte Wladimir Iljitsch es doch fertig, ein Briefchen über den Stand der Dinge zu schreiben. Meine Mutter berichtete, daß er sich im Gefängnis sogar erholt habe und sehr lustig sei.

Ich wurde bald nach der Wetrowa-Affäre aus der Haft entlassen. (Die politische Gefangene Wetrowa verübte in der Festung Selbstmord durch Verbrennung.) Die Polizei entließ damals eine ganze Anzahl Frauen aus dem Gefängnis. [33] Ich durfte bis zur Beendigung des Verfahrens in Petersburg bleiben; man hängte mir nur einige Spitzel an, die mir auf Schritt und Tritt folgten. Ich fand die Organisation in einem sehr kläglichen Zustand vor. Von den früheren Mitarbeitern waren nur Stepan Iwanowitsch Radtschenko und seine Frau übriggeblieben. Radtschenko konnte wegen der konspirativen Bedingungen zwar selbst nicht arbeiten, blieb aber Mittelpunkt der Organisation und hielt die Verbindungen aufrecht. Er hielt auch den Kontakt mit Struve aufrecht. Struve heiratete bald darauf die Sozialdemokratin Nina Alexandrowna Gerd. Er gehörte damals auch zu den Sozialdemokraten. Er war für die Arbeit in einer Organisation, noch dazu einer illegalen, völlig ungeeignet, aber es schmeichelte ihm natürlich, daß man sich mit ihm beriet. Er verfaßte sogar das Manifest für den I. Parteitag der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Im Winter 1897/1898 war ich im Auftrag von Wladimir Iljitsch ziemlich oft bei Struves. Struve gab damals die Zeitschrift „Nowoje Slowo“[22] heraus. Auch sonst verband mich vieles mit Nina Alexandrowna. Ich versuchte, mir über Struve ein Urteil zu bilden. Er war damals Sozialdemokrat, aber es befremdete mich, daß er nur ein Bücherwissen besaß und fast überhaupt kein Interesse für den „lebendigen Strom des Lebens“ hatte, ein Interesse, das bei Wladimir Iljitsch in so hohem Maße vorhanden war. Struve besorgte mir eine Übersetzung und übernahm es, sie zu redigieren. Offenbar war ihm diese Arbeit aber lästig, er ermüdete schnell. (Wladimir Iljitsch und ich saßen stundenlang bei ähnlicher Arbeit. Wladimir Iljitsch

[20] Am 12. August 1896 traf uns neues Unheil: Fast alle „Alten“ und die besten Kräfte der „Hähne“ wurden verhaftet. Zur gleichen Zeit wurde auch ich verhaftet. *N. K.*

[21] Lenin wurde am 26. (14.) Februar 1897 aus dem Gefängnis entlassen. *Anm. d. russ. Red.*

[22] „Nowoje Slowo“ (Neues Wort) – wissenschaftlich-literarische und politische Zeitschrift der liberalen Volkstümler, seit 1897 der „legalen Marxisten“.

arbeitete ganz anders. Er ging in der Arbeit ganz auf, auch wenn es nur eine Übersetzungsarbeit war.) Struve las zur Erholung gern die Gedichte von Fet. Jemand hat in seinen Erinnerungen behauptet, Wladimir Iljitsch habe Fet gern gehabt. Das stimmt nicht. Fet ist ein erzreaktionärer Verfechter der Leibeigenschaft, der keinen fortschritt-[34]lichen Gedanken aufzuweisen hat. Struve dagegen liebte Fet wirklich.

Auch Tugan-Baranowski kannte ich. Ich war zusammen mit seiner Frau, Lidia Karlowna Dawydowa (der Tochter der Herausgeberin der Zeitschrift „Mir Boshi“[23]) zur Schule gegangen und verkehrte eine Zeitlang bei ihnen. Lidia Karlowna war eine sehr kluge und gute, wenn auch willenlose Frau. Sie war klüger als ihr Mann. Bei der Unterhaltung mit ihm empfand man immer das fremde Element. Einmal wandte ich mich mit einer Sammelliste für einen Streik an ihn. (Ich glaube, es war der in Kostroma.) Ich bekam zwar etwas – ich weiß nicht mehr wieviel –, mußte aber einen Vortrag über mich ergehen lassen über das Thema: „Es sei doch unverständlich, warum man Streiks unterstützen solle, ein Streik sei kein genügend wirksames Mittel im Kampfe gegen die Unternehmer.“ Ich nahm das Geld und machte, daß ich fortkam.

Ich teilte Wladimir Iljitsch alles mit, was ich zu sehen und zu hören bekam. Über die Arbeit der Organisation gab es allerdings nur wenig zu schreiben. Zur Zeit des I. Parteitages umfaßte sie nur vier Personen: Stepan Iwanowitsch Radtschenko, seine Frau Ljubow Nikolajewna, Sammer und mich. Wir delegierten Stepan Iwanowitsch zum Parteitag. Aber nach seiner Rückkehr erzählte er uns von dem, was dort vorgegangen war, fast nichts. Er zog aus einem Bücherrücken das uns wohlbekannte, von Struve verfaßte „Manifest“, das vom Parteitag angenommen worden war, und brach in Tränen aus: Fast alle Teilnehmer des Parteitags – es waren nur wenige – waren verhaftet worden.

Ich wurde zu drei Jahren Verbannung im Gouvernement Ufa verurteilt. Ich bat, mich in das Dorf Schuschenskoje im Kreise Minussinsk zu schicken, wohin Wladimir Iljitsch verbannt worden war, und begründete es damit, daß ich seine „Braut“ sei.

[35]

[23] „Mir Boshi“ (Die Welt Gottes) – literarische und populärwissenschaftliche Monatsschrift liberaler Richtung, die von 1892 bis 1906 in Petersburg erschien.

IN DER VERBANNUNG
1898–1901

Nach Minussinsk, wohin ich auf eigene Kosten reiste, begleitete mich meine Mutter. Wir kamen am i. Mai 1898 in Krasnojarsk an; von dort mußte man per Dampfer dcii Jenissej hinauffahren, aber die Dampfer verkehrten noch nicht, weil der Fluß um diese Jahreszeit noch vereist war. In Krasnojarsk lernten wir den Volksrechtler Tjutschew und seine Frau kennen, die, als in diesen Dingen erfahrene Leute, mir eine Zusammenkunft mit einer durch Krasnojarsk reisenden Gruppe von verbannten Sozialdemokraten ermöglichten. Unter diesen befanden sich auch Lengnik und Silwin, Genossen, die in dasselbe Verfahren verwickelt waren wie ich. Die Soldaten, die die Verbannten zum Fotografen gebracht hatten, setzten sich derweil abseits und verzehrten die Wurstbrote, die wir ihnen mitgebracht hatten.

In Minussinsk besuchte ich Arkadi Tyrkow, einen nach Sibirien verbannten Perwomartowez[24], um ihm von seiner Schwester, einer Schulkameradin von mir, einen Gruß auszurichten. Ich besuchte auch F. J. Kon, einen polnischen Genossen, der 1885 in Sachen „Proletariat“ zu einer Zuchthausstrafe verurteilt worden war; er hatte im Gefängnis und in der Verbannung viel Schweres durchgemacht und war in meinen Augen mit dem Ruhmesglanz eines alten, unversöhnlichen Revolutionärs umgeben. Er hat mir außerordentlich gefallen.

[36] In der Dämmerung kamen wir in das Dorf Schuschenskoje, wo Wladimir Iljitsch lebte. Wladimir Iljitsch war gerade auf der Jagd. Wir stiegen ab und wurden in ein Bauernhaus geführt. Der sibirische Bauer im Kreise Minussinsk wohnt sehr sauber. Auf den Dielen liegen bunte selbstgewebte Läufer. Die Wände sind sauber geweißt und mit sibirischer Tanne geschmückt. Das Zimmer Wladimir Iljitschs war zwar nicht groß, aber ebenfalls sauber. Die Wirtsleute räumten meiner Mutter und mir den übrigen Teil des Hauses ein. Alle Leute aus dem Haus und der Nachbarschaft strömten zusammen und fanden kein Ende, uns zu mustern und auszufragen. Endlich kam Wladimir Iljitsch von der Jagd zurück. Er wunderte sich, daß in seinem Zimmer Licht war. Der Wirt sagte ihm, Oskar Alexandrowitsch (ein verbannter Petersburger Arbeiter) sei in betrunkenem Zustand in sein Zimmer gekommen und habe alle seine Bücher durcheinandergeworfen. Iljitsch rannte schnell die Vortreppe hinauf, und da kam ich ihm schon entgegen. Was gab es in jener Nacht nicht alles zu erzählen!

In Schuschenskoje gab es unter den Verbannten nur zwei Arbeiter: einen Sozialdemokraten aus Łódź, den polnischen Hutmacher Prominski mit Frau und sechs Kindern, und einen Arbeiter aus den Putilow-Werken, Oskar Engberg, der Nationalität nach Finne, beide sehr gute Genossen.

Prominski war ein ruhiger, ausgeglichener, charakterfester Mensch. Er hatte wenig gelesen und besaß nicht viel Kenntnisse, dafür aber einen außergewöhnlich stark ausgeprägten Klasseninstinkt. Seine damals noch gläubige Frau behandelte er mit gelassenem Spott. Er sang sehr schön die polnischen revolutionären Lieder „Ludu roboczy, poznaj swoje siły“, „Pierwszy maj“[25] und eine ganze Reihe anderer Lieder. Die Kinder sangen mit, auch Wladimir Iljitsch, der in Sibirien sehr gern und viel sang, gesellte sich zu dem Chor. Prominski sang auch russische revolutionäre Lieder, die Wladimir Iljitsch ihn gelehrt hatte. Prominski wollte zur revolutionären [37] Arbeit nach Polen zurückkehren. Er erlegte eine Unzahl Hasen, um zur Reise Pelzmäntelchen für seine Kinder vorzubereiten. Aber es gelang ihm ,doch nicht, bis nach Polen zu kommen. Er zog mit der Familie nur ein Stückchen weiter nach Krasnojarsk zu und nahm dort bei der Eisenbahn Arbeit an. Die Kinder wurden groß. Er selbst wurde Kommunist, Frau Prominskaja wurde Kommunistin, und auch die Kinder wurden Kommunisten. Ein Sohn ist im Kriege gefallen. Ein zweiter wäre im Bürgerkriege beinahe umgekommen und ist jetzt in Tschita. Erst im Jahre 1923 machte sich Prominski nach Polen auf, starb aber unterwegs an Flecktyphus.

---

[24] So nannte man die Revolutionäre, die an dem Bombenanschlag auf den Zaren Alexander II. am 1. März 1881 beteiligt waren.
[25] „Arbeitervolk, erkenne deine Macht“, „Der Erste Mai“.

Der zweite Arbeiter, Oskar, war ein ganz anderer Typus. Er war noch jung und wegen Streiks und draufgängerischen Benehmens während des Streiks verschickt worden. Er las viel und alles mögliche, hatte aber vom Sozialismus nur ganz verworrene Vorstellungen. Einmal kam er aus dem Kreisamt und überraschte uns mit folgender Neuigkeit: „Es ist ein neuer Schreiber da, und wir haben die gleichen Auffassungen!“ „Und zwar welche?“ fragte ich. „Er und ich, wir sind beide gegen die Revolution!“ Wladimir Iljitsch und ich sperrten den Mund auf. Am nächsten Tag begann ich mit ihm das „Kommunistische Manifest“ zu lesen (ich mußte es aus dem Deutschen übersetzen), und später gingen wir an die Lektüre des „Kapitals“ heran. Zufällig kam einmal während des Unterrichts Prominski, setzte sich dazu und begann seine Pfeife zu rauchen. Ich stellte irgendeine Frage über das Gelesene. Oskar wußte darauf nichts zu sagen, und Prominski beantwortete sie ruhig und lächelnd. Oskar kam darauf eine ganze Woche lang nicht zum Unterricht. Im übrigen war er aber ein guter Kerl. Sonst gab es in Schuschenskoje keine Verbannten mehr. Wladimir Iljitsch erzählte, er hätte versucht, mit dem Lehrer anzuknüpfen, aber daraus wäre nichts geworden. Der Lehrer hielt es mit den „Honoratioren“ am Orte, dem Popen und einigen Ladenbesitzern. Sie spielten Karten und tranken. Die sozialen Fragen interessierten den Lehrer nicht, Der älteste Sohn Prominskis, Leopold, der [38] schon damals ein junger Sozialist war, lag mit diesem Lehrer dauernd im Streit.

Wladimir Iljitsch war auch mit einem Bauern namens Shurawljow bekannt, den er sehr gern hatte. Shurawljow war dreißig Jahre alt und schwindsüchtig. Früher war er Schreiber gewesen. Wladimir Iljitsch sagte von ihm, er sei seiner Natur nach ein Revolutionär und Rebell. Shurawljow trat mutig gegen die Reichen auf und war gegen jede Ungerechtigkeit unversöhnlich. Er war oft auf Reisen und starb bald an der Schwindsucht.

Ein anderer Bekannter Iljitschs war ein armer Häusler, mit Namen Sossipatytsch, ein ganz bescheidenes Bäuerlein. Mit ihm ging Wladimir Iljitsch oft auf die Jagd. Er hatte Wladimir Iljitsch sehr gern, machte ihm allerlei Geschenke, mal einen Kranich, mal Zedernnüsse usw.

Mit Sossipatytsch und Shurawljows Hilfe studierte Wladimir Iljitsch das sibirische Dorf. Er erzählte mir einmal von einem Gespräch mit dem wohlhabenden Bauern, bei dem er wohnte. Dem hatte ein Knecht Leder gestohlen. Der Bauer bekam ihn am Bach zu packen und brachte ihn um. Iljitsch sprach aus diesem Anlaß von der unbarmherzigen Roheit des kleinen Eigentümers, von der schonungslosen Ausbeutung der Knechte. In der Tat arbeiteten die sibirischen Knechte wie Zuchthäusler, und nur an Feiertagen konnten sie sich ausschlafen.

Iljitsch hatte noch eine andere Methode, das Dorf zu studieren. Sonntags hielt er juristische Beratungsstunden bei sich ab. Er genoß als Jurist große Popularität, nachdem er einem von den Goldminen vertriebenen Arbeiter dazu verholfen hatte, seinen Prozeß gegen den Minenbesitzer zu gewinnen. Die Nachricht von dem gewonnenen Prozeß verbreitete sich rasch unter den Bauern. Bauern und Bäuerinnen kamen und brachten ihre Anliegen vor. Wladimir Iljitsch hörte jeden aufmerksam an, ging auf alles ein und erteilte dann einen Rat. Einmal kam ein Bauer aus zwanzig Werst Entfernung, um sich zu beraten, wie er seinen Schwiegersohn dafür verklagen [39] könne, daß dieser ihn nicht zu einer Hochzeitsfeier eingeladen hatte, wo es hoch hergegangen war. „Wird der Schwiegersohn Sie denn jetzt bewirten, wenn Sie ihn besuchen?“ „Jetzt wird er es wohl tun.“ Wladimir Iljitsch verbrachte fast eine Stunde damit, den Bauer zu bewegen, sich mit seinem Schwiegersohn zu versöhnen. Manchmal war aus den Erzählungen überhaupt nicht zu entnehmen, worum es sich eigentlich handelte, und deshalb drang Wladimir Iljitsch stets darauf, daß man ihm eine Kopie der Akten brachte. Einmal hatte der Stier eines reichen Bauern die Kuh einer armen Bäuerin mit den Hörnern aufgespießt. Das Amtsgericht hatte den Besitzer des Stiers zur Zahlung von zehn Rubel an die Bäuerin verurteilt. Die Bäuerin hatte gegen den Beschluß Berufung eingelegt und eine „Kopie“ der Akten verlangt. „Du willst wohl eine Kopie von der weißen Kuh?“ verhöhnte sie der Richter. Die erzürnte Bäuerin kam zu Wladimir Iljitsch, um sich bei ihm zu beklagen. Oft genügte die Drohung des Beleidigten, er werde sich bei Uljanow beklagen, um den Beleidiger zum Nachgeben zu bewegen.

Wladimir Iljitsch hat das sibirische Dorf gründlich studiert. Bis dahin hatte er nur das Wolgadorf gekannt. Iljitsch erzählte einmal: „Meine Mutter hätte gern gesehen, daß ich mich mit der Landwirtschaft befaßte. Ich begann auch damit, sah aber ein, daß es nicht ging; die Beziehungen zu den Bauern wurden anomal."

Eigentlich war Wladimir Iljitsch als Verbannter nicht berechtigt, sich mit juristischen Angelegenheiten zu befassen, aber es war damals eine liberale Zeit im Kreise Minussinsk. Faktisch bestand überhaupt keine Aufsicht.

Der „Ortsvorsteher", ein wohlhabender Bauer, war mehr darum besorgt, uns recht viel Kalbfleisch zu verkaufen, als darum, daß ihm „seine" Verbannten nicht ausrissen. Fabelhaft billig war es in diesem Schuschenskoje. Zum Beispiel hatte Wladimir Iljitsch für sein „Gehalt", eine Unterstützung von acht Rubel, ein sauberes Zimmer mit Verpflegung, dazu bekam er die Wäsche gewaschen und ausgebessert, und auch da hieß es noch, er zahle zuviel.

[40] Allerdings waren Mittagessen und Abendbrot ziemlich einfach. In der einen Woche schlachtete man für Wladimir Iljitsch einen Hammel und setzte ihm diesen tagtäglich vor, bis er ihn ganz aufgegessen hatte; war der verzehrt, so kaufte man für die andere Woche ein Stück Fleisch, und die Magd zerhackte es für Buletten im selben Trog, in dem man das Futter fürs Vieh zurechtmachte, wieder für eine ganze Woche. Aber Milch und Schangas[26] gab es reichlich, sowohl für Wladimir Iljitsch als auch für seinen Hund, einen sehr schönen Gordonsetter, Shenka mit Namen, dem er das Apportieren und Stehen auf den Hinterpfoten und manch andere Hundefertigkeit beigebracht hatte. Da sich die Männer bei Syrjanows (unseren Wirtsleuten) häufig betranken, auch ein Familienleben in vieler Hinsicht dort unbequem war, zogen wir bald in eine andere Wohnung und mieteten für vier Rubel ein halbes Haus mit Gemüsegarten und Hof.

Hier führten wir einen regelrechten Familienhaushalt. Im Sommer konnte man niemand als Hilfe für den Haushalt bekommen. Mama und ich kämpften vereint mit dem russischen Ofen. Im Anfang kam es vor, daß ich mit der Topfgabel den Suppentopf mit Klößen umkippte. Später gewöhnte ich mich an den Ofen. Im Gemüsegarten zogen wir allerhand Grünzeug: Gurken, Möhren, Rüben, Kürbis; ich war sehr stolz auf meinen Gemüsegarten. Den Hof richteten wir zum Garten her. Wir holten wilden Hopfen aus dem Walde und pflanzten ihn an.

Im Oktober fing die dreizehnjährige Pascha als Hilfe bei uns an, ein hageres Mädchen mit eckigen Formen, und nahm rasch die ganze Wirtschaft an sich. Ich lehrte sie lesen und schreiben, und sie bemalte die Wände mit Mamas Anweisungen: „Gieße nie den Tee weg!" Sie führte ein Tagebuch, in dem sie notierte: „Oskar Alexandrowitsch und Prominski waren da. Sie sangen das Lied vom ‚Baumstumpf', ich sang mit."

Ich erinnere mich, wie wir den Ersten Mai feierten. Am [41] Morgen kam Prominski zu uns. Er hatte ein besonders feierliches Aussehen, hatte einen sauberen Kragen umgelegt und glänzte selbst wie ein blankes Kupferstück. Seine Stimmung steckte uns schnell an, und wir gingen zu dritt zu Engberg und nahmen auch den Hund Shenka mit. Unsere heitere Stimmung übertrug sich auf Shenka, und sie kläffte freudig. Man mußte am Flüßchen Schuscha entlanggehen. Auf dem Fluß war Eisgang. Shenka rannte bis zum Bauch in das eisige Wasser hinein und bellte herausfordernd die zottigen Wachhunde von Schuschenskoje an, die sich nicht entschließen konnten, in ein so kaltes Wasser zu springen.

Oskar geriet über unsere Ankunft in Erregung. Wir machten es uns in seinem Zimmerchen bequem und begannen zu singen, erst russisch, dann dasselbe Lied auf polnisch:

Der Tag brach an, der heit're Mai,
Lied erschalle, mutbeseeltes!
Aus dem Wege, Leidesschatten!

[26] Schanga – ein sibirisches Gebäck, eine Art Fladen.

Streik ist heute das Signal!
Polizisten, schweißgebadet,
Das infame Werk verrichten,
Fangen will uns diese Bande
Und in düst’re Kerker werfen.
Wir, wir spucken dreimal drauf,
Feiern tapfer unsern Mai.
All zusammen stimmet an:
Es lebe der Erste Mai!

Nach dem Mittagessen beschlossen wir, aufs Feld zu gehen und dort den Ersten Mai zu feiern. Draußen waren wir schon mehr, sechs Personen, da Prominski seine beiden Söhne mitgenommen hatte. Prominski strahlte noch immer. Auf einem trockenen Hügel blieb er stehen, holte aus der Tasche ein rotes Tuch hervor, breitete es auf der Erde aus und schlug Purzelbäume. Die Kinder quietschten vor Begeisterung. Am Abend versammelten wir uns alle bei uns und sangen wieder. Die [42] Frau Prominskis kam, und auch meine Mutter und Pascha schlossen sich dem Chor an.

Und am Abend konnten Iljitsch und ich nicht einschlafen. Wir träumten von mächtigen Arbeiterdemonstrationen, an denen wir einmal teilnehmen würden ...

Auch Kinder fehlten nicht. Im Hof wohnte ein lettischer Ansiedler, Walker von Beruf. Er war ein starker Trunkenbold. Er hatte 14 Kinder gehabt, von denen aber nur eins am Leben geblieben war, Minka. Minka war ein Junge von sechs Jahren, mit durchsichtigem, blassem Gesichtchen. Er hatte klare Äuglein und plapperte so ernsthaft. Er begann täglich zu uns zu kommen. Kaum waren wir aufgestanden, so ging schon die Tür auf, eine kleine Gestalt mit großer Mütze, einer warmen Jacke von der Mutter und einem Wollschal stolzierte herein und meldete vergnügt: „Da bin ich also.“ Er wußte schon, daß Mama ihn sehr gern hatte, daß Wladimir Iljitsch stets mit ihm scherzte und sich mit ihm abgab. Manchmal kam auch Minkas Mutter hereingelaufen.

„Minitschka, hast du nicht einen Rubel gesehen?“

„Hab’ gesehen, wie er auf dem Tisch herumlag, und ihn in ein Kästchen gesteckt.“

Als wir abreisten, wurde Minka krank vor Sehnsucht. Er lebt nicht mehr. Sein Vater meldete sich später einmal mit einem Brief und bat, ihm ein Grundstück hinter dem Jenissej einzuräumen, „er möchte mal auf seine alten Tage genug zum Leben haben“.

Unser Haushalt bekam ständig Zuwachs, wir schafften uns noch ein Kätzchen an.

Vormittags arbeiteten Wladimir Iljitsch und ich an der Übersetzung der Webbs, die mir Struve besorgt hatte. Nach dem Mittagessen schrieben wir beide etwa zwei Stunden lang die „Entwicklung des Kapitalismus in Rußland“ ins reine. Nachher gab es sonst noch allerhand zu tun. Potressow schickte uns einmal für zwei Wochen die Broschüre Kautskys gegen Bernstein. Wir ließen alles andere beiseite und übersetzten sie zum festgesetzten Termin, binnen zwei Wochen. Nach der [43] Arbeit gingen wir spazieren. Wladimir Iljitsch war ein leidenschaftlicher Jäger, er schaffte sich Lederhosen an und stapfte durch alle Sümpfe. Was gab es da für Wild! Als ich im Frühjahr ankam, wunderte ich mich immer wieder. Prominski kam – er war ebenfalls ein leidenschaftlicher Jäger – und meldete mit strahlendem Gesicht: „Ich habe Enten auffliegen sehen“; Oskar kam und sprach ebenfalls von Enten; stundenlang wurde von den Enten geredet. Und im Frühling darauf konnte ich schon selbst sachkundig mitreden, wo und wann jemand eine Ente gesehen hatte. Nach den langen Winterfrösten erfolgte im Frühling ein stürmisches Erwachen der Natur. Mit unüberwindlicher Gewalt! – Sonnenuntergang. Das ganze Feld – eine riesige Frühlingspfütze. Wilde Schwäne schwimmen darauf. Oder: Man steht am Waldessaum. Das Flüßchen rauscht. Die Auerhähne balzen. Wladimir Iljitsch geht in den Wald, bittet mich,

Shenka zu halten. Ich halte sie. Shenka zittert vor Aufregung. Wie man sich hingerissen fühlt von dem brausenden Erwachen der Natur! –Wladimir Iljitsch war ein leidenschaftlicher Jäger, nur etwas zu hitzig. Einmal gehen wir im Herbst auf fernen Waldwegen, und Wladimir Iljitsch sagt: „Weißt du, wenn uns ein Hase begegnen sollte, schieße ich nicht, ich habe den Riemen nicht mitgenommen; er wäre zu unbequem zu tragen.“ Ein Hase springt auf – Wladimir Iljitsch schießt.

Im Spätherbst, wenn auf dem Jenissej schon Eis trieb, fuhren wir zur Hasenjagd auf die Inseln hinaus. Die Hasen bekamen schon ihr Winterkleid. Sie konnten dann schon nicht mehr von der Insel herunter und liefen herum wie die Schafe. Unsere Jäger erlegten manchmal ein ganzes Boot voll.

Als wir in Moskau lebten, ging Wladimir Iljitsch in den letzten Jahren auch manchmal auf die Jagd, aber sein Jagdeifer war schon bedeutend geringer. Einmal veranstaltete man eine Fuchsjagd mit Fähnchen. Die ganze Art interessierte Wladimir Iljitsch sehr. „Schlau erdacht“, sagte er. Die Jäger richteten es so ein, daß der Fuchs direkt auf Wladimir Iljitsch zulief, aber er griff erst zur Flinte, als der Fuchs, nachdem er [44] eine Minute stillgestanden und ihn angestarrt hatte, rasch in den Wald zurückgelaufen war. „Warum hast du denn nicht geschossen? „Weißt du, er war zu schön.“

Im Spätherbst, solange noch kein Schnee lag, die Flüsse aber schon zugefroren waren, gingen wir weite Strecken den Strom entlang. Man sah dann jedes Steinchen, jedes Fischchen unter dem Eise – wie in einem Zauberreich. Und im Winter, wenn das Quecksilber im Thermometer fest wurde, die Flüsse bis auf den Grund gefroren und das Wasser über die Eisdecke hinwegströmte und schnell wieder von einer Eiskruste bedeckt wurde, konnte man bis zu zwei Werst über die sich unter den Füßen biegende Eisdecke laufen. All das machte Wladimir Iljitsch ungeheures Vergnügen.

Abends las Wladimir Iljitsch gewöhnlich entweder philosophische Werke: Hegel, Kant und die französischen Materialisten, oder, wenn er sehr müde war, Puschkin, Lermontow, Nekrassow.

Als Wladimir Iljitsch zum erstenmal in Petersburg auftauchte und ich ihn nur vom Hörensagen kannte, erzählte Stepan Iwanowitsch Radtschenko, Wladimir Iljitsch lese nur ernsthafte Bücher, er habe sein Lebtag keinen einzigen Roman gelesen. Ich wunderte mich darüber. Als ich dann Wladimir Iljitsch näher kennenlernte, kamen wir nie darauf zu sprechen, und erst in Sibirien merkte ich, daß das alles reine Erfindung war. Wladimir Iljitsch hatte Turgenjew, Leo Tolstoi, „Was tun?“ von Tschernyschewski nicht einmal, sondern mehrere Male gelesen; er kannte die Klassiker ausgezeichnet und schätzte sie sehr. Als später die Bolschewiki zur Macht gelangt waren, stellte er dem Staatsverlag die Aufgabe, die Klassiker in billigen Ausgaben neu herauszugeben. Im Album Wladimir Iljitschs fanden sich außer den Fotografien von Verwandten und ehemaligen politischen Strafgefangenen die Bilder Zolas, Herzens und einige Bilder Tschernyschewskis[27].

[45] Zweimal in der Woche kam Post. Wir unterhielten eine ausgedehnte Korrespondenz.

Es kamen Briefe und Bücher aus Rußland. Anna Iljinitschna (Lenins Schwester) schrieb ausführlich über alles. Auch mit Petersburg standen wir in Verbindung. Nina Alexandrowna Struve berichtete mir unter anderem von ihrem Söhnchen:

„Er kann schon das Köpfchen heben, wir tragen ihn jeden Tag zu den Bildern von Darwin und Marx und sagen zu ihm: ‚Begrüße Großväterchen Darwin, begrüße Marx‘, und er grüßt sie so drollig.“ Es kamen auch Briefe aus der fernen Verbannung: von Martow aus Turuchansk, von Potressow aus Orlow im Gouvernement Wjatka. Die meisten Briefe jedoch kamen von den

[27] Wladimir Iljitsch hatte besonders Tschernyschewski gern. Auf einer von Tschernyschewskis Fotografien steht in der Handschrift Wladimir Iljitschs geschrieben: geboren dann und dann, gestorben 1889. *N. K.*

Genossen aus den Nachbardörfern. Aus Minussinsk (50 Werst von Schuschenskoje entfernt) schrieben Krshishanowskis und Starkow. In Jermakowskoje, 30 Werst entfernt, wohnten Lepeschinski, Wanejew, Silwin und Panin, ein Freund Oskars. 70 Werst von uns, in Tes, wohnten Lengnik, Schapowal, Baramsin und, in der Zuckerfabrik, Kurnatowski. Die Nachrichten aus Rußland, unsere Zukunftspläne, neue Bücher und neue Strömungen, philosophische Fragen – all das gab den Stoff für unseren Gedankenaustausch. Man stellte einander auch Schachaufgaben. Wladimir Iljitsch spielte Schach per Brief, und zwar meist mit Lepeschinski. Oft nahm er das Schachbrett zur Hand, stellte die Figuren auf und vertiefte sich in Überlegungen. Eine Zeitlang war er davon so hingerissen, daß er manchmal sogar aus dem Schlaf hochfuhr: „Geht er mit dem Springer dahin, so gehe ich mit dem Turm dorthin!“

Sowohl Wladimir Iljitsch wie Alexander Iljitsch haben von Kindheit an leidenschaftlich gern Schach gespielt. Auch Wladimir Iljitschs Vater spielte mit. „Anfangs setzte der Vater uns matt“, erzählte Wladimir Iljitsch, „bis wir Brüder uns eine Anleitung zum Schachspiel besorgten. Und nun begannen wir, den Vater zu schlagen. Wir wohnten damals oben, und einmal überraschte ich den Vater, wie er mit einem Licht in der [46] Hand aus unserm Zimmer kam und unser Schachlehrbuch wegtrug. Er machte sich dann eifrig darüber her.“

Nach seiner Rückkehr nach Rußland gab Wladimir Iljitsch das Schachspiel wieder auf. „Das Schachspiel nimmt einem zuviel Zeit weg; das beeinträchtigt die Arbeit“, sagte er. Und da Wladimir Iljitsch keine Sache halb machen konnte, da er sich jeder Sache mit ganzer Seele hingab, so setzte er sich sowohl während der Erholung wie auch während der Emigration nur ungern ans Schachspiel.

Wladimir Iljitsch hat schon in früher Jugend verstanden, auf alles zu verzichten, was ihn ablenkte. „Als ich noch aufs Gymnasium ging, lief ich gern Schlittschuh, wurde aber müde davon. Nach dem Schlittschuhlaufen war ich schläfrig und konnte schlecht lernen. Deshalb unterließ ich es!“

„Eine Zeitlang“, erzählte Wladimir Iljitsch ein anderes Mal, „begeisterte ich mich sehr für Latein.“ „Für Latein?“ fragte ich verwundert. „Ja, nur beeinträchtigte es die anderen Fächer, und deshalb gab ich es auf.“ Neulich las ich einen Aufsatz in der Zeitschrift „Lef“[28], in dem Stil und Aufbau der Reden Wladimir Iljitschs behandelt wurden. Der Verfasser wies darin nach, wie ähnlich Satzbau und Rhetorik bei Wladimir Iljitsch und bei den römischen Rednern waren, und es wurde mir klar, warum Wladimir Iljitsch sich für die lateinischen Schriftsteller hatte begeistern können.

Unser Verkehr mit den verbannten Genossen beschränkte sich nicht auf den Briefwechsel, zuweilen trafen wir uns auch mit ihnen, wenn auch nicht allzuoft.

Einmal besuchten wir Kurnatowski. Er war ein sehr guter Genosse und ein sehr gebildeter Marxist. Er hatte ein schweres Leben hinter sich: eine harte Kindheit unter einem Unmenschen von Vater, später eine Verbannung nach der anderen, eine Gefängnishaft nach der anderen. Er hatte kaum Gelegenheit, in Freiheit zu arbeiten; nach ein, zwei Monaten [47] war er stets wieder für Jahre der Freiheit beraubt worden und hatte das Leben gar nicht kennengelernt. Eine kleine Szene, die in meiner Erinnerung haftenblieb: Wir gehen zusammen an der Zuckerfabrik vorbei, wo er angestellt war. Kommen da zwei Mädchen vorüber, ein größeres und ein kleineres. Die Große hat einen leeren Eimer am Arm, die Kleine schleppt einen Eimer voll Rüben. „So eine Schande, die Große läßt die Kleine tragen“, sagte Kurnatowski zu dem älteren Mädchen. Das schaute ihn nur verständnislos an. Wir fuhren auch einmal nach Tes. Krshishanowski hatte geschrieben: „Der Chef der Landpolizei hat auf die dortigen Verbannten wegen irgendeines Protestes eine Wut und läßt sie aus Tes nicht heraus. Nun gibt es in Tes einen in geologischer

[28] „Lef“ („Lewy front iskusstwa“ [Die linke Front der Kunst]) – Zeitschrift einer literarischen Gruppe, Anhängern des Formalismus in der Kunst, die sich 1923 in Moskau gebildet hatte.

Hinsicht interessanten Berg. Schreiben Sie, Sie wollten ihn erforschen.“ Wladimir Iljitsch erlaubte sich den Scherz und reichte dem Chef der Landpolizei ein Gesuch ein, mit der Bitte, nicht nur ihm, sondern auch seiner Frau die Einreise nach Tes zu gestatten; er möchte sie zu seiner Unterstützung dorthin mitnehmen. Darauf schickte der Chef der Landpolizei die Erlaubnis durch Kurier. Wir mieteten bei einer Bäuerin für drei Rubel Pferd und Wagen. Sie beteuerte uns, das Pferd sei kräftig und kein Vielfraß, es brauche kaum Hafer. Wir brachen nach Tes auf. Das „nichtgefräßige“ Pferd blieb auf halbem Wege stehen und wollte nicht mehr vom Fleck, aber zum Schluß kamen wir doch nach Tes. Wladimir Iljitsch sprach mit Lengnik über Kant und mit Baramsin über die Zirkel in Kasan. Lengnik hatte eine sehr schöne Stimme und sang uns etwas vor. Überhaupt blieb uns diese Fahrt in besonders angenehmer Erinnerung.

Wir fuhren auch einige Male nach Jermakowskoje. Das erstemal, um eine Resolution über das „Credo“[29] zu fassen. Genosse Wanejew befand sich damals im letzten Stadium der Tuberkulose und lag im Sterben. Man brachte sein Bett in das große Zimmer, wo sich alle Genossen versammelt hatten.

[48] Die Resolution wurde einstimmig angenommen.

Das zweitemal fuhren wir schon zum Begräbnis Wanejews dorthin.

Von den „Dekabristen“ (so nannte man scherzhaft die Genossen, die im Dezember 1895 verhaftet wurden) gingen uns zwei endgültig verloren: der im Gefängnis irrsinnig gewordene Saporoshez und der in der Haft schwer erkrankte Wanejew; beide gingen zugrunde, als die Flamme der Arbeiterbewegung gerade erst aufzulodern begann.

Zu Neujahr fuhren wir nach Minussa, wo sich alle verbannten Sozialdemokraten versammelt hatten.

In Minussa gab es auch verbannte Narodowolzen: Kon, Tyrkow und andere. Sie hielten sich aber für sich. Die Alten mißtrauten der sozialdemokratischen Jugend; das waren in ihren Augen keine echten Revolutionäre. Auf dieser Basis war es im Kreise Minussinsk kurz vor meiner Ankunft in Schuschenskoje zu einer Affäre unter den Verbannten gekommen. In Minussa hatte es einen verbannten Sozialdemokraten namens Raitschin gegeben, der mit der Auslandsgruppe „Befreiung der Arbeit“ in Verbindung stand. Er beschloß zu fliehen. Man hatte ihm das nötige Geld besorgt; nur den Tag der Flucht hatte man noch nicht festgesetzt. Nach Erhalt des Geldes war Raitschin aber die Geduld gerissen, und er war geflohen, ohne jemanden davon wissen zu lassen. Die alten Narodowolzen beschuldigten nun die Sozialdemokraten, sie absichtlich nicht informiert zu haben, obwohl sie von der Flucht Raitschins gewußt hätten; es hätten Haussuchungen stattfinden können, auf die sie nicht vorbereitet gewesen wären. Die „Affäre“ wuchs von Stunde zu Stunde. Wladimir Iljitsch erzählte mir bei meiner Ankunft davon: „Es gibt nichts Schlimmeres als derlei ‚Verbanntenaffären‘“, sagte er, „sie ziehen einen fürchterlich hinein. Die Alten haben eben verbrauchte Nerven. Das ist nach den Zuchthausjahren und allem, was sie durchgemacht haben, verständlich. Aber wir dürfen uns nicht von solchen Geschichten aufsaugen lassen. Die ganze Arbeit liegt ja noch vor uns. Wir dürfen uns nun [49] einmal nicht in dieser Weise verzetteln.“ Wladimir Iljitsch bestand deshalb auf einem Bruch mit den Alten. Ich entsinne mich der Versammlung, auf der es zum Bruch kam. Der Beschluß darüber war schon vorher gefaßt worden, man mußte ihn nur möglichst schmerzlos durchführen. Man brach ab, weil man abbrechen mußte, aber man tat es ohne Feindseligkeit, mit Bedauern. Von da an lebte man nebeneinander her.

Im allgemeinen verlief die Zeit der Verbannung nicht schlecht. Es waren Jahre ernsten Lernens. Je näher das Ende der Verbannung heranrückte, um so mehr dachte Wladimir Iljitsch an die bevorstehende Arbeit. Aus Rußland kamen nur spärliche Nachrichten: dort wuchs und erstarkte

[29] „Credo“ – Manifest einer Gruppe von „Ökonomisten“ (S. N. Prokopowitsch, J. D. Kuskowa und anderen, die später Kadetten wurden).

der Ökonomismus. Die Partei bestand faktisch überhaupt nicht. Eine Druckerei hatten wir in Rußland auch nicht. Der Versuch, die Herausgabe von Literatur durch den „Bund“[30] zu bewerkstelligen, schlug fehl. Dabei war es ganz unmöglich geworden, sich auf die Herausgabe von populären Broschüren zu beschränken und auf die Erörterung der grundlegenden taktischen Fragen zu verzichten. In der Arbeit herrschte die größte Desorganisation. Die dauernden Verhaftungen machten jede Kontinuität unmöglich. Man verstieg sich bis zum „Credo“, bis zu den Ideen der „Rabotschaja Mysl“[31], die die Korrespondenzen eines von den Ökonomisten verhetzten Arbeiters abdruckte, der schrieb: „Wir Arbeiter brauchen Marx und Engels nicht ...“

Leo Tolstoi schrieb einmal, daß man auf der ersten Hälfte eines Weges gewöhnlich daran denkt, was man verlassen hat, und auf der zweiten Hälfte, was einen erwartet. So erging es uns auch in der Verbannung. In der ersten Zeit wurde mehr aus dem Vergangenen das Fazit gezogen. In der zweiten Hälfte dachte man mehr an die Zukunft. Wladimir Iljitsch [50] dachte immer intensiver daran, wie man die Partei aus dem Zustand herausbringen könnte, in den sie geraten war, wie man die Arbeit ins richtige Gleis bringen und ihr die richtige sozialdemokratische Führung sichern könnte. Womit sollte man beginnen? Im letzten Jahr der Verbannung reifte bei Iljitsch jener Organisationsplan, den er später in der „Iskra“, in der Broschüre „Was tun?“ und im „Brief an einen Genossen“ entwickelte. Man mußte mit der Organisierung einer gesamtrussischen Zeitung anfangen. Man mußte sie im Ausland herausgeben und so eng wie möglich mit der revolutionären Arbeit in Rußland, mit den russischen Organisationen verbinden. Man mußte den Transport so gut wie möglich organisieren. Wladimir Iljitsch begann an Schlaflosigkeit zu leiden und magerte zusehends ab. In den schlaflosen Nächten erwog er seinen Plan in allen Einzelheiten, besprach ihn mit Krshishanowski, mit mir, korrespondierte darüber mit Martow und Potressow und verständigte sich mit ihnen über die Abreise ins Ausland. Je näher die Zeit heranrückte, desto stärker bemächtigte sich Iljitschs die Ungeduld, desto mehr drängte es ihn zur Arbeit. Dazwischen überfiel man uns mit einer Haussuchung. Man hatte bei irgend jemand die Quittung eines Briefes von Ljachowski an Wladimir Iljitsch gefunden. In dem Brief war von einem Denkmal für Fedossejew die Rede. Die Gendarmen nahmen die Gelegenheit wahr, um eine Haussuchung bei uns vorzunehmen. Die Haussuchung fand im Mai 1899 statt. Sie fanden den Brief, er war ganz harmlos; sie sahen die Korrespondenz durch und fanden auch nichts Interessantes darunter. Nach alter Petersburger Gewohnheit hielten wir das illegale Material und die illegale Korrespondenz gesondert. Sie lag allerdings gerade im unteren Schrankfach. Wladimir Iljitsch setzte den Gendarmen einen Stuhl hin, damit sie die Durchsicht bei den oberen Fächern beginnen sollten, wo verschiedene statistische Werke standen; sie ermüdeten dabei so, daß sie die unteren Fächer gar nicht mehr durchsahen und sich mit meiner Erklärung begnügten daß dort nur meine pädagogische Bibliothek stehe. [51] Die Haussuchung verlief glücklich, aber wir waren deshalb so in Sorge, weil wir befürchteten, man könne die Gelegenheit benutzen, uns noch einige Jahre Verbannung aufzubrummen. Eine Flucht war damals noch nicht so üblich wie einige Jahre später; jedenfalls hätte das die Sache kompliziert. Denn vor der Abreise ins Ausland galt es noch, eine große organisatorische Arbeit in Rußland zu leisten. Die Sache verlief aber glücklich, die Verbannung wurde nicht verlängert.

Im Februar 1900, als die Zeit der Verbannung für Wladimir Iljitsch abgelaufen war, brachen wir nach Rußland auf. Pascha, die in den zwei Jahren eine richtige Schönheit geworden war, vergoß Ströme von Tränen. Minka lief geschäftig hin und her und schleppte die übriggebliebenen Papiere, Bleistifte, Bildchen usw. zu sich nach Hause. Oskar Alexandrowitsch kam, setzte sich in offensichtlicher Aufregung auf eine Stuhlkante; er hatte mir eine selbstgefertigte Brosche in Form eines Buches mit der Aufschrift „Karl Marx“ zum Geschenk gemacht, zur Erinnerung

[30] Der „Bund“ („Allgemeiner Jüdischer Arbeiterverband in Litauen, Polen und Rußland“) wurde 1897 gegründet und vereinigte hauptsächlich jüdische Handwerker in den Westgebieten Rußlands.
[31] „Rabotschaja Mysl“ (Arbeitergedanke) – Zeitung der „Ökonomisten“, die von Oktober 1897 bis Dezember 1902 erschien.

daran, daß ich mit ihm das „Kapital“ durchgenommen hatte. Jeden Augenblick schaute die Wirtin oder eine Nachbarin ins Zimmer herein. Unser Hund sah mit Verwunderung diesem ganzen Treiben zu und öffnete immer wieder alle Türen mit der Schnauze, um sich zu vergewissern, daß noch alles an seinem Platz stand. Mama hüstelte beim Packen, Wladimir Iljitsch verpackte geschäftig die Bücher.

Wir kamen in Minussa an, wo Starkow und Olga Alexandrowna Silwina sich uns anschließen sollten. Dort hatte sich schon unsere ganze Verbannten-Gemeinschaft versammelt. Es herrschte eine Abschiedsstimmung, wie stets, wenn ein Verbannter nach Rußland zurückkehrte Jeder dachte daran, wann und wohin er selbst dereinst reisen, wie er für die Sache arbeiten werde. Wladimir Iljitsch hatte sich schon früher mit allen, die demnächst nach Rußland zurückkehren sollten, über die gemeinsame Arbeit, und mit allen, die zurückblieben, über die Weitere Korrespondenz verständigt. Jeder dachte an Rußland, sprach aber nur über nebensächliche Dinge.

[52] Shenka wurde Baramsin vererbt. Er fütterte sie mit Butterbroten, aber sie reagierte gar nicht darauf. Sie lag zu Mamas Füßen, ließ kein Auge von ihr und beobachtete jede ihrer Bewegungen.

Endlich machten wir uns, angetan mit Filzstiefeln, Pelzen usw. auf den Weg. Da heller Mondschein herrschte, fuhren wir Tag und Nacht im Schlitten 300 Werst den Jenissej entlang. Wladimir Iljitsch hüllte mich und Mama auf jeder Station sorgsam ein, schaute nach, ob man nichts vergessen hatte, und scherzte mit der durchfrorenen Olga Alexandrowna. Die Pferde jagten nur so dahin, und Wladimir Iljitsch saß, die Hände in Mamas Muff gesteckt – er saß ohne Docha[32], denn er behauptete, es sei ihm in ihr zu heiß –, in Gedanken an Rußland versunken, wo er so recht nach Herzenslust würde arbeiten können.

In Ufa besuchten uns am Tage unserer Ankunft die Genossen A. D. Zjurupa, Swiderski und Krochmal. „Wir waren schon in sechs Gasthöfen“, sagte Krochmal stotternd, „bis wir euch endlich gefunden haben.“

Wladimir Iljitsch blieb einige Tage in Ufa. Nachdem er mit den dortigen Genossen gesprochen und mich und Mama ihnen empfohlen hatte, reiste er in Richtung Petersburg weiter. Aus diesen wenigen Tagen ist mir nur der Besuch bei der alten Anhängerin der „Narodnaja Wolja“ Tschetwergowa im Gedächtnis geblieben, die Wladimir Iljitsch von Kasan her kannte. Sie besaß eine Buchhandlung in Ufa. Wladimir Iljitsch besuchte sie gleich am ersten Tage, und in seiner Stimme und in seinem Gesicht lag, während er mit ihr sprach, eine ganz besondere Weichheit. Als ich später den Schluß der Broschüre „Was tun?“ las, kam mir dieser Besuch in Erinnerung.

„Viele von ihnen“, heißt es dort von den jungen sozialdemokratischen Führern der Arbeiterbewegung, „hatten als Narodowolzen revolutionär zu denken begonnen. Fast alle [53] hatten in früher Jugend die Helden des Terrors begeistert verehrt. Die Befreiung von dem faszinierenden Eindruck dieser heroischen Tradition kostete Kampf, war begleitet von dem Bruch mit Menschen, die um jeden Preis der Narodnaja Wolja treu bleiben wollten und die von den jungen Sozialdemokraten hoch geachtet wurden.“[33]

Dieser Absatz drückt ein Stück Lebensgeschichte Wladimir Iljitschs aus.

Es war sehr hart, sich in dem Augenblick trennen zu müssen, als die „richtige“ Arbeit gerade erst beginnen sollte. Aber es kam einem gar nicht in den Sinn, daß Wladimir Iljitsch in Ufa bleiben könnte, wo es für ihn doch die Möglichkeit gab, näher bei Petersburg zu leben.

Wladimir Iljitsch ließ sich in Pskow[34] nieder, wohin später auch Potressow und L. N. Radtschenko mit ihren Kindern kamen. Wladimir Iljitsch erzählte einmal lachend, wie die kleinen

[32] Docha – sibirischer Pelz mit nach außen gekehrtem Haar, wird über einem anderen Pelz getragen.
[33] W. I. Lenin: Werke, Bd. 5, S. 538/539.
[34] Lenin kam am 10. März (26. Februar) 1900 in Pskow an. *Anm. d. russ. Red.*

Mädchen Radtschenkos, Shenjurka und Ljuda, ihn und Potressow nachahmten. Die Arme auf dem Rücken verschränkt, gingen sie nebeneinander im Zimmer auf und ab, wobei eine immer „Bernstein“ sagte und die andere „Kautsky“ antwortete.

Während seines Aufenthalts in Pskow knüpfte Wladimir Iljitsch eifrig die Fäden der Organisation, die die zukünftige, im Ausland erscheinende allgemeine russische Zeitung mit Rußland, mit der Arbeit in Rußland verknüpfen sollten. Er kam mit Babuschkin und einer ganzen Anzahl anderer Personen zusammen.

Ich richtete mich allmählich in Ufa ein, besorgte mir Übersetzungen und Schüler.

Kurz vor meiner Ankunft in Ufa hatte sich ein Zwist unter den Verbannten abgespielt, der die dortigen Sozialdemokraten in zwei Lager spaltete. Zu dem einen gehörten Krochmal, Zjurupa, Swiderski, zum anderen die Brüder Plaksin, Salty-[54]kow und Kwjatkowski. Tschatschina und Aptekman standen außerhalb der Gruppen und unterhielten Beziehungen zu beiden. Mir stand die erste Gruppe näher, und ich begann bald mit ihr zusammenzuarbeiten Sie leistete einige Arbeit und umfaßte überhaupt den aktivsten Teil der Genossen. Sie stand in Verbindung mit den Eisenbahnwerkstätten Dort bestand ein Zirkel aus zwölf sozialdemokratischen Arbeitern. Der aktivste unter ihnen war der Arbeiter Jakutow. Er kam häufig zu mir, um sich Bücher zu leihen und sich auszusprechen. Er suchte lange nach einer populären Darstellung der Marxschen Lehre, kam aber, als er sie bekommen hatte, nicht dazu, sie durchzulesen. „Ich habe niemals Zeit“, klagte er, „dauernd kommen die Bauern mit ihren Angelegenheiten zu mir. Mit jedem muß man sich aussprechen, damit er nicht schlecht von sich denkt. So hat man für sich gar keine Zeit.“ Er erzählte, auch seine Frau Natascha sei eine Sympathisierende; sie hätten beide keine Angst vor der Verbannung; sie würden schon nicht zugrunde gehen; sie würden überall von ihrer Hände Arbeit leben können. Er war ein Meister konspirativer Arbeit. Nichts war ihm so zuwider wie Geschwätz, Prahlerei und große Worte. Er hatte den Grundsatz, alles gründlich zu machen, ohne Aufsehen, aber für die Dauer.

Jakutow war 1905 Vorsitzender der Republik, die sich in Ufa gebildet hatte, und wurde später, in den Jahren der Reaktion, im Gefängnis von Ufa gehenkt. Während er auf dem Gefängnishof starb, sang das ganze Gefängnis. In allen Zellen wurde gesungen und gelobt, seinen Tod niemals zu vergessen und nie zu verzeihen.

Ich unterrichtete auch noch einen jungen Metallarbeiter aus einem kleinen Betrieb; er erzählte mir vom Leben der dortigen Arbeiter. Er war ein sehr impulsiver und nervöser Mensch. Später hörte ich, daß er zu den Sozialrevolutionären übergetreten und im Gefängnis wahnsinnig geworden sei.

Auch ein tuberkulöser Buchbinder namens Krylow kam häufig zu mir. Er stellte mit großer Sorgfalt doppelte Einbanddecken her, in denen man illegale Manuskripte verstek-[55]ken konnte, und klebte Manuskripte zu Einbanddecken zusammen. Er erzählte häufig von der Arbeit der ortsansässigen Buchdrucker.

Auf Grund dieser Berichte wurden später Korrespondenzen für die „Iskra“ zusammengestellt.

Außer in Ufa selbst wurde auch in den Betrieben der Umgegend gearbeitet. In dem Betrieb Ust-Katawsk gab es eine sozialdemokratische Arztgehilfin, die dort unter den Arbeitern tätig war und populäre illegale Literatur verbreitete. An Literatur mangelte es uns sehr.

In den Betrieben gab es auch einige sozialdemokratische Studenten, die dort praktizierten. Unsere Organisation in Ufa unterhielt einen Illegalen in Jekaterinburg, den Arbeiter Masanow, der aus Turuchansk zurückgekehrt war, wohin er zusammen mit Martow verbannt worden war. Aber die Arbeit klappte bei ihm nicht recht.

Ufa war das Zentrum des Gouvernements. Die Verbannten aus Sterlitamak, Birsk und anderen Kreisstädten bemühten sich dauernd um die Erlaubnis, nach Ufa reisen zu dürfen.

Zudem lag Ufa unmittelbar auf der Reiseroute von Sibirien nach Rußland. Die Genossen, die aus der Verbannung zurückkehrten, kamen nach Ufa, um sich über die weitere Arbeit zu verständigen. Unter anderen kamen Martow, dem es nicht gleich gelungen war, aus Turuchansk wegzukommen, G. I. Okulowa und Panin. Aus Astrachan kam illegal Djadenka (L. M. Knipowitsch), aus Samara kamen Rumjanzew und Portugalow.

Martow ließ sich in Poltawa nieder. Wir standen mit ihm in Verbindung und hofften, durch ihn Literatur zu bekommen.

Die Literatur kam, soviel mir erinnerlich ist, eine Woche nach meiner Abreise aus Ufa an, und Kwjatkowski, der sie abholte, bezahlte diese unterwegs aus den Fugen gegangene Kiste mit fünf Jahren Sibirien. Eigentlich hatte er sich gar nicht an der Arbeit beteiligt und nur deshalb die Abholung der Kiste übernommen, weil sie an eine Bierbrauerei adressiert war und er der Tochter des Besitzers Stunden erteilte.

[56] Auch Narodowolzen gab es in Ufa: Leonowitsch und später Borosditsch.

Vor der Abreise ins Ausland wäre Wladimir Iljitsch beinahe gefaßt worden. Er kam mit Martow aus Pskow nach Petersburg. Die Polizei kam ihnen auf die Spur und verhaftete sie. Wladimir Iljitsch trug in der Weste 2.000 Rubel, die er von „Tante“ (A. M. Kalmykowa) erhalten hatte, und Notizen über die Verbindungen im Ausland. Die Notizen waren mit unsichtbarer Tinte auf ein Stück Briefpapier geschrieben, auf das zum Schein noch etwas Nebensächliches, irgendeine Rechnung, mit gewöhnlicher Tinte geschrieben war. Wenn die Gendarmen darauf verfallen wären, den Zettel anzuwärmen, so wäre es Wladimir Iljitsch nicht gelungen, eine gesamtrussische Zeitung im Ausland zu organisieren. Aber er hatte Glück und wurde nach zehn Tagen wieder auf freien Fuß gesetzt.

Er kam noch einmal nach Ufa, um sich von mir zu verabschieden. Er erzählte, was er inzwischen erreicht hatte und mit wem er zusammengekommen war. Selbstverständlich wurden anläßlich der Ankunft Wladimir Iljitschs eine Reihe von Versammlungen veranstaltet. Ich erinnere mich, daß Wladimir Iljitsch außer sich geriet, als sich herausstellte, daß Leonowitsch, der sich für einen Narodowolzen hielt, die Gruppe „Befreiung der Arbeit“ nicht einmal dem Namen nach kannte. „Wie kann ein Revolutionär so etwas nicht wissen! Wie kann er die Partei, in der er arbeiten soll, bewußt wählen, wenn er nicht einmal die Schriften der Gruppe ‚Befreiung der Arbeit‘ kennt und studiert hat!“

Wladimir Iljitsch blieb damals etwa eine Woche lang in Ufa.

Aus dem Ausland schrieb er mir meist in Büchern, die an verschiedene Personen gesandt wurden. Die Organisierung der Zeitung ging im allgemeinen nicht so rasch vorwärts, wie Wladimir Iljitsch es wünschte. Die Verständigung mit Plechanow machte Schwierigkeiten und Wladimir Iljitschs Briefe waren kurz und verdrossen; oft hieß es am Schluß: „Ich er-[57]zähle es Dir, wenn Du kommst“, „über den Konflikt mit Plechanow habe ich ausführliche Notizen für Dich gemacht“ usw.

Ich konnte kaum das Ende der Verbannung abwarten. Auch bekam ich lange Zeit gar keine Briefe von Wladimir Iljitsch.

Ich beabsichtigte, nach Astrachan zu Djadenka (L. M. Knipowitsch) zu fahren, unterließ es aber in der Eile.

Ich suchte mit Mama die Mutter Wladimir Iljitschs, Maria Alexandrowna, auf. Sie wohnte damals allein in Moskau. Maria Iljinitschna saß im Gefängnis, Anna Iljinitschna war im Ausland.

Ich hatte Maria Alexandrowna sehr gern, sie war immer so feinfühlend und aufmerksam. Wladimir Iljitsch liebte seine Mutter sehr. „Sie hat eine ungeheure Willenskraft“, sagte er einmal zu mir, „wenn das mit dem Bruder passiert wäre, als der Vater noch lebte, so weiß ich gar nicht, was geschehen wäre.“

Seine Willenskraft hat Wladimir Iljitsch von der Mutter geerbt, auch sein Feingefühl und sein Verständnis für Menschen hatte er von ihr.

Als wir im Ausland lebten, versuchte ich, ihr unser Leben möglichst lebendig zu schildern, damit sie das Gefühl habe, er lebe in ihrer Nähe. Als Wladimir Iljitsch 1897 in der Verbannung lebte, war einmal in den Zeitungen die Todesanzeige einer in Moskau verstorbenen Maria Alexandrowna Uljanowa zu lesen. Oskar erzählte darüber: „Einmal komme ich zu Wladimir Iljitsch. Er ist kreideweiß im Gesicht und sagt: ‚Meine Mutter ist gestorben.'" Es stellte sich heraus, daß es die Todesanzeige einer anderen M. A. Uljanowa war.

Viel Kummer ist Maria Alexandrowna zuteil geworden: die Hinrichtung des ältesten Sohnes, der Tod ihrer Tochter Olga, die endlosen Verhaftungen ihrer anderen Kinder.

Als Wladimir Iljitsch im Jahre 1895 erkrankte, kam sie sofort zu ihm, bereitete das Essen für ihn und pflegte ihn gesund. Wurde er verhaftet, so war sie wieder auf dem Posten, saß stundenlang in dem halbdunklen Warteraum des Unter-[58]suchungsgefängnisses, ging zu den Besuchszeiten hin und richtete Bestellungen aus. Und nur ihr Kopf zitterte kaum merklich.

Ich versprach ihr, Wladimir Iljitsch zu behüten, und habe ihn doch nicht behüten können ...

Von Moskau aus brachte ich meine Mutter nach Petersburg, richtete sie dort ein und reiste selbst ins Ausland ab. Ich fuhr so richtig auf Schildbürgerart. Ich begab mich nach Prag in der Annahme, daß Wladimir Iljitsch sich unter dem Namen Modráček dort aufhalte.

Ich hatte telegrafiert. Als ich in Prag ankam, war niemand an der Bahn. Ich wartete eine Weile, mietete dann in großer Verlegenheit eine Droschke – der Kutscher hatte einen Zylinder auf –, ließ meine Körbe aufladen, und los ging's. Wir kommen in ein Arbeiterviertel, in eine schmale Gasse, vor eine riesige Mietskaserne, in deren Fenstern eine Unmenge Bettzeug zum Lüften ausgelegt ist ...

Ich laufe zur vierten Etage hinauf. Eine blonde Tschechin öffnet mir. „Herr Modráček", stoße ich hervor Ein Arbeiter kommt heraus und sagt: „Ich bin Modráček." „Nein", murmele ich bestürzt, „das ist mein Mann." „Ach, Sie sind wahrscheinlich die Frau von Herrn Rittmeyer", begreift Modráček endlich, „er wohnt in München, hat Ihnen aber durch mich Briefe und Bücher nach Ufa geschickt." Modráček widmete mir einen ganzen Tag. Ich erzählte ihm von der russischen Bewegung und er mir von der österreichischen. Seine Frau zeigte mir ihre gehäkelten Spitzen und fütterte mich mit tschechischen Knödeln.

Als ich nach München kam[35] – ich trug noch meinen warmen Pelz, während dort alles schon ohne Mantel ging –, gab ich, gewitzigt durch die Erfahrung, meine Körbe zur Aufbewahrung auf dem Bahnhof ab und fuhr mit der Straßenbahn zu Rittmeyers. Ich fand auch das Haus. Die betreffende Wohnung stellte sich als eine Bierstube heraus.

[59] Ich gehe an den Schanktisch heran, hinter dem ein dicker Bayer steht, und frage schüchtern nach Herrn Rittmeyer, in der Vorahnung, daß es wieder nicht das Richtige ist. „Das bin ich", antwortete der Wirt. „Nein", lalle ich völlig niedergeschlagen, „das ist mein Mann."

Und wir stehen uns einen Augenblick blöde gegenüber. Schließlich kommt die Frau Rittmeyers, schaut mich an und begreift: „Ach, das ist wahrscheinlich die Frau von Herrn Meyer, er erwartet seine Frau aus Sibirien. Na, da kommen Sie mal mit."

Ich folge der Frau Rittmeyer auf den Hinterhof des großen Hauses, in irgendeine unbewohnte Wohnung. Die Tür geht auf. Am Tisch sitzen: Wladimir Iljitsch, Martow und Anna Iljinitschna. Ich vergaß mich bei der Wirtin zu bedanken und fing an zu schimpfen: „Warum in aller Welt hast du denn nicht geschrieben, wo du steckst?"

---

[35] Nadeshda Krupskaja kam Mitte April 1901 nach München. *Anm. d. russ. Red.*

„Wieso nicht geschrieben? Ich ging ja dreimal täglich zur Bahn, um dich abzuholen. Woher kommst du denn?“ Später stellte sich heraus, daß der Mann, an den das Buch mit der Adresse gesandt worden war, das Buch zum Lesen behalten hatte.

Diese Art zu reisen war damals bei den Russen üblich: Schljapnikow reiste das erstemal nach Genua statt nach Genf, und Babuschkin wäre um ein Haar nach Amerika geraten statt nach London.

[60]

MÜNCHEN
1905–1902

Wladimir Iljitsch war ebenso wie Martow und Potressow mit legalem Paß ins Ausland gereist. In München beschlossen sie aber, mit fremden Pässen und abseits von der russischen Kolonie zu leben, um die aus Rußland eintreffenden Genossen nicht zu gefährden und illegale Literatur in Koffern, Briefen usw. leichter nach Rußland übersenden zu können.

Als ich nach München kam, lebte Wladimir Iljitsch bei dem bereits genannten Rittmeyer, ohne bei der Polizei gemeldet zu sein, und nannte sich Meyer. Rittmeyer war zwar Besitzer einer Gastwirtschaft, aber Sozialdemokrat, und gewährte Wladimir Iljitsch in seiner Wohnung Unterkunft. Wladimir Iljitsch hatte ein ärmliches Zimmerchen. Er lebte wie ein Junggeselle. Zu Mittag aß er bei einer Frau, die ihm dauernd Mehlspeisen vorsetzte. Den Tee trank er morgens und abends aus einem Blechbecher, den er selbst sorgfältig säuberte und an einem Nagel über dem Ausguß aufhängte.

Er sah besorgt aus. Es ging alles nicht so rasch, wie er wünschte. Außer Wladimir Iljitsch lebten damals noch Martow, Potressow und Wera Sassulitsch in München. Plechanow und Axelrod wollten die Zeitung unter ihrer unmittelbaren Leitung in der Schweiz erscheinen lassen. Sie, und in der ersten Zeit auch Wera Sassulitsch, maßen der „Iskra“[36] keine [61] besondere Bedeutung bei und unterschätzten die organisatorische Rolle, die sie spielen konnte und auch wirklich gespielt hat. Sie interessierten sich viel mehr für die „Sarja“[37].

„Eure dumme ‚Iskra‘“, nannte sie Wera Iwanowna[38] anfangs scherzhaft. Das war zwar nur im Scherz gesagt, aber es drückte sich darin doch eine gewisse Unterschätzung des ganzen Unternehmens aus. Wladimir Iljitsch hielt es für notwendig, daß die „Iskra“ abseits vom Emigrantenzentrum und geheim bleibe, was für den Verkehr mit Rußland, für die Korrespondenz, für die Reisen von ungeheurer Bedeutung war. Die Alten neigten dazu, darin eine gewisse Unlust zu erblicken, die Zeitung nach der Schweiz zu verlegen, eine Unlust, sich ihrer Führung zu unterwerfen, den Wunsch, eine eigene Linie durchzuführen, und hatten es daher nicht besonders eilig, mitzuhelfen. Wladimir Iljitsch fühlte das alles, und es machte ihn ungeduldig. Der Gruppe „Befreiung der Arbeit“ brachte er ein ganz besonderes Gefühl entgegen. Nicht nur Plechanow liebte er, auch von Axelrod und Sassulitsch war er geradezu begeistert. „Du wirst Wera Iwanowna ja sehen“, sagte Wladimir Iljitsch am Abend meiner Ankunft in München zu mir, „das ist ein kristallklarer Mensch.“ Ja, das war sie in der Tat.

Wera Iwanowna stand als einzige von der Gruppe „Befreiung der Arbeit“ der „Iskra“ nahe. Sie hielt sich mit uns in München und in London auf, teilte mit der Redaktion der „Iskra“ Leid und Freud, und die Nachrichten aus Rußland füllten ihr ganzes Leben aus.

„Die ‚Iskra‘ macht sich“, scherzte Wera Iwanowna, je mehr die „Iskra“ an Einfluß und Umfang zunahm.

Sie sprach oft über die langen, kalten Jahre der Emigration. Eine Emigration, wie sie die Gruppe „Befreiung der Arbeit“ durchgemacht hat, haben wir nicht gekannt. Wir stan-[62]den die ganze Zeit mit Rußland in engstem Kontakt, dauernd kamen zu uns Leute von dort. Wir waren im Ausland besser informiert über Rußland als in mancher russischen Provinzstadt. Wir lebten ausschließlich den Interessen der russischen Arbeit. Die Sache in Rußland ging vorwärts, die Arbeiterbewegung wuchs. Die Gruppe „Befreiung der Arbeit“ lebte dagegen losgelöst von Rußland, sie lebte im Ausland in den Jahren finsterer Reaktion. Ein Student, der aus Rußland

---

[36] „Iskra“ (Der Funke) – die erste gesamtrussische illegale marxistische Zeitung, die 1900 von Lenin gegründet wurde.

[37] „Sarja“ (Die Morgenröte) – von der Redaktion der „Iskra“ in den Jahren 1905 und 1902 in Stuttgart herausgegebene marxistische wissenschaftlich-politische Zeitschrift.

[38] Sassulitsch.

kam, war schon ein großes Ereignis. Aber man scheute sich, mit der Gruppe zu verkehren. Als Klasson und Korobko sie zu Beginn der neunziger Jahre besuchten, zitierte man sie gleich nach ihrer Rückkehr zur Gendarmerie und verlangte zu wissen, zu welchem Zweck sie zu Plechanow gereist waren. Die Bespitzelung war musterhaft organisiert.

Von allen Mitgliedern der Gruppe „Befreiung der Arbeit“ fühlte sich Wem Iwanowna am einsamsten. Plechanow und Axelrod hatten immerhin ihre Familien. Wera Iwanowna sprach so manches Mal von ihrer Einsamkeit: „Ich habe gar niemanden auf der Welt.“ Und dann verdeckte sie die Bitterkeit ihrer Gefühle gleich mit einem Scherz: „Ich weiß ja, ihr liebt mich, aber wenn ich sterbe, werdet ihr doch höchstens eine Tasse Tee weniger trinken.“

Ihre Sehnsucht nach einer Familie war groß – vielleicht deshalb, weil sie selbst in fremder Familie aufgewachsen und ein „Pflegekind“ gewesen war. Man mußte sehen, wie zärtlich sie mit dem blonden Söhnchen Dimkas (der Schwester P. G. Smidowitschs) umging. Sie betätigte sich sogar als Hausfrau und kaufte an den Tagen, als sie an der Reihe war, das Mittagessen für die Kommune zu kochen (in London lebten Wera Iwanowna, Martow und Alexejew in einer Kommune zusammen), sorgfältig die Lebensmittel ein. Übrigens hat selten jemand die Neigungen Wera Iwanownas für Haushalt und Familienleben bemerkt. Sie lebte ganz nihilistisch – kleidete sich nachlässig, rauchte unausgesetzt, in ihrem Zimmer herrschte eine wüste Unordnung, sie gestattete niemandem, es aufzuräumen. Sie ernährte sich ziemlich seltsam. Ich [63] weiß noch, wie sie einmal auf dem Petroleumkocher Fleisch für sich briet, mit einer Schere Stückchen davon abschnitt und sie verzehrte.

„Als ich in England lebte“, erzählte sie, „fiel es einmal englischen Damen ein, sich mit mir zu unterhalten. ‚Wie lange pflegen Sie Fleisch zu braten?‘ ‚Je nachdem‘, antwortete ich, ‚wenn ich hungrig bin, so brate ich es nur zehn Minuten, wenn nicht – drei Stunden.‘ Na, die haben nicht weiter gefragt.“

Wenn Wera Iwanowna schrieb, schloß sie sich in ihr Zimmer ein und genoß nur starken schwarzen Kaffee.

Wera Iwanowna hatte furchtbares Heimweh nach Rußland. Sie reiste 1899, glaube ich, illegal nach Rußland, nicht um dort zu arbeiten, sondern nur, um mal zu sehen, „wie der Bauer jetzt aussieht, was für eine Nase er jetzt hat“. Und als die „Iskra“ zu erscheinen begann, fühlte sie, daß das ein Stück Rußland war, und klammerte sich krampfhaft daran. Für sie bedeutete das Ausscheiden aus der „Iskra“ eine erneute Trennung von Rußland und ein Wiederversinken in dem erstickenden Sumpf der Emigration.

Darum war sie so empört, als auf dem II. Parteitag die Frage der Redaktionsbesetzung der „Iskra“ behandelt wurde. Für sie war das keine Frage der Eigenliebe, sondern eine Lebensfrage.

Im Jahre 1905 reiste sie nach Rußland und blieb dort.

Auf dem II. Parteitag trat Wera Iwanowna zum erstenmal in ihrem Leben gegen Plechanow auf. Mit Plechanow vereinigten sie lange Jahre gemeinsamen Kampfes. Sie hatte gesehen, welch bedeutende Rolle er gespielt hatte, als es galt, die revolutionäre Bewegung in die richtige Bahn zu lenken. Sie schätzte ihn als Begründer der russischen Sozialdemokratie. Sie schätzte seinen Verstand, seine glänzenden Fähigkeiten. Der geringste Widerspruch gegen Plechanow regte sie furchtbar auf. Aber in diesem Fall ging sie nicht mit Plechanow.

Plechanow hat ein tragisches Schicksal gehabt. Auf dem Gebiet der Theorie sind seine Verdienste der Arbeiterbewe-[64]gung gegenüber außerordentlich groß. Aber die Jahre der Emigration gingen nicht spurlos an ihm vorüber, sie haben ihn der russischen Wirklichkeit entfremdet. Die breite Massenbewegung des Proletariats entstand gerade in der Zeit, als er schon im Ausland war. Er kam wohl mit den Vertretern der verschiedenen Parteien, mit Schriftstellern und Studenten, ja sogar mit einzelnen Arbeitern in Berührung, aber die russische Arbeitermasse hatte er nicht gesehen, er hatte nicht mit ihr gearbeitet, hatte sie nicht erlebt. Manchmal kam

eine Mitteilung aus Rußland, die über die neuen Formen der Bewegung Aufschluß gab, die die Perspektiven der Bewegung erraten ließ. Wladimir Iljitsch, Martow und auch Wera Iwanowna lasen solche Mitteilungen immer wieder. Wladimir Iljitsch pflegte dann lange im Zimmer auf und ab zu gehen und konnte abends keinen Schlaf finden. Als wir nach Genf übersiedelten, versuchte ich, Plechanow diese Mitteilungen und Briefe zu zeigen, und es wunderte mich, wie er darauf reagierte. Es machte den Eindruck, als verlöre er den Boden unter den Füßen. Auf seinem Gesicht spiegelte sich Mißtrauen, und er kam auf diese Briefe und Mitteilungen mit keinem Wort mehr zurück.

Besonders mißtrauisch wurde er gegen die Briefe aus Rußland nach dem II. Parteitag.

Anfangs verletzte mich das sogar ein wenig, aber später erklärte ich es mir so: Er war schon lange aus Rußland weg und besaß nicht jenen Maßstab, den man durch die Erfahrung gewinnt und der es einem ermöglicht, das spezifische Gewicht jeder Mitteilung zu bestimmen und so manches zwischen den Zeilen zu lesen.

Häufig kamen Arbeiter zur „Iskra“ gereist. Jeder von ihnen wollte dann natürlich Plechanow sehen. Plechanow war aber viel schwerer zu erreichen als wir oder Martow; bekam ein Arbeiter Plechanow zu sehen, dann ging er mit gemischten Gefühlen von ihm weg. Er war von dem glänzenden Intellekt Plechanows, von seinen Kenntnissen, seinem Witz geblendet, aber nach dem Scheiden von Plechanow empfand er [65] gewissermaßen nur den riesigen Abstand zwischen diesem glänzenden Theoretiker und sich selbst; was ihn jedoch in seinem Innersten bewegte, was er gern hatte erzählen wollen, worüber er sich gern .beraten hätte – das hat er doch nicht aussprechen können.

Und wenn der Arbeiter gar mit Plechanow nicht einverstanden war und versuchte, seine eigene Meinung darzulegen, so wurde Plechanow gereizt: „Eure Eltern reichten noch nicht mit der Nase an dein Tisch, als ich bereits ...“

Mag das in den ersten Jahren der Emigration noch anders gewesen sein, um 1900 herum hatte Plechanow jedenfalls bereits die unmittelbare Fühlung mit Rußland verloren. Im Jahre 1905 ging er nicht nach Rußland.

Pawel Borissowitsch Axelrod übertraf Plechanow und Wera Sassulitsch bei weitem an organisatorischen Fähigkeiten. Er pflegte mehr die Verbindungen mit den ankommenden Genossen. Sie verbrachten die meiste Zeit bei ihm, bekamen dort zu essen und zu trinken. Pawel Borissowitsch fragte sie ausführlich über alles aus.

Er führte die Korrespondenz mit Rußland, denn er war mit den konspirativen Methoden dieser Verbindungen am besten vertraut. Man kann sich denken, wie sich ein russischer revolutionärer Organisator in den langen Jahren der Emigration in der Schweiz fühlen mußte. Pawel Borissowitsch hatte seine Arbeitsfähigkeit zu drei Viertel eingebüßt. Er fand nächtelang keinen Schlaf und schrieb manchmal monatelang mit außergewöhnlicher Anspannung an einem Artikel, ohne ihn beenden zu können. Es war fast unmöglich, seine Handschrift zu entziffern, so nervös schrieb er.

Die Handschrift Axelrods machte auf Iljitsch immer großen Eindruck. „In einen solchen Zustand kann man geraten“, sagte er mehr als einmal, „das ist doch einfach schrecklich.“ Häufig sprach er über Axelrods Schrift mit Doktor Kramer, der ihn während seiner letzten Krankheit behandelte. Als Wladimir Iljitsch im Jahre 1895 zum erstenmal ins Ausland fuhr, sprach er über organisatorische Fragen vor allem mit [66] Axelrod. Er erzählte mir viel von ihm, als ich nach München kam. Er fragte mich, was Axelrod täte, und wies auf seinen Namen in der Zeitung, als er selbst schon nicht mehr schreiben und kein Wort mehr sprechen konnte.

P. B. Axelrod regte sich besonders darüber auf, daß die „Iskra“ nicht in der Schweiz erscheinen und der Verkehr mit Rußland nicht über ihn gehen sollte. Deshalb trat er auf dem II. Parteitag mit solcher Erbitterung in der Frage des Dreierkollegiums auf. Die „Iskra“ würde ein

Organisationszentrum sein, und er sollte nicht zur Redaktion gehören! Und das gerade jetzt, da man auf dem II. Parteitag den Atem Rußlands stärker denn je verspürt hatte.

Als ich nach München kam, hielt sich dort von der Gruppe „Befreiung der Arbeit“ nur Wera Sassulitsch unter fremdem Namen mit bulgarischem Paß auf; sie nannte sich Welika Dmitrijewna.

Auch alle übrigen mußten mit bulgarischen Pässen leben. Vor meiner Ankunft lebte Wladimir Iljitsch einfach ohne Paß. Später besorgten wir uns den Paß eines Bulgaren Dr. Jordanoff, schrieben ihm eine Frau Mariza hinein und richteten uns in einem Zimmer ein, das wir durch eine Annonce bei einer Arbeiterfamilie fanden. Vor mir war Inna Germogenowna Smidowitsch-Lehmann die Sekretärin der „Iskra“. Sie lebte ebenfalls mit einem bulgarischen Paß und nannte sich Dimka. Wladimir Iljitsch hatte durchgesetzt – wie er mir erzählte –, daß ich, sobald ich komme, Sekretärin der „Iskra“ werden würde. Das bedeutete natürlich, daß die Beziehungen zu Rußland unter der engsten Kontrolle von Wladimir Iljitsch gepflegt werden sollten. Martow und Potressow hatten damals nichts dagegen, und die Gruppe „Befreiung der Arbeit“ hatte keinen eigenen Kandidaten und maß der „Iskra“ auch keine besondere Bedeutung bei. Wladimir Iljitsch war es etwas peinlich gewesen, dies zu tun, aber er hatte es im Interesse der Sache für notwendig gehalten. Es gab sofort eine Unmenge zu tun. Die Korrespondenz wurde folgendermaßen organisiert: die Briefe aus Rußland wurden nach ver-[67]schiedenen Städten Deutschlands an die Adressen von deutschen Genossen gesandt, und diese schickten sie an Dr. Lehmann, der uns alles übermittelte.

Kurz vorher hatte sich folgender Vorfall abgespielt: Es war in Rußland endlich gelungen, in Kischinjow eine Druckerei für Broschüren einzurichten, und der Leiter der Druckerei, Akim (Leon Goldman, der Bruder von Liber), sandte an Lehmanns Adresse ein Kissen mit darin eingenähten Exemplaren einer in Rußland erschienenen Broschüre. Der erstaunte Lehmann verweigerte auf der Post die Annahme des Kissens, aber als die Unsrigen davon erfuhren und Krach schlugen, nahm er es doch in Empfang und versprach, in Zukunft alles anzunehmen, was auf seinen Namen ankommt, und sollte es ein ganzer Eisenbahnzug sein.

Eine Möglichkeit, die „Iskra“ regelmäßig nach Rußland zu transportieren, gab es noch nicht. Die „Iskra“ wurde hauptsächlich in Koffern mit doppeltem Boden durch verschiedene Reisende transportiert, die diese Koffer in Rußland an einer verabredeten Stelle ablieferten.

Solche Stellen waren in Pskow bei Lepeschinskis, in Kiew und an anderen Orten eingerichtet. Die russischen Genossen packten die Literatur aus und gaben sie an die Organisation weiter. Zwei Letten, Rohlau und Skubikis, hatten gerade damit begonnen, den Transport zu organisieren.

All das kostete viel Zeit. Zeitraubend waren vor allem auch die verschiedenen Unterredungen, die zu nichts führten.

Ich weiß noch, wie wir einmal fast eine Woche lang mit einem Menschen unterhandelten, der eine Verbindung zu Schmugglern herstellen wollte. Zu diesem Zweck wollte er sich mit einem Fotoapparat, den wir ihm kaufen sollten, in der Nähe der Grenze aufhalten.

Wir standen im Briefwechsel mit den Vertrauensleuten der „Iskra“ in Berlin, Paris, in der Schweiz und in Belgien. Sie halfen, soviel sie konnten, und machten Leute ausfindig, die bereit waren, die Koffer mitzunehmen. besorgten Geld, Verbindungen, Adressen usw.

[68] Im Oktober 1901 bildete sich aus den sympathisierenden Gruppen die sogenannte „Auslandsliga der russischen revolutionären Sozialdemokratie“.

Die Verbindungen mit Rußland wurden sehr bald ausgebaut. Einer der aktivsten Korrespondenten der „Iskra“ war der Petersburger Arbeiter Babuschkin, mit dem Wladimir Iljitsch vor seiner Abreise ins Ausland zusammengekommen war und sich über die Korrespondenz

verständigt hatte. Babuschkin sandte eine Menge Korrespondenzen ein: aus Orechowo-Sujewo, aus Wladimir, aus Gus-Chrustalny, aus Iwanowo-Wosnessensk, Kochma und Kineschma.

Er bereiste diese Ortschaften dauernd und festigte die Verbindungen mit ihnen. Auch aus Moskau, aus Petersburg, aus dem Ural und dem Süden schrieb man uns. Wir standen in Briefwechsel mit dem Nordbund[39]. Bald traf auch ein Vertreter des Nordbundes namens Noskow aus Iwanowo-Wosnessensk ein. Man kann sich schwerlich einen typischeren Russen vorstellen: ein blonder Jüngling mit blauen Augen, der sich etwas gebückt hielt und das „O“ ganz tief, fast wie ein „U“ aussprach. Mit einem kleinen Bündel als einzigem Reisegepäck kam er ins Ausland, um alles zu besprechen. Sein Onkel, ein kleiner Fabrikant aus Iwanowo-Wosnessensk, hatte ihm das Reisegeld dazu gegeben, nur um diesen unruhigen Neffen loszuwerden, der das eine Mal ins Gefängnis gesetzt und bei dem das andere Mal eine Haussuchung vorgenommen wurde. Boris Nikolajewitsch (dies war nur sein Deckname, er hieß eigentlich Wladimir Alexandrowitsch) war ein guter Praktiker. Ich kannte ihn schon von Ufa her, als er sich dort auf der Durchreise nach Jekaterinburg aufhielt. Ins Ausland kam er, um „Verbindungen zu sammeln“. Das [69] war nämlich sein Beruf. Ich weiß noch, wie er in unserer engen Münchner Küche auf dem Herd saß und uns mit leuchtenden Augen von der Arbeit des Nordbundes erzählte. Er begeisterte sich dabei ungeheuer. Und Wladimir Iljitsch goß mit seinen Fragen nur noch 01 ins Feuer. Boris legte sich während seines Aufenthalts im Ausland ein Heft an, in das er sorgfältig alle Verbindungen eintrug: wo sich jemand aufhält, was er tut, wodurch er nützlich sein kann usw. Später überließ er uns diese Verbindungen. Er war eine eigenartige Mischung von Poet und Organisator. Er idealisierte die Menschen und die Arbeit zu sehr und besaß nicht die Fähigkeit, der Wirklichkeit furchtlos ins Auge zu sehen. Nach dem II. Parteitag wurde er ein Versöhnler und verschwand dann ganz von der politischen Bühne. Er starb in den Jahren der Reaktion.

Es suchten uns auch noch andere Leute in München auf. Vor meiner Ankunft war Struve in München gewesen. Das Verhältnis zu ihm stand damals bereits vor dem Abbruch. Er schwenkte gerade von den Sozialdemokraten zu den Liberalen über. Bei seinem letzten Aufenthalt war es zu heftigen Auseinandersetzungen mit ihm gekommen. Wera Iwanowna gab ihm den Spitznamen „beschlagenes Kalb“. Wladimir Iljitsch und Plechanow gaben ihn auf. Wera Iwanowna hielt ihn noch nicht für verloren. Sie und Potressow wurden deshalb scherzhaft die „Struve-freundliche Partei“[40] genannt.

Zum zweitenmal kam Struve nach München, als ich schon dort war. Wladimir Iljitsch lehnte es ab, ihn zu empfangen. Ich ging in die Wohnung von Wem Iwanowna, um mich mit Struve zu treffen. Es war eine sehr deprimierende Zusammenkunft, sie erinnerte an eine Szene aus Dostojewski. Struve war furchtbar beleidigt. Er beklagte sich, daß man ihn für einen Renegaten halte und ähnliches, und verspottete sich selbst. Ich weiß jetzt schon nicht mehr, was er alles geredet hat, ich erinnere mich nur des peinlichen Gefühls, mit dem ich von dieser Zusammenkunft wegging. Es war klar: er war [70] ein fremder, der Partei feindlicher Mensch geworden. Wladimir Iljitsch hatte recht gehabt. Später schickte uns Nina Alexandrowna, Struves Frau, durch jemand einen Gruß und eine Schachtel Konfekt. Sie war machtlos und verstand wohl auch nicht, wohin Struve steuerte. Er selbst wußte es sehr wohl.

Nach meiner Ankunft zogen wir zu einer deutschen Arbeiterfamilie. Die Familie war recht groß, sie bestand aus sechs Personen. Sie hatten nur eine Küche und eine kleine Kammer. Aber es herrschte überall peinliche Sauberkeit, die Kinder waren sehr sauber und gut erzogen. Ich beschloß, Wladimir Iljitsch mit häuslicher Kost zu versorgen, und begann selber zu kochen. Ich kochte in der Küche der Wirtsleute, mußte aber alles in unserem Zimmer zubereiten. Ich

[39] Der Nordbund der SDAPR vereinigte die sozialdemokratischen Organisationen der Gouvernements Wladimir, Jaroslawl und Kostroma (später auch Twer). Dem Bund, der 1900 entstand, gehörten Warenzowa, Noskow, Ljubimow, Karpow und andere an: Im Sommer 1902 wurde der Bund von der zaristischen Polizei zerschlagen. *Anm. d. russ. Red.*

[40] „Struve-freundliche Partei“ bei Nadeshda Krupskaja deutsch.

bemühte mich, dabei sowenig Geräusch wie möglich zu verursachen, denn Wladimir Iljitsch schrieb damals schon an seiner Broschüre „Was tun?“. Wenn er etwas schrieb, ging er gewöhnlich mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab und sprach leise vor sich hin, was er schreiben wollte. Ich hatte mich damals schon seiner Art zu arbeiten angepaßt. Wenn er schrieb, redete ich gar nicht mit ihm und stellte ihm keinerlei Fragen. Nachher, auf dem Spaziergang, erzählte er, worüber er gerade schrieb und nachdachte. Das wurde ihm ebenso zum Bedürfnis, wie sich einen Artikel leise vorzusprechen, bevor er ihn zu Papier brachte. Oft machten wir Ausflüge in die Umgebung Münchens, meist in entlegene Orte, wo es weniger Menschen gab.

Nach einem Monat bezogen wir eine eigene Wohnung in einem der zahlreichen großen Neubauten in der Münchner Vorstadt Schwabing, schafften uns „Mobiliar“ an (das wir bei der Abreise für insgesamt 12 Mark wieder verkauften) und lebten wieder auf unsere Art.

Mittags nach dem Essen kamen Martow und auch andere zur sogenannten Redaktionssitzung zu uns. Martow pflegte ununterbrochen zu reden und dauernd von einem Thema aufs andere überzuspringen Er las ungeheuer viel, erfuhr stets irgendwoher einen Haufen Neuigkeiten und kannte alles und [71] jedes. „Martow ist der typische Journalist“, sagte Wladimir Iljitsch von ihm verschiedentlich, „er ist außerordentlich begabt, faßt alles rasch auf, ist äußerst sensibel, nimmt aber alles auf die leichte Schulter.“ Für die „Iskra“ war Martow geradezu unentbehrlich. Wladimir Iljitsch ermüdeten diese täglichen fünf- bis sechsstündigen Gespräche sehr; sie machten ihn ganz krank und arbeitsunfähig. Einmal veranlaßte er mich, zu Martow zu gehen und ihn zu bitten, nicht mehr zu uns zu kommen. Es wurde vereinbart, daß ich von da ab zu Martow gehen sollte, um ihm über die eingegangene Post zu berichten und alles mit ihm zu besprechen. Aber daraus wurde nichts. Nach zwei Tagen war wieder alles beim alten. Martow konnte ohne diese Gespräche einfach nicht leben. Von uns pflegte er mit Wera Iwanowna, Dimka und Blumenfeld[41] in ein Café zu gehen, wo sie noch stundenlang saßen.

Später, als sich Dan mit Frau und Kindern in München niederließ, brachte Martow ganze Tage bei ihnen zu.

Im Oktober fuhren wir von München nach Zürich, um uns mit dem „Rabotscheje Delo“[42] zu vereinigen. Die Einigung kam jedoch nicht zustande. Akimow, Kritschewski und andere redeten schließlich von den unmöglichsten Dingen. Martow regte sich bei seiner Rede gegen die Vertreter des „Rabotscheje Delo“ schrecklich auf. Er riß sich dabei den Schlips herunter. Ich hatte ihn noch nie so fassungslos gesehen. Plechanow sprühte vor Witz. Es wurde eine Resolution gefaßt, daß die Verschmelzung unmöglich sei. Dan brachte sie auf der Konferenz mit hölzerner Stimme zur Verlesung. „Päpstlicher Nuntius“, warfen ihm die Gegner an den Kopf.

[72] Diese Trennung ging fast schmerzlos vorüber. Martow und Lenin hatten mit dem „Rabotscheje Delo“ nicht zusammengearbeitet. Eine eigentliche Trennung war gar nicht erst nötig, weil keine gemeinsame Arbeit vorausgegangen war. Plechanow war bei bester Laune, er war vergnügt und gesprächig: der Gegner, der ihm so viel zu schaffen gemacht hatte, war völlig erledigt.

Wir wohnten alle im gleichen Hotel, aßen gemeinsam, und die Zeit verlief besonders angenehm.

Nur manchmal machte sich der Unterschied der Auffassungen in einigen Fragen leicht bemerkbar.

Ein Gespräch ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. Es war im Café: Neben unserem Zimmer war ein Turnsaal, in dem gerade eine Fechtübung stattfand. Mit Schilden gewappnete

---

[41] Blumenfeld war der Setzer der „Iskra“ in deutschen sozialdemokratischen Druckereien in Leipzig, später in München. Er war ein sehr tüchtiger Setzer und ein guter Genosse. Er war mit ganzem Herzen bei der Sache. Er hatte Wera Iwanowna sehr gern und sorgte ständig für sie. Mit Plechanow konnte er sich nicht vertragen. *N. K.*

[42] „Rabotscheje Delo“ (Arbeitersache) – Zeitschrift der „Ökonomisten“, unregelmäßig erscheinendes Organ des „Auslandsbundes russischer Sozialdemokraten“; es wurde von April 1899 bis Februar 1902 in Genf herausgegeben.

Arbeitersportler fochten miteinander und kreuzten ihre Pappschwerter. Plechanow lachte dazu: „Genauso werden wir in der zukünftigen Gesellschaftsordnung einmal fechten.“ Auf dem Heimweg ging ich mit Axelrod, und er entwickelte den von Plechanow angeschnittenen Gedanken weiter: „In der Gesellschaftsordnung der Zukunft wird es zum Sterben langweilig sein, es wird ja überhaupt keinen Kampf mehr geben.“

Ich war damals noch sehr schüchtern und entgegnete nichts, aber ich erinnere mich, daß ich über dieses Urteil recht verwundert war.

Nach der Rückkehr aus Zürich schrieb Wladimir Iljitsch seine Broschüre „Was tun?“ zu Ende. Später haben die Menschewiki diese Schrift heftig angegriffen, aber damals waren alle von ihr hingerissen, ganz besonders diejenigen, die der Arbeit in Rußland näherstanden. Die Broschüre war ein einziger leidenschaftlicher Appell, sich zu organisieren. Sie entwarf einen breit angelegten Organisationsplan, in dem jeder seinen Platz finden, in dem jeder ein Rädchen des revolutionären Mechanismus werden konnte, ein Rädchen, ohne das, so geringfügig es an sich sein mochte, der ganze Mechanismus nicht zu arbeiten imstande war. Die Broschüre rief dazu auf, [73] in hartnäckiger, unermüdlicher Arbeit ein Fundament zu schaffen, das notwendig war, damit die Partei in den damaligen russischen Verhältnissen nicht nur als Begriff, sondern als Realität existieren konnte. Ein Sozialdemokrat darf keine noch so langwierige Arbeit scheuen, er muß unermüdlich arbeiten, „*zu allem* bereit sein, angefangen damit“, daß er „die Ehre, das Ansehen und die Kontinuität der Partei in der Zeit der größten revolutionären ‚Depression‘ rettet, bis zu dem Moment, da sie den *allgemeinen bewaffneten Volksaufstand* vorbereitet, ansetzt und durchführt“[43], schrieb Wladimir Iljitsch.

Seit der Abfassung dieser Broschüre sind siebenundzwanzig Jahre verflossen. Und was für siebenundzwanzig Jahre! Alle Arbeitsbedingungen haben sich für die Partei von Grund auf geändert. Ganz neue Aufgaben sind der Arbeiterbewegung erwachsen. Aber auch heute noch packt einen das revolutionäre Pathos dieser Broschüre. Und noch heute muß jeder diese Broschüre studieren, der nicht nur mit Worten, sondern durch die Tat Leninist sein will.

Waren die „Volksfreunde“ von ungeheurer Bedeutung für die allgemeine Bestimmung des Weges, den die revolutionäre Bewegung gehen mußte, so enthielt „Was tun?“ im Umriß den Plan einer großzügigen revolutionären Arbeit und gab bereits konkret an, was zu tun war.

Es lag auf der Hand: der Parteitag war noch verfrüht. Es gab noch keine Voraussetzungen dafür, daß er nicht ebenso in der Luft hängenblieb wie der I. Parteitag. Es bedurfte dazu noch einer längeren Vorbereitungsarbeit. Deshalb wurde auch der Versuch des „Bund“, einen Parteitag in Bialystok einzuberufen, von niemand ernst genommen. Von der „Iskra“-Gruppe war Dan hingefahren und besorgte gleichzeitig einen Koffer, zwischen dessen Wänden zahlreiche Exemplare der Broschüre „Was tun?“ verborgen waren. Aus dem Parteitag von Białystok wurde nur eine Konferenz.

Wladimir Iljitsch interessierte sich besonders für die Mei-[74]nung der Arbeiter über seine Broschüre. So schrieb er am 16. Juli 1902 an Iwan Iwanowitsch Radtschenko: „Ihre Mitteilung über Ihre Aussprache mit Arbeitern hat mich sehr gefreut. Selten kommt es vor, daß wir Briefe bekommen, die in solchem Maße unseren Mut heben. Richten Sie das unbedingt Ihren Arbeitern aus, und ebenso unsere Bitte, sie mögen uns selbst schreiben, und zwar *nicht nur für die Zeitung*, sondern auch zum Gedankenaustausch und um die Verbindung miteinander und das Verständnis füreinander nicht zu verlieren. Mich persönlich interessiert dabei besonders, wie sich die Arbeiter zu ‚Was tun?‘ verhalten. Äußerungen von Arbeitern habe ich noch nicht erhalten.“[44]

Die „Iskra“ arbeitete mit Hochdruck. Ihr Einfluß wuchs. Für den Parteitag wurde ein Parteiprogramm vorbereitet. Zu seiner Beratung kamen Plechanow und Axelrod nach München.

[43] W. I. Lenin: Werke, Bd. 5, S. 535.
[44] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 36, S. 80, russ. [LW Bd. 6, S. 168]

Plechanow griff einige Stellen des von Lenin verfaßten Programmentwurfs an. Wera Iwanowna war nicht in allem mit Lenin einverstanden, aber sie stimmte auch mit Plechanow nicht restlos überein. Axelrod pflichtete in manchem Lenin bei. Es herrschte eine niederdrückende Atmosphäre. Wera Iwanowna machte Ansätze, Plechanow entgegenzutreten, aber dieser setzte ein unnahbares Gesicht auf und schaute sie mit verschränkten Armen so an, daß Wera Iwanowna ganz verwirrt wurde. Es kam zur Abstimmung. Vor der Abstimmung erklärte Axelrod, der in der betreffenden Frage mit Lenin einverstanden war, er habe Kopfschmerzen und müsse etwas spazierengehen.

Wladimir Iljitsch regte sich fürchterlich auf: So dürfe man unter keinen Umständen arbeiten. Sei das etwa eine sachliche Aussprache?

Die Notwendigkeit, die Arbeit auf eine sachliche Grundlage zu stellen, erstand in ihrer ganzen Größe: Es durfte sich kein persönliches Element einschleichen; es durften nicht Launen oder die im Lauf der Zeit entstandenen persönlichen Beziehungen die Beschlüsse beeinflussen.

[75] Wladimir Iljitsch ging jeder Streit mit Plechanow sehr nahe. Er fand keinen Schlaf mehr und wurde nervös. Plechanow aber war ärgerlich und pikiert.

Als Plechanow den Artikel Wladimir Iljitschs für die vierte Nummer der „Sarja“ gelesen hatte, gab er ihn an Wera Iwanowna mit Randbemerkungen zurück, in denen sich sein ganzer Groll entladen hatte. Wladimir Iljitsch bekam die Glossen zu Gesicht und geriet ganz aus dem Geleise.

Zu der Zeit stellte es sich als unmöglich heraus, die „Iskra“ weiterhin in München zu drucken. Der Inhaber der Druckerei wollte das Risiko nicht länger tragen. Wir mußten übersiedeln. Aber wohin? Plechanow und Axelrod waren für die Schweiz. Die andern stimmten unter dem Eindruck der Atmosphäre, die bei der Programmbesprechung geherrscht hatte, für London.

Diese Münchner Zeit blieb uns stets in angenehmer Erinnerung. Die darauffolgenden Jahre der Emigration waren für uns viel härter. In den Münchner Jahren waren die persönlichen Beziehungen zwischen Wladimir Iljitsch, Martow, Potressow und Wera Sassulitsch noch nicht durch wesentliche Differenzen beeinträchtigt. Alle richteten ihre Kräfte auf das eine gemeinsame Ziel – die Herausgabe einer gesamtrussischen Zeitung. In der Arbeit für die „Iskra“ schlossen sich die Kräfte zusammen. Alle spürten das Wachstum der Organisation, alle waren von dem Bewußtsein durchdrungen, daß der richtige Weg zur Schaffung der Partei gefunden war.

Nur so ist die harmlose Fröhlichkeit zu erklären, mit der wir uns auf dem Karneval amüsierten, und jene übermütige Laune, die allerseits auf der Reise nach Zürich herrschte.

Das lokale Leben fesselte unsere Aufmerksamkeit nur wenig. Wir nahmen nur als Beobachter daran teil. Wir gingen zwar auch manchmal in Versammlungen, aber sie waren im allgemeinen wenig interessant. Ich erinnere mich an eine Maifeier. In jenem Jahr war es der deutschen Sozialdemokratie zum erstenmal gestattet worden, einen Umzug zu veranstalten, aber nur unter der Bedingung, daß man Ansammlungen [76] innerhalb der Stadt vermeide und die Feier außerhalb veranstalte.

Und nun zogen die deutschen Sozialdemokraten in ziemlich großen Kolonnen, mit Kind und Kegel und mit den üblichen Rettichen in der Tasche, schweigend im Eilmarsch durch die Stadt, um später in einem Vorortrestaurant Bier zu trinken. Es gab keinerlei Fahnen oder Plakate. An eine Demonstration aus Anlaß des Weltfeiertages der Arbeiterklasse erinnerte diese „Maifeier“[45] in keiner Weise.

In das Vorortrestaurant, das die Prozession aufsuchte, gingen wir nicht mit. Wir blieben zurück und schlenderten nach alter Gewohnheit durch die Straßen Münchens, um das Gefühl der

[45] „Maifeier“ bei Nadeshda Krupskaja deutsch.

Enttäuschung zu betäuben, das unwillkürlich unser Herz bedrückte: Wir hatten an einer kampfesfreudigen Demonstration teilnehmen wollen und nicht an einer Demonstration mit polizeilicher Genehmigung.

Da wir uns streng konspirativ verhielten, hatten wir mit deutschen Genossen überhaupt keinen Verkehr. Nur mit Parvus kamen wir zusammen, der mit seiner Frau und seinem Söhnchen nicht weit von uns in Schwabing wohnte. Einmal weilte Rosa Luxemburg bei ihm zu Besuch, und Wladimir Iljitsch kam bei Parvus mit ihr zusammen. Parvus vertrat damals einen sehr linken Standpunkt, war Mitarbeiter der „Iskra“ und interessierte sich für die russische Bewegung.

Nach London fuhren wir über Lüttich. Dort wohnten alte Bekannte von mir aus der Sonntagsschule, Nikolai Leonidowitsch Meschtscherjakow und Frau. Ich hatte ihn noch als Narodowolzen gekannt; er hatte mich als erster in die illegale Arbeit eingeführt und mir die Regeln konspirativen Verhaltens beigebracht. Auch hatte er dazu beigetragen, daß ich Sozialdemokratin wurde, indem er mir viel ausländische Veröffentlichungen der Gruppe „Befreiung der Arbeit“ zu lesen gab.

Er war jetzt auch Sozialdemokrat, wohnte schon seit langem in Belgien und kannte die Bewegung im Lande sehr gut. Wir beschlossen deshalb, ihn unterwegs zu besuchen.

[77] In Lüttich herrschte gerade ungeheure Erregung. Wenige Tage zuvor hatte Militär auf streikende Arbeiter geschossen. Die Arbeiterviertel waren noch in sichtlicher Aufregung. Man sah es an den Gesichtern der Arbeiter und den Ansammlungen auf den Straßen. Wir besichtigten das Volkshaus. Es ist sehr unpraktisch gelegen. Auf dem Platz vor dem Volkshaus kann die Menge leicht umzingelt und in die Enge getrieben werden. Alles drängte zum Volkshaus. Um die Ansammlung der Massen dort zu verhindern, hatten die Parteispitzen in allen Arbeitervierteln Versammlungen angesetzt. Und es machte sich schon ein gewisses Mißtrauen gegen die Führer der belgischen Sozialdemokratie geltend. Es hatte sich eine Art Arbeitsteilung ergeben: das Militär schießt in die Menge, und die Arbeiterführer suchen nach einem Vorwand, um sie zu beruhigen ...

[78]

DAS LEBEN IN LONDON
1902–1903

Wir trafen im April in London ein.

London überraschte uns durch seine erstaunlichen Größenverhältnisse. Und obgleich am Tage unserer Ankunft unbeschreiblich dichter Nebel herrschte, begann sich Wladimir Iljitschs Gesicht sogleich aufzuhellen, und er nahm wißbegierig das Bild dieser Feste des Kapitalismus in sich auf; ja, er vergaß darüber sogar zeitweilig Plechanow und die Konflikte in der Redaktion.

Auf dem Bahnhof empfing uns Genosse Nikolai Alexandrowitsch Alexejew, der schon lange als Emigrant in London lebte und die englische Sprache ausgezeichnet erlernt hatte. Er diente uns anfangs als Führer, denn wir waren in der neuen Lage ziemlich hilflos. Wir hatten uns eingebildet, Englisch zu können, hatten wir doch in Sibirien das Werk der Webbs, ein ganzes dickes Buch, aus dem Englischen ins Russische übersetzt. Ich hatte im Gefängnis Englisch nach einem Lehrbuch zum Selbststudium erlernt, aber ein lebendiges englisches Wort hatte ich noch nie zu Ohren bekommen. Als wir in Schuschenskoje mit der Übersetzung der Webbs begannen, war Wladimir Iljitsch über meine Aussprache entsetzt: „Die Lehrerin, bei der meine Schwester Unterricht hatte, sprach es jedenfalls ganz anders aus.“ Ich konnte dem nicht widersprechen und lernte um. Als wir nach London kamen, stellte es sich heraus, daß wir kein Wort verstanden und daß uns auch niemand verstand. Wir kamen anfangs in die komischsten Si-[79]tuationen. Wladimir lachte darüber, aber es war ihm doch sehr unangenehm. Er begann die Sprache eifrig zu studieren. Wir besuchten viele Versammlungen, setzten uns in die vordersten Reihen und schauten dem Redner aufmerksam auf den Mund. Anfangs gingen wir ziemlich oft in den Hyde Park. Dort treten nämlich Redner vor den Passanten auf; ein jeder spricht, worüber er will. Da stand zum Beispiel ein Atheist und bewies einer Gruppe von Neugierigen, daß es keinen Gott gebe. Einen dieser Redner hörten wir besonders gern; er sprach mit irischem Akzent, den wir leichter verstehen konnten. Nebenan schrie ein Offizier der „Heilsarmee“ hysterisch zum allmächtigen Gott, und etwas weiter berichtete ein Handlungsgehilfe von dem Zuchthausleben der Angestellten in großen Warenhäusern ... Dabei lernten wir recht viel. Später machte Wladimir Iljitsch durch Annoncen zwei Engländer ausfindig, die ihm im Austausch englischen Unterricht gegen russischen erteilten, und lernte mit ihnen fleißig. Er erlernte die Sprache sehr gut.

Wladimir Iljitsch studierte nicht nur die Sprache, er studierte auch die Stadt London. Dabei ging er nicht in die Londoner Museen, abgesehen vom Britischen Museum. In diesem brachte er die Hälfte seiner Zeit zu; aber dorthin lockte ihn nicht das Museum selbst, sondern die dort untergebrachte reichhaltigste Bibliothek der Welt und die Bequemlichkeit, mit der sich dort wissenschaftlich arbeiten ließ. In gewöhnlichen Museen, zum Beispiel einem Altertumsmuseum, ermüdete Wladimir Iljitsch nach zehn Minuten bereits so, daß wir die mit Ritterrüstungen und Waffen ausgestatteten Säle und die endlose mit ägyptischen und anderen antiken Vasen vollgestellte Zimmerflucht meist sehr schnell wieder verließen. Ich kenne nur ein kleines Museum, von dem Iljitsch sich gar nicht losreißen konnte. Das ist das Museum der Revolution von 1848 in Paris. Es ist in einem einzigen kleinen Zimmerchen – ich glaube in der Rue des Cordilières – untergebracht. Er sah sich dort jedes Sächelchen, jede Zeichnung genau an.

[80] Iljitsch studierte das lebendige London. Er fuhr gern auf dem Verdeck eines Omnibusses stundenlang kreuz und quer durch die Stadt. Das bunte Treiben dieser riesigen Handelsstadt hatte für ihn großen Reiz. Die stillen Squares mit ihren stattlichen Villen mit großen Spiegelscheiben, ganz von Grün umrankt, wo nur blankgeputzte Equipagen fahren, und die schmutzigen Gassen, in denen die Londoner Arbeiterschaft wohnt, wo die Wäsche zum Trocknen aushängt und auf den Stufen blasse Kinder spielen, blieben bei diesen Fahrten abseits liegen. Dorthin gingen wir zu Fuß, und Iljitsch schüttelte häufig, wenn er diese schreienden Kontraste von Reichtum und Armut betrachtete, den Kopf und murmelte: „Two nations!“ (Zwei Nationen!) Aber auch vom Omnibus aus konnte man manche charakteristische Szene beobachten. Neben

den Bars standen aufgedunsene, heruntergekommene Gestalten. Häufig waren auch Frauen dabei, in schwer betrunkenem Zustand, mit zerschundenem Gesicht, im einstmals eleganten Kleid mit herausgerissenem Ärmel. Vom Omnibus aus sahen wir einmal, wie ein mächtiger Bobby[46] in seinem charakteristischen Helm mit heruntergelassenem Kinnriemen einen schmächtigen Jungen mit eiserner Faust vor sich her trieb. Er hatte ihn offensichtlich beim Diebstahl ergriffen, und die ganze Menge zog mit Pfeifen und Johlen hinter ihnen her. Ein Teil des auf dem Omnibus fahrenden Publikums sprang von den Plätzen auf und johlte ebenfalls hinter dem Dieb her. „Ja, ja“, brummte Wladimir Iljitsch.

Ein paarmal fuhren wir an Lohntagen abends in die Arbeiterviertel. Längs des Bürgersteigs einer breiten Straße steht eine endlose Reihe von Straßenhändlern. Jeder hat eine brennende Fackel neben sich. Auf dem Bürgersteig drängt sich die Flut der Arbeiter und Arbeiterinnen, eine lärmende Menge, die alles mögliche einkauft und an Ort und Stelle ihren Hunger stillt. Wladimir Iljitsch fühlte sich immer von der Arbeitermasse angezogen. Er ging überall hin, wo er die Massen traf: ins Freie, wo die ermüdeten Arbeiter am Stadt-[81]rand stundenlang auf dem Rasen herumlagen, in die Trinkhallen, in die Lesestuben. In London gab es viele Lesestuben – Räume, die man direkt von der Straße her betritt, wo es nicht einmal eine Sitzgelegenheit, sondern nur Lesepulte und in Zeitungshaltern befestigte Zeitungen gibt. Der Eintretende nimmt sich eine Zeitung und hängt sie, wenn er sie gelesen hat, wieder an ihren Platz. Wladimir Iljitsch wollte später auch bei uns überall solche Lesestuben einführen. Er ging auch in einfache Speiselokale und in die Kirche. In England findet in der Kirche nach dem Gottesdienst gewöhnlich ein kurzer Vortrag über irgendein Thema mit anschließender Diskussion statt. Diesen Diskussionen, in denen einfache Arbeiter auftraten, hörte Iljitsch besonders gern zu. Er verfolgte in den Zeitungen die Anzeigen über Arbeiterversammlungen in abgelegenen Stadtvierteln, wo es keine Parade, keine „Leaders“ gab, sondern nur Arbeiter von der Werkbank, wie man zu sagen pflegt. Die Versammlung war gewöhnlich der Besprechung einer Frage, eines Planes gewidmet, zum Beispiel der Anlage von Gartenstädten. Wladimir Iljitsch hörte aufmerksam zu und sagte später erfreut: „Sie strotzen geradezu von Sozialismus! Der Referent macht banale Redensarten, aber wenn ein Arbeiter auftritt, so packt er den Stier gleich bei den Hörnern und deckt das ganze Wesen der kapitalistischen Ordnung auf.“ Auf den einfachen englischen Arbeiter, der trotz allem seinen Klasseninstinkt bewahrt hat, setzte Iljitsch auch immer seine Hoffnung. Die Fremden sehen gewöhnlich nur die von der Bourgeoisie korrumpierte, verbürgerlichte Arbeiteraristokratie. Iljitsch studierte natürlich auch diese Oberschicht und die konkreten Formen, in denen sich dieser Einfluß der Bourgeoisie geltend macht. Er vergaß die Bedeutung dieser Tatsache keinen Augenblick, aber er war bestrebt, auch die Triebkräfte der zukünftigen Revolution in England zu erspähen.

In was für Versammlungen haben wir uns nicht alles herumgetrieben! Einmal gerieten wir sogar in eine sozialdemokratische Kirche. In England gibt es nämlich solche. Ein verant-[82]wortlicher sozialdemokratischer Parteifunktionär las näselnd aus der Bibel vor und hielt im Anschluß daran eine Predigt über das Thema: der Auszug der Juden aus Ägypten als Vorbild für den Auszug der Arbeiter aus dem Reiche des Kapitalismus in das Reich des Sozialismus. Danach erhob sich alles von den Plätzen und sang nach sozialdemokratischen Gesangbüchern: „Führe uns, Herr, aus dem Reich des Kapitalismus in das Reich des Sozialismus.“ Später gingen wir noch einmal in dieselbe Kirche der „Sieben Schwestern“ zu einem Diskussionsabend der Jugend. Ein Jüngling hielt einen Vortrag über den Munizipalsozialismus und bewies, daß die Revolution gar nicht nötig sei. Und derselbe Sozialdemokrat, der bei unserem ersten Kirchenbesuch in den „Sieben Schwestern“ als Pfarrer amtiert hatte, erklärte, er gehöre bereits seit zwölf Jahren der Partei an, und seit zwölf Jahren kämpfe er gegen den Opportunismus, der Munizipalsozialismus sei aber Opportunismus reinsten Wassers.

[46] Bobby – englischer Polizist.

In seiner Häuslichkeit haben wir den englischen Sozialisten nur wenig kennengelernt. Der Engländer schließt sich sehr gegen Fremde ab. Auf die russische Emigrantenbohème schaute er mit naivem Staunen herab. Ich weiß noch, wie mich einmal ein englischer Sozialdemokrat, den wir bei Tachtarews trafen, erstaunt fragte: »Haben Sie wirklich im Gefängnis gesessen? Nein, wenn man meine Frau ins Gefängnis sperrte, ich wüßte gar nicht, was ich da tun würde! Meine Frau !“ Die alles bezwingende Macht des Kleinbürgertums konnten wir an der Arbeiterfamilie, bei der wir wohnten, und auch an den Engländern, die uns Sprachunterricht erteilten, aus der Nähe beobachten. Hier konnten wir die ganze bodenlose Trivialität des englischen kleinbürgerlichen Alltags kennenlernen. Der eine der beiden Engländer, der uns Unterricht erteilte, war Verwalter eines großen Buchlagers. Er gestand uns einmal, daß er den Sozialismus für die Theorie halte, die die Dinge am richtigsten beurteile. „Ich bin überzeugter Sozialist“, meinte er, „ja, eine Zeitlang trat ich sogar als Sozialist auf. Da ließ mich mein Chef zu sich rufen [83] und sagte mir, Sozialisten könne er in seinem Betrieb nicht brauchen, und wenn ich bei ihm in Dienst bleiben wolle, so sollte ich den Mund halten. Ich sagte mir: der Sozialismus kommt unvermeidlich, ganz unabhängig davon, ob du auftrittst oder nicht, und du hast Frau und Kinder. Jetzt gestehe ich es schon niemandem mehr, daß ich Sozialist bin, aber Ihnen darf ich’s wohl sagen.“

Dieser Mister Rymond, der fast ganz Europa bereist, sich in Australien und noch irgendwo im Ausland aufgehalten hatte und seit vielen Jahren in London lebte, kannte nicht die Hälfte von dem, was Wladimir Iljitsch in dem einen Jahr seines Aufenthaltes in London gesehen hatte. Iljitsch überredete ihn einmal, zu einem Meeting nach Whitechapel mitzukommen. Mister Rymond war, wie die große Mehrzahl der Engländer, sein Lebtag nicht in diesem Stadtteil gewesen, der von russischen Juden bewohnt ist und sein eigenes, mit dem der übrigen Stadt ganz unvergleichbares Leben führt. Er staunte über alles.

Nach unserer Gepflogenheit machten wir auch Ausflüge in die Umgebung der Stadt. Meist fuhren wir zu dem sogenannten Primrose Hill. Das war nämlich der billigste Ausflug, die ganze Fahrt stellte sich auf sechs Pence. Von diesem Hügel aus kann man fast ganz London überblicken – ein riesiges in Rauch gehülltes Häusermeer. Von hier gelangten wir zu Fuß weiter ins Freie: in die Parks, ins Grüne. Wir fuhren auch deshalb gern zum Primrose Hill, weil dort in der Nähe der Friedhof liegt, auf dem Karl Marx beerdigt ist. Auch dahin gingen wir oft.

In London standen wir mit einem Mitglied unserer Petersburger Gruppe, Apollinaria Alexandrowna Jakubowa, in Verkehr. Sie war seinerzeit in Petersburg eine sehr aktive Parteiarbeiterin gewesen, allgemein beliebt und geschätzt, und ich war auch noch durch die gemeinsame Arbeit in der Sonntagsabendschule hinter dem Newski-Tor und durch die gemeinsame Freundschaft mit Lidia Michailowna Knipowitsch mit ihr verbunden. Nach der Verbannung, aus der sie [84] geflohen war, hatte Apollinaria den ehemaligen Redakteur der „Rabotschaja Mysl“, Tachtarew, geheiratet. Sie lebten jetzt auch als Emigranten in London, fern von der Arbeit. Apollinaria freute sich über unsere Ankunft sehr. Tachtarews nahmen uns unter ihre Obhut und halfen uns, uns billig und verhältnismäßig bequem einzurichten. Wir verkehrten mit ihnen die ganze Zeit; aber da wir ein Gespräch über die Richtung der „Rabotschaja Mysl“ vermieden, waren die Beziehungen stets etwas gespannt. Etwa zweimal kam es zur Entladung. Man sprach sich aus. Im Januar 1903, glaube ich, gaben Tachtarews die offizielle Erklärung ab, daß sie mit der Richtung der „Iskra“ sympathisierten.

Meine Mutter sollte nach einiger Zeit zu uns kommen, und deshalb beschlossen wir, zwei Zimmer zu mieten, einen Familienhaushalt zu führen und zu Hause zu kochen. Unsere russischen Mägen konnten sich an all diese „Ochsenschwänze“, in Fett gebackenen Scats, Cakes usw. nur sehr schlecht gewöhnen. Auch lebten wir damals auf Kosten der Organisation, mußten jeden Pfennig sparen, und es war billiger, einen eigenen Haushalt zu führen.

In konspirativer Hinsicht richteten wir uns so gut wie nur möglich ein. Damals brauchte man in London keine Dokumente; man konnte sich unter beliebigem Familiennamen anmelden.

Wir meldeten uns als Familie Richter an. Sehr günstig war auch der Umstand, daß für den Engländer alle Ausländer gleich sind, und so hielt uns auch unsere Wirtin die ganze Zeit über für Deutsche.

Bald trafen auch Martow und Wera Iwanowna Sassulitsch ein. Sie zogen zusammen mit Alexejew in ein in der Nähe gelegenes Haus, das schon eher an europäische Häuser erinnerte, und gründeten dort eine Kommune.

Wladimir Iljitsch begann sofort im Britischen Museum zu arbeiten. Er ging gewöhnlich morgens dorthin, während Martow zur Durchsicht und zur Besprechung der Post zu mir kam. Auf diese Weise war Wladimir Iljitsch großenteils von [85] jenem Trubel befreit, der ihn so ermüdete. Der Konflikt mit Plechanow wurde irgendwie beigelegt.

Wladimir Iljitsch reiste für einen Monat in die Bretagne, um seine Mutter und seine Schwester Anna Iljinitschna zu besuchen und sich mit ihnen am Meer zu erholen. Er liebte das Meer mit seiner ständigen Bewegung und seiner grenzenlosen Weite sehr, und ein Aufenthalt am Meer tat ihm stets wohl.

Kaum hatten wir uns in London niedergelassen, da kamen auch schon Leute zu uns. Inna Smidowitsch-Dimka weilte einige Zeit bei uns, reiste aber bald wieder nach Rußland ab. Auch ihr Bruder Pjotr Germogenowitsch, der von Wladimir Iljitsch den Decknamen Matrona erhielt, besuchte uns. Er hatte gerade lange Zeit im Gefängnis gesessen. Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis wurde er ein eifriger Anhänger der „Iskra“. Er hielt sich für einen großen Spezialisten im Abwaschen von Pässen. Nach seiner Meinung mußte man sie mit Schweiß abwaschen, und in der Kommune standen zeitweilig alle Tische auf dem Kopf, um die abgewaschenen Pässe zu pressen. Das Verfahren war äußerst primitiv, wie unsere ganze Konspiration zu jener Zeit. Liest man heute die Korrespondenz mit Rußland, so staunt man über die Naivität unserer damaligen Konspiration. Alle diese Briefe über Taschentücher (das waren Pässe), über gebrautes Bier, über warme Pelze (das war in unserer Geheimsprache illegale Literatur), all die Decknamen der Städte, die mit demselben Buchstaben anfingen, mit dem der Name der Stadt begann (Odessa – Ossip, Twer – Terenti, Poltawa – Petja, Pskow – Pascha usw.), das Ersetzen der Männernamen durch Frauennamen und umgekehrt – all das war äußerst leicht zu durchschauen und zu erraten. Damals mochte es angehen, und es verwischte ja bis zu einem gewissen Grade auch die Spuren. Anfangs brauchten wir auch nicht mit so vielen Spitzeln zu rechnen. Wir selber hatten nur zuverlässige Leute, die sich untereinander gut kannten. In Rußland arbeiteten Vertrauensleute der „Iskra“, denen Literatur aus dem Ausland, die „Iskra“, die „Sarja“ und allerlei Broschüren, zugestellt wurde. [86] Sie besorgten den Nachdruck der „Iskra“-Literatur in illegalen Druckereien, sie stellten sie den Komitees zu, sie versorgten die „Iskra“ mit Korrespondenzen, hielten sie über die ganze in Rußland geleistete illegale Arbeit auf dem laufenden und sammelten für sie Geld. In Samara (bei Sonja) wohnten Krshishanowskis, die Nager, Gleb Maximiljanowitsch, genannt Claire, und Sinaida Pawlowna, genannt Schnecke. Dort wohnte auch Maria Iljinitschna, das Bärchen. In Samara bildete sich sofort eine Art Zentrum. Krshishanowskis hatten ein besonderes Geschick, Leute um sich zu sammeln. Lengnik – Kurz – ließ sich im Süden nieder; er wohnte eine Zeitlang in Poltawa (bei Petja), später in Kiew. In Astrachan war Lidia Michailowna Knipowitsch, Djadenka, ansässig. In Pskow hielten sich Lepeschinski – Bastschuh – und Ljubow Nikolajewna Radtschenko – Pascha – auf. Stepan Iwanowitsch Radtschenko war damals schon völlig abgearbeitet und hatte die illegale Arbeit aufgeben müssen. Dafür war sein Bruder Iwan Iwanowitsch (auch Arkadi und Kasjan genannt) unermüdlich für die „Iskra“ tätig. Er war Wanderagent. Auch Silwin (der Landstreicher) war ein solcher Wanderagent, der die „Iskra“ in Rußland vertrieb. In Moskau arbeiteten Bauman (auch Viktor, Baum oder Krähe genannt) und der mit ihm eng verbundene Iwan Wassiljewitsch Babuschkin (auch Bogdan genannt). Zu den Agenten der „Iskra“ gehörte auch die mit der Petersburger Organisation eng verbundene Jelena Dimitrijewna Stassowa, die die Decknamen Guschtscha und Absolut hatte, und Glafira Iwanowna Okulowa, die sich nach der Verhaftung von Bauman unter

dem Namen Häschen in Moskau (bei der Alten) niedergelassen hatte. Mit all diesen Genossen stand die „Iskra“ in regem Briefwechsel. Wladimir Iljitsch sah jeden Brief durch. Wir waren stets genau informiert, wie die einzelnen Vertrauensleute der „Iskra“ arbeiteten. Wir besprachen mit ihnen die ganze Arbeit. Riß die Verbindung zwischen den einzelnen, so stellten wir sie wieder her, machten ihnen von den Verhaftungen Mitteilung usw.

Für die „Iskra“ arbeitete eine Druckerei in Baku. Die Ar-[87]beit wurde streng konspirativ durchgeführt. Dort waren die Brüder Jenukidse tätig, und Krassin (das Pferd) leitete die ganze Sache. Die Druckerei figurierte unter dem Namen Nina. Später versuchte man, noch eine zweite Druckerei im Norden, in Nowgorod, einzurichten. Sie flog aber sehr bald auf.

Die frühere, von Akim (Leo Goldman) geleitete illegale Druckerei in Kischinjow bestand in der Londoner Periode bereits nicht mehr.

Der Transport ging über Wilna (durch Grunja).

Die Petersburger Genossen machten den Versuch, den Transport über Stockholm einzurichten. Über diesen Transport, der unter der Chiffre „Bier“ ging, gab es einen ganzen Berg von Korrespondenz. Wir ließen zentnerweise Literatur nach Stockholm abgehen und erhielten auch die Nachricht, daß das „Bier“ angekommen sei. Wir waren überzeugt, daß es die Petersburger erhalten hätten, und fuhren fort, nach Stockholm Literatur zu senden. Als wir später, im Jahre 1905, über Schweden nach Rußland zurückkehrten, erfuhren wir, daß das „Bier“ immer noch in der „Bierbrauerei“ lagerte, kurzum, im Stockholmer Volkshaus gab es einen ganzen Keller, der mit unserer Literatur vollgepfropft war.

„Kleine Fässer“ wurden über Warde versandt. Soviel ich weiß, kam auch einmal ein Paket an. Später riß die Verbindung aber wieder ab.

Wir siedelten Matrona in Marseille an. Er sollte den Transport durch Schiffsköche, die bei Batumer Linien angestellt waren, organisieren. In Batum bereiteten unsere „Pferde“ (die dortigen Genossen) den Empfang der Literatur vor. Der größte Teil der Literatur wurde ins Meer geworfen. (Die Literatur wurde in Segeltuch verpackt und an einer bestimmten Stelle ins Meer geworfen, wo unsere Genossen sie dann herausfischten.) Michail Iwanowitsch Kalinin, der damals in einem Petersburger Betrieb arbeitete und der Organisation angehörte, übermittelte uns durch „Absolut“ die Adresse eines Matrosen in Toulon. Sie beförderten die Literatur über Alexandrien (Ägypten). Auch über Persien ver-[88]suchte man, einen Transport einzurichten. Später wurde der Transport über Kamenez-Podolsk-Lwow geleitet. Diese Transporte verschlangen eine Menge Geld und Kraft, die Arbeit war mit großem Risiko verbunden, und man mußte damit rechnen, daß nicht mehr als der zehnte Teil aller Sendungen den Bestimmungsort erreichte. Außerdem versandten wir die Literatur in Koffern mit doppelten Boden und in Bucheinbänden. Die Nachfrage nach unserer Literatur war allgemein groß, man riß sie sich förmlich aus den Händen.

Ganz besonderen Erfolg hatte die Broschüre „Was tun?“ Sie beantwortete eine Reihe der aktuellsten, dringendsten Fragen. Die Notwendigkeit einer konspirativen, planmäßig arbeitenden Organisation wurde allgemein als sehr dringend empfunden.

Im Juni 1902 fand in Bialystok eine vom „Bund“ (Boris) einberufene Konferenz statt, bei der alle Teilnehmer, mit Ausnahme des Petersburger Delegierten, hochgingen. Im Zusammenhang damit wurden auch Bauman und Silwin verhaftet. Auf dieser Konferenz war beschlossen worden, ein Organisationskomitee zur Einberufung des Parteitages zu bilden. Die Sache verzögerte sich jedoch. Man brauchte eine Vertretung der lokalen Organisationen, aber diese hatten noch keine feste Form angenommen und waren ihrem Charakter nach sehr unterschiedlich. Zum Beispiel zerfiel die Organisation in Petersburg in einen Arbeiterausschuß (Manja) und einen Intellektuellenausschuß (Wanja). Der Arbeiterausschuß sollte vorwiegend den wirtschaftlichen Kampf führen, der Ausschuß der Intellektuellen hohe Politik treiben. Übrigens war diese hohe

Politik recht kläglich und erinnerte mehr an liberale als an revolutionäre Politik. Eine solche Struktur war auf dem Boden des Ökonomismus entstanden. Der Ökonomismus war zwar grundsätzlich völlig erledigt, wurzelte aber noch tief in den lokalen Organisationen. Die „Iskra“ würdigte die Bedeutung dieser Arbeitsteilung nach Gebühr. Wladimir Iljitsch kommt im Kampfe um die richtige Organisationsform besondere Bedeutung zu. Sein „Brief an Jerema“ [89] oder „Brief an einen Genossen“, wie er in der Literatur heißt (ich werde später noch von ihm sprechen), spielte in der Frage des organisatorischen Aufbaus der Partei eine ausschlaggebende Rolle. Er trug dazu bei, die Partei mehr unter den Einfluß der Arbeiter zu bringen und die Arbeiter zur Lösung aller aktuellen politischen Fragen heranzuziehen. Er riß die Scheidewand ein, die die Anhänger des „Rabotscheje Delo“ zwischen den Arbeitern und den Intellektuellen errichtet hatten. Im Winter 1902/1903 tobte in den Organisationen ein heißer Richtungskampf. Die „Iskra“-Gruppe wurde allmählich Herr der Situation. Aber es kam auch vor, daß man sie „hinausdrängte“.

Wladimir Iljitsch leitete den Kampf der „Iskra“-Gruppe. Er warnte vor einer vereinfachten Auffassung des Zentralismus und bekämpfte die Tendenz, in jeder lebendigen selbständigen Arbeit Handwerkelei erblicken zu wollen. Diese Tätigkeit Wladimir Iljitschs, die die qualitative Zusammensetzung der Komitees so nachhaltig beeinflußte, ist der Jugend wenig bekannt, und doch hat gerade sie das Gesicht unserer Partei bestimmt und die Grundlagen zu ihrer heutigen Organisation geschaffen.

Die Ökonomisten vom „Rabotscheje Delo“ regten sich über diesen Kampf, der ihren Einfluß untergrub, besonders auf und wetterten über die „Befehlshaberei“ des Auslands.

Am 6. August traf Genosse Krasnucha aus Petersburg ein, um über die Organisationsfragen zu verhandeln. Er wies sich aus mit der Parole: „Haben Sie den ‚Grashdanin‘ Nr. 47 gelesen?“ Seitdem trug er bei uns den Decknamen Grashdanin. Wladimir Iljitsch sprach mit ihm eingehend über die Tätigkeit und den Aufbau der Petersburger Organisation. An der Besprechung nahmen auch P. A. Krassikow (auch Musiker, Schpilka, Ignat, Pankrat genannt) und Boris Nikolajewitsch (Noskow) teil. Von London schickte man Grashdanin nach Genf. Er sollte dort mit Plechanow sprechen, um sich dann endgültig für die „Iskra“ zu entscheiden. Einige Wochen später legte Jerema in einem Brief aus Petersburg dar, wie er [90] sich die Organisierung der Arbeit im Lande vorstellte. Aus dem Brief ging nicht hervor, ob Jerema ein einzelner Propagandist oder eine Gruppe von solchen war. Aber darauf kam es auch nicht an. Wladimir Iljitsch begann, über die Antwort nachzudenken. Sie wuchs sich zu der Broschüre „Brief an einen Genossen über unsere organisatorischen Aufgaben“[47] aus. Sie wurde zuerst in hektographierter Form verbreitet und später, im Juni 1903, vom sibirischen Komitee illegal herausgegeben.

Anfang September 1902 traf Babuschkin bei uns ein. Er war aus dem Jekaterinoslawer Gefängnis entflohen. Gymnasiasten hatten ihm und Gorowiz zur Flucht aus dem Gefängnis und zum Grenzübertritt verholfen. Um ihn unkenntlich zu machen, hatten sie ihm das Haar gefärbt. Aber o weh! Das Haar nahm bald einen himbeerfarbenen Ton an und zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Bei uns kam er noch in himbeerfarbenem Zustand an. In Deutschland war er Agenten in die Klauen geraten und mit Mühe und Not einem Abtransport nach Amerika entgangen. Wir teilten ihn der Kommune zu, wo er auch die ganze Zeit seines Aufenthalts in London verbrachte. Babuschkin hatte sich während dieser Zeit politisch außerordentlich entwickelt. Er war bereits ein erprobter Revolutionär mit selbständigem Urteil. Er hatte eine ganze Reihe von Arbeiterorganisationen kennengelernt und brauchte nicht erst zu lernen, an den Arbeiter heranzugehen. Er war selber Arbeiter. Als er einige Jahre zuvor in die Sonntagsschule gekommen war, war er noch ein ganz unerfahrener Bursche gewesen. Ich entsinne mich noch folgender Episode: Er gehörte zuerst zur Gruppe von Lidia Michailowna Knipowitsch. Es war gerade russische Stunde, und die Schüler sollten grammatikalische Beispiele bilden. Da schrieb

[47] Siehe W. I. Lenin: Werke, Bd. 6, S. 223–244.

Babuschkin an die Tafel: „In unserem Betrieb wird bald gestreikt werden.“ Nach der Stunde rief Lidia ihn beiseite und schimpfte ihn aus: „Wenn Sie ein Revolutionär sein wollen, so prahlen Sie gefälligst nicht damit! Man muß sich doch [91] beherrschen können !“ Babuschkin errötete, vertraute aber Lidjia von da an wie seinem besten Freunde. Er beriet sich mit ihr in verschiedenen Angelegenheiten und hatte zu ihr ein besonderes Verhältnis.

Zu jener Zeit kam Plechanow nach London. Es wurde gemeinsam mit Babuschkin eine Sitzung anberaumt, in der man über den Stand der Bewegung in Rußland sprach. Babuschkin hatte seine eigene Meinung, und er verteidigte sie sehr entschieden. Sein Verhalten imponierte Plechanow, und dieser begann ihn aufmerksamer zu betrachten. Über seine zukünftige Arbeit in Rußland sprach Babuschkin übrigens nur mit Wladimir Iljitsch, der ihm besonders nahestand. Noch eine kleine, aber charakteristische Episode fällt mir ein: Zwei Tage nach Babuschkins Ankunft kamen wir in die Kommune und waren überrascht von der Sauberkeit, die dort herrschte. Alles war aufgeräumt. Auf den Tischen lagen Zeitungen ausgebreitet. Der Fußboden war sauber. Es stellte sich heraus, daß Babuschkin Ordnung geschaffen hatte. „Beim russischen Intellektuellen herrscht immer Unordnung, er kann nicht ohne Dienstmädchen auskommen und versteht nicht, selber aufzuräumen“, sagte Babuschkin.

Er reiste bald nach Rußland ab. Es war das letzte Mal, daß wir ihn sahen. Er wurde 1906 in Sibirien mit einem Waffentransport abgefaßt und zusammen mit anderen Genossen am offenen Grabe erschossen.

Noch vor Babuschkins Abreise trafen in London die aus dem Kiewer Gefängnis entflohenen „Iskra“-Leute ein: Bauman, Krochmal, Wallach (Litwinow, Papachen), Tarsis (Pjatniza) und Blumenfeld. Blumenfeld hatte einen Koffer mit Literatur für Rußland über die Grenze bringen sollen, war aber mitsamt Koffer und Adressen abgefaßt und später ins Kiewer Gefängnis übergeführt worden.

Wir wußten, daß in Kiew eine Flucht aus dem Gefängnis vorbereitet wurde. Unser Spezialist in Fluchtangelegenheiten, Deutsch, der gerade auf der Bildfläche erschienen war und die Verhältnisse des Kiewer Gefängnisses kannte, erklärte [92] so etwas für unmöglich. Die Flucht ist aber doch gelungen. Man hatte den Gefangenen von außen her Seile, Haken und Pässe verschafft. Während des Spaziergangs hatten sie die Wache und den Aufseher gefesselt und waren über die Mauer geklettert. Nur der letzte, Silwin, der den Aufseher festhielt, hatte nicht mehr entkommen können.

Einige Tage vergingen im Trubel des Wiedersehens.

Mitte August traf ein Brief von der Redaktion des „Jushny Rabotschi“[48], eines populären illegalen Organs, ein. Er berichtete über Mißerfolge der Bewegung im Süden, sprach den Wunsch der Redaktion aus, zu den Organisationen „Iskra“ und „Sarja“ in engste Beziehung zu treten, und erklärte sich mit deren Ansichten solidarisch. Das war natürlich ein großer Fortschritt auf dem Wege des Zusammenschlusses der Kräfte. Im nächsten Brief sprach der „Jushny Rabotschi“ jedoch bereits seine Unzufriedenheit über die Schroffheit der Polemik der „Iskra“ mit den Liberalen aus. Später hieß es, die literarische Gruppe des „Jushny Rabotschi“ müsse auch fernerhin ihre Selbständigkeit wahren usw. Man fühlte, daß nicht alles bis zu Ende ausgesprochen wurde.

Die Genossen in Samara klärten durch Verhandlungen und Besprechungen die Punkte, in denen die Meinungen mit dem „Jushny Rabotschi“ auseinandergingen: erstens unterschätzten sie die Bauernbewegung, zweitens waren sie über die Schroffheit der Polemik mit den Liberalen ungehalten, und drittens wünschten sie, eine Gruppe für sich zu bleiben und ein eigenes populäres Organ herauszugeben.

---

[48] „Jushny Rabotschi“ (Der Arbeiter des Südens) – sozialdemokratische Zeitung, die von der Gruppe gleichen Namens von Januar 1900 bis April 1903 illegal herausgegeben wurde.

Anfang Oktober kam der aus Sibirien entflohene Trotzki nach London. Er rechnete sich damals zu den „Iskra“-Anhängern. Wladimir Iljitsch beobachtete ihn aufmerksam und fragte ihn über seine Eindrücke von der Arbeit in Rußland aus. Aus Rußland wurde Trotzkis Rückkehr verlangt. Wladimir Iljitsch war jedoch der Ansicht, er solle im Ausland blei-[93]ben, um zu lernen und an der „Iskra“ mitzuarbeiten. Trotzki übersiedelte nach Paris.

Auch Jekaterina Michailowna Alexandrowa (Jacques) kehrte aus Oljokma, wohin sie verbannt war, zurück. Sie war eine angesehene Anhängerin der „Narodnaja Wolja“ gewesen, und das hatte ihr einen besonderen Stempel aufgedrückt. Sie war nicht der Typ unserer impulsiven, draufgängerischen Mädchen von der Art Dimkas, sie war im Gegenteil sehr beherrscht. Nun war sie Anhängerin der „Iskra“. Was sie sagte, war klug.

Den alten Revolutionären, den Narodowolzen, begegnete Wladimir Iljitsch stets mit besonderer Achtung.

Als Jekaterina Michailowna ankam, blieb Wladimir Iljitschs Verhalten ihr gegenüber nicht unbeeinflußt davon, daß sie als ehemalige Anhängerin der „Narodnaja Wolja“ zu der „Iskra“-Gruppe übergetreten war. Ich schaute zu Jekaterina Michailowna erst recht auf. Bevor ich endgültig Sozialdemokratin wurde, ging ich einmal zu Alexandrows (Olminskis) und bat sie, mich in einen Arbeiterzirkel zu schicken. Sie waren bescheiden eingerichtet. Allenthalben waren statistische Sammelwerke angehäuft. Im Hintergrund des Zimmers saß schweigend Michail Stepanowitsch. Und Jekaterina Michailowna versuchte leidenschaftlich, mich für die „Narodnaja Wolja“ zu gewinnen. All das machte auf mich einen überwältigenden Eindruck. Vor der Ankunft Jekaterina Michailownas erzählte ich Wladimir Iljitsch davon. Wir begannen erneut für sie zu schwärmen. Wladimir Iljitsch pflegte sich manchmal für einen Menschen besonders zu erwärmen. Wenn er an einem Menschen einen wertvollen Zug wahrnahm, so suchte er sich ihm gleich zu nähern. Jekaterina Michailowna ging von London nach Paris. Als „Iskra“-Anhängerin zeigte sie sich nicht sehr standhaft. Auf dem II. Parteitag wurde das Netz der Opposition gegen Lenins „machtlüsterne“ Absichten nicht ohne ihre Beihilfe gesponnen. Später war sie Mitglied des versöhnlerisch eingestellten ZK und verschwand dann von der politischen Bühne.

[94] Von den Genossen, die aus Rußland nach London kamen, erinnere ich mich noch an Boris Goldman – Adele – und an Doliwo-Dobrowoiski – Dno.

Boris Goldman kannte ich noch von Petersburg her. Er hat dort technische Arbeit geleistet und die Flugblätter des „Kampfbundes“ hergestellt. Er war ein sehr schwankender Charakter. Damals war er Anhänger der „Iskra“. Dno fiel durch sein stilles Wesen auf. Er saß manchmal so still da wie eine Maus. Er kehrte nach Petersburg zurück, wurde aber bald geisteskrank und erschoß sich, als er bereits auf dem Wege der Besserung war. Das Leben eines Illegalen war damals keine Kleinigkeit, nicht jeder konnte es aushalten.

Den ganzen Winter hindurch wurde eifrig an der Vorbereitung des Parteitags gearbeitet. Im Dezember 1902 trat ein Organisationskomitee zur Vorbereitung des Parteitags zusammen. (Zum Organisationskomitee gehörten: die Vertreter des „Jushny Rabotschi“, des Nordbundes und die Genossen Krasnucha, I. I. Radtschenko, Krassikow, Lengnik und Krshishanowski. Der „Bund“ hielt anfangs mit seinem Beitritt zurück.)

Die Bezeichnung „Organisationskomitee“ entsprach völlig seiner wirklichen Aufgabe. Ohne das Organisationskomitee wäre es niemals gelungen, den Parteitag durchzuführen. Man mußte unter den schlimmsten polizeilichen Verfolgungen eine komplizierte Arbeit leisten, denn es galt, die eben im Entstehen begriffenen und die bereits bestehenden Kollektive organisatorisch und ideologisch in Einklang zu bringen und die lokalen Organisationen mit dem Ausland zu verbinden. Die ganze Arbeit der Verbindung mit dem Organisationskomitee und der Vorbereitung des Parteitages lastete faktisch auf Wladimir Iljitsch. Potressow war krank. Seine Lungen hatten den Londoner Nebel nicht vertragen können, und er weilte irgendwo zur Kur. Martow,

des ungeselligen Lebens in London überdrüssig geworden, reiste nach Paris und kehrte nicht wieder zurück. In London sollte noch Deutsch zur Verfügung stehen, ein altes Mitglied der Gruppe „Be-[95]freiung der Arbeit“, der vor kurzem aus der Zwangsarbeit entflohen war. Die Gruppe „Befreiung der Arbeit“ hielt auf ihn als Organisator große Stücke. „Laßt nur Shenka (Deutschs Deckname) erst da sein“, pflegte Wera Iwanowna zu sagen, „ihr sollt mal sehen, wie der alle Beziehungen zu Rußland im Handumdrehen in Gang bringen wird.“ Plechanow und Axelrod hofften zudem, daß Deutsch eine Stütze in der „Iskra“-Redaktion sein und auf alles achtgeben werde. Als Deutsch jedoch ankam, stellte es sich heraus, daß die langen Jahre der Isolierung ihn den russischen Verhältnissen ganz entfremdet hatten. Er war für den Verkehr mit Rußland völlig ungeeignet, denn er kannte eben die neuen Bedingungen nicht. Er hatte das große Bedürfnis, unter Menschen zu sein, trat in die Auslandsliga der russischen Sozialdemokratie[49] ein, nahm weitgehende Verbindungen mit den ausländischen Emigranten auf und reiste ebenfalls bald nach Paris ab.

Dauernd ansässig in London war Wera Iwanowna. Sie hörte gern von der Arbeit in Rußland erzählen, aber selbst Verbindungen mit Rußland zu pflegen, das vermochte und verstand sie nicht. So lastete denn alles auf Wladimir Iljitsch. Die Korrespondenz mit Rußland rieb ihn sichtlich auf. Wochen- und monatelang auf Beantwortung der Briefe warten und die ganze Zeit mit dem Scheitern der Sache rechnen zu müssen, immer in Ungewißheit darüber zu sein, wie die Sache ihren Fortgang nahm – all das entsprach dem Charakter Wladimir Iljitschs absolut nicht. Seine Briefe nach Rußland sind voll von Bitten, pünktlich zu schreiben: „Noch einmal bitten und flehen wir dringend und inständig, uns öfter und ausführlicher zu schreiben, insbesondere uns umgehend, unbedingt noch am gleichen Tage, an dem der Brief eintrifft, [96] wenigstens mit einigen Zeilen seinen Empfang zu bestätigen ...“ Daneben sind die Briefe erfüllt von Bitten, schneller zu handeln. Nach jedem Brief aus Rußland, in dem es hieß: „Sonja schweigt wie tot“ oder „Sann ist nicht rechtzeitig in das Komitee eingetreten“ oder „Mit der Alten ist keine Verbindung da“, konnte Wladimir Iljitsch nächtelang nicht schlafen. Dieser schlaflosen Nächte erinnere ich mich noch heute. Wladimir Iljitsch träumte leidenschaftlich von der Schaffung einer einheitlichen, geschlossenen Partei, in der alle Sondergruppen mit ihren auf persönlichen Sympathien und Antipathien beruhenden Beziehungen zur Partei aufgehen würden, in der es keine künstlichen Schranken, auch keine nationalen Schranken, mehr geben würde. Daher der Kampf mit dem „Bund“. Die Mehrheit des „Bund“ stand damals auf dem Standpunkt des „Rabotscheje Delo“, und Wladimir Iljitsch zweifelte nicht daran, daß der „Bund“, wenn er nur in seinen rein nationalen Angelegenheiten Autonomie bewahren wollte, unvermeidlich mit der Partei werde Hand in Hand gehen müssen. Aber der „Bund“ wollte in allen Fragen völlige Selbständigkeit haben. Er sprach von einer eignen, von der SDAPR abgesonderten politischen Partei. Er wollte sich nur auf föderativer Grundlage anschließen. Für das jüdische Proletariat war diese Taktik verheerend. Das jüdische Proletariat konnte niemals allein siegen. Nur verschmolzen mit dem Proletariat von ganz Rußland konnte es eine Kraft werden. Das verstanden die Bundisten nicht. Und deshalb führte die „Iskra“-Redaktion einen so leidenschaftlichen Kampf gegen den „Bund“. Der Kampf ging um die Einheit, um die Geschlossenheit der Arbeiterbewegung. Die ganze Redaktion führte ihn, aber die Bundisten wußten sehr wohl, daß Wladimir Iljitsch der leidenschaftlichste Verfechter des Kampfes um die Einheit war.

Bald darauf warf die Gruppe „Befreiung der Arbeit“ die Frage der Übersiedlung nach Genf von neuem auf, und diesmal war es nur Wladimir Iljitsch, der dagegenstimmte. Die Reisevorbereitungen begannen. Wladimir Iljitsch war so über-[97]reizt, daß er an einem schweren Nervenleiden erkrankte, dem „heiligen Feuer“, einer Entzündung der Nervenendigungen an Brust und

[49] Die Auslandsliga der russischen revolutionären Sozialdemokratie wurde im Jahre 1901 gegründet, nach dem mißglückten Versuch, sich mit dem „Rabotscheje Delo“ zu vereinigen. Sie faßte alle revolutionären Kräfte der russischen Sozialdemokratie im Ausland zusammen. Der Liga gehörten an: die Gruppe „Befreiung der Arbeit“ und die Redaktionen der „Sarja“ und der „Iskra“. *Anm. d. russ. Red.*

Rücken. Er bekam einen Ausschlag, und ich versuchte, mich in einem medizinischen Nachschlagewerk zu informieren. Daraus schien hervorzugehen, daß der Ausschlag eine Art Gürtelrose sein müsse. Tachtarew, der im vierten oder fünften Semester Medizin studierte, bestätigte meine Vermutungen, und deshalb rieb ich Wladimir Iljitsch mit Jod ein, was ihm qualvolle Schmerzen verursachte. Es fiel uns gar nicht ein, uns an einen englischen Arzt zu wenden, denn das hätte eine Guinee gekostet. In England kurieren sich die Arbeiter gewöhnlich selbst, denn die Ärzte sind sehr teuer. Auf der Reise nach Genf delirierte Wladimir Iljitsch, und nach unserer Ankunft mußte er sich hinlegen und volle zwei Wochen das Bett hüten.

Zu den Arbeiten; die Wladimir Iljitsch in London nicht nervös machten, sondern ihm eine gewisse Befriedigung verschafften, gehörte die Arbeit an der Broschüre „An die Dorfarmut“[50]. Die Bauernaufstände des Jahres 1902 hatten Wladimir Iljitsch auf den Gedanken gebracht, daß es notwendig sei, eine Broschüre für die Bauern zu schreiben. Er legte in ihr die Ziele der Arbeiterpartei dar und erklärte, warum die Dorfarmut mit den Arbeitern zusammengehen müsse. Es war die erste Broschüre, in der Wladimir Iljitsch sich an die Bauernschaft wandte.

[98]

[50] Siehe W. I. Lenin: Werke, Bd. 6, S. 357–430.

GENF
1903

Im April 1903 übersiedelten wir nach Genf.

In Genf zogen wir in die Vorstadt, in die Arbeitersiedlung Sécheron. Wir mieteten dort ein ganzes Häuschen, in dem sich unten eine große Küche mit Steindiele und oben drei kleine Zimmerchen befanden. Die Küche war zugleich unser Empfangsraum. Die fehlenden Möbel ersetzten wir durch Bücher- und Geschirrkisten. Ignat (Krassikow) nannte unsere Küche gelegentlich im Scherz ein „Schmugglernest“. Sie war stets gedrängt voll. Wollte man mit jemand allein sprechen, so mußte man schon in den nebenan gelegenen Park oder ans Seeufer gehen.

Allmählich trafen auch schon die Delegierten ein. Es kamen Dementjews. Kostja (die Frau Dementjews) verblüffte Wladimir Iljitsch durch ihre bis ins einzelne gehenden Kenntnisse des Transportwesens. „Sie ist der reinste Transportfachmann“, wiederholte er, „das lasse ich mir gefallen, das ist kein Geschwätz.“ Es kam Ljubow Nikolajewna Radtschenko, die uns persönlich sehr nahestand. Die Unterhaltungen nahmen kein Ende. Später trafen die Delegierten aus Rostow ein, Gussew und Lokerman, sodann Rosalia Semljatschka, Schotman (Berg), Djadenka und „Jüngling“ (Dmitri Iljitsch). Jeden Tag kam irgendwer. Man sprach mit den Delegierten über das Programm, über den „Bund“ und hörte, was sie erzählten. Martow ging überhaupt nicht mehr von uns weg. Er wurde nicht müde, mit den Delegierten zu plaudern.

[99] Man mußte den Delegierten den Standpunkt des „Jushny Rabotschi“ klarmachen, der sich unter der Firma einer populären Zeitung das Recht auf eine Sonderstellung vorbehalten wollte. Man mußte ihnen klarmachen, daß eine illegale populäre Zeitung niemals zur Massenzeitung werden oder mit Massenverbreitung rechnen könne.

In der Redaktion der „Iskra“ begannen allerlei Differenzen. Die Lage wurde unerträglich. Die Redaktion teilte sich für gewöhnlich in zwei Dreiergruppen: Plechanow, Axelrod und Sassulitsch auf der einen, Lenin, Martow und Potressow auf der andern Seite. Wladimir Iljitsch stellte erneut den Antrag, den er bereits im März eingebracht hatte, ein siebentes Mitglied in die Redaktion aufzunehmen.

Bis zum Parteitag hatte man zeitweilig Krassikow kooptiert. Im Zusammenhang damit begann Wladimir Iljitsch, die Frage eines Dreierkollegiums zu erwägen. Das war eine sehr heikle Frage, und mit den Delegierten wurde darüber nicht gesprochen. Es war eben zu schwer, einzugestehen, daß die Redaktion der „Iskra“ in ihrer bisherigen Zusammensetzung arbeitsunfähig geworden war.

Die Delegierten beklagten sich über die Mitglieder des Organisationskomitees: dem einen warfen sie Schroffheit und Nachlässigkeit vor, einem andern Passivität. Daneben schimmerte die Unzufriedenheit durch, daß die „Iskra“ zu sehr nach dem Kommando strebe. Aber es hatte trotz allem den Anschein, als ob keine Meinungsverschiedenheiten bestünden und die Sache nach dem Parteitag ausgezeichnet weitergehen würde.

Die Delegierten trafen alle ein, nur Claire und Kurz waren nicht gekommen.

[100]

DER II. PARTEITAG
Juli–August 1903

Ursprünglich sollte der Parteitag in Brüssel stattfinden. Die ersten Sitzungen fanden auch tatsächlich dort statt. In Brüssel lebte damals Kolzow, ein alter Anhänger Plechanows. Er übernahm es, die ganze Sache zu organisieren. Es erwies sich jedoch als nicht so einfach, den Parteitag in Brüssel abzuhalten. Die Delegierten sollten sich nach Eintreffen bei Kolzow melden. Aber kaum waren die ersten vier Russen bei Kolzows angekommen, als deren Vermieterin erklärte, daß sie keine weiteren Besuche mehr dulden werde, und wenn auch nur noch ein Besucher dazukomme, so müßten sie unverzüglich die Wohnung räumen. So stand denn Frau Kolzow den ganzen Tag an der nächsten Straßenecke, um die Delegierten abzufangen und sie in den sozialistischen Gasthof, er hieß, glaube ich, „Zum Goldenen Hahn“, zu dirigieren.

Die Delegierten schlugen im „Goldenen Hahn“ ihr lärmendes Quartier auf, und Gussew sang abends, wenn er ein Gläschen Kognak getrunken hatte, mit so mächtiger Stimme Opernarien, daß sich unter den Fenstern des Gasthofes eine Menge ansammelte. Wladimir Iljitsch liebte Gussews Gesang sehr. Besonders gern hörte er das Lied „Wir sind nicht in der Kirche getraut“.

Bei diesem Parteitag war man etwas zu vorsichtig ans Werk gegangen. Um die Tagung geheimzuhalten, sollte sie auf Anregung der belgischen Genossen in einem riesigen Mehlspeicher stattfinden. Durch unser Eindringen scheuchten [101] wir aber nicht nur die Ratten, sondern auch die Polizei auf. Man munkelte von russischen Revolutionären, die sich zu irgendwelchen geheimen Beratungen versammelt hätten.

Auf dem Parteitag waren 43 Delegierte mit beschließender und 14 mit beratender Stimme anwesend. Im Vergleich zu den heutigen Parteitagen, wo Hunderttausende von Parteimitgliedern durch zahlreiche Delegierte vertreten sind, scheint dieser Parteitag klein. Aber damals schien er groß: Am I. Parteitag im Jahre 1898 hatten doch insgesamt nur 9 Personen teilgenommen ... Man fühlte, daß man in diesen fünf Jahren ein mächtiges Stück vorwärts gekommen war. Vor allem standen die Organisationen, die die Delegierten entsandt hatten, schon nicht mehr nur halb auf dem Papier; sie waren bereits wirklich formiert und mit der sich breit entfaltenden Arbeiterbewegung verbunden.

Wie sehr hatte Wladimir Iljitsch diesen Parteitag herbeigesehnt! Sein ganzes Leben lang – bis zu seinem Tode – maß er den Parteitagen außerordentliche Bedeutung bei. Der Parteitag war für ihn die höchste Instanz, auf dem alles Persönliche wegfallen mußte, hier mußte alles offen ausgesprochen, nichts durfte vertuscht werden. Zu den Parteitagen bereitete sich Iljitsch daher immer besonders sorgfältig vor und überlegte seine Reden bis ins einzelne.

Ebenso ungeduldig wie Iljitsch wartete auch Plechanow auf den Parteitag. Plechanow eröffnete die Tagung. Das große Fenster des Mehlspeichers neben der improvisierten Tribüne war mit rotem Stoff verhängt. Alles war erregt. Plechanows Rede klang feierlich. Man spürte in ihr ein unverfälschtes Pathos. Wie hätte es auch anders sein können! Die langen Jahre der Emigration schienen in der Vergangenheit zu versinken; er eröffnete den Parteitag der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands.

Seinem Wesen nach war der II. Parteitag ein konstituierender. Auf ihm wurden die grundlegenden theoretischen Fragen aufgeworfen und das ideologische Fundament der Partei geschaffen. Auf dem 1. Parteitag war nur der Name [102] der Partei und ein Manifest über ihre Gründung angenommen worden. Ein Programm hatte die Partei bis zum II. Parteitag noch nicht. Die Redaktion der „Iskra“ arbeitete das Programm aus. Es wurde in der Redaktion lange besprochen. Jedes Wort, jeder Satz wurde begründet, erwogen und heiß umstritten. Zwischen dem Münchner und dem in der Schweiz lebenden Teil der Redaktion wurde monatelang über das Programm korrespondiert. Diese Diskussionen schienen vielen Praktikern rein abstrakten Charakter zu tragen. Sie glaubten, es komme gar nicht darauf an, ob irgendein „mehr oder weniger“ im Programm stehen werde oder nicht.

Wladimir Iljitsch und ich erinnerten uns gelegentlich eines Vergleichs, den Leo Tolstoi an einer Stelle bringt: Er sieht einmal von weitem einen Mann in Hockstellung sitzen und sinnlos mit den Händen fuchteln. Zunächst hält er ihn für einen Verrückten. Als er aber näher herangeht, stellt er fest, daß der Mann am Bordstein sein Messer schleift. – So ist es auch mit theoretischen Diskussionen. Hört man sie nur von fern, so scheint der Streit gar keinen Sinn zu haben; vertieft man sich aber in die Sache, so sieht man, daß es um das Allerwesentlichste geht. So war es auch bei der Programmdiskussion.

Als die Delegierten in Genf zusammenkamen, wurde mit ihnen am meisten und am eingehendsten die Frage des Programms besprochen. Auf dem Parteitag verlief die Diskussion darüber dann am glattesten.

Auf dem II. Parteitag wurde noch eine Frage von ungeheurer Wichtigkeit behandelt, das war die Frage des „Bund“. Auf dem I. Parteitag war beschlossen worden, daß der „Bund“ ein Teil der Partei, wenn auch ein autonomer, sein solle. Während der fünf Jahre, die seit dem I. Parteitag verflossen waren, gab es eigentlich keine Partei als einheitliches Ganzes, und der „Bund“ führte ein Sonderdasein. Er wollte diese Sonderstellung nunmehr befestigen und zur SDAPR im Verhältnis der Föderation bleiben. Der Grund dieses Verhaltens war der: Der „Bund“ spiegelte die Stimmung der Hand-[103]werker der jüdischen Städtchen wider und interessierte sich deshalb sehr viel mehr für den ökonomischen als für den politischen Kampf. Deshalb sympathisierte er auch viel mehr mit den Ökonomisten als mit der „Iskra“. Die Frage drehte sich darum: Sollte es im Lande eine einheitliche, starke Arbeiterpartei geben, die die Arbeiter aller auf dem Territorium Rußlands wohnenden Nationalitäten eng umschloß, oder sollte es einige nach Nationalitäten getrennte Arbeiterparteien im Lande geben? Es handelte sich um den internationalen Zusammenschluß innerhalb des Landes. Die „Iskra“-Redaktion trat für den internationalen Zusammenschluß der Arbeiterklasse ein, der „Bund“ für die nationale Getrenntheit und für ein lediglich freundschaftliches Vertragsverhältnis zwischen den nationalen Arbeiterparteien Rußlands.

Die Frage des „Bund“ wurde mit den eingetroffenen Delegierten eingehend besprochen und gleichfalls mit übergroßer Mehrheit im Sinne der „Iskra“ entschieden.

Später hat die Tatsache der Spaltung viele Genossen übersehen lassen, daß der II. Parteitag prinzipielle Fragen von allergrößter Wichtigkeit aufgeworfen und entschieden hat. Wladimir Iljitsch fühlte sich bei der Behandlung dieser Fragen Plechanow besonders nahe. Plechanows Rede, die darauf hinauslief, daß das grundlegende demokratische Prinzip der Satz sein müsse: „Höchstes Gesetz ist das Wohl der Revolution“, und daß unter dem Gesichtspunkt dieses Grundprinzips sogar das Prinzip des allgemeinen Wahlrechts betrachtet werden müsse, machte auf Wladimir Iljitsch tiefen Eindruck. Er erinnerte sich ihrer, als vierzehn Jahre später vor den Bolschewiki die Frage der Auflösung der Konstituante in ihrem ganzen Ausmaß stand.

Auch die andere Rede Plechanows, über die Bedeutung der Volksbildung, die „eine Garantie für die Rechte des Proletariats“ sei, stand voll und ganz mit Wladimir Iljitschs Ansichten in Einklang.

Auch Plechanow fühlte sich auf dem Parteitag Lenin nahe. In seiner Entgegnung an Akimow, einen verbissenen An-[104]hänger des „Rabotscheje Delo“, der darauf aus war, Plechanow und Lenin zu entzweien, sagte Plechanow scherzend:

„Napoleon hatte die Passion, seine Marschälle von ihren Frauen zu scheiden. Manche Marschälle willfahrten ihm auch, obwohl sie ihre Frauen liebten. – Genosse Akimow ähnelt in dieser Hinsicht Napoleon: Er will mich unter allen Umständen von Lenin scheiden. Aber ich werde mehr Charakter zeigen als die Marschälle Napoleons. Ich werde mich nicht von Lenin scheiden lassen, und ich hoffe, daß auch er sich von mir nicht zu scheiden beabsichtigt.“ Wladimir Iljitsch lachte und schüttelte verneinend den Kopf.

Bei der Besprechung des ersten Punktes der Tagesordnung (Konstituierung des Parteitags) kam es bei der Frage der Hinzuziehung eines Vertreters der Gruppe „Borba“ (Rjasanow, Newsorow, Gurewitsch) zu einem Zwischenfall. Das Organisationskomitee trat als geschlossene Gruppe mit einem eigenen Vorschlag auf dem Parteitag auf. Es handelte sich dabei gar nicht um die Gruppe „Borba“, sondern darum, daß das Organisationskomitee seine Mitglieder gegenüber dem Parteitag durch eine besondere Disziplin zu binden suchte. Das Organisationskomitee versuchte, als geschlossene Gruppe, als Einheit aufzutreten, die vorher unter sich beschließt, wie sie abstimmen soll. Auf diese Weise wäre die höchste Instanz für den Teilnehmer am Parteitag eine Gruppe gewesen und nicht der Parteitag selbst. Wladimir Iljitsch schäumte geradezu vor Empörung. Aber er war es nicht allein, der Genossen Pawlowitsch (Krassikow) unterstützte, der sich gegen diesen Versuch wandte: auch Martow und andere ergriffen seine Partei. Das Organisationskomitee wurde zwar vom Parteitag aufgelöst, aber der Zwischenfall war doch bezeichnend und verhieß für die Zukunft allerlei Komplikationen. Übrigens trat der Zwischenfall zeitweilig zurück vor der ungeheuer wichtigen, grundlegenden Frage der Stellung des „Bund“ in der Partei und der Programmfrage. In der Frage des „Bund“ traten sowohl die Redaktionsmitglieder der „Iskra“ wie das Organisationskomitee und die Delegierten [105] der Ortsgruppen geschlossen auf. Jegorow (Lewin), ein Vertreter des „Jushny Rabotschi“ und Mitglied des Organisationskomitees, trat ebenfalls mit aller Entschiedenheit gegen den „Bund“ auf. Plechanow machte ihm in der Pause allerlei Komplimente und sagte, daß man seine Rede allen Ortsgruppen zur Kenntnis bringen müßte. Der „Bund“ wurde völlig mattgesetzt. Man stellte ein für allemal die These auf, daß die nationalen Besonderheiten die Einheit der Parteiarbeit, die Geschlossenheit der sozialdemokratischen Bewegung nicht beeinträchtigen dürften.

Bald mußte man nach London übersiedeln. Die Brüsseler Polizei begann die Delegierten zu schikanieren und wies Semljatschka und noch jemand sogar aus. Darauf machten sich alle auf den Weg. In London förderten Tachtarews die Durchführung des Parteitags auf jede Weise. Die Londoner Polizei machte uns keine Schwierigkeiten.

Die Frage des „Bund“ wurde weiter behandelt. Darauf ging man, während in der Kommission die Programmfrage behandelt wurde, zum vierten Punkt der Tagesordnung über, zur Frage der Bestätigung des Zentralorgans. Als Zentralorgan wurde, unter alleinigem Widerspruch der Anhänger des „Rabotscheje Delo“, einstimmig die „Iskra“ anerkannt. Der „Iskra“ wurde warmer Beifall gespendet. Ja, Popow (Rosanow), ein Vertreter des Organisationskomitees, sprach sogar davon, daß „wir auf dem Parteitag eine einheitliche Partei vor uns sehen, die in hervorragendem Maße durch die Tätigkeit der ‚Iskra‘ geschaffen worden ist“. Das war in der zehnten der insgesamt 37 Sitzungen. Allmählich zogen sich über dem Parteitag Wolken zusammen. Drei Genossen sollten in das Zentralkomitee gewählt werden. Es gab noch keinen Kern eines ZK. Unumstritten war die Kandidatur Glebows (Noskows), der sich als unermüdlicher Organisator bewährt hatte. Die zweite unumstrittene Kandidatur wäre die von Claire (Krshishanowski) gewesen, wenn er auf dem Parteitag anwesend gewesen wäre. Er war aber nicht zugegen. Für ihn und Kurz (Lengnik) mußte in Abwesenheit, auf Grund von [106] „Vertrauen“, abgestimmt werden, was recht unbequem war. Dabei gab es auf dem Parteitag zu viele „Generäle“ als Kandidaten für das ZK. Darunter Jacques (Stein, Alexandrowa), Fomin (Krochmal), Stern (Kostja, Rosa Galberstadt), Popow (Rosanow), Jegorow (Lewin). Sie alle kandidierten für zwei Sitze im Dreierkollegium des ZK. Zudem kannten alle einander nicht nur als Parteiarbeiter, sondern auch aus persönlichem Verkehr. Da bestand ein ganzes Netz von persönlichen Sympathien und Antipathien. Je näher die Wahlen heranrückten, desto gespannter wurde die Atmosphäre. Die Gruppen „Bund“ und „Rabotscheje Delo“ erhoben hartnäckig die Beschuldigungen, man wolle das Kommando an sich reißen und seinen Willen von einem ausländischen Zentrum aus diktieren und ähnliches mehr. Das stieß zwar zunächst auf geschlossenen Widerstand, verfehlte aber doch auf die Dauer seine Wirkung auf die schwankenden Zentristen nicht, vielleicht sogar, ohne daß es diesen Genossen zum Bewußtsein kam. Wessen Kommando fürchtete man denn? Etwa das von Martow, Sassulitsch, Potressow oder Axelrod? Natürlich nicht. Man fürchtete das

Kommando Lenins und Plechanows. Und man wußte sehr wohl: die Frage der Zusammensetzung, die Frage der Arbeit in Rußland, werde nicht Plechanow, der der praktischen Arbeit fernstand, sondern Lenin entscheiden.

Der Parteitag bestätigte die Richtung der „Iskra“, aber die Bestätigung der Redaktion stand noch aus.

Wladimir Iljitsch machte den Vorschlag, die Redaktion der „Iskra“ aus drei Personen zusammenzusetzen. Von diesem Vorschlag hatte Wladimir Iljitsch vorher Martow und Potressow in Kenntnis gesetzt. Als die Delegierten ankamen, vertrat Martow ihnen gegenüber den Standpunkt, daß die Redaktion aal besten aus drei Personen zusammengesetzt werde. Damals nahm er noch an, das Triumvirat sei vor allem gegen Plechanow gerichtet. Als Wladimir Iljitsch den Zettel mit dem Vorschlag der Redaktionszusammensetzung Plechanow übergab, sagte Plechanow kein Wort dazu und steckte den Zettel, nachdem er ihn gelesen hatte, schweigend in die [107] Tasche. Er hatte verstanden, worum es ging, aber er nahm es hin. Da es sich um die Partei handelte, war sachliche Arbeit erforderlich.

Martow verkehrte am meisten von allen Redaktionsmitgliedern in den Kreisen des Organisationskomitees. Man redete ihm sehr bald ein, daß das Triumvirat gegen ihn selbst gerichtet sei und daß er durch seinen Eintritt Sassulitsch, Potressow und Axelrod verraten werde. Axelrod und Sassulitsch waren in höchster Aufregung.

In dieser Atmosphäre nahm die Auseinandersetzung über den Paragraphen 1 des Statuts besonders scharfen Charakter an. Lenin und Martow gingen in der Frage des Paragraphen 1 des Parteistatuts politisch und organisatorisch auseinander. Sie hatten auch früher oft Differenzen, aber diese Differenzen waren innerhalb eines engen Kreises geblieben und daher rasch aus der Welt geschafft. Jetzt aber traten die Meinungsverschiedenheiten vor dem Parteitag zutage, und alle, die der „Iskra“, Plechanow und Lenin grollten, bemühten sich, die Differenzen zu einer großen prinzipiellen Frage aufzubauschen. Man fing an, Lenin wegen des Artikels „Womit beginnen?“ und wegen der Broschüre „Was tun?“ anzugreifen, bezichtigte ihn des Ehrgeizes und ähnliches mehr. Wladimir Iljitsch trat auf dem Parteitag auf. In seiner Broschüre „Ein Schritt vorwärts, zwei Schritte zurück“, schrieb er:

„Unwillkürlich fällt mir bei dieser Gelegenheit ein Gespräch ein, das ich auf dem Parteitag mit einem Delegierten des ‚Zentrums‘ hatte. ‚Welch drückende Atmosphäre herrscht doch auf unserm Parteitag!‘ beklagte er sich bei mir. ‚Dieser erbitterte Kampf, diese Agitation gegeneinander, diese scharfe Polemik, dieses unkameradschaftliche Verhältnis! ...‘ – ‚Was für eine herrliche Sache ist doch unser Parteitag!‘ antwortete ich ihm. ‚Ein freier, offener Kampf. Die Meinungen sind geäußert. Die Schattierungen haben sich abgezeichnet. Die Gruppen sind umrissen. Die Hände haben sich erhoben. Der Beschluß ist gefaßt. Eine Etappe ist zurückgelegt. Es geht vorwärts! – das lobe ich mir. Das ist Leben. Das ist etwas [108] anderes als die endlosen, langweiligen intelligenzlerischen Wortgefechte, die nicht deshalb aufhören, weil die Frage entschieden wäre, sondern einfach deshalb, weil die Leute des Redens müde sind ...‘

Der Genosse vom ‚Zentrum‘ sah mich mit erstaunten Augen an und zuckte die Achseln. Wir redeten in verschiedenen Sprachen.“[51]

Dieses Zitat zeigt Iljitsch, wie er leibt und lebt.

Seit Beginn des Parteitags waren seine Nerven aufs äußerste angespannt. Die belgische Arbeiterin, bei der wir in Brüssel logierten, bedauerte ständig, daß Wladimir Iljitsch die schönen Radieschen und den holländischen Käse verschmähte, die sie ihm morgens vorsetzte. Aber er dachte schon nicht mehr ans Essen. In London erreichte dieser Zustand seinen Höhepunkt. Er schlief überhaupt nicht mehr und war schrecklich aufgeregt.

[51] W. I. Lenin: Werke, Bd. 7, S. 349.

So scharf Wladimir Iljitsch in der Diskussion auch auftrat, als Vorsitzender war er in höchstem Maße unparteiisch. Er ließ sich auch nicht die mindeste Ungerechtigkeit gegenüber dem Gegner zuschulden kommen. Plechanow war darin ganz anders. Wenn Plechanow den Vorsitz führte, liebte er es, durch besonderen Witz zu glänzen und den Gegner damit zu reizen.

Die große Mehrheit der Delegierten hatte zwar in der Frage der Stellung des „Bund“ innerhalb der Partei, in der Frage des Programms, in der Frage der Anerkennung der Richtung der „Iskra“ als ihr Banner keine Meinungsverschiedenheiten. Trotzdem fühlte man schon im Verlauf des Parteitags einen bestimmten Riß, der sich gegen Ende der Tagung vertiefte. Ernsthafte Meinungsverschiedenheiten die die gemeinsame Arbeit gestört und unmöglich gemacht hätten, gab es eigentlich auf dem II. Parteitag noch nicht, sie waren vorerst noch latent, sozusagen nur potentiell vorhanden. Und doch zerfiel der Parteitag bereits deutlich in zwei Lager. Viele machten dafür nur die Taktlosigkeit Plecha-[109]nows, Lenins „Tobsucht“ und „Ehrgeiz“, Pawlowitschs Gehässigkeit und die Wera Sassulitsch und Axelrod widerfahrene Ungerechtigkeit verantwortlich. Sie schlossen sich deshalb den Beleidigten an und übersahen über den Personen die Sache selbst. So auch Trotzki, der sich in einen wütenden Gegner Lenins verwandelte. Der Kern der Sache war aber der, daß die Genossen um Lenin viel mehr Nachdruck auf die Grundsätze legten; sie wollten sie unbedingt verwirklichen, wollten die ganze Arbeit damit durchtränken. Die andere Gruppe hingegen war mehr kleinbürgerlich gesinnt; sie war zu Kompromissen, zu prinzipiellen Zugeständnissen bereit und schaute mehr auf die Person.

Bei den Wahlen nahm der Kampf äußerst scharfe Formen an. Einige dieser Auftritte vor den Wahlen sind mir noch gegenwärtig. So warf Axelrod Bauman (Sorokin) Mangel an sittlichem Empfinden vor und führte irgendeine Klatschgeschichte aus der Verbannung an. Bauman schwieg, aber in seine Augen waren Tränen getreten.

Ein anderes Bild. Deutsch stellte Glebow (Noskow) wütend wegen irgend etwas zur Rede. Dieser hob den Kopf und sagte ärgerlich mit aufblitzenden Augen: „Halten Sie doch Ihre Zunge mehr im Zaum, Papachen!“

Der Parteitag ging zu Ende. In das ZK wurden Glebow, Claire und Kurz gewählt, wobei sich von 44 Delegierten mit beschließender Stimme 20 der Abstimmung enthielten. In die Redaktion des Zentralorgans wurden Plechanow, Lenin und Martow gewählt. Martow lehnte die Mitarbeit an der Redaktion ab. Die Spaltung war da.

[110]

NACH DEM II. PARTEITAG 1903–1904

Nach dem Parteitag kehrten wir nach Genf zurück. Dort begann eine schwierige Zeit. Zunächst wurde Genf von Emigranten aus den anderen ausländischen Kolonien überflutet; darunter waren Mitglieder der Liga, die die Fragen stellten: „Was war denn auf dem Parteitag los? Worum ging der Streit? Weshalb die Spaltung?“

Plechanow war dieser Fragen schon ganz überdrüssig. Er erzählte einmal: „N. N. ist angekommen. Er fragt und fragt und wiederholt dabei immer wieder: ‚Ich komme mir vor wie Buridans Esel.‘ ‚Warum gerade Buridans?‘ fragte ich ihn.“

Auch aus Rußland trafen Genossen ein. Unter anderem Jerema aus Petersburg, an den Wladimir Iljitsch ein Jahr zuvor seinen Brief an die Petersburger Organisation gerichtet hatte. Jerema ergriff sofort für die Menschewiki Partei. Bei uns führte er sich ein, indem er eine erztragische Miene aufsetzte und sich mit den Worten an Wladimir Iljitsch wandte: „Ich bin Jerema.“ Dann legte er gleich los, daß die Menschewiki recht hätten ... Ein Mitglied des Kiewer Komitees kam immer wieder mit der Frage, welche Veränderungen der Technik denn die Spaltung auf dem Parteitag hervorgerufen hätten. Ich machte große Augen. Eine so primitive Auffassung des Verhältnisses von „Basis“ und „Überbau war mir noch nicht vorgekommen, ich hatte nicht für möglich gehalten, daß es so etwas geben könne.

[111] Leute, die uns bislang mit Geld unterstützt, ihre Wohnung für Zusammenkünfte zur Verfügung gestellt hatten oder dergleichen, lehnten ihre Hilfe unter dem Einfluß der Agitation der Menschewiki nunmehr ab. Einmal kam eine alte Bekannte von mir mit ihrer Mutter nach Genf, um ihre Schwester zu besuchen. Wir hatten als Kinder so herrlich miteinander gespielt – Wanderer und Wilde, die auf Bäumen hausten –,daß ich mich riesig über ihre Ankunft freute. Inzwischen war sie ein älteres Mädchen geworden, das einem ganz fremd war. Wir kamen darauf zu sprechen, daß ihre Familie die Sozialdemokraten immer unterstützt hatte. „Wir können euch unsere Wohnung jetzt nicht mehr zur Verfügung stellen“, erklärte sie. „Die Spaltung zwischen den Bolschewiki und Menschewiki hat uns ganz und gar nicht gefallen. Diese persönlichen Zänkereien schaden der Sache sehr.“ Iljitsch und ich wünschten diese „Sympathisierenden“ zum Teufel, die sich keiner Organisation anschlossen und sich einbildeten, durch ihre Wohnungen und ihre Pfennige den Lauf der Dinge in unserer proletarischen Partei beeinflussen zu können!

Wladimir Iljitsch unterrichtete sogleich Claire und Kurz in Rußland von dem Vorgefallenen. Die russischen Genossen seufzten, wußten aber keinen brauchbaren Rat. Sie schlugen zum Beispiel allen Ernstes vor, Martow solle nach Rußland kommen, sich in irgendeinem verborgenen Winkel hinsetzen und populäre Broschüren schreiben. Man beschloß, kurz ins Ausland zu berufen.

Als Glebow nach dem Parteitag den Vorschlag machte, die alte Redaktion zu kooptieren, widersprach Wladimir Iljitsch dem nicht mehr. Lieber die alte Plage als Spaltung. Die Menschewiki lehnten ihre Mitarbeit ab. Wladimir Iljitsch machte den Versuch, sich mit Martow zu verständigen, er schrieb an Potressow und suchte ihn davon zu überzeugen, daß es keinen Grund zu einem Bruch gäbe. Er schrieb auch an Kalmykowa (Tante) über die Spaltung und legte ihr dar, wie alles gekommen war. Er wollte immer noch nicht daran glauben, daß es keinen Ausweg mehr geben sollte. Die Beschlüsse des Partei-[112]tages sabotieren und die Arbeit in Rußland, die Stoßkraft der eben gebildeten russischen Partei aufs Spiel setzen, das erschien ihm als Wahnsinn; er hielt es für ganz unmöglich. In manchen Augenblicken erkannte er ganz klar, daß der Bruch unvermeidlich ist. Einmal begann er, Claire in einem Brief darzulegen, daß Claire sich von der Situation, wie sie war, gar kein rechtes Bild machen könne. Man müsse sich darüber Rechenschaft ablegen, daß die alten Beziehungen sich von Grund auf geändert hätten; die alte Freundschaft mit Martow sei aus; man müsse sie vergessen; nunmehr beginne der Kampf. Wladimir Iljitsch hat diesen Brief nicht beendet und nicht abgesandt. Es fiel ihm sehr schwer,

mit Martow zu brechen. Die Zeit der Petersburger Arbeit, die Zeit der Zusammenarbeit in der alten „Iskra“ hatte sie innig verbunden. Martow war ein äußerst empfindsamer Mensch, der vermöge seines Feingefühls Iljitschs Gedanken zu erfassen und talentvoll zu entwickeln vermochte. Später bekämpfte Wladimir Iljitsch die Menschewiki erbittert, aber jedesmal, wenn Martow seine Linie auch nur ein wenig ausrichtete, wurde sein früheres Verhältnis zu Martow wieder wach. So zum Beispiel 1910, als Martow und Wladimir Iljitsch in Paris zusammen in der Redaktion des „Sozial-Demokrat“[52] arbeiteten. So manchmal berichtete Wladimir Iljitsch erfreut, wenn er aus der Redaktion kam, daß Martow für die richtige Linie eintrete und sogar gegen Dan Stellung nehme. Und wie erfreut war Wladimir Iljitsch über Martows Verhalten in den Julitagen (viel später, schon in Rußland), weniger aus dem Grund, weil es den Bolschewiki besonders nützlich gewesen wäre, als deshalb, weil Martow eine Haltung gezeigt hatte, wie sie sich für einen Revolutionär geziemte.

Als Wladimir Iljitsch schon schwer krank war, sagte er mir einmal recht betrübt: „Auch Martow soll, wie ich hörte, im Sterben liegen.“

[113]Die meisten bolschewistischen Parteitagsdelegierten kehrten zur Arbeit nach Rußland zurück. Die Menschewiki reisten nicht alle zurück, ja Dan kam sogar noch hinzu. Im Ausland wuchs die Zahl ihrer Anhänger.

Die Bolschewiki, die in Genf zurückgeblieben waren, kamen regelmäßig zusammen. In diesen Versammlungen war Plechanow am unversöhnlichsten. Er war guten Mutes, scherzte und ermunterte die andern.

Endlich traf das ZK-Mitglied Kurz alias Wassiljew (Lengnik) in Genf ein. Er fühlte sich ganz erdrückt von den Intrigen, die in Genf herrschten. Er hatte gleich eine Unmenge zu tun, um Konflikte zu schlichten, Leute nach Rußland zu dirigieren usw.

Die Menschewiki hatten bei den Emigranten im Ausland Erfolg. Sie beschlossen deshalb, den Bolschewiki eine Schlacht zu liefern. Es sollte nämlich ein Kongreß der „Auslandsliga der russischen revolutionären Sozialdemokratie“ einberufen werden, um den Bericht Lenins, ihres Delegierten zum II. Parteitag, entgegenzunehmen. Dem Vorstand der Liga gehörten damals Deutsch, Litwinow und ich an. Deutsch war es, der die Einberufung des Kongresses der Liga forderte, Litwinow und ich waren dagegen. Es war uns klar, daß der Kongreß unter den obwaltenden Umständen mit einem großen Skandal enden würde. Da erinnerte sich Deutsch, daß Wetscheslow, der in Berlin wohnte, und Leiteisen, der sich in Paris aufhielt, noch dem Vorstand angehörten. Beide hatten zwar faktisch an der Arbeit des Vorstands der Liga in letzter Zeit keinen unmittelbaren Anteil genommen, waren aber offiziell nicht aus dem Vorstand ausgeschieden. Sie wurden zur Abstimmung herangezogen und stimmten für den Kongreß.

Kurz vor dem Kongreß der Liga erlitt Wladimir Iljitsch einen Unfall. In Gedanken versunken, fuhr er mit seinem Fahrrad gegen einen Straßenbahnwagen und hätte sich beinahe ein Auge ausgeschlagen. Verbunden und blaß ging er zum Kongreß der Liga. Die Menschewiki griffen ihn mit [114] wütendem Haß an. Ich entsinne mich noch der wüsten Szene, als Dan, Krochmal und andere mit wutverzerrten Gesichtern aufsprangen und wie toll mit ihren Pultdeckeln klapperten.

Auf dem Kongreß der Liga waren die Menschewiki zahlenmäßig stärker als die Bolschewiki, zudem gab es unter ihnen mehr „Generäle“. Die Menschewiki brachten ein Statut der Liga durch, das aus der Liga einen Stützpunkt des Menschewismus machte. Es sicherte den Menschewiki einen eigenen Verlag zu und machte sie vom ZK unabhängig. Kurz (Wassiljew) bestand im Namen des ZK auf einer Abänderung des Statuts, und da die Liga sich dem nicht unterwarf, erklärte er sie für aufgelöst.

---

[52] Der „Sozial-Demokrat“, das Zentralorgan der SDAPR, wurde als illegale Zeitung von Februar 1908 bis Januar 1917 herausgegeben. Die erste Nummer erschien in Rußland, die übrigen in Paris und Genf.

Plechanows Nerven hielten den von den Menschewiki heraufbeschworenen Skandal nicht aus. Er erklärte, „außerstande zu sein, auf die eigenen Leute zu schießen“.

In der Versammlung der Bolschewiki forderte Plechanow, man solle nachgeben. „Es gibt Momente“, meinte er, „wo sogar die Selbstherrschaft zum Nachgeben gezwungen ist.“ „Dann sagt man eben auch, daß sie schwankt“, erwiderte Lisa Knunianz, worauf ihr Plechanow einen bösen Blick zuwarf.

Um den Frieden in der Partei zu retten, wie er sagte, beschloß Plechanow, die alte Redaktion der „Iskra“ zu kooptieren. Wladimir Iljitsch schied aus der Redaktion aus mit der Erklärung, er lehne die Mitarbeit ab und verlange nicht einmal, daß man sein Ausscheiden aus der Redaktion bekanntgebe. Plechanow solle versuchen, Frieden herbeizuführen, er werde dem Frieden in der Partei nicht im Wege sein. In einem Brief an Kalmykowa hatte Wladimir Iljitsch kurz vorher geschrieben: „Man kann in keine schlimmere Sackgasse geraten, als wenn man sich von der Arbeit entfernt.“ Durch sein Ausscheiden aus der Redaktion betrat er diesen Weg, das war ihm klar. Die Opposition verlangte noch die Kooptierung ihrer Vertreter in das ZK, zwei Plätze im Rat und die Anerkennung der Rechtmäßigkeit der Beschlüsse des Kongresses der Liga. Das ZK war einverstanden, zwei Ver-[115]treter der Opposition in das ZK zu kooptieren, ihr einen Platz im Rat einzuräumen und die Liga allmählich zu reorganisieren. Ein Frieden kam nicht zustande. Plechanows Nachgeben war Wasser auf die Mühle der Opposition. Plechanow verlangte, daß noch ein zweites ZK-Mitglied, Ru (Konjaga, sein richtiger Name war Galperin), aus dem Rat ausscheide, um den Menschewiki Platz zu machen. Wladimir Iljitsch war lange unschlüssig, ob er dieser neuen Konzession zustimmen sollte. Ich weiß noch, wie wir zu dritt – Wladimir Iljitsch, Konjaga und ich – eines Abends am Ufer des Genfer Sees standen. Der See stürmte; Konjaga redete auf Wladimir Iljitsch ein, in seinen Austritt einzuwilligen. Endlich entschloß sich Wladimir Iljitsch, zu Plechanow zu gehen und ihm zu sagen, daß Ru aus dem Rat ausscheiden werde.

Martow gab die Broschüre „Der Belagerungszustand“ heraus. Sie strotzte von den unglaublichsten Beschuldigungen. Auch Trotzki ließ eine Broschüre erscheinen, „Bericht der sibirischen Delegation“, in der er die Ereignisse völlig im Sinne Martows beleuchtete. Plechanow wurde als eine Schachfigur in der Hand Lenins dargestellt usw.

Wladimir Iljitsch begann, eine Erwiderung an Martow zu schreiben, die Broschüre „Ein Schritt vorwärts, zwei Schritte zurück“. Darin analysierte er die Ereignisse auf dem Parteitag eingehend.

Indessen war auch in Rußland der Kampf entbrannt. Die Delegierten der Bolschewiki erstatteten Bericht über den Parteitag. Das Programm, das der Parteitag angenommen hatte, und die meisten Resolutionen des Parteitags wurden in den Ortsgruppen mit großer Befriedigung aufgenommen. Um so weniger verstand man die Haltung der Menschewiki. In Resolutionen wurde gefordert, daß jeder sich den Beschlüssen des Parteitags zu fügen habe. Von unseren Delegierten setzte sich in dieser Zeit Djadenka besonders energisch ein. Als alte Revolutionärin konnte sie einfach nicht begreifen, wie man sich dem Parteitag gegenüber so disziplinlos verhalten könne. Sie und andere Genossen aus Rußland schrieben ermunternde [116] Briefe. Die Komitees stellten sich eins nach dem andern auf den Boden der Parteimehrheit.

Claire traf ein. Er hatte keine Vorstellung davon, welche Kluft indessen zwischen den Bolschewiki und den Menschewiki entstanden war. Er glaubte, man könne Bolschewiki und Menschewiki noch miteinander versöhnen, und ging zu Plechanow, um sich mit ihm auszusprechen. Er sah aber ein, daß ein Ausgleich völlig unmöglich war, und reiste in gedrückter Stimmung ab. Wladimir Iljitsch wurde noch finsterer.

Anfang 1904 kamen Zilja Selikson, Baron (E. E. Essen), ein Vertreter der Petersburger Organisation, und der Arbeiter Makar nach Genf. Alle drei waren Anhänger der Bolschewiki.

Wladimir Iljitsch kam häufig mit ihnen zusammen. Sie sprachen nicht nur über die Auseinandersetzungen mit den Menschewiki, sondern auch über die Arbeit in Rußland. Baron, damals noch ein ganz junger Bursche, war hingerissen von der Arbeit in Petersburg. „Wir bauen die Organisation jetzt auf kollektiven Grundlagen auf“, sagte er. „Wir haben einzelne Kollektive gebildet: ein Kollektiv der Propagandisten, eins der Agitatoren, eins der Organisatoren.“ Wladimir Iljitsch hörte zu. „Aus wieviel Leuten setzt sich das Kollektiv der Propagandisten zusammen?“ fragte er. „Vorläufig aus mir allein“, erwiderte Baron etwas verlegen.

„Etwas wenig“, bemerkte Iljitsch. „Und das Kollektiv der Agitatoren?“ Baron errötete bis über beide Ohren und antwortete: „Vorläufig auch nur aus mir allein.“ Iljitsch lachte ungestüm. Auch Baron lachte mit. Iljitsch verstand es immer, durch wenige Fragen, die die verwundbarste Stelle berührten, aus dem Wust von schönen Schemata und effektvollen Berichten die reale Wirklichkeit herauszuschälen.

Später trafen Olminski (Michail Stepanowitsch Alexandrow), der sich den Bolschewiki anschloß, und Swerka[53] ein.

Swerka hatte sich aus der Verbannung in die Freiheit gerettet. Sie war voll sprühender Energie und steckte damit ihre ganze Umgebung an. Sie zeigte keine Spur irgendwel-[117]cher Zweifel, irgendwelcher Unschlüssigkeit. Sie lachte jeden aus, der wegen der Spaltung den Kopf hängen ließ. Die Streitigkeiten im Ausland berührten sie anscheinend gar nicht. Zu dieser Zeit kamen wir auf den Einfall. bei uns in Sécheron einmal wöchentlich „jours fixes“ zu veranstalten, um die Bolschewiki einander näherzubringen. Bei diesen „jours fixes“ kam es zwar zu keiner „richtigen“ Aussprache, aber sie trugen doch dazu bei, die durch die ganze Auseinandersetzung mit den Menschewiki hervorgerufene Depression zu vertreiben. Wie lustig klang es, wenn Swerka flott einen „Wanka“ zu singen begann und der lange kahlköpfige Arbeiter Jegor in den Gesang einstimmte. Einmal ging Jegor zu Plechanow, um sich mit ihm offen auszusprechen; er legte dafür sogar einen Kragen um. Aber er kam enttäuscht und deprimiert von Plechanow zurück. „Sei nicht traurig, Jegor“, tröstete ihn Swerka, „laß uns mal wieder ‚Wanka‘ singen; wir schaffen es schon.“ Iljitsch wurde zusehends munterer. Swerkas Übermut und Frische zerstreute seine trübe Stimmung.

Bogdanow tauchte auf. Wladimir Iljitsch kannte damals seine philosophischen Arbeiten noch wenig, und als Menschen kannte er ihn gar nicht. Man sah ihm an, daß er ein führender Genosse war. Er war nur für kurze Zeit ins Ausland gekommen. In Rußland hatte er weitreichende Verbindungen. Die Zeit der endlosen Streitereien war vorbei.

Am schwersten fiel es Wladimir Iljitsch, endgültig mit Plechanow zu brechen.

Im Frühjahr lernte Wladimir Iljitsch einen alten Revolutionär kennen, den Volksrechtler Natanson, und dessen Frau. Natanson war ein ausgezeichneter Organisator vom alten Schlag. Er kannte sehr viele Menschen, wußte jeden vorzüglich einzuschätzen und sah gleich, wozu er sich eignete und zu welcher Aufgabe man ihn gebrauchen konnte. Was Wladimir Iljitsch besonders überraschte, war, daß er nicht nur die Zusammensetzung seiner eigenen, sondern auch die unserer sozialdemokratischen Organisation ausgezeichnet kannte, besser als viele unserer damaligen ZK-Mitglieder. Natanson [118] wohnte in Baku und war mit Krassin, Postolowski und anderen bekannt. Wladimir Iljitsch hielt es für möglich, Natanson für die Sozialdemokratie zu gewinnen. Natanson stand dem sozialdemokratischen Standpunkt sehr nahe. Später hörte ich von jemand, wie dieser alte Revolutionär geweint haben soll, als er in Baku zum ersten Male in seinem Leben eine grandiose Demonstration sah. In einem Punkt konnte Wladimir Iljitsch mit Natanson nicht übereinkommen. Und zwar war Natanson mit der damaligen Stellung der Sozialdemokratie zur Bauernschaft nicht einverstanden. Der Roman mit Natanson dauerte etwa zwei Wochen. Natanson war mit Plechanow gut bekannt, er stand mit ihm auf du und du.

[53] M. M. Essen.

Wladimir Iljitsch sprach einmal mit Natanson über unsere Parteiangelegenheiten, über die Spaltung mit den Menschewiki. Natanson erbot sich, mit Plechanow zu reden. Er kam irgendwie betreten von Plechanow zurück. Man müsse nachgeben, meinte er.

Der Roman mit Natanson war aus. Wladimir Iljitsch ärgerte sich über sich selbst, daß er mit dem Mitglied einer fremden Partei über die Angelegenheiten der Sozialdemokratie gesprochen hatte, daß Natanson als eine Art Vermittler fungiert hatte. Er ärgerte sich über sich selbst und ärgerte sich über Natanson.

Inzwischen führte das ZK in Rußland eine zweideutige, versöhnlerische Politik, aber die Komitees waren für die Bolschewiki. Es blieb nichts anderes übrig, als sich auf Rußland zu stützen und einen neuen Parteitag einzuberufen.

Als Antwort auf die Julideklaration des ZK[54], die Wladimir Iljitsch die Möglichkeit nahm, seinen Standpunkt zu ver-[119]teidigen und mit Rußland in Verbindung zu bleiben, trat Wladimir Iljitsch aus dem ZK aus. Die Gruppe der Bolschewiki, insgesamt 22 Mann, nahm eine Resolution an, die die Notwendigkeit aussprach, einen III. Parteitag einzuberufen..

Wladimir Iljitsch und ich packten unsere Rucksäcke und gingen für einen Monat ins Gebirge. Swerka hatte sich uns angeschlossen und wanderte anfangs mit uns. Sie blieb aber bald zurück. „Ihr sucht euch stets eine Gegend aus, wo man keinem Hund begegnet. Ich kann aber nicht ohne Menschen sein“, sagte sie. In der Tat wählten wir immer die abgelegensten Pfade, mitten durchs Dickicht, möglichst weit von Menschen entfernt. So vagabundierten wir einen ganzen Monat. Wir wußten heute nicht, wo wir morgen sein würden. Abends fielen wir todmüde ins Bett und schliefen sofort ein.

Wir hatten wenig Geld und ernährten uns meist von Käse und Eiern. Dazu tranken wir Wein oder Quellwasser. Zu Mittag aßen wir nur selten. In einem sozialdemokratischen Wirtshaus trafen wir einmal einen Arbeiter, der uns den Rat gab: „Essen Sie nie mit den Touristen, sondern mit den Fuhrleuten, Chauffeuren und Tagelöhnern, das ist halb so teuer und viel sättigender.“ Das taten wir denn auch. Der kleine Beamte, der Ladenbesitzer und ähnliche Leute, die es der Bourgeoisie nachmachen möchten, verzichten lieber auf eine Wanderung, als daß sie sich mit Dienstboten an einen Tisch setzen. Dieses Spießertum steht in Europa überall in Blüte. Das Wort Demokratie führt man dort dauernd im Mund, aber sich mit den Dienstboten nicht bei sich zu Hause, sondern in einem eleganten Hotel an einen Tisch [120] setzen zu sollen – das geht über die Kräfte des Spießers, der etwas werden will. Wladimir Iljitsch machte es ein besonderes Vergnügen, im Bedientenraum zu Mittag zu essen; er aß dort mit besonderem Appetit und lobte das billige und nahrhafte Mittagessen. Danach schnallten wir wieder unsere Rucksäcke auf und wanderten weiter. Die Rucksäcke waren recht schwer: Wladimir Iljitsch hatte ein schweres französisches Wörterbuch in seinem Rucksack, und in meinem lag ein ebenso schweres französisches Buch, das ich kürzlich zum Übersetzen bekommen hatte. Aber weder das Wörterbuch noch mein Buch wurden auch nur ein einziges Mal während unserer Wanderung aufgeschlagen. Wir schauten nicht ins Wörterbuch, wir betrachteten lieber die von ewigem Schnee bedeckten Berge, die blauen Seen, die stürmischen Wasserfälle.

---

[54] So wurde die von dem versöhnlerischen Teil des ZK, das damals eine menschewistische Politik durchführte, und von den Menschewiki in Abwesenheit Lenins angenommene Resolution genannt. Sie enthielt 26 Punkte, von denen aber nur so in Nr. 72 der „Iskra“ vom 25. August 1904 veröffentlicht wurden. In der Antwort der Redaktion an Lenin, der darüber empört war, daß von der Partei die Beschlüsse ihres leitenden Organs geheimgehalten wurden, verteidigte Plechanow den Standpunkt, daß die örtlichen Komitees über die Meinungsverschiedenheiten [119] der Führer nicht in allen Einzelheiten unterrichtet sein müßten: „Sich bemühen, das Proletariat zum Richter über unzählige Zwistigkeiten zu machen, die in den Zirkeln ausbrechen, hieße zur übelsten aller Arten des Pseudodemokratismus neigen.“ (Iskra Nr. 53 vom 25. November 1903.)
Einer der Punkte dieser Deklaration lautet: „Das ZK spricht sich entschieden gegen die Einberufung eines Sonderparteitags *im gegenwärtigen Moment* aus sowie gegen die Agitation für diesen Parteitag.“ *N. K.*

Nach einem Monat, den wir auf diese Weise zubrachten, kamen Wladimir Iljitschs Nerven wieder ins Gleichgewicht. Als hätte er sich mit dem Wasser aus einem Bergquell gewaschen und das ganze Spinngewebe kleinlichen Gezänks von sich abgestreift. Den August verbrachten wir zusammen mit Bogdanow, Olminski und Perwuchin in einem entlegenen Dörfchen in der Nähe des Lac de Brêt. Mit Bogdanow verabredeten wir den Arbeitsplan. Bogdanow beabsichtigte, Lunatscharski, Stepanow und Basarow zur literarischen Arbeit heranzuziehen. Wir faßten ins Auge, ein eigenes Organ im Ausland herauszugeben und in Rußland die Agitation für den Parteitag zu entfalten.

Iljitsch wurde ganz vergnügt, und abends, wenn er von Bogdanow nach Hause kam, ertönte ein ungestümes Bellen – Iljitsch neckte im Vorbeigehen den Kettenhund.

Als wir im Herbst nach Genf zurückkehrten, zogen wir aus dem Vorort mehr ins Zentrum. Wladimir Iljitsch trat der „Société de Lecture“ bei, die über eine riesige Bibliothek mit vorzüglichen Arbeitsbedingungen verfügte. Es gab dort eine Menge Zeitungen und Zeitschriften in französischer, englischer und deutscher Sprache. Man konnte dort ganz ungestört arbeiten; die Mitglieder des Vereins – meist alte Pro-[121]fessoren – benutzten die Bibliothek nur wenig. Iljitsch stand ein ganzer Raum zur Verfügung. Er konnte dort schreiben, auf und ab gehen, seine Artikel überlegen, jedes beliebige Buch vom Regal nehmen. Er konnte sicher sein, daß hierher kein russischer Genosse kommen und erzählen werde, daß die Menschewiki das und das gesagt, dieses und jenes gemacht hätten. Hier konnte er nachdenken, ohne abgelenkt zu werden, und es gab so manches, worüber man nachdenken mußte.

Rußland hatte den japanischen Krieg begonnen, der die ganze Morschheit der Zarenmonarchie besonders kraß zum Vorschein kommen ließ. Im japanischen Krieg wünschten nicht nur die Bolschewiki eine Niederlage Rußlands, auch die Menschewiki und sogar die Liberalen waren Defätisten. Eine Welle der Empörung ging durch das Volk. Die Arbeiterbewegung war in eine neue Phase eingetreten. Die Nachrichten über Massenkundgebungen, die trotz der Polizeiverbote veranstaltet wurden, über direkte Zusammenstöße der Arbeiter mit der Polizei häuften sich.

Angesichts der heranwachsenden revolutionären Massenbewegung konnten einen die kleinen fraktionellen Streitigkeiten schon längst nicht mehr so aufregen wie noch vor kurzem, obwohl diese Streitigkeiten manchmal ganz wilde Formen annahmen. Einmal traf zum Beispiel der Bolschewik Wassiljew aus dem Kaukasus ein und wollte ein Referat über die Lage in Rußland halten. Obwohl es sich nicht um eine Parteiversammlung handelte, sondern nur um ein öffentliches Referat, zu dem jedes beliebige Parteimitglied Zutritt hatte, verlangten die Menschewiki die Wahl eines Präsidiums. Der Versuch der Menschewiki, aus jedem Referat eine Art Wahlkampf zu machen, war der Versuch, die Bolschewiki „auf demokratische Weise“ mundtot zu machen. Beinahe wäre es zu einem Handgemenge, zu einem Kampf um die Kasse gekommen. Natalja Bogdanowa (Bogdanows Frau) wurde sogar der Mantel zerrissen, und jemand kam zu Fall und verletzte sich. Aber all das regte einen jetzt viel weniger auf als früher.

[122] Jetzt dachte alles an Rußland. Man empfand die ungeheure Verantwortung für die Arbeiterbewegung, die sich in Petersburg, in Moskau, in Odessa und anderen Städten Rußlands entwickelte.

Sämtliche Parteien – die Liberalen, die Sozialrevolutionäre – begannen ihr wahres Gesicht besonders deutlich zu zeigen. Auch die Menschewiki entpuppten sich. Jetzt trat das, was die Bolschewiki und Menschewiki trennte, ganz deutlich hervor.

In Wladimir Iljitsch lebte der tiefe Glaube an den Klasseninstinkt des Proletariats, an seine schöpferische Kraft, an seine geschichtliche Mission. Dieser Glaube war bei Wladimir Iljitsch nicht auf einmal entstanden, er erwuchs in ihm in jenen Jahren, als er die Marxsche Theorie des Klassenkampfes studierte, als er die russische Wirklichkeit studierte, als er im Kampf mit der Weltanschauung der alten Revolutionäre lernte, dem Heldenmut individueller Kämpfer die

Kraft und das Heldentum des Klassenkampfes entgegenzusetzen. Es war das kein blinder Glaube an eine unbekannte Macht, es war die tiefe Überzeugung von der Kraft des Proletariats, von seiner gewaltigen Rolle im Kampf für die Befreiung der Werktätigen, eine Überzeugung, die auf tiefer Sachkenntnis beruhte, auf gewissenhaftestem Studium der Wirklichkeit. Die Tätigkeit unter den Petersburger Arbeitern hatte diesem Glauben an die Macht der Arbeiterklasse lebendige Gestalt verliehen.

Ende Dezember begann die bolschewistische Zeitung „Wperjod“[55] zu erscheinen. In die Redaktion wurden außer Iljitsch noch Olminski und Orlowski[56] berufen. Bald kam ihnen Lunatscharski zu Hilfe. Seine von Pathos erfüllten Artikel und Reden brachten die damalige Stimmung der Bolschewiki besonders gut zum Ausdruck.

Die revolutionäre Bewegung in Rußland wuchs, und zu-[123]gleich wuchs auch unsere Korrespondenz mit Rußland. Sie kam bald bis auf dreihundert Briefe im Monat. Für die damalige Zeit war das eine enorme Menge. Wieviel Material für Iljitsch! Er verstand es, die Briefe der Arbeiter zu lesen. Ich entsinne mich noch eines Briefes von Arbeitern der Odessaer Steinbrüche. Ein kollektiver Brief mit einigen urwüchsigen Handschriften, ohne Subjekt und Prädikat, ohne Punkte und Kommas, aber er atmete unerschöpfliche Energie, Bereitschaft zum Kampf bis zum letzten, bis zum Sieg, ein Brief, farbenprächtig durch jedes seiner naiven und überzeugten, unerschütterlichen Worte. Ich weiß nicht mehr, wovon in diesem Brief die Rede war, aber ich erinnere mich noch deutlich seines Aussehens, des Papiers, der vergilbten Tinte. Wladimir Iljitsch las diesen Brief immer wieder, und dann ging er tief in Gedanken auf und ab. Die Arbeiter der Odessaer Steinbrüche hatten sich die Mühe nicht umsonst gemacht, als sie den Brief an Iljitsch schrieben, sie schrieben dem Genossen, dem sie schreiben mußten, der sie am besten verstanden hat.

Einige Tage nach dem Schreiben von den Arbeitern der Odessaer Steinbrüche kam ein Brief von einer jungen Propagandistin aus Odessa, Tanjuscha mit Namen, die gewissenhaft und ausführlich über eine Versammlung der Odessaer Handwerker berichtete. Iljitsch las auch diesen Brief und setzte sich sogleich hin, um Tanjuscha zu antworten: „Haben Sie Dank für den Brief, schreiben Sie häufiger. Für uns ist jede Mitteilung außerordentlich wichtig, die die *alltägliche* Arbeit beschreibt. Wir bekommen verteufelt wenig solche Mitteilungen.“

Fast in jedem Brief bat Iljitsch die russischen Genossen dringend, ihm mehr Verbindungen zu schaffen. „Die Stärke einer revolutionären Organisation besteht in der Zahl ihrer Verbindungen“, heißt es in einem Brief an Gussew. Er bat Gussew, das ausländische Zentrum der Bolschewiki mit der Jugend zu verbinden. „Eine ganz idiotische, philisterhafte, Oblomowsche Furcht vor der Jugend besteht bei uns“, schreibt [124] er. Alexej Andrejewitsch Preobrashenski, einen alten Bekannten in Samara, der damals auf dem Lande wohnte, bat er in einem Brief um Verbindungen mit den Bauern. Er drang darauf, daß die Arbeiterbriefe von den Petersburger Genossen dem ausländischen Zentrum nicht nur im Auszug bekanntgegeben, sondern ungekürzt eingesandt würden. Die Revolution näherte sich und wuchs. Das sah Iljitsch am deutlichsten aus diesen Arbeiterbriefen. Das Jahr 1905 stand vor der Tür.

[125]

[55] „Wperjod“ (Vorwärts) – illegale bolschewistische Zeitung, die von Dezember 1904 bis Mai 1905 erschien.
[56] W. W. Worowski.

DAS JAHR 1905

In der Emigration

Schon im November 1904 hatte Iljitsch in der Broschüre „Die Semstwokampagne und der Plan der ‚Iskra'"[57], und später im Dezember in den im „Wperjod" Nr. 1 bis 3 veröffentlichten Artikeln geschrieben, daß die Zeit des wirklichen, offenen Befreiungskampfes der Massen heranrücke. Er spürte das Herannahen eines revolutionären Ausbruchs deutlich. Aber es ist natürlich etwas anderes, dieses Herannahen nur zu spüren, als zu erfahren, daß die Revolution wirklich ausgebrochen ist. Als daher die Meldungen über den 9. Januar in Genf eintrafen, die Nachrichten über die konkrete Form, in der die Revolution begonnen hatte, war es, als ob die ganze Umwelt sich mit einem Schlage verändert hätte, als ob alles bis jetzt Gewesene irgendwie in eine ferne Vergangenheit rückte. Die Meldung von den Ereignissen des 9. Januar gelangte am nächsten Morgen nach Genf. Wladimir Iljitsch und ich waren gerade auf dem Wege zur Bibliothek und trafen unterwegs Lunatscharskis, die im Begriff waren, zu uns zu gehen. Ich sehe noch Frau Lunatscharski, Anna Alexandrowna, vor mir. Sie konnte vor Aufregung kein Wort herausbringen und schwenkte nur unbeholfen ihren Muff. Wir gingen zu Lepeschinskis, die einen Mittagstisch für Emigranten eingerichtet hatten, wohin alle Bolschewiki, die die Mitteilung von den Petersburger Ereignissen erhalten hatten, instinktiv eilten. Man hatte allgemein das Bedürfnis, zusam-[126]men zu sein. Niemand sprach ein Wort. Jeder kämpfte mit seiner Erregung. Man stimmte spontan den Trauermarsch „Unsterbliche Opfer ..." an. Die Gesichter trugen den Ausdruck der Sammlung. Alle bewegte das Bewußtsein: die Revolution hat bereits begonnen, die Netze des Glaubens an den Zaren sind zerrissen, der Zeitpunkt ist schon ganz nahe herangekommen, wo „die Willkür zerbricht und das Volk steht auf, das mächtige, kraftvolle, freie".

Für uns begann jenes eigenartige Leben, das die ganze Genfer Emigration damals führte: von einer Ausgabe der lokalen Zeitung „Tribunka"[58] bis zur anderen.

Iljitsch war mit allen seinen Gedanken in Rußland.

Bald darauf kam Gapon nach Genf. Er geriet zuerst unter die Sozialrevolutionäre, und diese stellten die Sache so hin, als sei Gapon „ihr" Mann und als hätten sie auch die ganze Arbeiterbewegung in Petersburg ins Leben gerufen. Sie machten für Gapon eine riesige Reklame und hoben ihn in den Himmel. Gapon stand damals im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Die englische Zeitung „Times" zahlte ihm für jede Zeile horrende Summen.

Einige Zeit nach Gapons Ankunft in Genf kam gegen Abend eine Dame aus dem Kreis der Sozialrevolutionäre zu uns und teilte Wladimir Iljitsch mit, Gapon möchte ihn gern einmal sprechen. Als Ort der Zusammenkunft vereinbarte man einen neutralen Boden, ein Café. Der Abend brach an. Iljitsch machte kein Licht und ging im Zimmer auf und ab.

Gapon war ein lebendiges Stück der in Rußland heranreifenden Revolution, mit den Arbeitermassen eng verbunden, ein Mensch, dem sie grenzenloses Vertrauen schenkten. Und deshalb regte diese Zusammenkunft Iljitsch auf.

Ein Genosse hat sich vor kurzem darüber empört: Wie konnte Wladimir Iljitsch sich nur mit Gapon einlassen.

Gewiß, man hätte Gapon einfach übergehen und von vornherein annehmen können, daß von einem Pfaffen nichts Gutes [127] kommen kann. So verhielt sich zum Beispiel Plechanow, der Gapon äußerst kühl empfing. Aber Iljitschs Stärke bestand ja eben darin, daß die Revolution für ihn lebendig war, daß er es verstand, in ihren Zügen zu lesen, sie in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit zu erfassen, daß er wußte und verstand, was die Massen wollten. Die Kenntnis der

[57] Siehe W. I. Lenin: Werke, Bd. 7, S. 503–526.
[58] Gemeint ist die Zeitung „Tribune de Genève", die in Genf in französischer Sprache erschien. *Anm. d. russ. Red.*

Masse gewinnt man aber nur durch Berührung mit ihr. Und darum interessierte es Iljitsch, wodurch Gapon Einfluß auf die Massen ausübte.

Als er von der Zusammenkunft heimkam, erzählte Wladimir Iljitsch, welchen Eindruck Gapon auf ihn gemacht hatte. Gapon war noch ganz umweht vom Atem der Revolution. Wenn er von den Petersburger Arbeitern erzählte, geriet er in Feuer, er schäumte über vor Entrüstung und Empörung über den Zaren und seine Helfershelfer. In dieser Empörung lag nicht wenig Naivität, aber um so unmittelbarer wirkte sie. Die Stärke dieser Empörung entsprach ganz der Empörung der Arbeitermassen. „Er muß nur lernen", sagte Wladimir Iljitsch. „Ich habe zu ihm gesagt: ‚Hören Sie nicht auf Schmeicheleien, Väterchen! Lernen Sie, sonst werden Sie dorthin geraten', und ich zeigte unter den Tisch."

Am 8. Februar schrieb Wladimir Iljitsch in Nr. 7 des „Wperjod":

„Möge es G. Gapon, der den Übergang von den Anschauungen des politisch unbewußten Volkes zu revolutionären Anschauungen so tief erlebt und empfunden hat, gelingen, sich die für einen Politiker notwendige Klarheit der revolutionären Weltanschauung zu erarbeiten ..."[59]

Gapon hat diese Klarheit niemals erreicht. Er war der Sohn eines reichen ukrainischen Bauern und hat die Beziehungen zu seiner bäuerlichen Familie und seinem Heimatdorfe sein Leben lang bewahrt. Er kannte die Nöte der Bauern gut, seine Sprache war schlicht und der grauen Arbeitermasse verständlich. Seine Herkunft, seine Verbundenheit mit dem Dorfe ist vielleicht eins der Geheimnisse seines Erfolgs. Aber [128] es läßt sich schwer ein Mensch denken, der so völlig durchtränkt war mit pfäffischer Psychologie wie Gapon. Er hatte bis dahin ein revolutionäres Milieu nie gekannt und war seiner ganzen Natur nach alles andere als ein Revolutionär. Er war ein schlauer Pfaffe, stets zu allen möglichen Kompromissen bereit. Er erzählte einmal folgendes: „Eine Zeitlang quälten mich Zweifel, mein Glaube war ins Wanken geraten. Ich wurde ganz krank davon und machte eine Reise nach der Krim. Dort lebte zu jener Zeit ein Einsiedler, der im Ansehen stand, ein heiliges Leben zu führen. Ich reiste zu ihm, um meinen Glauben wieder zu festigen. Wie ich zu dem Einsiedler komme, steht er betend an einem Quell. Um ihn hat sich Volk versammelt, und er hält gerade den Gottesdienst ab. In dem Quell gibt es eine hufeisenförmige Vertiefung, die der Gaul des siegreichen heiligen Georgius hinterlassen haben soll. Das ist natürlich Unsinn, aber darauf kommt es auch nicht an, denke ich, jedenfalls hat der Einsiedler einen tiefen Glauben. Nach dem Gottesdienst gehe ich also zu ihm und bitte ihn um seinen Segen. Da legt er sein Priestergewand beiseite und sagt: ‚Wir haben hier einen Laden mit Lichtern aufgemacht und ganz hübsch dabei verdient!' Da hatte ich nun meinen Glauben! Ich weiß nicht, wie ich lebend nach Hause gekommen bin. Ein Freund von mir, der Maler Wereschtschagin, drang in mich: ‚Leg doch die Priesterwürde nieder!' Aber ich entschied mich damals so: Heute sind die Eltern im Dorf geachtet, der Vater ist Dorfältester und steht bei allen Leuten in hohem Ansehen. Lege ich aber mein Amt nieder, dann wird man ihm an den Kopf werfen: Dein Sohn ist ein Abtrünniger! So habe ich die Priesterwürde nicht niedergelegt."

In dieser Erzählung steckt der ganze Gapon.

Er verstand nicht zu lernen. Auf Scheibenschießen und Reiten hat er nicht wenig Zeit verwandt, aber für Bücher hatte er nicht viel übrig. Er machte sich zwar auf Anraten von Iljitsch an die Lektüre der Plechanowschen Aufsätze, aber er tat es, wie man eine Pflicht erfüllt. Gapon verstand nicht, aus Bü-[129]chern zu lernen. Aber er verstand auch nicht, aus dem Leben zu lernen. Die pfäffische Psychologie hatte seinen Blick ganz getrübt. Er kehrte nach Rußland zurück und glitt bald in den Abgrund der Provokateurtätigkeit hinab.

Von den ersten Tagen der Revolution an war Iljitsch bereits die ganze Perspektive klar. Er begriff: die Bewegung werde lawinenartig anwachsen. Das revolutionäre Volk werde nicht auf halbem Wege stehenbleiben. Die Arbeiter würden der Autokratie eine Schlacht liefern. Ob die

[59] W. I. Lenin: Werke, Bd. 8, S. 154.

Arbeiter dabei siegen oder ob sie besiegt werden würden, mußte sich im Ausgang des Kampfes zeigen. Jedenfalls kam es darauf an, so gut wie irgend möglich gerüstet zu sein.

Iljitsch hatte stets einen besonderen Instinkt, ein tiefes Verständnis dafür, was die Arbeiterklasse im gegebenen Augenblick bewegte.

Die Menschewiki orientierten sich auf die liberale Bourgeoisie. Sie meinten, man müsse die liberale Bourgeoisie in Bewegung setzen, man müsse die Revolution „entfesseln" – Iljitsch aber wußte, daß die Arbeiterklasse bereits entschlossen war, den Kampf bis zu Ende zu führen. Und er war mit ihr. Er war sich darüber klar, daß man nicht auf halbem Wege stehenbleiben durfte. Das hätte eine solche Demoralisation bedeutet, hätte die Kampfkraft der Arbeiterklasse so herabgesetzt und der Sache einen so großen Schaden zugefügt, daß man das unter keinen Umständen tun durfte. Und die Geschichte hat gezeigt: die Arbeiterklasse erlitt in der Revolution von 1905 zwar eine Niederlage, aber sie blieb unbesiegt, ihre Kampfbereitschaft wurde nicht gebrochen. Das begriffen jene nicht, die Lenin wegen seiner „Geradlinigkeit" angriffen und die nach der Niederlage nichts anderes zu sagen wußten, als daß man „nicht zu den Waffen hätte greifen dürfen". Wer seiner Klasse treu bleiben wollte, der konnte nicht anders als zu den Waffen greifen. Die Avantgarde durfte ihre kämpfende Klasse nicht im Stich lassen.

Und darum rief Iljitsch unermüdlich die Avantgarde der Arbeiterklasse, die Partei, zum Kampf, zur Organisation, zur [130] Arbeit für die Bewaffnung der Massen auf. Darüber schrieb er im „Wperjod" und in seinen Briefen nach Rußland.

„Der 9. Januar 1905 offenbarte den. ganzen gigantischen Vorrat des Proletariats an revolutionärer Energie und die ganze Unzulänglichkeit der Organisation der Sozialdemokraten"[60], schrieb Wladimir Iljitsch Anfang Februar in dem Artikel „Sollen wir die Revolution organisieren?", von dem jede Zeile ein Appell ist, von Worten zu Taten überzugehen.

Iljitsch hatte nicht nur alles gelesen und aufs sorgfältigste durchdacht, was Marx und Engels über die Revolution und den Aufstand geschrieben haben. Er hatte gar manches Werk über Kriegskunst gelesen und die Technik und Organisation des bewaffneten Aufstandes nach allen Seiten hin erwogen. Er beschäftigte sich mit dieser Sache viel mehr, als man weiß, und seine Äußerungen über die Stoßtrupps während des Partisanenkrieges, über die Fünfer- und Zehnergruppen waren nicht Laiengeschwätz, sondern ein allseitig durchdachter Vorschlag.

Der Angestellte der „Société de Lecture" war Zeuge, wie Tag für Tag frühmorgens ein russischer Revolutionär in den Lesesaal kam. Er trug die billigen Hosen auf Schweizer Art zum Schutz vor dem Straßenschmutz umgeschlagen und vergaß sie nach dem Eintreten zurückzuschlagen. Er nahm das vom vorigen Tage liegengebliebene Buch über Barrikadenkampf, über die Technik des Angriffs, zur Hand, setzte sich an den gewohnten Platz an das Tischchen neben dem Fenster, strich mit der gewohnten Handbewegung das dünne Haar auf dem Kahlkopf zurecht und vertiefte sich in die Lektüre. Nur manchmal stand er auf, um ein großes Wörterbuch vom Regal zu nehmen und dort die Erklärung eines unbekannten technischen Ausdrucks zu suchen. Danach ging er auf und ab, setzte sich wieder an den Tisch und brachte rasch und konzentriert in kleiner Handschrift seine Notizen zu Papier.

Die Bolschewiki machten alle Mittel und Wege ausfindig, um Waffen nach Rußland zu transportieren. Aber was ge-[131]schehen konnte, war ja nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. In Rußland (Petersburg) bildete sich ein Kampfausschuß, aber er kam nur langsam vorwärts. Iljitsch schrieb nach Petersburg:

„In einer solchen Sache sind Schemas und weitschweifige Diskussionen über die Funktionen des Kampfausschusses und seine Rechte am allerwenigsten angebracht. Hier braucht man schäumende Energie und nochmals Energie. Ich sehe mit Entsetzen, wahrhaftig mit Entsetzen,

[60] Ebenda, S. 153.

daß man schon *länger als ein halbes Jahr* von Bomben spricht und noch keine einzige hergestellt hat! Und die davon sprechen, sind hochgelehrte Leute ... Geht zur Jugend, Herrschaften! Das ist das einzige Allheilmittel. Sonst werdet ihr, weiß Gott, zu spät kommen (ich ersehe das aus allem) und mit allen euren ‚gelehrten' Entwürfen, Plänen, Zeichnungen, Schemas und großartigen Rezepten, aber ohne Organisation, ohne lebendige Tat dasitzen. Geht zur Jugend. Gründet *sofort* Kampfgruppen, überall und allerorts, sowohl bei den Studenten als auch *besonders bei den Arbeitern* usw. usf. Trupps von 3 bis 10, bis zu 30 usw. Mann sollen sich unverzüglich formieren. Sie sollen sich unverzüglich selber bewaffnen, so gut jeder kann, mit Revolvern, Messern, petroleumgetränkten Lappen, um Feuer anzulegen usw. Diese Kampfabteilungen sollen sich unverzüglich Führer wählen und sich nach Möglichkeit mit dem Kampfausschuß des Petersburger Komitees *in Verbindung setzen*. Verlangt keinerlei Formalitäten, pfeift um Himmels willen auf alle Schemas, schickt um Gottes willen alle ‚Funktionen, Rechte und Privilegien' zum Teufel."[61]

Und die Bolschewiki haben nicht wenig zur Vorbereitung des bewaffneten Aufstands beigetragen, sie haben vielfach ungeheuren Heldenmut an den Tag gelegt und jeden Augenblick ihr Leben eingesetzt. Vorbereitung des bewaffneten Aufstands – das war die Losung der Bolschewiki. Auch Gapon redete vom bewaffneten Aufstand.

Bald nach seiner Ankunft trat er mit dem Vorschlag eine [132] Kampfbündnisses zwischen den revolutionären Parteien auf. Wladimir Iljitsch würdigte Gapons Vorschlag in Nr. 7 des „Wperjod" (vom 8. Februar 1905) und beleuchtete die ganze Frage des Kampfbündnisses eingehend.

Gapon übernahm es, die Petersburger Arbeiter mit Waffen zu versorgen. Er verfügte über allerlei Spenden, die bei ihm eingingen. Damit machte er in England Waffenkäufe. Endlich war die Sache soweit. Man machte ein Schiff, „Grafton", ausfindig, dessen Kapitän bereit war, Waffen mitzunehmen und sie auf einer der Inseln unweit der russischen Grenze auszuladen. Gapon hatte von illegalen Transportangelegenheiten keine Ahnung und stellte sich die Sache viel einfacher vor, als sie in Wirklichkeit war. Er besorgte sich von uns einen illegalen Paß, ließ sich Verbindungen nennen und brach nach Petersburg auf, um die Angelegenheit in die Wege zu leiten. Wladimir Iljitsch erblickte darin den Übergang von Worten zu Taten. Die Arbeiter brauchten dringend Waffen. Bei dem ganzen Unternehmen kam jedoch gar nichts heraus. Die „Grafton" fuhr auf eine Sandbank auf, und es erwies sich überhaupt als unmöglich, an die betreffende Insel heranzukommen. Aber auch in Petersburg konnte Gapon gar nichts ausrichten. Er war gezwungen, sich in elenden Arbeiterwohnungen verborgen zu halten und unter fremdem Namen zu leben. Es war sehr schwer, Verbindungen herzustellen. Die Adressen der Sozialrevolutionäre, mit denen er Verabredungen über den Empfang des Transportes treffen sollte, stellten sich als gar nicht vorhanden heraus. Die Bolschewiki waren die einzigen, die ihre Leute auf die Insel schickten. Das alles machte auf Gapon einen niederschmetternden Eindruck. Illegal leben und hungern müssen, ohne sich in der Öffentlichkeit zeigen zu dürfen – das ist eben etwas ganz anderes, als ohne jedes Risiko in tausendköpfigen Versammlungen aufzutreten. Einen konspirativen Waffentransport konnten nur Männer organisieren, die eine ganz andere revolutionäre Schulung hinter sich hatten als Gapon, Männer, die zu jedem noch so großen Opfer bereit waren ...

[133] Die andere Losung Iljitschs lautete: Unterstützung des Kampfes der Bauern um den Grund und Boden. Das sollte der Arbeiterklasse die Möglichkeit geben, sich in ihrem Kampfe auf die Bauernschaft zu stützen. Der Bauernfrage hat Wladimir Iljitsch stets viel Aufmerksamkeit gewidmet. Bei der Besprechung des Parteiprogramms für den II. Parteitag hatte Wladimir Iljitsch seinerzeit die Losung aufgestellt und mit Nachdruck vertreten, man müßte den Bauern die „Bodenabschnitte" zurückgeben, deren sie bei der Reform von 1861 verlustig gegangen waren.

Um die Bauernschaft zu gewinnen, hielt er es für notwendig, eine den Bauern möglichst verständliche konkrete Forderung aufzustellen. Seinerzeit hatten die Sozialdemokraten die Agitation unter

[61] W. I. Lenin: Werke, Bd. 9, S. 342/343.

den Arbeitern mit dem Kampf für heißes Teewasser, für Verkürzung der Arbeitszeit und für pünktliche Auszahlung des Lohnes begonnen. Ebenso mußte man auch die Bauernschaft um eine konkrete Losung organisieren.

Das Jahr 1905 veranlaßte Iljitsch, diese Frage zu revidieren. Gespräche mit Gapon, einem Manne bäuerlicher Herkunft, der noch mit dem Dorf in Verbindung stand, Gespräche mit Matjuschenko, einem Matrosen vom „Potjomkin“, Gespräche endlich mit einer ganzen Anzahl von Arbeitern, die aus Rußland kamen und in die Verhältnisse auf dem Lande guten Einblick hatten, brachten Iljitsch zu der Überzeugung, daß die Losung der Rückgabe der „Bodenabschnitte“ nicht ausreiche und daß man eine umfassendere Losung aufstellen müsse: die Losung der Konfiskation des gesamten Großgrundbesitzes, einschließlich der Kron- und Kirchenländereien. Nicht umsonst hatte Iljitsch seinerzeit die Statistiken so eifrig durchforscht und sich den ökonomischen Zusammenhang zwischen Stadt und Land, zwischen Groß- und Kleinindustrie, zwischen Arbeiterklasse und Bauerntum bis in alle Einzelheiten klargemacht. Er sah den Augenblick gekommen, wo dieser ökonomische Zusammenhang die Basis für den machtvollen politischen Einfluß des Proletariats auf die [134] Bauernschaft abgeben mußte. Als konsequent revolutionäre Klasse betrachtete er nur das Proletariat.

Ich erinnere mich noch folgender Szene: Gapon hatte einmal einen Aufruf verfaßt und bat Wladimir Iljitsch, ihn sich anzuhören. Er hub an, den Aufruf mit großem Pathos vorzulesen. Der Aufruf strotzte von Flüchen gegen den Zaren. „Was brauchen wir einen Zaren“, hieß es unter anderem, „soll doch die Erde nur *einen* Herrn haben, unsern Herrgott, und ihr alle sollt seine Pächter sein!“ (Der Kampf um die Herabsetzung des Pachtzinses stand nämlich noch im Mittelpunkt der Bauernbewegung.) Wladimir Iljitsch lachte auf, das Bild war wirklich zu naiv. Aber andererseits trat sehr plastisch hervor, wodurch Gapon bei der Masse Anklang fand. Selber ein Bauer, verstand er es, bei den noch halb mit dem Dorfe verbundenen Arbeitern den von altersher eingewurzelten Bodenhunger zu entfachen.

Wladimir Iljitschs Lachen machte Gapon verlegen. „Ist vielleicht etwas nicht richtig?“ meinte er, „sagen Sie es mir bitte, ich werde es korrigieren.“ Wladimir Iljitsch wurde sogleich wieder ernst. „Nein“, sagte er, „das hätte doch keinen Zweck! Ich habe eine ganz andere Art zu denken. Schreiben Sie nur in Ihrer Sprache, auf Ihre Art!“

Noch eine andere Szene fällt mir ein. Es war nach dem III. Parteitag, nach dem Aufstand auf dem „Potjomkin“. Die Mannschaft des „Potjomkin“ war in Rumänien interniert worden und in furchtbare Not geraten. Gapon hatte damals viel Geld für seine Memoiren erhalten, und auch sonst flossen ihm allerhand Spenden für die Sache der Revolution zu. Er beschäftigte sich ganze Tage lang mit dem Einkauf von Kleidung für die „Potjomkin“-Mannschaft. Einer der angesehensten Teilnehmer an dem Aufstand auf dem „Potjomkin“, der Matrose Matjuschenko, kam nach Genf und freundete sich mit Gapon an; sie wurden fast unzertrennlich.

Damals besuchte uns ein junger Genosse aus Moskau (sein Deckname ist mir entfallen), ein junger rotbäckiger Mann, Verkäufer in einer Buchhandlung, der erst unlängst zur Par-[135]tei gekommen war. Er hatte einen Auftrag aus Moskau. Er erzählte, wie und warum er Sozialdemokrat geworden war, sprach des langen und breiten darüber, warum das Programm der sozialdemokratischen Partei richtig sei, und begann es mit dem Eifer eines Neubekehrten Punkt für Punkt vorzutragen. Wladimir Iljitsch langweilte sich etwas, ging in die Bibliothek und ließ mich mit dem jungen Mann allein. Ich lud ihn zum Tee ein und versuchte, aus ihm herauszuholen, was herauszuholen war. Der junge Mann fuhr fort, das Programm darzulegen. In diesem Augenblick kamen Gapon und Matjuschenko hinzu. Ich setzte auch ihnen Tee vor, während der junge Mann dabei war, die Theorie von den „Bodenabschnitten“ darzulegen. Und als er nun zu beweisen begann, daß die Bauern nur bis zum Kampf um die „Bodenabschnitte“ gehen dürften und nicht weiter, brauste Matjuschenko auf: „Der ganze Boden muß dem Volke gehören!“

Ich weiß nicht, wie die Sache geendet hätte, wenn Iljitsch nicht dazugekommen wäre. Er erfaßte sogleich den Kern des Streites, ging aber nicht darauf ein, sondern nahm Gapon und Matjuschenko mit in sein Zimmer. Ich ließ den jungen Mann bald gehen.

In der Bauernschaft stieg die Welle der revolutionären Bewegung an. Auf der Dezember-Konferenz in Tammerfors brachte Iljitsch dann den Antrag ein, den Punkt der „Bodenabschnitte“ ganz aus dem Programm zu streichen.

Statt dessen wurde ein Punkt über die Unterstützung der revolutionären Maßnahmen der Bauernschaft einschließlich der Konfiskation der gutsherrlichen, fiskalischen, Kirchen-, Kloster- und Kronländereien aufgenommen.

Der deutsche Sozialdemokrat Kautsky, der damals sehr großen Einfluß besaß, sah die Sache anders an. Er schrieb in der „Neuen Zeit“, daß die städtische revolutionäre Bewegung in Rußland in der Frage des Verhältnisses zwischen Bauernschaft und Grundbesitzern neutral bleiben müsse.

Heute ist Kautsky einer der größten Verräter an der Sache der Arbeiterklasse, aber damals galt er als revolutionärer [136] Sozialdemokrat. Als ein anderer deutscher Sozialdemokrat, Bernstein, zu Ende der neunziger Jahre das Banner des Kampfes gegen den Marxismus erhob und zu beweisen begann, daß man die Marxsche Lehre revidieren müsse, daß in der Marxschen Lehre vieles veraltet und überholt sei, daß das Ziel (der Sozialismus) nichts und die Bewegung alles sei – da trat Kautsky offen gegen Bernstein auf, um die Marxsche Lehre zu verteidigen. Kautsky galt damals allgemein als der revolutionärste und konsequenteste Schüler von Marx. Die Behauptung Kautskys erschütterte nicht die Überzeugung Iljitschs, daß die russische Revolution nur siegen könne, wenn sie sich auf die Bauernschaft stütze. Kautskys Äußerung veranlaßte Iljitsch jedoch, nachzuprüfen, ob Kautsky den Standpunkt von Marx und Engels richtig darlege. Wladimir Iljitsch studierte, wie Marx sich im Jahre 1848 zur Agrarbewegung in Amerika und wie Engels sich im Jahre 1885 zu Henry George[62] verhalten hatte. Im April schrieb Wladimir Iljitsch bereits den Artikel: „Marx über die amerikanische ‚schwarze Umteilung‘“.

Dieser Artikel schließt mit den Worten:

„Es dürfte kaum ein anderes Land auf der Welt geben, wo die Bauernschaft solche Leiden, solche Unterdrückung und Erniedrigung wie in Rußland auszustehen hätte. Je finsterer diese Unterdrückung war, um so machtvoller wird jetzt das Erwachen, um so unwiderstehlicher der revolutionäre Ansturm der Bauern sein. Es ist Sache des klassenbewußten revolutionären Proletariats, diesen Ansturm mit allen Kräften zu unterstützen, damit er von dem alten, fluchbeladenen, leibeigenschaftlich-absolutistischen Rußland der Sklaven nicht einen Stein auf dem anderen läßt, damit er eine neue Generation freier und kühner Menschen schafft, ein neues, republikanisches Land, in dem sich unser proletarischer Kampf für den Sozialismus frei entfalten kann.“[63]

[137] Das bolschewistische Zentrum befand sich in Genf an der Ecke der berühmten, von russischen Emigranten bewohnten Rue de Carouge und des Arve-Ufers. Hier waren die Räume der Redaktion und Expedition des „Wperjod“, hier befand sich der von Lepeschinskis für die bolschewistischen Emigranten eingerichtete Mittagstisch, hier wohnten Bontsch-Brujewitsch, Ljadows (Mandelstams) und Iljins. Bei Bontsch-Brujewitsch gingen Orlowski, Olminski und andere dauernd ein und aus. Bogdanow hatte nach seiner Rückkehr nach Rußland eine Aussprache mit Lunatscharski, worauf dieser ebenfalls nach Genf übersiedelte und in die Redaktion des „Wperjod“ eintrat. Lunatscharski erwies sich als glänzender Redner und trug sehr viel zur Festigung der bolschewistischen Position bei. Seit dieser Zeit mochte Wladimir Iljitsch Lunatscharski sehr gern, freute sich stets, wenn er kam und hatte selbst noch während der Differenz

[62] Henry George (1839–1897) – nordamerikanischer Ökonom und Bodenreformer.
[63] W. I. Lenin: Werke, Bd. 8, S. 324.

mit der Gruppe „Wperjod“ große Sympathie für ihn. Auch Anatoli Wassiljewitsch (Lunatscharski) war in Iljitschs Gegenwart immer besonders angeregt und geistreich. Ich weiß noch, wie Anatoli Wassiljewitsch einmal nach seiner Rückkehr von der Front – ich glaube es war 1919 oder 1920 – Wladimir Iljitsch seine Eindrücke schilderte und wie Wladimir Iljitsch ihm mit glänzenden Augen zuhörte.

Lunatscharski, Worowski und Olminski – welche Stütze war das für den „Wperjod“! Die ganze Geschäftsführung lag in den Händen Wladimir Dimitrijewitsch Bontsch-Brujewitschs, eines Menschen, der unentwegt strahlte und allerhand großartige Pläne entwarf; er verwaltete die Druckerei.

Fast jeden Abend kamen die Bolschewiki im Café Landolt zusammen und saßen dort bis in die Nacht bei einem Krug Bier. Man besprach die Ereignisse in Rußland und machte Pläne.

Viele reisten ab, viele bereiteten sich zur Abreise vor.

In Rußland wurde für den III. Parteitag agitiert. Seit dem II. Parteitag harte sich so vieles verändert, das Leben hatte so viele neue Fragen aufgeworfen, daß ein neuer Parteitag unbe-[138]dingt erforderlich war. Die Mehrzahl der Komitees sprach sich für einen Parteitag aus. Es wurde ein „Büro der Komitees der Mehrheit“[64] gebildet. Das ZK hatte eine Reihe neuer Mitglieder, darunter auch Menschewiki, kooptiert. Es war in seiner Mehrheit versöhnlerisch und bremste die Einberufung des III. Parteitags auf jede Weise ab. Nach dem Auffliegen des ZK in der Wohnung des Schriftstellers Leonid Andrejew in Moskau gaben die in Freiheit verbliebenen Mitglieder des ZK ihre Einwilligung zur Einberufung des Parteitags.

Der Parteitag sollte in London tagen. Offensichtlich hätten die Bolschewiki auf ihm die Mehrheit gehabt. Deshalb blieben die Menschewiki der Tagung fern und beriefen ihre Delegierten zu einer Konferenz nach Genf.

Von Mitgliedern des ZK kamen die Genossen Sommer (auch Mark oder Ljubimow genannt) und Winter (Krassin) zum Parteitag. Mark schaute sehr finster drein, Krassin dagegen machte den Eindruck, als wäre gar nichts passiert. Die Delegierten griffen das ZK wegen seiner versöhnlerischen Haltung heftig an. Mark hüllte sich in düsteres Schweigen. Auch Krassin schwieg, den Kopf in die Hand gestützt, aber sein Gesicht war so unerschütterlich, als gingen ihn all die giftigen Reden überhaupt nichts an. Als die Reihe an ihn kam, hielt er mit ruhiger Stimme eine Rede, ohne auf die Anschul-[139]digungen das Geringste zu erwidern – und jedem wurde dabei klar, daß man darüber kein Wort mehr zu verlieren brauchte, daß Krassin versöhnlerisch gestimmt war, daß das vielmehr endgültig vorbei war und daß er sich von nun an in die Reihen der Bolschewiki eingliedern und mit ihnen bis zu Ende gehen werde.

Die Parteimitglieder kennen heute die große und verantwortungsvolle Arbeit, die Krassin während der Revolution 1905 bei der Organisierung, Bewaffnung und Ausbildung von Arbeiterwehren usw. geleistet hat. All das ging im geheimen und ohne Aufsehen vor sich, aber es hat eine Menge Energie gekostet. Wladimir Iljitsch wußte von dieser Arbeit Krassins mehr als sonst jemand und schätzte ihn seit dieser Zeit stets sehr.

Aus dem Kaukasus trafen vier Delegierte ein: Micha Zchakaja, Aljoscha Dshaparidse, Leman und Kamenew. Es gab aber nur drei Mandate. Wladimir Iljitsch forschte: „Wer hat denn von

---

[64] Da das versöhnlerisch-menschewistische ZK sich hartnäckig weigerte, einen Parteitag einzuberufen, und überhaupt nicht den Willen der Partei widerspiegelte, die in ihrer Mehrheit auf den Positionen der „Mehrheit“ stand, wurde auf der „Beratung der 22“ (August 1904) in Genf beschlossen, ein bolschewistisches Organ zum Kampf für die Einberufung des III. Parteitags zu gründen. Die auf dieser Beratung aufgestellten Kandidaten (Gussew, Bogdanow, Semljatschka, Litwinow, Ljadow) wurden dann auf drei illegalen Konferenzen in Rußland – der „Nordkonferenz“, der „Südkonferenz“ und der „Kaukasischen Konferenz“ – bestätigt. So wurde das „Büro der Komitees der Mehrheit“ gegründet, das neben der Agitation zur Einberufung des III. Parteitags die praktische Arbeit in den bolschewistischen Organisationen in Rußland leitete. *N. K.*

euch ein Mandat? Ihr hattet doch nur drei Mandate, seid aber vier Leute. Wer von euch hat die meisten Stimmen erhalten?“ – Micha Zchakaja war ganz empört: „Glaubt ihr denn, daß wir im Kaukasus abstimmen? Bei uns werden alle Angelegenheiten kameradschaftlich entschieden. Man hat uns zu viert hergeschickt, und es kommt nicht darauf an, wieviel Mandate uns zugedacht sind.“ Micha war der älteste Teilnehmer am Parteitag. Er wurde deshalb auch mit der Eröffnung des Parteitags beauftragt. Vom Komitee des Polesjegebietes war Ljowa Wladimirow anwesend. Wir hatten ihm mehrmals wegen der Spaltung nach Rußland geschrieben, aber nie eine Antwort darauf bekommen. Als Antwort auf unsere Briefe, in denen wir ihn über das Auftreten der Martow-Gruppe unterrichteten, erhielten wir Mitteilungen, wieviel und welche Flugblätter verbreitet wurden, wo es in Polesje zu Streiks und Demonstrationen gekommen war usw. Auf dem Parteitag erwies sich Ljowa als aufrechter Bolschewik.

Aus Rußland waren noch Bogdanow, Postolowski (Wadim), Rumjanzew (P. P.), Rykow, Sanimer, Semljatschka, [140] Litwinow, Skrypnik, Bur (A. E. Essen), Schklowski, Kramolnikow und andere erschienen.

Auf dem Parteitag zeigte es sich an allem, daß die Arbeiterbewegung in Rußland in voller Entfaltung war. Es wurden Resolutionen gefaßt über den bewaffneten Aufstand, über die provisorische revolutionäre Regierung, über die Stellung zur Taktik der Regierung am Vorabend des Umsturzes, über das offene Auftreten der SDAPR, über die Stellung zur Bauernbewegung, zu den Liberalen, zu den nationalen sozialdemokratischen Organisationen, über die Propaganda und Agitation, über den abgespaltenen Teil der Partei usw.

Auf Antrag von Wladimir Iljitsch, der ein Referat über die Agrarfrage hielt, wurde der Punkt über die „Bodenabschnitte“ in die Kommentare eingefügt und die Frage der Konfiskation der gutsherrlichen, Kron- und Kirchenländereien in den Vordergrund gestellt.

Noch zwei Fragen waren für den III. Parteitag charakteristisch – die Frage der zwei Zentren und die Frage des Verhältnisses zwischen Arbeitern und Intellektuellen.

Auf dem II. Parteitag überwogen Literaten und praktische Parteiarbeiter, die für die Partei in der einen oder andern Form viel geleistet hatten, aber mit den eben erst im Werden begriffenen russischen Organisationen nur durch sehr schwache Fäden verknüpft waren.

Der III. Parteitag zeigte bereits ein anderes Gesicht. Die Organisationen in Rußland hatten inzwischen feste Formen angenommen. Es gab illegale Komitees, die unter äußerst schwierigen konspirativen Bedingungen arbeiteten. Infolgedessen waren die Arbeiter fast nirgends an diesen Komitees beteiligt. Und doch übten die Komitees auf die Arbeiterbewegung großen Einfluß aus. Die Flugblätter, die „Anweisungen“ der Komitees entsprachen der Stimmung der Arbeitermassen; die Massen fühlten eine Führung. Die Komitees genossen daher große Popularität, wobei ihre Tätigkeit für die meisten Arbeiter in einen Schleier des Geheimnisvollen gehüllt waren. Nicht selten versammelten sich die Arbeiter [141] zur Besprechung der grundlegenden Fragen der Bewegung gesondert von den Intellektuellen. Zum III. Parteitag übersandten fünfzig Odessaer Arbeiter eine Erklärung über die grundlegenden Fragen, in denen Menschewiki und Bolschewiki auseinandergingen, mit der Bemerkung, daß auf der Versammlung, in der diese Frage besprochen wurde, nicht ein einziger Intellektueller zugegen gewesen sei.

Die Komiteemitglieder waren gewöhnlich recht selbstbewußte Leute. Sie sahen eben den großen Einfluß, den die Arbeit der Komitees auf die Massen ausübte. Innerparteiliche Demokratie erkannten sie in der Regel nicht an. „Die Demokratie führt nur zu dauernden Reinfällen, und mit der Bewegung sind wir auch so verbunden“, lautete ihre Ansicht. Auf das „Ausland“ sahen sie stets etwas verächtlich herab. „Die sticht der Hafer, darum machen sie nur Zänkereien! Man müßte sie mal in russische Bedingungen versetzen!“ Das Übergewicht des Auslandes war ihnen sehr unerwünscht. Zugleich wollten sie aber auch keine Neuerungen. Sich den rasch wechselnden Bedingungen anpassen, das wollte und verstand das Komiteemitglied nicht.

In der Periode von 1904/05 hatte auf den Schultern der Komiteemitglieder eine ungeheure Arbeit gelastet, aber an die Bedingungen der wachsenden legalen Möglichkeiten und des offenen Kampfes konnten sich viele von ihnen nur mit sehr großer Mühe anpassen.

Auf dem III. Parteitag waren keine Arbeiter, jedenfalls keine irgendwie in Erscheinung tretenden Arbeiter anwesend. Als „Babuschkin“ figurierte nicht der Arbeiter Babuschkin selbst – der war damals in Sibirien –, sondern, soweit ich mich entsinne, der Genosse Schklowski. Statt dessen gab es auf dem Parteitag viele Komiteemitglieder. Ohne dieses Gesicht des III. Parteitages zu beachten, läßt sich in den Parteitagsprotokollen vieles gar nicht verstehen.

Aber nicht nur die Komiteemitglieder, sondern auch andere angesehene Parteiarbeiter warfen die Frage auf, wie man „dem Ausland einen Zaum anlegen könne“. An der Spitze der [142] Opposition gegen das Ausland stand Bogdanow. Es wurde da manches Überflüssige geredet, aber Wladimir Iljitsch nahm sich das nicht besonders zu Herzen. Er war selber der Ansicht, daß die Bedeutung der Leute im Ausland infolge der sich entwickelnden Revolution von Stunde zu Stunde abnehme. Er wußte, daß er selber auch nicht mehr lange im Ausland bleiben würde. Er legte vor allem Wert darauf, daß das ZK das Zentralorgan auf dem laufenden halte. (Das Zentralorgan sollte von jetzt an „Proletari“ heißen und zunächst noch im Ausland erscheinen.) Er beantragte auch, daß zwischen dem ausländischen und dem russischen Teil des ZK periodische Zusammenkünfte organisiert würden.

Heißer umstritten war die Frage der Einführung von Arbeitern in die Komitees.

Wladimir Iljitsch trat besonders warm für die Aufnahme der Arbeiter in die Komitees ein. Auch Bogdanow, die „Ausländer“ und die Literaten waren dafür. Aber die Komiteemitglieder waren dagegen. Wladimir Iljitsch regte sich auf, die Komiteemitglieder ebenfalls. Diese setzten schließlich durch, daß in dieser Frage kein Beschluß gefaßt wurde: Man konnte ja in der Tat auch nicht beschließen, daß man keine Arbeiter in die Komitees aufnehmen dürfe.

In der Diskussion führte Wladimir Iljitsch aus: „Ich denke, die Sache muß weiter gefaßt werden. Arbeiter in die Komitees aufzunehmen ist nicht nur eine pädagogische, sondern auch eine politische Aufgabe. Die Arbeiter haben Klasseninstinkt, und bei einiger politischer Übung werden sie ziemlich schnell standhafte Sozialdemokraten. Ich wäre sehr dafür, daß in unseren Komitees auf je 2 Intellektuelle 8 Arbeiter kämen. Wenn der Ratschlag, der in der Parteiliteratur erteilt wurde, nach Möglichkeit Arbeiter in die Komitees aufzunehmen, sich als ungenügend erwiesen hat, so wäre es zweckmäßig, daß dieser Ratschlag im Namen des Parteitags erteilt wird. Wenn ihr eine klare und bestimmte Direktive des Parteitags habt, so werdet ihr ein radikales Mittel zur Bekämp-[143]fung der Demagogie haben – den klar ausgesprochenen Willen des Parteitags.“[65]

Wladimir Iljitsch hatte schon vorher vielfach auf die Notwendigkeit hingewiesen, möglichst viele Arbeiter in die Komitees aufzunehmen. Schon in seinem „Brief an einen Petersburger Genossen“, also bereits 2903, hatte er darüber geschrieben. Als er diesen Standpunkt nunmehr auf dem Parteitag vertrat, geriet er in Eifer und machte Zwischenrufe. Als Michailow (Postolowski) einwarf: „In der Praxis werden also an die Intellektuellen nur geringe Anforderungen gestellt, an die Arbeiter aber übermäßig hohe“, rief Wladimir Iljitsch dazwischen: „Sehr richtig.“ Und sein Zwischenruf wurde von den Komiteeleuten im Chor übertönt: „Ganz falsch!“

Als Rumjanzew ausführte: „Im Petersburger Komitee gibt es nur einen Arbeiter, obwohl wir schon seit 15 Jahren dort arbeiten“, rief Wladimir Iljitsch: „Das ist ganz unerhört!“

Und später, zum Schluß der Debatte, sagte Wladimir Iljitsch: „Ich konnte nicht ruhig dasitzen, als man sagte, daß Arbeiter, die als Komiteemitglieder geeignet wären, nicht vorhanden seien. Die Frage wird verschleppt; offenbar gibt es in der Partei eine Krankheit. Man *muß* Arbeiter in die Komitees aufnehmen.“ Wenn sich Iljitsch nicht allzuviel daraus machte, daß sein Standpunkt

[65] W. I. Lenin: Werke, Bd. 8, S. 405.

auf dem Parteitag mit solchem Krach durchfiel, so nur deshalb, weil er überzeugt war, daß die herannahende Revolution die Partei von der Unfähigkeit, die Komitees mit Arbeitern zu durchsetzen, radikal kurieren werde.

Noch eine große Frage stand auf dem Parteitag zur Verhandlung: die Frage der Propaganda und Agitation.

Ich entsinne mich, daß eine junge Odessaer Genossin einmal zu uns kam und klagte: „Die Arbeiter stellen an das Komitee unmögliche Anforderungen. Wir sollen unter ihnen Propaganda treiben. Ist es denn möglich? Wir können unter ihnen nur Agitation treiben !“

Auf Iljitsch machte die Mitteilung der Odessaer Genossin [144] starken Eindruck. Sie wurde gewissermaßen der Anlaß zur Diskussion über die Propaganda. Es stellte sich heraus – und das brachten sowohl Semljatschka wie Micha Zchakaja und auch Desnizki zum Ausdruck –, daß die alten Formen der Propaganda sich überlebt hatten. Die Propaganda war zur Agitation geworden. Mit dem ungeheuren Aufschwung der Arbeiterbewegung konnte die mündliche Propaganda und sogar die Agitation die Bedürfnisse der Bewegung in keiner Weise mehr befriedigen: man brauchte populäre Literatur, eine populäre Zeitung, Literatur für die Bauern, für die anderssprachigen Völkerschaften ...

Das Leben warf Hunderte neuer Fragen auf, die im Rahmen der bisherigen illegalen Organisation nicht zu lösen waren. Sie konnten nur durch die Herausgabe einer Tageszeitung in Rußland selbst und durch eine breit angelegte legale Verlagstätigkeit gelöst werden. Einstweilen gab es aber noch keine Pressefreiheit. Es wurde beschlossen, in Rußland eine illegale Zeitung herauszugeben und dort eine Gruppe von Literaten zu bilden, die die Aufgabe hatten, für eine populäre Zeitung zu sorgen. Aber all das konnten natürlich nur Notbehelfe sein.

Auf dem Parteitag wurde eingehend über den aufflammenden revolutionären Kampf gesprochen. Es wurden Resolutionen über die Ereignisse in Polen und im Kaukasus gefaßt. „Die Bewegung wird breiter und breiter“, berichtete der Delegierte aus dem Ural; „die Zeiten, wo der Ural als ein rückständiges, verschlafenes Gebiet galt, unfähig, sich zu rühren, sind längst vorbei. Der politische Streik in Lyswa, die zahlreichen Streiks in verschiedenen Betrieben, die mannigfachen Anzeichen revolutionärer Stimmung, der Agrar- und Fabrikterror, die verschiedenartigsten Formen kleiner spontaner Demonstrationen – all das sind Anzeichen dafür, daß der Ural vor einer großen revolutionären Bewegung steht. Sehr wahrscheinlich wird die Bewegung im Ural die Form des bewaffneten Aufstands annehmen. Im Ural haben die Arbeiter die ersten Bomben geworfen und im Wotkin-Werk sogar [145] Kanonen aufgestellt. Genossen, vergeßt den Ural nicht!“ Natürlich unterhielt sich Wladimir Iljitsch lange mit dem Ural-Delegierten.

Der III. Parteitag hatte die Kampffronten im großen und ganzen richtig aufgezeigt. Die Menschewiki lösten dieselben Fragen auf andere Weise. Wladimir Iljitsch beleuchtete den prinzipiellen Unterschied zwischen den Resolutionen des III. Parteitags und den Resolutionen der menschewistischen Konferenz in seiner Broschüre „Zwei Taktiken der Sozialdemokratie in der demokratischen Revolution“[66].

Wir kehrten nach Genf zurück. Ich wurde zusammen mit Kamski und Orlowski in eine Kommission zur Redigierung der Parteitagsprotokolle gewählt. Kamski reiste bald darauf ab, und Orlowski war mit Arbeit überlastet. Die Prüfung der Protokolle wurde in Genf, wohin eine ganze Anzahl der Delegierten nach dem Parteitag kam, vorgenommen. Stenotypistinnen gab es damals noch nicht, auch keine besonderen Sekretäre. Das Protokoll wurde der Reihe nach von zwei Parteitagsteilnehmern geführt und nachher an mich abgegeben. Nicht alle Parteitagsteilnehmer waren gute Protokollführer. Auf dem Parteitag kam man natürlich nicht dazu, die Protokolle zu verlesen. In Genf wurde die Prüfung der Protokolle gemeinsam mit den Delegierten am Mittagstisch bei Lepeschinskis vorgenommen. Selbstredend fand jeder Delegierte, daß sein

[66] Siehe W. I. Lenin: Werke, Bd. 9, S. 1–130.

Gedanke nicht richtig wiedergegeben war, und wünschte Einfügungen zu machen. Das war aber nicht gestattet. Verbesserungen durften nur dann angebracht werden, wenn die anderen Delegierten ihre Rechtmäßigkeit bestätigten. Die Arbeit war sehr schwierig. Es lief auch nicht ohne Zwischenfälle ab. Skrypnik (Schtschenski) verlangte, daß ihm die Protokolle nach Haus mitgegeben würden. Und als er darauf aufmerksam gemacht wurde, daß man die Protokolle dann allen Delegierten aushändigen müßte und zum Schluß nichts mehr von ihnen übrigbleiben würde, überreichte Skrypnik voll Empörung dem ZK einen mit Druckbuchstaben ge-[146]schriebenen Protest gegen die Verweigerung der Aushändigung der Protokolle an ihn.

Als die Arbeit in großen Umrissen fertig war, dauerte es noch geraume Zeit, bis Orlowski mit der Redigierung der Protokolle zu Ende war.

Im Juli trafen die ersten Protokolle über die Sitzungen des neuen ZK ein. Es hieß darin: die Menschewiki in Rußland seien mit der „Iskra“ nicht einverstanden und würden ebenfalls einen Boykott durchführen.[67] Die Frage der Unterstützung der Bauernbewegung habe das ZK zwar besprochen, aber vorläufig noch nichts darin unternommen; es wolle sich erst mit Agronomen beraten.

Der Brief klang auffällig wortkarg.

Der nächste Brief über die Arbeit des ZK war noch wortkarger. Iljitsch wurde nervös. Nachdem wir auf dem Parteitag russische Luft geatmet hatten, war die Losgelöstheit von der russischen Arbeit noch schwerer zu ertragen.

Mitte August bat Wladimir Iljitsch das ZK in einem Brief, „nicht länger stumm zu bleiben“ und sich nicht darauf zu beschränken, die Fragen unter sich zu besprechen. „Das ZK [147] hat einen inneren Defekt“, schrieb er an die russischen ZK-Mitglieder.

In den folgenden Briefen schimpft er unbändig darüber, daß die Beschlüsse über die regelmäßige Information des Zentralorgans nicht eingehalten werden.

In dem an „August“ gerichteten September-Brief schreibt Iljitsch:

„Es ist eine Utopie, volle Übereinstimmung im ZK oder unter seinen Vertrauensleuten zu erwarten. Wir sind kein Zirkel mehr, lieber Freund, sondern eine Partei!“

In einem Briefe an Gussew vom 13. Oktober 1905 weist er auf die Notwendigkeit hin, neben den Vorbereitungen zum bewaffneten Aufstand auch den gewerkschaftlichen Kampf zu führen, aber in bolschewistischem Sinne, und auch auf diesem Gebiet den Menschewiki eine Schlacht zu liefern.

Am Genfer Horizont erschienen bereits Vorboten der Pressefreiheit. Es suchten uns Verleger auf, die sich darum rissen, die im Ausland illegal erschienenen Broschüren legal herausgeben zu dürfen. Der „Burewestnik“ in Odessa, der Verlag Malych und andere – sie alle stellten sich zur Verfügung.

Das ZK riet davon ab, sich durch Verträge zu binden; es beabsichtigte, einen eigenen Verlag zu gründen.

---

[67] Es handelt sich um die Stellung der Sozialdemokratie zu der Kommission unter dem Vorsitz des Senators Schidlowski, die von der zaristischen Regierung nach dem 9. Januar geschaffen worden war, „um die Gründe für die Unzufriedenheit der Arbeiter in St. Petersburg und seinen Vororten unverzüglich zu klären und Maßnahmen zu ihrer Behebung ausfindig zu machen“. Die Menschewiki befürworteten die Teilnahme an den Arbeiten dieser Kommission. Die Bolschewiki hingegen hielten es für notwendig, an den Wahlen der Wahlmänner teilzunehmen und dadurch, daß man klassenbewußte Arbeiter als Wahlmänner durchbrachte, der Kommission Forderungen vorzulegen, die sie nicht erfüllen würde, um auf diese Weise die Verlogenheit und Heuchelei der Politik der zaristischen Regierung vor den Augen der breiten Arbeitermassen zu entlarven. Es wurden unter anderem folgende Forderungen aufgestellt: öffentliche Kommissionssitzungen, Versammlungs- und Pressefreiheit, Freilassung der Verhafteten usw. Die Kampagne wurde von dem Petersburger Komitee unserer Partei mit großem Erfolg durchgeführt. Die Schidlowski-Kommission erlitt ein Riesenfiasko. *Anm. d. russ. Red.*

Anfang Oktober sollte Iljitsch zu einer Tagung des ZK nach Finnland reisen, aber die politischen Ereignisse durchkreuzten den Plan. Wladimir Iljitsch bereitete sich auf seine Abreise nach Rußland vor. Ich sollte noch einige Wochen in Genf bleiben, um alle Angelegenheiten zu regeln. Ich ordnete mit Iljitsch zusammen seine Papiere und Briefe; wir steckten sie in Kuverts; Iljitsch versah jedes Kuvert eigenhändig mit einer Aufschrift, und dann wurde alles in einen Koffer gepackt und dem Genossen Karpinski, glaube ich, zur Aufbewahrung gegeben. Dieser Koffer ist erhalten und wurde nach Iljitschs Tode an das Lenin-Institut abgeliefert. Er enthielt eine Menge Dokumente und Briefe, die auf die Geschichte der Partei ein helles Licht werfen.

Im September schrieb Iljitsch an das ZK:

[148] „Zur Information teile ich die hiesigen Gerüchte über Plechanow mit. Er ist offensichtlich gegen uns erbittert wegen der Entlarvung vor dem Internationalen Büro. Er schimpft in Nr. 2 des ‚Dnewnik Sozial-Demokrata' wie ein Kutscher. Bald heißt es, er wolle eine eigne Zeitung herausgeben, bald heißt es, er wolle zur ‚Iskra' zurückkehren. Folglich muß sich das Mißtrauen gegen ihn verstärken."[68]

Und am 8. Oktober fährt Wladimir Iljitsch fort: „Ich bitte dringend: Gebt jetzt den Gedanken an Plechanow ganz auf und ernennt einen eigenen Delegierten von der Mehrheit.[69] Nur dann werden wir völlig gesichert sein. Es wäre gut, Orlowski zu ernennen."[70]

Als aber die Nachricht eintraf, daß die Möglichkeit bestünde, in Rußland eine Tageszeitung herauszugeben, schrieb Wladimir Iljitsch, schon im Begriff abzureisen, an Plechanow einen herzlichen Brief, in dem er ihn zur Mitarbeit an der Zeitung aufforderte. „Die taktischen Meinungsverschiedenheiten aber beseitigt unsere Revolution selbst mit erstaunlicher Geschwindigkeit ... das alles wird einen *neuen Boden* schaffen, auf dem das Alte am ehesten vergessen werden und eine Einigung in der lebendigen Arbeit zu erzielen sein wird."[71] Am Schluß bat Iljitsch Plechanow um eine Zusammenkunft. Ich weiß nicht, ob es dazu gekommen ist. Wahrscheinlich aber nicht, denn das wäre wohl kaum in Vergessenheit geraten.

Plechanow reiste im Jahre 1905 nicht nach Rußland.

Am 26. Oktober trifft Iljitsch schon genaue briefliche Verabredungen über seine Rückkehr nach Rußland. „Großartig ist unsere russische Revolution, weiß Gott!" schreibt er. Und als Antwort auf die Frage über den Zeitpunkt des Aufstands meint er: „*Ich persönlich würde ihn am liebsten bis zum Frühjahr ... aufschieben ... Aber wir werden ja doch sowieso nicht gefragt*."[72] [149]

Wieder in Petersburg

Es war vereinbart, daß jemand nach Stockholm kommen und für Wladimir Iljitsch Papiere auf einen fremden Namen bringen sollte, mit denen er die Grenze passieren und sich in Petersburg niederlassen konnte. Der Betreffende jedoch kam und kam nicht, und Iljitsch mußte dasitzen und „auf günstigen Wind harren", während in Rußland die revolutionären Ereignisse ein immer breiteres Ausmaß annahmen. Er wartete zwei Wochen in Stockholm und traf Anfang November in Rußland ein. Ich kam ungefähr zehn Tage nach ihm in Petersburg an, nachdem ich in Genf alle Angelegenheiten erledigt hatte. An meine Fersen hatte sich ein Spitzel geheftet, der sich in Stockholm mit demselben Dampfer eingeschifft hatte und dann im Zuge von Hangö nach Helsingfors mitfuhr.

In Finnland war die Revolution bereits in vollem Gang. Ich wollte ein Telegramm nach Petersburg aufgeben, aber eine lächelnde, gutgelaunte finnische Beamtin erklärte mir, daß sie kein

---

[68] Lenin-Sammelband V, S. 507, russ.
[69] Es geht hier um die Entsendung eines Vertreters in das Internationale Sozialistische Büro der II. Internationale. *Anm. d. russ. Red.*
[70] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 34, S. 302, russ.
[71] Ebenda, S. 316.
[72] Ebenda, S. 311.

Telegramm annehmen könne. Die Post- und Telegrafenangestellten ständen im Streik. In den Waggons wurden laute Unterhaltungen geführt, und ich kam mit einem finnischen Aktivisten[73], der aus irgendeinem Grunde deutsch sprach, ins Gespräch. Er beschrieb die Erfolge der Revolution. „Die Spitzel“, sagte er, „haben wir schon alle verhaftet und hinter Schloß und Riegel gesetzt.“ Mein Blick fiel auf den mich begleitenden Spitzel. „Aber es können neue kommen“, lachte ich und blickte anzüglich auf meinen Schatten. Der [150] Finne erriet den Zusammenhang. „Oh“, rief er aus, „sagen Sie nur, wenn Sie einen bemerken, wir werden ihn gleich festnehmen!“ Wir kamen zu einer kleinen Station. Mein Spitzel stand auf und verließ den Zug, der hier nur eine Minute Aufenthalt hatte. Das war das letzte, was ich von ihm sah ...

Fast vier Jahre hatte ich im Ausland gelebt und hatte tödliche Sehnsucht nach Petersburg. Die Stadt kochte und brodelte jetzt, das wußte ich, und die Stille des Finnländischen Bahnhofs, wo ich den Zug verließ, stand in solch einem Gegensatz zu meinen Gedanken über Petersburg und die Revolution, daß es mir plötzlich schien, als hätte ich den Zug nicht in Petersburg, sondern in Pargolowo verlassen. Verwirrt wandte ich an einen dort wartenden Droschkenkutscher und fragte ihn: „Welche Station ist das?“ Der wich geradezu zurück, sah mich dann spöttisch an und antwortete, die Arme in die Hüften stemmend: „Das ist keine Station, sondern die Stadt Sankt Petersburg!“

Am Bahnhof holte mich Pjotr Petrowitsch Rumjanzew ab. Er sagte mir, daß Wladimir Iljitsch bei ihm wohne, und wir fuhren zu seiner Wohnung irgendwo in der Peski. Pjotr Rumjanzew hatte ich zum erstenmal bei der Beerdigung Schelgunows gesehen, damals war er jung, hatte einen Lockenkopf und ging an der Spitze der Demonstration und sang. 1896 traf ich ihn in Poltawa. Er stand im Mittelpunkt der Poltawaer Sozialdemokraten und war gerade aus dem Gefängnis entlassen worden, bleich und nervös. Er fiel durch seinen scharfen Verstand auf, besaß großen Einfluß und schien ein guter Genosse zu sein. 1900 traf ich ihn in Ufa, wohin er aus Samara gekommen war; er sah damals enttäuscht und müde aus. 1905 tauchte er wieder am Horizont auf: er war nun schriftstellerisch tätig, ein Mann in Position, hatte Bonvivant-Allüren, trat aber klug und sachlich auf. Er führte die Boykottkampagne gegen die Schidlowski-Kommission vorzüglich durch und erwies sich als zuverlässiger Bolschewik. Bald nach durch dem III. Parteitag wurde er ins ZK kooptiert.

[151] Rumjanzew hatte eine bequeme, gut eingerichtete Wohnung, und in der ersten Zeit lebte Iljitsch dort, ohne sich anzumelden.

Wladimir Iljitsch fühlte sich immer äußerst beengt, wenn er in fremden Wohnungen leben mußte; es beeinträchtigte sogar seine Arbeitsfähigkeit. Nach meiner Ankunft beeilten wir uns, zusammenzuziehen, und mieteten, ohne uns anzumelden, in der erstbesten Pension auf dem Newski-Prospekt ein möbliertes Zimmer. Ich erinnere mich, daß ich viel mit den Zimmermädchen sprach; sie erzählten mir mit einer Menge lebendiger, sprechender Einzelheiten von dem, was in Petersburg vorging. Ich gab das natürlich sofort an Iljitsch weiter. Er äußerte sich anerkennend über meine Forscherfähigkeiten, und seit jener Zeit war ich sein eifriger Reporter. Gewöhnlich konnte ich mich, wenn wir in Rußland lebten, viel freier bewegen als Wladimir Iljitsch und mit viel mehr Menschen sprechen als er. Nach zwei, drei Fragen, die er stellte, begriff ich schon, was er wissen wollte, und paßte scharf auf. Und auch jetzt noch habe ich die Gewohnheit, jeden Eindruck in Gedanken für Iljitsch zu formulieren.

Am nächsten Tag schon hatte ich in dieser Beziehung eine ziemlich reiche Ausbeute. Ich suchte für uns eine Unterkunft und kam in der Troizki-Straße bei der Besichtigung einer leeren

[73] Aktivisten – „Finnische Partei des aktiven Widerstands“ – eine radikale bürgerliche Partei Finnlands, die sich zum Ziel gesetzt hatte, die Autonomie Finnlands wiederherzustellen und sogar Finnland auf dem Wege des „aktiven Widerstands“ völlig von Rußland abzutrennen. Ihren Kampfmethoden nach näherten sich die Aktivisten den Sozialrevolutionären; zwischen ihnen war sogar eine formale Vereinbarung zustande gekommen. Nach der Revolution von 1905 traten die „Aktivisten“ von der Bühne ab. 1917 standen sie auf seiten der Weißen. *Anm. d. russ. Red.*

Wohnung mit dem Pförtner ins Gespräch. Er erzählte mir lange über das Dorf und den Gutsbesitzer daheim und daß das Land von den Herren auf die Bauern übergehen müsse.

Damals beschlossen wir, legal zu leben. Maria Iljinitschna besorgte uns irgendwo auf dem Gretscheski-Prospekt bei Bekannten eine Wohnung. Kaum hatten wir uns polizeilich gemeldet, so umringte auch schon ein ganzer Schwarm von Spitzeln das Haus. Der erschrockene Wirt schlief die ganze Nacht nicht, ging mit einem Revolver in der Tasche herum und war entschlossen, die Polizei mit der Waffe in der Hand zu empfangen. „Nun, zum Kuckuck mit ihm! Er wird uns noch ganz umsonst in eine Geschichte verwickeln“, sagte [152] Iljitsch. Wir beschlossen, unsere gemeinsame Wohnung aufzugeben und getrennt illegal zu leben. Man gab mir den Paß einer gewissen Praskowja Jewgenjewna Onegina, der mir die ganze Zeit als Ausweis diente. Wladimir Iljitsch wechselte einige Male den Paß.

Als Wladimir Iljitsch nach Rußland kam, erschien dort schon eine legale Tageszeitung – „Nowaja Shisn“[74]. Verleger war Maria Fjodorowna Andrejewa (die Frau Gorkis), Redakteur der Dichter Minski; die Mitarbeiter waren: Gorki, Leonid Andrejew, Tschirikow, Balmont, Teffi und andere. Als Mitarbeiter traten in die Redaktion auch eine Reihe Bolschewiki ein: Bogdanow, Rumjanzew, Roshkow, Goldenberg, Orlowski, Lunatscharski, Basarow, Kamenew und andere. Redaktionssekretär der „Nowaja Shisn“ sowie auch aller späteren bolschewistischen Zeitungen jener Periode war Dmitri Iljitsch Leschtschenko, der zugleich für den lokalen Teil der Zeitung verantwortlich war und die Arbeit des Dumaberichterstatters und des Umbruchredakteurs bewältigte.

Der erste Artikel Lenins erschien am 10. November. Er begann mit den Worten: „Die Bedingungen für die Tätigkeit unserer Partei verändern sich von Grund aus. Die Versammlungs-, Koalitions- und Pressefreiheit ist erobert.“[75] Lenin beeilte sich, diese neuen Bedingungen für die Tätigkeit auszunutzen, und skizzierte sofort mit einigen kühnen Strichen die Grundlinien des „neuen Kurses“: Der illegale Parteiapparat muß beibehalten werden. Es ist unbedingt notwendig, neben dem illegalen Parteiapparat immer mehr und mehr neue legale und halblegale Partei- (und sich an die Partei anlehnende) Organisationen zu schaffen. Man muß breite Arbeiterkader in die Partei einbeziehen. Die Arbeiterklasse ist instinktiv und elementar sozialdemokratisch gesinnt, und die mehr als zehnjährige Arbeit der Sozialdemokratie hat [153] schon nicht wenig dazu beigetragen, diesen elementaren Instinkt in Bewußtsein zu verwandeln.

„Ich habe auf dem III. Parteitag“, schrieb Wladimir Iljitsch in einer Anmerkung zu diesem Artikel, „den Wunsch ausgesprochen, daß in den Parteikomitees auf etwa acht Arbeiter zwei Intellektuelle kommen sollen. Wie veraltet ist dieser Wunsch!

Jetzt wäre zu wünschen, daß in den neuen Parteiorganisationen auf ein Parteimitglied der sozialdemokratischen Intelligenz einige hundert sozialdemokratische Arbeiter kommen.“[76]

Und, indem er sich an die Komiteeleute wandte, die befürchteten, daß die Partei in der Masse aufgehen könne, schrieb Iljitsch: „Malt keine Schreckbilder an die Wand, Genossen!“[77] Die sozialdemokratische Intelligenz muß jetzt „ins Volk“ gehen. „Jetzt wird sich die Initiative der Arbeiter selbst in einem Ausmaß zeigen, von dem wir gestern, als wir noch Konspiratoren und ‚Zirkelveranstalter‘ waren, nicht einmal zu träumen wagten ... Unsere Aufgabe besteht jetzt nicht so sehr darin, Normen für die Organisation auf den neuen Grundlagen aufzustellen, als vielmehr darin, die breiteste und kühnste Arbeit zu entfalten ... Um die Organisation auf eine neue Grundlage zu stellen, ist ein neuer Parteitag unerläßlich.“[78]

---

[74] „Nowaja Shisn“ (Neues Leben) – erste legale bolschewistische Tageszeitung, die vom 9. November bis 16. Dezember 1905 in Petersburg erschien.
[75] W. I. Lenin: Werke, Bd. 10, S. 13.
[76] Ebenda, S. 20.
[77] Ebenda, S. 16.
[78] Ebenda, S. 20, 21 u. 13.

Das war der Inhalt des ersten „legalen“ Artikels Lenins. Es war unbedingt notwendig, dem alten „Zirkelgeist“ den Kampf anzusagen, er kam überall zum Vorschein.

Natürlich fuhr ich schon in den ersten Tagen nach meiner Ankunft hinter das Newski-Tor in die ehemalige Smolensker Sonntagsabendschule. Dort wurde schon nicht mehr „Erdkunde“ und Naturkunde unterrichtet; in den von Arbeitern und Arbeiterinnen überfüllten Kursen wurde Propagandaarbeit durchgeführt. Parteipropagandisten hielten Vorträge. [154] An einen von ihnen kann ich mich noch erinnern. Ein junger Agitator erläuterte Engels’ „Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“. Die Arbeiter saßen da, ohne sich zu rühren, und waren redlich bemüht, sich die Ausführungen des Redners anzueignen. Keiner stellte Fragen. Im unteren Stockwerk richteten junge Parteigenossinnen für die Arbeiter einen Klub ein; sie waren dabei, die aus der Stadt mitgebrachten Gläser auf die Tische zu stellen.

Als ich Iljitsch von meinen Eindrücken erzählte, schwieg er nachdenklich. Er wollte etwas anderes – Aktivität der Arbeiter selbst. Man kann nicht sagen, daß sie nicht vorhanden war, aber sie kam auf den Parteiversammlungen nicht zum Vorschein. Die eigentliche Parteiarbeit und die Selbsttätigkeit der Arbeiter verliefen nebeneinander. Die Arbeiter hatten sich in diesen Jahren ungeheuer entwickelt. Ich spürte das immer besonders deutlich, wenn ich meine ehemaligen Schüler aus der Sonntagsschule traf. Einmal sprach mich auf der Straße ein Bäcker an, wie es sich herausstellte, einer meiner ehemaligen Schüler, der „Sozialist Bakin“, der vor zehn Jahren auf dem Etappenweg in die Heimat verschickt worden war, weil er naiverweise mit dem Leiter der Fabrik Maxwell darüber zu diskutieren angefangen hatte, ob bei dem Übergang von zwei Spinnmaschinen auf drei die „Arbeitsintensität“ steige. Jetzt war er ein völlig klassenbewußter Sozialdemokrat; wir unterhielten uns lange über die sich vollziehende Revolution, über die Organisierung der Arbeitermassen, und er erzählte mir über den Bäckerstreik.

Schon der erste Artikel Lenins, in dem er offen über den Parteitag und über den illegalen Parteiapparat schrieb, verwandelte die „Nowaja Shisn“ in ein ausgesprochenes Parteiorgan. Es war selbstverständlich, daß die Mitarbeit solcher Leute wie Minski, Balmont und anderer nun undenkbar wurde und eine Abgrenzung sich als unumgänglich erwies. Die Zeitung ging vollständig in die Hände der Bolschewiki über. Sie wurde auch organisatorisch ein Parteiorgan und begann unter der Kontrolle und Leitung der Partei zu arbeiten.

[155] Der nächste Artikel Lenins in der „Nowaja Shisn“ war der Grundfrage der russischen Revolution – den gegenseitigen Beziehungen zwischen dem Proletariat und der Bauernschaft – gewidmet. Nicht nur die Menschewiki verstanden diese Beziehungen falsch, sondern auch unter den Bolschewiki hatten noch einige Genossen die bekannte Abweichung in bezug auf die „Bodenabschnitte“. Diese „Bodenabschnitte“, ursprünglich Ausgangspunkt der Agitation, wurden bei ihnen zum Selbstzweck, und sie hielten an ihnen noch fest, als das Leben es bereits möglich und nötig gemacht hatte, die Agitation und den Kampf auf einer ganz anderen Basis zu führen.

Der Artikel „Proletariat und Bauernschaft“[79] war richtunggebend und gab eine klare Parteilosung: Das Proletariat Rußlands kämpft zusammen mit der Bauernschaft um Boden und Freiheit, kämpft zusammen mit dem internationalen Proletariat und den Landarbeitern für den Sozialismus.

Diesen Standpunkt machten sich auch die Vertreter der Bolschewiki im Sowjet der Arbeiterdeputierten zu eigen. Der Sowjet der Arbeiterdeputierten war am 13. Oktober, als Wladimir Iljitsch noch im Ausland lebte, entstanden als ein Kampforgan des kämpfenden Proletariats. An das Auftreten Wladimir Iljitschs im Sowjet der Arbeiterdeputierten kann ich mich nicht mehr erinnern.[80]

---

[79] Ebenda, S. 24–28.

[80] Lenin sprach auf der 17. Sitzung des Sowjets der Arbeiterdeputierten am 26. (13.) November zur Frage der Aussperrung, die die Kapitalisten als Antwort auf den von den Arbeitern eingeführten Achtstundentag in den

Ich entsinne mich, daß einmal eine Versammlung in der „Freien Ökonomischen Gesellschaft“ stattfand, an der viele Parteimitglieder teilnahmen, da sie erwarteten, daß Wladimir Iljitsch sprechen würde. Er sprach über die Agrarfrage. Dort lernte er Alexinski kennen. Fast alle Einzelheiten dieser Versammlung sind mir entfallen. Durch irgendeine graue Tür [156] drängte sich Iljitsch dem Ausgang zu, nachdem er sich durch die Menschenmenge durchgezwängt hatte... Andere Genossen werden sich wahrscheinlich besser an jenen Abend erinnern können. Ich weiß nur noch, daß diese Versammlung im November stattfand und daß Wladimir Iwanowitsch Newski an ihr teilnahm.

Daß die Sowjets der Arbeiterdeputierten Kampforganisationen des sich erhebenden Volkes waren, das unterstrich Wladimir Iljitsch sogleich in seinen Novemberartikeln. Er hob damals auch den Gedanken hervor, daß einerseits eine zeitweilige revolutionäre Regierung nur im Feuer des revolutionären Kampfes erwachsen könne, und andererseits, daß die Sozialdemokratische Partei auf jede Art und Weise danach streben müsse, ihren Einfluß in den Sowjets der Arbeiterdeputierten zu sichern.

Da wir illegal lebten, wohnte ich getrennt von Iljitsch. Er arbeitete ganze Tage in der Redaktion, die ihr Standquartier nicht nur in den Räumen der „Nowaja Shisn“ hatte, sondern auch in der konspirativen Wohnung Dmitri Iljitsch Leschtschenkos in der Glasowski-Straße, aber aus Gründen der Konspiration war es für mich nicht sehr angebracht, dorthin zu gehen. Wir sahen uns meistens in den Redaktionsräumen der „Nowaja Shisn“, aber dort war Wladimir Iljitsch immer sehr beschäftigt. Erst als er, mit einem sehr guten Paß ausgestattet, an der Ecke Bassejnaja und Nadeshdinskaja wohnte, konnte ich ihn zu Hause besuchen. Man mußte durch die Küche gehen und leise flüstern, aber man konnte sich trotzdem über alles unterhalten.

Einmal fuhr er von dort nach Moskau. Sofort nach seiner Rückkehr ging ich zu ihm. Die Menge Spitzel, die hinter allen Ecken hervorlugten, verblüffte mich. „Warum schnüffeln sie dir so nach?“ fragte ich Wladimir Iljitsch. Er hatte nach seiner Ankunft das Haus noch nicht verlassen und wußte nichts davon. Ich begann den Koffer auszupacken und entdeckte dort unerwartet eine Brille mit großen blauen Gläsern. „Was ist das?“ Es stellte sich heraus, daß man Wladimir Iljitsch in [157] Moskau mit dieser Brille ausgeschmückt, ihm eine gelbe finnische Schachtel in die Hand gedrückt und ihn in letzter Minute in den Expreßzug gesetzt hatte. Alle Polizeispürhunde warfen sich auf seine Fährte, da sie ihn scheinbar für einen „Expropriateur“ hielten. Man mußte schleunigst verschwinden. Arm in Arm gingen wir hinunter, als ob alles in schönster Ordnung wäre, schlugen die umgekehrte Richtung ein, als wir nötig hatten, wechselten drei Droschken, benutzten einen Durchgangshof und landeten bei Rumjanzew, nachdem wir uns auf diese Weise von der Meute befreit hatten. Wir übernachteten, glaube ich, bei Witmers, alten Bekannten von mir. Wir fuhren in einer Droschke an dem Haus vorbei, wo Wladimir Iljitsch wohnte: die Spitzel standen noch immer da. In diese Wohnung kehrte Iljitsch nicht wieder zurück. Nach ungefähr zwei Wochen schickten wir ein junges Mädchen dahin, das seine Sachen abholte und mit der Wirtin abrechnete.

In dieser Zeit war ich Sekretärin des ZK und spannte mich gleich gänzlich in diese Arbeit ein. Der andere Sekretär war Michail Sergejewitsch – M. J. Wainstein. Meine Gehilfin war Wera Rudolfowna Menshinskaja. Das war das ganze Sekretariat. Michail Sergejewitsch war mehr für die militärische Organisation zuständig und war immer mit der Erfüllung der Aufträge von Nikititsch (L. B. Krassin) beschäftigt. Mir oblagen die Treffs, die Verbindung mit den Komitees und mit den anderen Genossen. Man kann sich jetzt schwer vorstellen, auf welche primitive Weise das damalige Sekretariat des ZK arbeitete. An den Sitzungen des ZK nahmen wir, wenn ich mich recht erinnere, gewöhnlich nicht teil. Niemand war für uns „zuständig“, Protokolle

---

Betrieben verhängt hatten. Die von Wladimir Iljitsch vorgeschlagene Resolution wurde am nächsten Tag auf der Sitzung des Exekutivkomitees des Sowjets der Arbeiterdeputierten angenommen. (Siehe W. I. Lenin: Werke Bd. 10, S. 35.) *Anm. d. russ. Red.*

wurden nicht geführt, die chiffrierten Adressen bewahrten wir in Streichholzschachteln, in Bucheinbänden usw. auf. Wir mußten alles im Gedächtnis behalten. Eine Unmenge Menschen kam zu uns, wir mußten mit ihnen alles besprechen und sie mit allem Nötigen versehen: Literatur, Pässen, Instruktionen, Ratschlägen. Jetzt kann man sich gar nicht vorstellen, wie wir damals fertig wurden und wie wir, von niemandem kontrolliert, alles bestimm-[158]ten und wie in „himmlischer Freiheit“ lebten. Wenn ich mit Lenin zusammenkam, erzählte ich ihm alles ganz ausführlich. Die interessantesten Genossen mit den wichtigsten Angelegenheiten schickten wir direkt zu den Mitgliedern des ZK.

Der Zusammenstoß mit der Regierung kam immer näher. Iljitsch schrieb ganz offen in der „Nowaja Shisn“, daß die Armee nicht neutral sein könne und dürfe, und er schrieb über die allgemeine Volksbewaffnung. Am 26. November wurde Chrustaljow-Nossar verhaftet. Trotzki trat an seine Stelle. Am 2. Dezember gab der Sowjet der Arbeiterdeputierten ein Manifest heraus mit dem Aufruf, die Zahlungen an den Fiskus zu verweigern. Am 3. Dezember wurden für den Abdruck dieses Manifestes acht Zeitungen verboten, darunter auch die „Nowaja Shisn“. Als ich am 3., wie gewöhnlich mit illegalen Drucksachen beladen, zum „Treff“ in die Redaktion ging, hielt mich an der Tür ein Zeitungsverkäufer an. „Nowoje Wremja“, rief er laut, und flüsterte mir zwischen zwei Ausrufen zu: „In der Redaktion findet eine Haussuchung statt!“ „Das Volk ist für uns“, bemerkte Wladimir Iljitsch aus diesem Anlaß.

Mitte Dezember fand die Tammerforser Konferenz statt. Wie schade, daß die Protokolle dieser Konferenz nicht erhalten sind! Mit welchem Schwung wurde sie durchgeführt! Die Revolution hatte ihren Höhepunkt erreicht, jeder Genosse war von gewaltiger Begeisterung ergriffen, alle waren zum Kampf bereit. In den Pausen lernten sie schießen. Einmal waren wir auf einer finnischen Massenversammlung, d je abends bei Fackellicht stattfand; die Feierlichkeit dieser Versammlung entsprach ganz der Stimmung der Delegierten. Wohl keiner von denen, die an der Konferenz teilgenommen haben, hat sie vergessen. Es waren dort Losowski, Baranski, Jaroslawski und viele andere. Mir sind diese Genossen in Erinnerung geblieben, weil ihre „Lokalberichte“ so unerhört interessant waren.

Auf der Tammerforser Konferenz, an der nur Bolschewiki teilnahmen, wurde eine Resolution über die Notwendigkeit [159] der sofortigen Vorbereitung und Organisierung des bewaffneten Aufstands angenommen.

In Moskau war dieser Aufstand schon in vollem Gang, und darum war diese Konferenz von kurzer Dauer. Wenn ich mich recht erinnere, sind wir zurückgekehrt unmittelbar vor dem Abtransport des Semjonowski-Regiments nach Moskau. Mir ist folgende Szene im Gedächtnis geblieben: Unweit der Troizki-Kirche geht mit finsterem Gesicht ein Soldat des Semjonowski-Regiments; neben ihm ein junger Arbeiter, der die Mütze abgenommen hat und leidenschaftlich auf den Soldaten einspricht und ihn um etwas bittet. An den ausdrucksvollen Gesichtern beider konnte man ablesen, worum es ging: Der Arbeiter bat den Soldaten, nicht gegen die Arbeiter vorzugehen; der Soldat aber schien nicht darauf einzugehen.

Das ZK rief das Petersburger Proletariat dazu auf, das Moskauer Proletariat, das sich erhoben hatte, zu unterstützen; aber eine einmütige Aktion kam nicht zustande. So war beispielsweise ein verhältnismäßig so rückständiger Bezirk wie der Moskauer aktionsbereit, und ein so fortgeschrittener wie der Newaer war es nicht. Ich erinnere mich, wie Stanislaw Wolski, der gerade in diesem Bezirk agitierte, damals ganz außer sich war. Er verfiel in eine äußerst düstere Stimmung und verzweifelte fast an der revolutionären Gesinnung des Proletariats. Er zog nicht in Betracht, wie erschöpft die Petersburger Arbeiter von den vorangegangenen Streiks waren, und vor allem nicht, daß sie fühlten, wie schlecht sie für den endgültigen Kampf mit dem Zarismus organisiert und wie schlecht sie bewaffnet waren. Und daß der Kampf auf Leben und Tod ging, sahen sie an Moskau.

[160]

PETERSBURG UND FINNLAND 1905–1907

Der Dezemberaufstand war niedergeschlagen, und die Regierung rechnete grausam mit den Aufständischen ab.

Wladimir Iljitsch schätzte in seinem Artikel vom 4. Januar 1906 („Die Arbeiterpartei und ihre Aufgaben in der gegenwärtigen Lage“) die entstandene Lage folgendermaßen ein: „Der Bürgerkrieg tobt. Der politische Streik als solcher beginnt sich zu erschöpfen und als eine überlebte Form der Bewegung der Vergangenheit anzugehören. In Petersburg z. B. erwiesen sich die erschöpften und entkräfteten Arbeiter als außerstande, den Dezemberstreik durchzuführen. Anderseits hat sich die Bewegung im ganzen, die gegenwärtig von der Reaktion niedergehalten wird, unzweifelhaft auf eine weit höhere Stufe erhoben ... Die Kanonen Dubassows haben neue Volksmassen in einem noch nie dagewesenen Ausmaß revolutioniert ...

Was nun?

Wir wollen der Wirklichkeit ohne Scheu ins Auge schauen. Es steht jetzt die neue Arbeit bevor, sich die Erfahrungen der letzten Kampfformen anzueignen und sie zu verarbeiten, die Kräfte in den *Hauptzentren der Bewegung vorzubereiten und* zu *organisieren*.“[81] (Hervorhebung von mir. *N. K.*)

Iljitsch litt sehr unter der Moskauer Niederlage. Es war klar, daß die Arbeiter schlecht bewaffnet, daß die Organisation schwach war, daß selbst die Verbindung zwischen [161] Petersburg und Moskau schlecht war. Ich erinnere mich, wie Lenin der Erzählung Anna Iljinitschnas zuhörte, die auf einem Moskauer Bahnhof eine Moskauer Arbeiterin getroffen hatte, die bitter die Petersburger anklagte: „Besten Dank, ihr Petersburger, ihr habt uns gut unterstützt, habt uns das Semjonowski-Regiment geschickt!“

Und gleichsam als Antwort auf diese Anklage schrieb Wladimir Iljitsch: „Für die Regierung wäre es äußerst vorteilhaft, so wie früher vereinzelte Erhebungen des Proletariats niederzuwerfen. Die Regierung möchte die Arbeiter gern auch in Petersburg sofort zum Kampf herausfordern, und zwar unter Bedingungen, die für die Arbeiter am ungünstigsten sind. Aber die Arbeiter werden auf diese Provokation nicht hereinfallen und sich von ihrem Weg, von der selbständigen Vorbereitung der nächsten gesamtrussischen Erhebung, nicht abbringen lassen.“[82]

Iljitsch dachte, daß sich im Frühjahr 1906 die Bauernschaft erheben und daß sich das auf die Truppenteile auswirken würde, und er sagte: „Man muß die kolossalen Aufgaben des neuen aktiven Auftretens bestimmter stellen, muß sie praktisch stellen, muß sich disziplinierter, systematischer, hartnäckiger darauf vorbereiten und mit den *Kräften des Proletariats, das durch den Streikkampf erschöpft ist, soviel wie möglich haushalten*. (Hervorhebung von mir. *N. K.*) ...

Möge die Arbeiterklasse ihre Aufgaben klar vor sich sehen! Nieder mit den konstitutionellen Illusionen! *Man muß die neuen Kräfte zusammenfassen, die sich dem Proletariat anschließen*. (Hervorhebung von mir. *N. K.*) Man muß die ‚Erfahrungen auswerten‘, die in den beiden großen Monaten der Revolution (November und Dezember) gesammelt worden sind. Man muß sich wieder einstellen auf die restaurierte Selbstherrschaft, muß es verstehen, überall dort, wo es notwendig ist, wieder in die Illegalität unterzutauchen.“[83]

Wir verkrochen uns wieder in die Illegalität und spannen [162] die Netze der konspirativen Organisation. Aus allen Ecken und Enden Rußlands kamen Genossen, mit denen wir die Arbeit und die Linie, die durchgeführt werden mußte, besprachen. Zuerst kamen die eintreffenden Genossen zu den Treffpunkten, wo sie entweder von mir und Wera Rudolfowna oder von

[81] W. I. Lenin: Werke, Bd. 10, S. 81 u. 82.
[82] Ebenda, S. 82.
[83] Ebenda, S. 83/84.

Michail Sergejewitsch empfangen wurden. Die besonders nahestehenden und wertvollen Genossen brachte ich mit Iljitsch zusammen; wenn es sich um militärische Angelegenheiten handelte, vermittelte Michail Sergejewitsch eine Zusammenkunft mit Nikititsch (Krassin). Solche Treffpunkte richteten wir an verschiedenen Stellen ein: bald bei der Zahnärztin Dorn Dwoires (irgendwo auf dem Newski-Prospekt), bald bei der Zahnärztin Lawrentjewa (in der Nikolajewski-Straße), bald im Bücherlager des „Wperjod“[84] sowie bei verschiedenen Sympathisierenden.

Ich entsinne mich zweier Episoden. Einmal richtete ich mich mit Wem Rudolfowna Menshinskaja im Lager des „Wperjod“ ein, wo man uns für diesen Zweck ein besonderes Zimmer zur Verfügung gestellt hatte, um angekommene Freunde zu empfangen. Irgendein Genosse aus dem Bezirk war gerade mit einem Paket Flugblätter gekommen, ein anderer saß da und wartete, bis er an die Reihe kam. Da öffnete sich die Tür, und ein Polizeikommissar steckte seinen Kopf ins Zimmer herein. „Aha“, sagte er und drehte den Schlüssel herum. Was tun? Durch das Fenster hinauszuklettern wäre unzweckmäßig gewesen; wir saßen da und sahen uns ratlos an. Dann beschlossen wir, zunächst die Flugblätter und alles andere illegale Material zu verbrennen; das taten wir sogleich und verabredeten uns zu sagen, daß wir populäre Literatur für das Dorf auswählten. So machten wir es dann auch. Der Polizeikommissar sah uns spöttisch lächelnd an, verhaftete uns aber nicht. Unsere Personalien wurden aufgeschrieben; natürlich gaben wir fiktive Adressen und Namen an.

Ein andermal wäre ich fast hereingefallen, als ich zum [163] erstenmal zum Treffpunkt bei der Lawrentjewa ging. Anstatt Nr. 32 hatte man mir das Haus Nr. 33 angegeben. Ich nähere mich der Tür und sehe verwundert: das Namensschild ist abgerissen. „Eine merkwürdige Art von Konspiration“, denke ich. Ein Offiziersbursche öffnet mir die Tür, und ich dränge mich, ohne ein Wort zu sagen, mit Literatur und verschiedenen chiffrierten Adressen beladen, direkt in den Korridor; mir nach stürmt der Offiziersbursche, der ganz bleich geworden ist und am ganzen Körper zittert. Ich bleibe stehen: „Ist denn heute kein Empfangstag? Ich habe Zahnschmerzen.“ Der Bursche sagt stotternd: „Herr Oberst sind nicht zu Hause.“ „Welcher Oberst?“ „Der Herr Oberst Riman.“ Es stellte sich nun heraus, daß ich in die Wohnung Rimans, des Obersten des Semjonowski-Regiments, geraten war, der den Moskauer Aufstand unterdrückt und auf der Moskau-Kasaner Eisenbahn grausame Abrechnung gehalten hatte.

Er fürchtete anscheinend ein Attentat und ließ deswegen sein Namensschild von der Tür entfernen – und ich war ohne Anmeldung zu ihm in die Wohnung eingedrungen und hatte mich in den Korridor gedrängt.

„Ich habe mich also geirrt, ich wollte zum Zahnarzt“, sagte ich und machte, daß ich fortkam.

Iljitsch war gezwungen, bald hier, bald dort zu übernachten, was ihm sehr lästig war; die höfliche Sorge liebenswürdiger Wirte machte ihn immer verlegen. Er liebte in der Bibliothek oder zu Hause zu arbeiten, und hier mußte er sich jedesmal an die neue Umgebung anpassen.

Wir pflegten uns im Restaurant „Wena“ (Wien) zu treffen, da man aber dort in Gegenwart von so viel Menschen nicht frei sprechen konnte, nahmen wir gewöhnlich, nachdem wir dort ein wenig gesessen oder uns an einer verabredeten Stelle auf der Straße getroffen hatten, eine Droschke und fuhren in ein Hotel gegenüber dem Nikolajew-Bahnhof und ließen uns dort das Abendessen in ein Séparée bringen. Ich erinnere mich, daß wir einmal auf der Straße Józef (Dzierzynski) bemerkten, den Kutscher anhielten und ihn einluden, mit uns zu [164] fahren. Er setzte sich auf den Bock. Iljitsch war die ganze Zeit beunruhigt, ob er auch bequem sitze, er aber lachte und erzählte, daß er auf dem Lande aufgewachsen sei und auf dem Bock eines Schlittens zu fahren verstehe.

[84] Das Bücherlager und der Verlag des „Wperjod“ gehörten dem ZK der Partei. *Anm. d. russ. Red.*

Schließlich hatte Iljitsch genug von dieser Quälerei, und wir zogen zusammen in die Pantelejmon-Straße (in das große Haus gegenüber der Pantelejmon-Kirche) zu einer Wirtin, die den Schwarzhundertern angehörte.

Von den Reden Iljitschs aus jener Zeit erinnere ich mich an sein Auftreten in einer Versammlung von Propagandisten verschiedener Bezirke, die in der Wohnung von Knipowitschs stattfand. Iljitsch sprach über das Dorf. Ich erinnere mich, daß ihm ein gewisser Nikolai, der hinter dem Newski-Tor arbeitete, eine Frage stellte, die mir wegen ihrer Schablonenhaftigkeit und auch wegen der Art zu sprechen, die Nikolai an sich hatte, sehr wenig gefiel. Nach der Versammlung fragte ich Djadenka, die als Organisator hinter dem Newski-Tor arbeitete, wer dieser Nikolai sei. Sie bezeichnete ihn als begabten Burschen, der fest mit dem Dorf verbunden sei, klagte aber, daß er nicht systematisch mit der Masse zu arbeiten verstehe, sondern sich nur mit einer kleinen Gruppe von Arbeitern beschäftige. 1906 war Nikolai trotzdem einer der aktivsten Funktionäre. In den Reaktionsjahren wurde er Provokateur, hielt es aber nicht aus und verübte Selbstmord. Nikolai gehörte zu der Gruppe von Genossen, die danach strebten, in alle Schichten der ärmsten Bevölkerung einzudringen. Ich entsinne mich, daß er in Nachtasyle ging und dort agitierte. Genosse Krylenko, damals ein ganz junger Hitzkopf, kam einmal in eine Versammlung von Sektierern, die ihn fast verprügelt hätten. Sergej Woitinski verstrickte sich auch immer in allerhand Geschichten.

An Iljitsch hefteten sich wieder die Spürhunde. Einmal war er auf irgendeiner Versammlung (ich glaube, bei dem Rechtsanwalt Tschekerul-Kusch) und hielt einen Vortrag. Die Spitzel waren ihm so dicht auf den Fersen, daß er beschloß, nicht nach Hause zu gehen. Und so saß ich die ganze Nacht bis zum [165] Morgen am Fenster, überzeugt, daß man ihn irgendwo verhaftet hatte. Iljitsch entkam mit knapper Not der Verfolgung und gelangte mit Hilfe Baskas (einem damals angesehenen Mitglied der Spilka) nach Finnland, wo er bis zum Stockholmer Parteitag blieb.

Dort schrieb er im April die Broschüre „Der Sieg der Kadetten und die Aufgaben der Arbeiterpartei“. Er bereitete die Resolutionen zum Vereinigungsparteitag vor, die dann in Petersburg, wohin auch Iljitsch kam, in der Wohnung Witmers besprochen wurden. Sie lag in einem Gymnasium, und die Sache ging in einem der Klassenzimmer vor sich.

Zum erstenmal seit dem II. Parteitag waren die Bolschewiki und Menschewiki gemeinsam auf einem Parteitag. Obgleich die Menschewiki während der letzten Monate schon zur Genüge ihr wahres Gesicht gezeigt hatten, hoffte Iljitsch trotzdem, daß der neue Aufschwung der Revolution, an dem er nicht zweifelte, sie ergreifen und mit der bolschewistischen Linie aussöhnen würde.

Ich selbst kam mit einer kleinen Verspätung zum Parteitag. Ich fuhr zusammen mit Tutschapski hin, mit dem ich von früher, von der Vorbereitung zum 1. Parteitag her, bekannt war, und mit Klawdia Timofejewna Swerdlowa; Swerdlow wollte auch zum Parteitag kommen, da er aber im Ural riesigen Einfluß besaß, wollten ihn die Arbeiter um keinen Preis fahren lassen. Ich hatte ein Mandat aus Kasan, es fehlte aber eine kleine Stimmenzahl, darum billigte mir die Mandatskommission nur eine beratende Stimme zu. Schon die kurze Zeit, die ich in der Mandatskommission mitarbeitete, ließ mich die ganze Atmosphäre spüren – es war eine rechte Fraktionsatmosphäre.

Die Bolschewiki hielten fest zusammen. Sie vereinigte die Gewißheit, daß die Revolution, ungeachtet der zeitweiligen Niederlage, vorwärtsschritt.

Ich erinnere mich an die Sorgen Djadenkas, die gut schwedisch konnte und deshalb die ganzen Scherereien mit der Unterbringung der Delegierten auf dem Halse hatte. Auch [166] Iwan Iwanowitsch Skworzows und Wladimir Alexandrowitsch Basarows entsinne ich mich, dessen Augen in Momenten des Kampfes besonders feurig blitzten. Das veranlaßte Wladimir Iljitsch

zu der Bemerkung, Basarow habe eine starke politische Ader und lasse sich vom Kampf mitreißen. Auch ein Ausflug ist mir in Erinnerung geblieben, an dem Rykow, Strojew und Alexinski teilnahmen; wir sprachen über die Stimmungen der Arbeiter. An dem Parteitag nahmen auch Woroschilow (Wolodja Antimekow[85]) und K. Samoilowa (Natascha Bolschewikowa) teil. Schon allein diese beiden Decknamen, die von jugendlicher Angriffslust zeugten, waren für die Stimmung der bolschewistischen Delegierten auf dem Vereinigungsparteitag charakteristisch. Die bolschewistischen Delegierten verließen den Parteitag noch fester zusammengeschlossen als früher.

Am 27. April wurde die erste Reichsduma eröffnet; es fand eine Demonstration von Arbeitslosen statt, unter denen Woitinski arbeitete. Mit großer Begeisterung wurde der i. Mai gefeiert. Von Ende April an erschien an Stelle der „Nowaja Shisn" die Zeitung „Wolna"[86], und die kleine bolschewistische Zeitschrift „Westnik Shisni"[87] begann zu erscheinen. Die Bewegung ging wieder aufwärts.

Nach der Rückkehr vom Stockholmer Parteitag zogen wir auf den Sabalkanski-Prospekt, ich mit dem Paß auf den Namen Praskowja Onegina und Iljitsch mit dem Paß von Tschcheïdse. Es war ein Durchgangshaus, und man hätte dort sehr bequem leben können, wenn nicht der Nachbar gewesen wäre, irgendein Militärangehöriger, der seine Frau häufig grausam verprügelte und sie an den Zöpfen durch den Korridor schleifte, und nicht die Liebenswürdigkeit der [167] Wirtin, die Iljitsch eifrig nach seinen Verwandten ausfragte und ihn davon überzeugen wollte, daß sie ihn gekannt hatte, als er ein vierjähriger Bengel war, nur hätte er damals schwarze Haare gehabt ...

Iljitsch schrieb für die Petersburger Arbeiter einen Bericht über den Vereinigungsparteitag, in dem er alle Unstimmigkeiten in den wichtigsten Fragen grell beleuchtete.

„Freiheit der Diskussion und Einheit der Aktion – das ist es, was wir erreichen müssen", schrieb Lenin in diesem Bericht. „... daß die revolutionären Aktionen der Bauernschaft zu unterstützen und die kleinbürgerlichen Utopien zu kritisieren sind, darüber sind sich alle Sozialdemokraten einig ...

Hinsichtlich der Duma liegen die Dinge etwas anders. Bei Wahlen ist die volle Aktionseinheit *unerläßlich*. Der Parteitag hat beschlossen – wir *alle* werden wählen, wo Wahlen bevorstehen. Während der Wahlen keinerlei Kritik der Beteiligung an den Wahlen. Die *Aktion* des Proletariats muß einheitlich sein."[88]

Der Bericht erschien im Mai im Verlag „Wperjod".

Am 9. Mai trat Wladimir Iljitsch zum erstenmal in Rußland öffentlich auf einer gewaltigen Massenversammlung im Panina-Volkshaus unter dem Namen Karpow auf. Arbeiter aller Bezirke füllten den Saal. Überraschenderweise war keine Polizei da. Die zwei Polizeikommissare, die sich zu Beginn der Versammlung im Saale hin und her gedreht hatten, waren verschwunden. „Verweht wie Sand", scherzte einer. Nach dem Kadetten Ogorodnikow erteilte der Vorsitzende das Wort Karpow. Ich stand in der Menge eingekeilt. Iljitsch war schrecklich aufgeregt. Ungefähr eine Minute stand er schweigend und furchtbar blaß da, als sei ihm alles Blut zu Herzen geströmt. Man fühlte sofort, wie sich die Erregung des Redners dem Auditorium mitteilte. Und plötzlich tobte der Saal von donnerndem Händeklatschen – die Parteimitglieder hatten Iljitsch erkannt. Das erregte, verdutzte Gesicht eines neben mir stehenden Arbeiters ist mir in Erinnerung geblie-[168]ben. Er fragte: „Wer ist denn das?" Niemand antwortete ihm. Im Saal wurde

[85] Antimekow bedeutet etwa „Gegner der Menschewiki" (von der Abkürzung „Meki" für Menschewiki).
[86] „Wolna" (Die Woge) – legale bolschewistische Zeitung, die 1906 in Petersburg erschien.
[87] „Westnik Shisni" (Der Bote des Lebens) – legale bolschewistische Zeitschrift, die 1906/1907 in Petersburg erschien.
[88] W. I. Lenin: Werke, Bd. 10, S. 384.

es totenstill. Eine ungewöhnliche begeisterte Stimmung ergriff alle Anwesenden nach der Rede Lenins, in dieser Minute dachten alle an den bevorstehenden Endkampf.

Rote Hemden wurden zu Fahnen zerrissen, und unter dem Absingen revolutionärer Lieder ging man in die Bezirke auseinander.

Es war eine der erregen den Petersburger weißen Mainächte. Von der erwarteten Polizei war nichts zu sehen. Iljitsch übernachtete nach dieser Versammlung bei Dmitri Iljitsch Leschtschenko.

Während der Revolution gelang es Iljitsch nicht mehr, öffentlich auf großen Versammlungen aufzutreten.

Am 24. Mai wurde die „Wolna“ verboten. Zwei Tage später erschien sie wieder unter dem Namen „Wperjod“ und existierte als „Wperjod“ bis zum 14. Juni.

Erst am 22. Juni gelang es, eine neue bolschewistische Zeitung, das „Echo“, herauszugeben die bis zum 7. Juli existierte. Am 8. Juli wurde die Reichsduma aufgelöst.

Ende Juni kam Rosa Luxemburg, die gerade aus dem Warschauer Gefängnis entlassen worden war, nach Petersburg. An der Zusammenkunft mit ihr nahmen nur Wladimir Iljitsch und Führende Genossen der Bolschewiki teil. Der Hausbesitzer, „Papa Rode“, hatte zu diesem Zweck eine leerstehende Wohnung zur Verfügung gestellt. Das war ein alter Mann, dessen Tochter mit mir zusammen im Stadtviertel hinter dem Newski-Tor unterrichtete und später einmal zur gleichen Zeit mit mir im Gefängnis saß. Der Alte war bemüht, uns nach Kräften zu unterstützen. Aus Gründen der Konspiration ließ er die Fensterscheiben mit weißer Farbe übertünchen, wodurch er natürlich die Aufmerksamkeit aller Hauswarte heraufbeschwor. Auf dieser Zusammenkunft wurde über die gegenwärtige Lage und über die einzuschlagende Taktik beraten. Von Petersburg begab sich Rosa nach Finnland und von dort ins Ausland.

Im Mai, als die Bewegung anwuchs, als die Duma begann, [169] die Stimmung der Bauernschaft widerzuspiegeln, widmete Iljitsch ihr große Aufmerksamkeit. In dieser Zeit schrieb er die Artikel: „Die Arbeitergruppe in der Reichsduma“, „Die Bauern- oder ‚Trudowiki‘gruppe und die SDAPR“, „Die Bodenfrage in der Duma“, „Weder Land noch Freiheit“, „Regierung, Duma und Volk“, „Die Kadetten hindern die Duma‘ sich an das Volk zu wenden“, „Goremykinianer, Oktobristen und Kadetten“, „Schlechte Ratschläge“, „Kadetten, Trudowiki und Arbeiterpartei“. Alle diese Artikel haben nur eines im Auge – das Bündnis der Arbeiterklasse mit der Bauernschaft, die Notwendigkeit, die Bauernschaft zum Kampf um Boden und Freiheit aufzurufen, die Notwendigkeit, den Kadetten keine Möglichkeiten zu geben, mit der Regierung zu paktieren.

Iljitsch trat während dieser Zeit mehr als einmal mit Vorträgen über diese Frage auf.

Einmal sprach er vor den Delegierten des Wiborger Bezirks im Ingenieurverband auf dem Sagarodny-Prospekt. Wir mußten lange warten. Der eine Saal war von Arbeitslosen besetzt, in dem anderen hatten sich die Karrenschieber von den Hochöfen versammelt (ihr Organisator war Sergej Malyschew), die zum letztenmal versuchten, mit den Unternehmern zu verhandeln, aber auch dieses Mal wurden sie nicht einig. Erst als sie fortgingen, konnte Iljitsch mit seinem Vortrag beginnen.

Dann erinnere ich mich an einen Vortrag Iljitschs vor einer Gruppe von Lehrern. Unter den Lehrern herrschten damals sozialrevolutionäre Stimmungen, Bolschewiki wurden zum Lehrerkongreß nicht zugelassen, es wurde aber ein Ausspracheabend mit einigen Dutzend Lehrern organisiert. Er fand in irgendeiner Schule statt. Von den Anwesenden ist mir das Gesicht einer Lehrerin, einer kleinen buckligen Frau, in der Erinnerung haftengeblieben: das war die Sozialrevolutionärin Kondratjewa. Bei dieser Aussprache trat Rjasanow mit einem Vortrag über die Gewerkschaften auf. Wladimir Iljitsch sprach über die Agrarfrage. Der Sozialrevolutionär

Bunakow trat [170] gegen ihn auf, versuchte ihn der Widersprüche zu überführen und ihn mit Zitaten aus Iljin (damaliges Pseudonym Iljitschs) zu schlagen. Wladimir Iljitsch hörte aufmerksam zu, notierte sich einiges und antwortete dann ziemlich ärgerlich auf diese sozialrevolutionäre Demagogie.

Als die Bodenfragen sich in ihrer ganzen Schärfe darboten, als sich, nach den Worten Iljitschs, die „Vereinigung der Beamten und Liberalen gegen die Bauern“ unverhüllt offenbarte, ging die schwankende Gruppe der Trudowiki mit den Arbeitern. Die Regierung fühlte, daß die Duma keine zuverlässige Stütze der Regierung sein würde, und ging zum Angriff über: friedliche Demonstrationen wurden auseinandergeprügelt, Häuser, in denen Volksversammlungen stattfanden, angezündet, Judenpogrome begannen. Am 20. Juni erschien eine Regierungsverlautbarung über die Agrarfrage mit scharfen Ausfällen an die Adresse der Reichsduma.

Schließlich, am 8. Juli, wurde die Duma aufgelöst, die sozialdemokratischen Zeitungen verboten; Repressalien und Verhaftungen setzten ein. In Kronstadt und in Sveaborg brach ein Aufstand aus. Die Unsrigen nahmen an ihm aktivsten Anteil. Innokenti (Dubrowinski) kam mit Mühe aus Kronstadt heraus und entschlüpfte den Händen der Polizei, indem er sich völlig betrunken stellte. Binnen kurzem wurden auch die Genossen unserer Militärorganisation verhaftet, in deren Mitte ein Provokateur war. Das war gerade während des Sveaborger Aufstands. Wir saßen an diesem Tage in der Wohnung der Menshinskis und warteten vergeblich auf telegrafische Nachricht über den Verlauf des Aufstands.

Wera Rudolfowna und Ludmila Rudolfowna Menshinskaja lebten damals in einer sehr bequemen eigenen Wohnung. Zu ihnen kamen oft Genossen. Die Genossen Roshkow, Józef und Goldenberg pflegten sich ständig dort einzufinden. Auch diesmal hatten sich dort einige Genossen versammelt, darunter auch Wladimir Iljitsch. Er schickte Wem Rudolfowna zu Schlichter, um ihm sagen zu lassen, daß man unverzüglich nach Sveaborg müsse. Irgend jemand erinnerte sich daran, [171] daß in der Kadettenzeitung „Retsch“[89] ein Genosse Harrik als Korrektor angestellt war. Ich ging zu ihm, um zu erfahren, ob kein Telegramm gekommen sei. Ich traf ihn nicht an, erhielt aber die Telegramme von einem anderen Korrektor. Er riet mir, mich mit Harrik in Verbindung zu setzen, der nicht weit von hier in der Gussew-Gasse wohne, und schrieb mir sogar die Adresse Harriks auf die Spalten mit den Telegrammen. Ich ging in die Gussew-Gasse; vor dem Hause gingen zwei Frauen untergehakt auf und ab. Sie hielten mich an: „Falls Sie etwa die und die Hausnummer suchen, so gehen Sie lieber nicht hin, dort liegen sie auf der Lauer, und alle werden abgefaßt.“ Ich verständigte schleunigst unsere Leute. Wie sich später herausstellte, war dort unsere Militärorganisation, darunter auch Wjatscheslaw Rudolfowitsch Menshinski, verhaftet worden. Der Aufstand war unterdrückt. Die Reaktion erhob ihr Haupt. Die Bolschewiki gaben von neuem die illegale Zeitung „Proletari“ heraus und gingen in die Illegalität; die Menschewiki bliesen zum Rückzug, begannen in der bürgerlichen Presse zu schreiben und gaben die demagogische Losung eines überparteilichen Arbeiterkongresses aus, der unter den gegenwärtigen Bedingungen die Liquidierung der Partei bedeutete. Die Bolschewiki forderten einen Sonderparteitag.

Iljitsch mußte in die „nahe Emigration“ nach Finnland gehen. Er wohnte dort bei Leiteisen in Kuokkala, nicht weit vom Bahnhof. Das ungemütliche, große Landhaus „Wasa“ diente schon seit langem als Unterschlupf für Revolutionäre. Vorher hatten dort Sozialrevolutionäre gehaust, die Bomben herstellten, dann siedelte sich dort der Bolschewik Leiteisen (Lindow) mit seiner Familie an. Iljitsch bekam ein abseits liegendes Zimmer, wo er seine Artikel und Broschüren schrieb, dort suchten ihn die Mitglieder des ZK und des Petersburger Komitees auf und Genossen aus der Provinz. Von Kuokkala aus leitete Lenin faktisch die ganze Arbeit der Bolschewiki. Nach einiger Zeit zog ich auch dorthin; ich fuhr am frühen [172] Morgen nach Petersburg und kehrte spät abends zurück. Dann fuhren die Leiteisens fort, und wir hatten das ganze

[89] „Retsch“ (Die Rede) – Zentralorgan der Kadettenpartei, das von 1906 bis 1917 in Petersburg erschien.

Erdgeschoß für uns, meine Mutter kam zu uns, und später wohnte auch Maria Iljinitschna eine Zeitlang bei uns. Oben wohnten Bogdanows und 1907 auch Dubrowinski (Innokenti). In jener Zeit wagte die russische Polizei nicht, sich in finnische Angelegenheiten einzumischen, und wir lebten sehr frei. Die Tür des Landhauses wurde niemals abgeschlossen, im Eßzimmer wurde zur Nacht immer Brot und ein Krug mit Milch zurückgelassen und auf dem Diwan ein Bett zurechtgemacht. Falls noch jemand mit dem Nachtzug ankam, konnte er, ohne jemand zu wecken, sich stärken und schlafen legen. Am Morgen fanden wir oft im Eßzimmer die in der Nacht angekommenen Genossen.

Zu Iljitsch kam täglich ein besonderer Kurier mit Zeitungen, Briefen usw. Wenn er die Materialien durchgesehen hatte, setzte er sich sofort hin und schrieb einen Artikel, den er mit dem gleichen Boten wegschickte. Ferner kam fast jeden Tag Dmitri Iljitsch Leschtschenko. Abends brachte ich alle möglichen Tagesneuigkeiten und Aufträge aus Petersburg.

Natürlich sehnte sich Iljitsch nach Petersburg, und trotzdem wir versuchten, ständig engste Verbindung aufrechtzuerhalten, überfiel ihn manchmal eine derartige Verstimmung, daß wir seine Gedanken durch irgend etwas abzulenken versuchten. Und so kam es vor, daß alle Bewohner des Landhauses „Wasa“ sich zusammensetzten und „Schafskopf“ spielten. Bogdanow war mit allem Ernst bei der Sache, auch Wladimir Iljitsch war ganz dabei, und Leiteisen ließ sich vom Spiel geradezu hinreißen. Manchmal kam gerade in diesem Augenblick jemand mit einem Auftrag, irgendein Bezirksfunktionär, der verlegen und staunend dastand: ZK-Mitglieder spielen leidenschaftlich Karten. Übrigens war das nur ein vorübergehendes Stadium.

Während dieser ganzen Zeit sah ich Iljitsch sehr wenig, da ich den ganzen Tag in Petersburg zubrachte. Wenn ich spät abends zurückkehrte, fand ich Iljitsch stets besorgt; ich fragte [173] ihn nicht weiter, sondern berichtete ihm selbst, was ich gesehen und gehört hatte.

In diesem Winter hatte ich mit Wera Rudolfowna einen ständigen Treffpunkt in der Mensa des Technologischen Instituts eingerichtet. Das war sehr bequem, da tagsüber in der Mensa ein ständiges Kommen und Gehen war. An manchen Tagen waren dort mehr als zehn Leute bei uns. Niemand achtete auf uns. Einmal kam Kamo zum Treffpunkt, in kaukasischer Volkstracht, und trug, in einer Serviette eingewickelt, einen kugelförmigen Gegenstand. An den Tischen hörten alle auf zu essen und begannen den ungewöhnlichen Besucher zu betrachten. „Eine Bombe“, dachten wahrscheinlich die meisten. Aber es war keine Bombe, sondern eine Wassermelone. Kamo brachte diese Melone und außerdem kandierte Nüsse Iljitsch und mir zum Geschenk. „Die Tante hat sie geschickt“, erklärte er schüchtern. Dieser tollkühne, willensstarke Mensch, dieser unbeugsame Kämpfer war zugleich ein Mensch von ungewöhnlichem innerem Reichtum, etwas naiv und ein äußerst zärtlicher Freund. Er hing leidenschaftlich an Iljitsch, Krassin und Bogdanow. Er war einige Male bei uns in Kuokkala und freundete sich mit meiner Mutter an, der er viel von seiner Tante und seinen Schwestern erzählte. Kamo fuhr oft aus Finnland nach Petersburg, er nahm stets Waffen mit, und meine Mutter band ihm jedesmal besonders sorgfältig die Revolver auf dem Rücken fest.

Vom Herbst an erschien in Wiborg der illegale „Proletari“[90], dem Lenin sehr viel Zeit und Aufmerksamkeit widmete. Die Verbindung stellte Genosse Schlichter her. Die Nummern des „Proletari“ wurden nach Petersburg gebracht und dort in den Bezirken vertrieben. Den Transport besorgte die Genossin Irina (Lidia Gobi). Obgleich der Transport und der Vertrieb gut klappten – die Literatur ging durch die legale bolschewistische Druckerei „Delo“–, mußten wir uns doch Adressen verschaffen, an die wir die Literatur senden konnten. [174] Wera Rudolfowna und ich brauchten eine Gehilfin. Einer der Bezirksfunktionäre, Kommissarow, schlug uns als Gehilfin seine Frau Katja vor. Eine bescheidene Frau mit kurzgeschnittenem Haar erschien. Ein merkwürdiges Gefühl ergriff mich in der ersten Minute – das Gefühl irgendeines starken

[90] Die erste Nummer des „Proletari“ erschien am 25. August 1906. *Anm. d. russ. Red.*

Mißtrauens; woher dieses Gefühl stammte, darüber konnte ich mir keine Rechenschaft geben, und es verlor sich auch bald. Katja erwies sich als eine sehr tüchtige Gehilfin, sie machte alles sehr genau, konspirativ, schnell, zeigte keinerlei Neugier und fragte uns nicht aus. Einmal, als ich sie fragte, wo sie den Sommer verbringen wolle, zuckte sie zusammen und warf mir einen bösen Blick zu. Später stellte es sich heraus, daß Katja und ihr Mann Provokateure waren. Katja brachte die Waffen, die sie in Petersburg beschafft hatte, nach dem Ural, und gleich nach ihrem Erscheinen kam die Polizei, beschlagnahmte die von Katja gebrachten Waffen und verhaftete alle. Das erfuhren wir erst viel später. Ihr Mann, Kommissarow, wurde Verwalter bei Simonow, dem Besitzer des Hauses Nr. 9 auf dem Sagorodny-Prospekt. Simonow unterstützte die Sozialdemokraten. Eine Zeitlang wohnte Wladimir Iljitsch bei ihm, darauf wurde in diesem Hause ein bolschewistischer Klub eingerichtet, und dann zog Alexinski dorthin. Später, in den Jahren der Reaktion, beherbergte Kommissarow in diesem Hause verschiedene illegale Funktionäre und versorgte sie mit Pässen. Kurz darauf gingen alle diese illegalen Mitarbeiter „zufällig“ an der Grenze hoch. In diese Falle geriet zum Beispiel einmal Innokenti, der aus dem Ausland kam, um in Rußland zu arbeiten. Es ist natürlich schwer, den genauen Zeitpunkt festzustellen, an dem Kommissarow und seine Frau Provokateure wurden. Jedenfalls wußte die Polizei immer noch sehr vieles nicht, zum Beispiel den Aufenthaltsort Wladimir Iljitschs. Der Polizeiapparat war 1905 und während des ganzen Jahres 1906 noch reichlich desorganisiert.

Die Einberufung der II. Reichsduma wurde auf den 20. Februar 1907 festgesetzt.

[175] Noch auf der Novemberkonferenz hatten sich 14 Delegierte, darunter auch die Delegierten Polens und Litauens, mit Wladimir Iljitsch an der Spitze für die Wahlen in die Reichsduma, aber gegen jeden Block mit den Kadetten (wofür die Menschewiki waren) ausgesprochen. Unter dieser Losung wurde auch die Arbeit der Bolschewiki für die Dumawahlen durchgeführt. Die Kadetten erlitten bei den Wahlen eine Niederlage. In die II. Duma Zogen nur halb soviel ihrer Deputierten ein, wie in der I. Duma gewesen waren. Die Wahlen gingen sehr lebhaft vor sich. Es schien, als ob sich eine neue revolutionäre Welle erhöbe. Anfang 1907 schrieb Lenin:

„Wie kläglich sind plötzlich unsere ‚theoretischen‘ Streitigkeiten, die wir noch kürzlich hatten, jetzt im strahlenden Licht der aufgehenden Revolutionssonne.“

Die Deputierten der II. Duma kamen ziemlich oft nach Kuokkala, um mit Lenin zu sprechen. Die unmittelbare Leitung der Arbeit der bolschewistischen Deputierten lag in den Händen Alexander Alexandrowitsch Bogdanows, der in Kuokkala in demselben Landhaus „Wasa“ lebte, in dem auch wir wohnten, und er besprach alles mit Iljitsch.

Ich erinnere mich, wie ich einmal, spät abends, aus Petersburg nach Kuokkala zurückkehrend, im Zug auf Pawel Borissowitsch Axelrod stieß. Er begann davon zu sprechen, daß die bolschewistischen Deputierten, besonders Alexinski, in der Duma gar nicht schlecht aufträten. Wir sprachen auch über den Arbeiterkongreß ; die Menschewiki führten eine ziemlich eifrige Agitation für diesen Kongreß durch, da sie hofften, daß ein großer Arbeiterkongreß ihnen helfen würde, mit dem immer mehr wachsenden Einfluß der Bolschewiki fertig zu werden. Die Bolschewiki bestanden auf schleunigster Einberufung eines Parteitags. Dieser wurde schließlich auf April festgesetzt. Der Parteitag war sehr gut besucht. Die Delegierten trafen in Scharen ein und begaben sich zum Treffpunkt, wo als Vertreter der Bolschewiki ich und Michail Sergejewitsch und als Vertreter der Menschewiki Krochmal und die Frau Chintschuks – [176] M. M. Schik – sie abfertigten. Die Polizei machte sich an die Bespitzelung: auf dem Finnländischen Bahnhof wurden Marat (Schanzer) und noch einige Delegierte verhaftet. Es mußten besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen werden. Iljitsch und Bogdanow waren bereits zum Parteitag abgefahren, und ich beeilte mich darum nicht, nach Kuokkala zu kommen. Ich kehrte Sonntag erst gegen Abend heim, und was sah ich? Siebzehn Delegierte saßen durchgefroren und hungrig da und hatten weder etwas gegessen noch getrunken. Unsere Hausgehilfin, eine finnische Sozialdemokratin, ging sonntags für den ganzen Tag fort, zu Aufführungen ins Volkshaus usw.

Bis ich den Delegierten zu trinken und zu essen gegeben hatte, verging nicht wenig Zeit. Ich selbst fuhr nicht zum Parteitag, weil niemand da war, dem man in dieser schwierigen Zeit die Arbeit des Sekretariats überlassen konnte. Die Polizei wurde immer frecher, die Leute begannen sich zu fürchten, Bolschewiki in ihre Häuser zu lassen und ihre Räume für Treffpunkte herzugeben. Ich traf mich manchmal mit den Genossen in der Redaktion des „Westnik Shisni". Pjotr Petrowitsch Rumjanzew, der Redakteur der Zeitschrift, genierte sich, mir selbst zu sagen, daß ich in der Redaktion des „Westnik Shisni" keinen Treffpunkt einrichten solle, und schickte mir den Wächter auf den Hals, mit dem ich mich des öfteren über unsere Angelegenheiten unterhielt. Das Verhalten Rumjanzews verdroß mich recht.

Vom Parteitag kam Iljitsch später als alle anderen zurück.[91] Er sah ganz anders aus als sonst: kurz gestutzter Schnurrbart, abrasierter Kinnbart, auf dem Kopf einen großen Strohhut. Am ~. Juni wurde die II. Duma auseinandergejagt. Die ganze bolschewistische Fraktion kam spät abends nach Kuokkala, blieb die ganze Nacht auf und beriet sich über die entstandene Lage. Der Parteitag hatte Lenin aufs äußerste ermüdet, [177] er war nervös und aß nichts. Ich versorgte ihn mit allem Nötigen und schickte ihn nach Styrs Udde, weiter nach Finnland hinein, wo die Familie Djadenkas lebte, und machte mich daran, selbst alle Angelegenheiten schleunigst zum Abschluß zu bringen. Als ich nach Styrs Udde kam, hatte sich Iljitsch schon etwas erholt. Die Genossen erzählten mir, daß er in den ersten Tagen alle Augenblicke eingeschlafen sei: er brauchte sich nur unter eine Tanne zu setzen, und nach einer Minute war er schon weg... Die Kinder nannten ihn „Schlafmütze". In Styrs Udde verbrachten wir herrliche Tage –Wald, Meer, wildeste Landschaft; in der Nähe war nur das große Landhaus des Ingenieurs Sjabizki, wo Leschtschenko mit seiner Frau und Alexinski wohnten. Iljitsch wich Gesprächen mit Alexinski aus, weil er nichts anderes wollte als sich ausruhen; Alexinski fühlte sich dadurch beleidigt. Manchmal gingen wir zu Leschtschenkos, um Musik zu hören. Xenia Iwanowna, eine Verwandte von Knipowitschs, war Sängerin und hatte eine wundervolle Stimme, und Iljitsch hörte mit Genuß ihrem Gesang zu.

Den größten Teil des Tages verbrachte ich mit Iljitsch am Strande, oder wir radelten. Die Fahrräder waren alt, sie mußten immerfort repariert werden; wir taten das bald mit Hilfe Leschtschenkos, bald ohne seine Hilfe; wir reparierten sie mit alten Gummischuhen und reparierten in der Tat mehr, als wir darauf fuhren. Das Fahren aber war herrlich. Onkelchen fütterte Iljitsch reichlich mit Eierkuchen und Renntierschinken. Allmählich ruhte sich Iljitsch aus, erholte sich etwas und kam wieder zu sich.

Aus Styrs Udde fuhren wir zur Konferenz nach Terijoki. Iljitsch hatte in den Ruhetagen die Lage gründlich durchdacht und trat auf der Konferenz gegen einen Boykott der III. Duma auf. Ein Krieg an einer neuen Front begann, der Krieg gegen die Boykottisten, die nicht mit der bitteren Wirklichkeit rechnen wollten und sich an klingenden Phrasen berauschten. In einem kleinen Landhaus verteidigte Iljitsch leidenschaftlich seine Stellung. Krassin kam gerade auf einem [178] Fahrrad hinzu und hörte von draußen, vor dem Fenster stehend, Iljitsch aufmerksam zu. Dann ging er, ohne hineinzukommen, nachdenklich fort ... Ja, es gab auch etwas zum Nachdenken.

Der Stuttgarter Kongreß rückte heran.[92] Iljitsch war mit seinem Verlauf sehr zufrieden, zufrieden mit den Resolutionen über die Gewerkschaften und über seine Einstellung zum Krieg.

[179]

---

[91] Sofort nach dem Parteitag hatte Iljitsch in Terijoki im Gasthaus des Finnen Kakko (dieses Gasthaus ist später abgebrannt) vor den aus Petersburg zahlreich erschienenen Arbeitern einen Vortrag gehalten. *Anm. d. russ. Red.*

[92] Der Stuttgarter Internationale Kongreß der II. Internationale fand vom 18. bis 24. August 1907 statt. *Anm. d. russ. Red.*

AUS RUSSLAND INS AUSLAND
Ende 1907

Lenin mußte sich tiefer nach Finnland begeben. Im Landhaus „Wasa“ (in Kuokkala) blieben nur noch Bogdanows, Innokenti (Dubrowinski) und ich. In Terijoki hatten bereits Haussuchungen stattgefunden; wir rechneten auch damit. Natalja Bogdanowa und ich veranstalteten ein „Großreinemachen“, sortierten die verschiedenen Archive, sonderten das Wertvolle aus und übergaben es finnischen Genossen, die es versteckten; das übrige wurde verbrannt. Das taten wir so eifrig, daß ich einmal erstaunt bemerkte, daß der Schnee um unsere „Wasa“ herum mit Asche bedeckt war. Nebenbei gesagt, hätten die Gendarmen, wenn sie erschienen wären, wahrscheinlich trotzdem ein gutes Geschäft gemacht: allzuviel hatte sich in der „Wasa“ angesammelt. Wir mußten an besondere Vorsichtsmaßregeln denken. Einmal kam frühmorgens die Besitzerin des Hauses angelaufen und erzählte, daß in Kuokkala Gendarmen aufgetaucht seien; sie nahm, soviel sie tragen konnte, allerhand illegale Papiere mit, um sie bei sich zu verstecken Alexander Alexandrowitsch Bogdanow und Innokenti schickten wir in den Wald spazieren, und wir selbst blieben im Haus, um die Gendarmen zu erwarten. Aber dieses Mal kam die „Wasa“ nicht dran; es wurden Mitglieder der Kampftruppen gesucht.

Die Genossen hatten Iljitsch weiter fort von der Grenze geschickt – er lebte damals in Agelby, einem kleinen Ort in der Nähe von Helsingfors, bei zwei finnischen Schwestern. Er [180] fühlte sich fremd in dem wunderbar sauberen und kalten, auf finnische Art gemütlich eingerichteten, mit Spitzenvorhängen vor den Fenstern geschmückten Zimmerchen, wo alles seinen Platz hatte, wo hinter der Wand immer lautes Lachen ertönte, Klavierspiel und Schwatzen in finnischer Sprache herüberschallte. Iljitsch schrieb ganze Tage an seiner Arbeit über die Agrarfrage und überdachte sorgfältig die Erfahrungen der verflossenen Revolution. Stundenlang wanderte er – auf den Zehenspitzen, um seine Wirtinnen nicht zu stören – aus einer Ecke in die andere. Ich war einmal bei ihm in Agelby.

Da die Polizei aber bereits in ganz Finnland nach Iljitsch fahndete, mußte er ins Ausland fahren. Es war klar, daß die Reaktion jahrelang dauern würde. Es war notwendig, schleunigst in die Schweiz zu verschwinden. Obgleich wir nicht die geringste Lust dazu hatten, blieb uns doch kein anderer Ausweg. Ja, auch die Herausgabe des „Proletari“ mußte ins Ausland verlegt werden, da sein Erscheinen in Finnland unmöglich wurde. Lenin sollte bei der ersten Gelegenheit nach Stockholm fahren und mich dort erwarten. Ich mußte in Petersburg meine kranke alte Mutter unterbringen, verschiedene Geschäfte ordnen, die Verbindungen verabreden und konnte Iljitsch erst dann nachreisen.

Während ich mit alldem beschäftigt war, wäre Iljitsch bei der Überfahrt nach Stockholm fast umgekommen. Die Sache war die, daß man ihm so gründlich nachgespürt hatte, daß er die übliche Reiseroute, von Abo mit dem Dampfer, nicht benutzen konnte, da das seine sichere Verhaftung bedeutet hätte.[93] Es waren schon Fälle von Verhaftungen beim Besteigen des Dampfers vorgekommen. Einer der finnischen Genossen riet, den Dampfer auf der nächsten Insel zu besteigen. Das war insofern ungefährlich, da die russische Polizei dort keine Verhaftungen vornehmen konnte, man mußte aber bis zu der Insel etwa drei Werst zu Fuß über das Eis gehen, und die Eisdecke war ungeachtet des Monats Dezember nicht [181] überall zuverlässig. Es fand sich keiner, der sein Leben riskieren wollte, kein Führer war aufzutreiben. Endlich entschlossen sich zwei angeheiterte finnische Bauern, denen letzten Endes schon alles gleich war, Iljitsch zu führen. Und während sie nun nachts über das Eis wanderten, wären Iljitsch und sie fast umgekommen – an einer Stelle begann das Eis unter ihren Füßen zu weichen, und sie retteten sich nur mit knapper Not.

---

[93] Die Dampfer von Finnland nach Schweden verkehrten auch im Winter, mit Hilfe eines Eisbrechers. *Anm. d. russ. Red.*

Der finnische Genosse Borgo (der später von den Weißen erschossen wurde), durch den ich nach Stockholm kam, erzählte mir, wie gefährlich der gewählte Weg war, und daß nur der Zufall Iljitsch vor dem Tode gerettet hatte. Und Lenin erzählte, daß er, als das Eis unter seinen Füßen zu weichen begann, dachte: „Ach, auf welche blöde Weise kann man zugrunde gehen.“ Die russischen Bolschewiki, Menschewiki und Sozialrevolutionäre gingen wieder ins Ausland. Auf demselben Dampfer fuhren Dan, Lidia Ossipowna Zederbaum und zwei Sozialrevolutionäre mit mir nach Schweden.

Nachdem wir einige Tage in Stockholm verbracht hatten, reisten wir über Berlin nach Genf. In Berlin hatten am Tage vor unserer Ankunft bei Russen Haussuchungen stattgefunden, auch Verhaftungen waren vorgenommen worden. Darum riet uns Genosse Awramow, ein Mitglied der Berliner Gruppe, der uns vom Bahnhof abholte, nicht zu irgend jemandem in die Wohnung zu gehen; er schleifte uns den ganzen Tag von einem Café ins andere. Den Abend verbrach. ten wir bei Rosa Luxemburg. Der Stuttgarter Kongreß, auf dem Wladimir Iljitsch und Rosa Luxemburg in der Frage des Krieges solidarisch aufgetreten waren, hatte sie einander sehr nahe gebracht. Das war im Jahre 1907; schon auf dem Kongreß hatten sie gesagt, daß der Kampf gegen den Krieg nicht nur den Kampf um den Frieden zum Ziel haben müsse, sondern auch die Ablösung des Kapitalismus durch den Sozialismus. Die durch einen Krieg hervorgerufene Krise müsse man unbedingt zur Beschleunigung des Sturzes der Bourgeoisie ausnutzen. In seiner Charakterisierung des Stuttgarter Kongresses schrieb Iljitsch: „Der Stuttgarter Kongreß hat in einer ganzen Reihe bedeutsamster Fragen eine deutliche Gegenüberstellung des opportunistischen und des revolutionären Flügels der internationalen Sozialdemokratie vollzogen und diese Fragen im Geiste des revolutionären Marxismus gelöst.“[94] Die gleiche Haltung auf dem Stuttgarter Kongreß trug dazu bei, daß die Unterhaltung an jenem Abend besonders freundschaftlich verlief.

In dem Hotel, in dem wir abgestiegen waren, kamen wir abends beide krank an. Weißer Schaum stand uns vor dem Mund, und eine große Schwäche hatte uns befallen. Wie sich später herausstellte, hatten wir uns auf unserer Wanderung von einem Restaurant ins andere eine Fischvergiftung zugezogen. Man mußte in der Nacht einen Arzt holen. Wladimir Iljitsch war als finnischer Koch und ich als amerikanische Staatsbürgerin gemeldet, und darum holte der Bediente einen amerikanischen Arzt. Dieser untersuchte Wladimir Iljitsch und sagte, daß die Sache sehr ernst sei, untersuchte mich und meinte: „Na, Sie werden mit dem Leben davonkommen!“ Dann verschrieb er eine Menge Arznei und forderte, da er wohl fühlte, daß mit uns etwas nicht ganz stimmte, einen wahnsinnigen Preis für die Visite. Wir mußten ein paar Tage im Bett bleiben und schleppten uns halbkrank nach Genf, wo wir am 7. Januar 1908 (25. Dezember 1907) ankamen. Iljitsch schrieb später an Gorki, daß wir uns unterwegs „erkältet“ hätten.

Genf sah trist aus. Nicht eine Schneeflocke, kalter, schneidender Nordwind. Es wurden Ansichtskarten mit Fotografien des bei den Kaigittern des Genfer Sees in der Luft gefrorenen Wassers verkauft. Die Stadt sah tot und öde aus. Von unseren Genossen lebten damals in Genf nur Micha Zchakaja, W. A. Karpinski und Olga Rawitsch. Michail Zchakaja hauste in einem kleinen Zimmerchen und richtete sich mühsam im Bett auf, als wir kamen. Das Gespräch kam nicht [183] in Fluß. Karpinskis wohnten damals in einer russischen Bibliothek, der ehemaligen Kuklinbibliothek, die Karpinski leitete. Als wir zu ihnen kamen, hatte Karpinski gerade einen äußerst starken Anfall von Migräne, er kniff deswegen immer die Augen zusammen, alle Fensterläden waren geschlossen, da das Licht ihn nervös machte. Als wir von Karpinskis durch die öden, uns so fremd gewordenen Straßen Genfs gingen, meinte Iljitsch: „Ich habe das Gefühl, als ob wir hierher gekommen sind, um uns ins Grab zu legen.“

So fing unsere zweite Emigration an; sie war viel schwerer als die erste. [185]

---

[94] W. I. Lenin: Über Deutschland und die deutsche Arbeiterbewegung, Dietz Verlag, Berlin 1957, S. 162. [LW Bd. 13, S. 72]

TEIL II

[187]

DIE ZWEITE EMIGRATION

Die zweite Emigration zerfällt in drei Perioden: *Die erste Periode* (*1908–1911*) *umfaßt die Jahre, in denen in Rußland die finsterste Reaktion herrschte*. Die zaristische Regierung übte grausame Rache an den Revolutionären. Die Gefängnisse waren überfüllt, das schlimmste Zuchthausregime herrschte in ihnen, Mißhandlungen waren an der Tagesordnung, ein Todesurteil folgte auf das andere. Die Partei mußte in die tiefste Illegalität gehen. Das gelang nur schlecht. Während der Revolution war die Zusammensetzung der Partei eine andere geworden: Sie hatte Zuzug erhalten von Kadern, die die vorrevolutionäre illegale Tätigkeit nicht kannten und an konspirative Arbeit nicht gewöhnt waren. Andererseits scheute die zaristische Regierung keine Mittel, um das Spitzelsystem auszubauen. Das ganze Provokations- und Spitzelsystem war außerordentlich gut durchdacht, weit verzweigt und umgab die Zentralorgane der Partei mit einem dichten Netz. Die Regierung war über alles ausgezeichnet informiert.

Gleichzeitig wurde auch die Tätigkeit aller legalen Vereinigungen, der Gewerkschaften und der Presse systematisch verfolgt. Die Regierung strebte mit allen Kräften danach, den Arbeitermassen die in den Jahren der Revolution eroberten Rechte wieder zu entreißen. Aber die Vergangenheit konnte nicht wieder zu neuem Leben erweckt werden. Die Revolution war an den Massen nicht spurlos vorübergegangen, und [188] die Selbsttätigkeit der Arbeiterschaft brach immer und immer wieder hervor.

Dies waren die Jahre des großen ideologischen Zerfalls in den Reihen der Sozialdemokratie. Es wurden Versuche gemacht, die Grundlagen des Marxismus einer Revision zu unterziehen, es entstanden philosophische Strömungen, die versuchten, die materialistische Weltanschauung, auf der der gesamte Marxismus aufgebaut ist, ins Wanken zu bringen. Die Wirklichkeit war grau und trübe. Und darum suchte man einen Ausweg durch Schaffung einer neuen, verfeinerten Religion, die man philosophisch zu begründen bestrebt war. An der Spitze dieser neuen philosophischen Schule, die jeglicher Gottsucherei und jedem Gottbildnertum Tür und Tor öffnete, stand Bogdanow; ihm schlossen sich Lunatscharski, Basarow und andere an. Marx war über die Philosophie, über den Kampf gegen den Idealismus zum Materialismus gelangt. Plechanow hatte seinerzeit der Begründung der materialistischen Weltanschauung größte Aufmerksamkeit geschenkt. Lenin hatte alle diesbezüglichen Arbeiten studiert, er hatte sich schon in der Verbannung intensiv mit Philosophie beschäftigt. Er mußte die Bedeutung einer philosophischen Revision des Marxismus, ihr besonderes Schwergewicht in diesen Jahren der Reaktion berücksichtigen. Und Lenin bekämpfte mit aller Schärfe Bogdanow und seine Schule.

Bogdanow war nicht nur an der philosophischen Front ein Gegner. Er gruppierte die Otsowisten und Ultimatisten um sich. Die „Otsowisten“ standen auf dem Standpunkt, daß die Reichsduma so reaktionär geworden sei, daß man die sozialdemokratische Fraktion abberufen müsse. Die „Ultimatisten“ vertraten die Ansicht, man müsse von der Fraktion ultimativ verlangen, sie solle von der Dumatribüne aus durch ihr Auftreten ihren Hinauswurf provozieren. Im Grunde genommen bestand zwischen den Otsowisten und Ultimatisten kein Unterschied. Zu den Ultimatisten gehörten Alexinski, Marat und andere. Die Otsowisten und die Ultimatisten waren auch gegen die Mitarbeit der Bolschewiki in den Gewerkschaften [189] und legalen Vereinigungen – die Bolschewiki sollten hart wie Stein und unbeugsam sein. Lenin hielt diesen Standpunkt für falsch, da er zum Aufgeben jeder praktischen Arbeit führte, zur Entfernung von den Massen, von ihrer Organisierung im Verlauf der lebendigen, praktischen Arbeit. Die Bolschewiki hatten verstanden, in der Periode, die der Revolution von 1905 voranging, jede legale Möglichkeit auszunutzen, hatten verstanden, sich unter schwierigsten Verhältnissen einen Weg zu bahnen, der sie vorwärtsführte, und die Massen mitzureißen. Vom Kampf um heißes Teewasser in den Betrieben und für gute Ventilation führten sie die Massen Schritt für Schritt zum bewaffneten

Volksaufstand. Sich den schwierigsten Verhältnissen anpassen, dabei stets konsequent bleiben, keine Prinzipien, keine revolutionäre Position aufgeben – das waren die Traditionen des Leninismus. Die Otsowisten hatten mit diesen bolschewistischen Traditionen gebrochen. Der Kampf gegen den Otsowismus war ein Kampf für die erprobte bolschewistische, leninistische Taktik.

Und schließlich waren diese Jahre 1908 bis 1911 Jahre schärfsten Kampfes für die Partei, für ihre illegale Organisation.

Es ist nur natürlich, daß die Anzeichen von Niedergangsstimmungen in der Periode der Reaktion in erster Linie bei den Praktikern aus dem Lager der Menschewiki zutage traten, die mit der liberalen Bourgeoisie eng verbunden waren und auch früher stets geneigt waren, sich mit dem Strom treiben zu lassen und die revolutionären Losungen zu beschneiden. Diese Niedergangsstimmungen zeigten sich besonders deutlich in dem Bestreben sehr breiter Schichten der Menschewiki, die Partei zu liquidieren. Die Liquidatoren behaupteten, eine illegale Partei führe nur zum Auffliegen der Organisationen und schränke die Schwungkraft der Arbeiterbewegung ein. Tatsächlich aber hätte die Liquidierung der illegalen Partei Verzicht auf eine selbständige Politik des Proletariats, Unterdrückung der revolutionären Stimmung des proletarischen Kampfes, Schwächung der Organisationen und der Einheit proletarischer Aktionen bedeutet. Die Liqui-[190]dierung der Partei hätte Verzicht auf die Lehre von Marx, auf alle seine Prinzipien bedeutet.

Selbstverständlich konnten solche Menschewiki wie Plechanow, die seinerzeit soviel für die Propaganda des Marxismus, für den Kampf gegen den Opportunismus geleistet hatten, nicht umhin, das reaktionäre Wesen der liquidatorischen Stimmungen zu erkennen. Als sich die Propaganda für die Auflösung der Partei in eine Propaganda für die Liquidierung der Grundfesten des Marxismus selbst auszuwachsen begann, suchte Plechanow sich auf jede Weise von solchen Stimmungen abzugrenzen und gründete seine eigene Gruppe, die sogenannte Gruppe der „parteitreuen Menschewiki“.

Der so entbrannte Kampf um die Partei schuf in einer ganzen Reihe von Organisationsfragen Klarheit, vertiefte und verfeinerte in den breiten Massen der Parteimitglieder das Verständnis für die Rolle der Partei, für die Pflichten ihrer Mitglieder.

Dieser Kampf für die materialistische Weltanschauung, für die Verbindung mit den Massen, für die leninistische Taktik, der Kampf für die Partei spielte sich unter den Verhältnissen der Emigration ab.

In den Jahren der Reaktion nahm die Emigration stark zu, sie wurde ständig aufgefüllt von Leuten, die vor den erbarmungslosen Verfolgungen der zaristischen Regierung ins Ausland flüchteten, Leuten mit untergrabener Gesundheit, zerrütteten Nerven, ohne einen Pfennig Geld, ohne irgendwelche Aussichten auf eine Existenzmöglichkeit oder auf Unterstützung aus Rußland. Alles das verlieh dem Kampf einen ganz besonders schweren Charakter. Auch Zänkereien und Intrigen gab es mehr als genug.

Jetzt, viele Jahre später, ist es sonnenklar, um was sich dieser Kampf drehte. Jetzt, da das Leben die Richtigkeit der Linie Lenins bestätigt hat, scheint dieser Kampf für viele nur von geringem Interesse zu sein. Indessen hätte ohne diesen Kampf die Partei in den Jahren des Aufschwungs ihre Arbeit nicht so schnell entfalten können, wäre ihr Weg zum [191] Siege schwieriger gewesen. Der Kampf spielte sich ab, als die oben erwähnten Strömungen eben erst entstanden, wurde ausgefochten zwischen Menschen, die noch vor kurzem Seite an Seite gekämpft hatten, und vielen schien es, als liege der ganze Grund in der Unverträglichkeit Lenins, in seiner Schärfe, seinem schlechten Charakter. In Wirklichkeit aber wurde um die Existenz der Partei, um ihre konsequente Linie, um die Richtigkeit ihrer Taktik gekämpft. Die Schärfe der polemischen Formen wurde auch durch die Kompliziertheit der Fragen diktiert, und häufig stellte Lenin die

Fragen besonders scharf, weil ohne diese Schärfe das eigentliche Wesen der Probleme unklar geblieben wäre.

Die Jahre von 1908 bis 1911 waren nicht einfach Jahre des Aufenthalts im Ausland, es waren Jahre angestrengtesten Kampfes an der wichtigsten Front – der Front des ideologischen Kampfes.

Die Zweite Periode der Zweiten Emigration, die Jahre von 1911 bis 1914, war in Rußland eine Periode des Aufschwungs. Das Anwachsen der Streikkämpfe, die Ereignisse an der Lena, die eine einmütige Aktion der Arbeiterklasse auslösten, die Entwicklung der Arbeiterpresse, die Dumawahlen und die Tätigkeit der Dumafraktion – alles das rief neue Formen der Parteiarbeit hervor, verlieh ihr ganz neue Ausmaße, machte die Partei ihrer Zusammensetzung nach viel mehr zu einer Arbeiterpartei, brachte sie den Massen näher.

Schnell festigte sich die Verbindung mit Rußland, wuchs der Einfluß auf die dortige Arbeit. Die Prager Parteikonferenz vom Januar 1912 schloß die Liquidatoren aus der Partei aus; die illegale Parteiorganisation bildete sich heraus. Plechanow ging nicht mit den Bolschewiki.

1912 übersiedelten wir nach Krakau. Der Kampf um die Partei, um ihre Festigung war jetzt nicht mehr eine Angelegenheit der Auslandsgruppen. Die Krakauer Zeit war diejenige Periode, in der die Praxis in Rußland die völlige Rechtfertigung der Leninschen Taktik brachte. Lenin widmete sich völlig den Fragen der praktischen Arbeit. Aber während in [192] Rußland die Arbeiterbewegung vorwärtsschritt, blitzte am internationalen Horizont schon hier und da ein Wetterleuchten auf, und das Herannahen des Krieges machte sich immer deutlicher bemerkbar. Und Lenin dachte schon an jene neuen Beziehungen zwischen den Nationen, die entstehen mußten, wenn sich der herannahende Weltkrieg in einen Bürgerkrieg verwandeln würde. Als wir in Krakau lebten, kam Lenin häufiger mit den polnischen Sozialdemokraten, mit ihren Ansichten über die Nationalitätenfrage in Berührung. Er kämpfte hartnäckig gegen ihre Fehler, spitzte die Formulierungen zu und präzisierte sie. Während der Krakauer Periode wurden von den Bolschewiki eine Reihe von Resolutionen über die Nationalitätenfrage angenommen, die von außerordentlicher Bedeutung waren.

Die dritte Periode der zweiten Emigration (1914–1917) um faßt die Kriegsjahre, in denen sich der Charakter unseres Emigrantenlebens wieder von Grund aus änderte. In dieser Periode gewannen die Fragen internationalen Charakters entscheidende Bedeutung, und in dieser Zeit konnten auch unsere russischen Angelegenheiten nur vom Standpunkt der internationalen Bewegung aus behandelt werden.

Eine andere, bedeutend breitere Basis, die internationale Basis, mußte der Behandlung dieser Fragen nunmehr unbedingt zugrunde gelegt werden. Alles, was wir von einem neutralen Lande aus für die Propaganda des Kampfes gegen den imperialistischen Krieg, für die Propaganda der Verwandlung dieses Kriegs in einen Bürgerkrieg, für die Grundsteinlegung der neuen Internationale tun konnten, wurde getan. Diese Arbeit erforderte in den ersten Kriegsjahren (Ende 1914 und 1915) die ganze Kraft Lenins.

Gleichzeitig aber erwachte in ihm unter dem Einfluß der sich um uns vollziehenden Ereignisse eine Reihe neuer Ideen: Es zog ihn zu einer eingehenden Arbeit über Fragen des Imperialismus, über den Charakter des Krieges, über die neuen Formen der Staatsgewalt, die am Tage nach dem Sieg des Proletariats aufgerichtet werden würde, über die dialektische [193] Methode in ihrer Anwendung auf die Politik und Taktik der Arbeiterklasse. Wir übersiedelten von Bern nach Zürich, wo man besser arbeiten konnte. Lenin widmete sich mit Eifer seinen schriftstellerischen Arbeiten, verbrachte ganze Tage in den Bibliotheken – bis schließlich die Nachricht von der Februarrevolution eintraf und die Vorbereitungen für die Rückkehr nach Rußland begannen.

[194]

DIE JAHRE DER REAKTION
Genf 1908

Am Abend seiner Ankunft in Genf schrieb Lenin einen Brief an Alexinski – den bolschewistischen Abgeordneten der II. Duma, der zusammen mit den anderen bolschewistischen Deputierten zu Zwangsarbeit verurteilt worden, aber ins Ausland geflüchtet war und zu jener Zeit in Österreich lebte – als Antwort auf dessen Brief, den Lenin bereits in Berlin erhalten hatte. Ein paar Tage später antwortete er Gorki, der Iljitsch dringend aufgefordert hatte, zu ihm nach Italien, auf die Insel Capri, zu kommen.

Die Reise nach Capri war unmöglich – das illegale Zentralorgan der Partei, der „Proletari", mußte organisiert werden. Dies mußte so rasch wie möglich geschehen, um in dieser schweren Zeit der Reaktion möglichst bald durch das Zentralorgan eine systematische Leitung auszuüben. Es war unmöglich zu reisen, wenn der Gedanke daran auch sehr verlockend war. Er schrieb in seinem Brief: „... wirklich, man müßte mal einen Abstecher nach Capri machen! ... Ich glaube, es wäre am besten, Sie dann zu besuchen, wenn Sie nichts Größeres in Arbeit haben, damit wir herumschlendern und uns was erzählen können."[95] Viel hatte Lenin in den letzten Jahren erlebt und durchdacht, und er hätte sich gern mit Gorki nach Herzenslust ausgesprochen, aber die Reise mußte verschoben werden.

[195] Es war noch kein Entschluß gefaßt worden, ob der „Proletari" in Genf oder irgendwo anders im Ausland erscheinen sollte. Wir schrieben nach Wien an den österreichischen Sozialdemokraten Victor Adler und an Józef (Dzierzynski), der ebenfalls dort lebte. Österreich lag näher an der russischen Grenze, in mancher Beziehung wäre es bequemer gewesen, die Zeitung dort zu drucken, auch der Transport war leichter zu organisieren. Aber Lenin hatte wenig Hoffnung, daß man die Herausgabe des Zentralorgans irgendwo anders als in Genf bewerkstelligen konnte, und er unternahm die notwendigen Schritte, um die Angelegenheit in Genf zu regeln. Zu unserer größten Verwunderung erfuhren wir, daß in Genf eine aus früheren Zeiten stammende Setzmaschine erhalten geblieben war, wodurch uns viele Ausgaben erspart blieben und die ganze Sache vereinfacht wurde.

Es meldete sich auch der Drucker, der in Genf vor der Revolution von 1905 die bolschewistische Zeitung „Wperjod" gesetzt hatte, Genosse Wladimirow. Die allgemeinen Wirtschaftsangelegenheiten wurden D. M. Kotljarenko übertragen.

Im Februar waren in Genf bereits alle Genossen eingetroffen, die von Rußland aus dazu bestimmt worden waren, den „Proletari" zu organisieren: Lenin, Bogdanow und Innokenti (Dubrowinski).

In einem Brief vom 2. Februar 1908 schrieb Lenin an Gorki: „Alles ist soweit, dieser Tage erscheint die Voranzeige. Wir nennen Sie als Mitarbeiter. Schreiben Sie ein paar Zeilen, ob Sie uns etwas für die ersten Nummern geben können (etwa in der Art der *Betrachtungen über das Kleinbürgertum* in der „Nowaja Shisn" oder Teile der Erzählung, die Sie eben schreiben, u. dgl.)."[96] Lenin hatte schon 1894 in seinem Buch „Was sind die ‚Volksfreunde' und wie kämpfen sie gegen die Sozialdemokraten?" über die bürgerliche Kultur und über das Kleinbürgertum geschrieben, das er leidenschaftlich haßte und verachtete. Aus diesem Grunde gefielen ihm die [196] Betrachtungen Gorkis über das Kleinbürgertum ganz besonders. An Lunatscharski, der ebenfalls bei Gorki auf Capri wohnte, schrieb Iljitsch: „Schreiben Sie, ob Sie sich endgültig eingerichtet haben und arbeitsfähig sind."[97]

Das Redaktionstrio (Lenin, Bogdanow, Innokenti) schrieb nach Wien an Trotzki und forderte ihn auf, am „Proletari" mitzuarbeiten. Trotzki lehnte ab; er wollte nicht mit den Bolschewiki

---

[95] Lenin an Gorki, 9. Januar 1908. In: W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 34, S. 323, russ. [LW Bd. 34, S. 360]
[96] Ebenda, S. 328. [Ebenda, S. 366/367]
[97] Lenin-Sammelband I, S. 152, russ.

zusammenarbeiten; er sagte dies jedoch nicht direkt, sondern motivierte seine Absage damit, daß er stark beschäftigt sei.

Nun begann die Sorge um die Beförderung des „Proletari“ nach Rußland. Man suchte die alten konspirativen Verbindungen wieder aufzunehmen. Früher war der Transport auf dem Seewege über Marseille usw. gegangen. Lenin dachte, daß es jetzt vielleicht möglich wäre, die Beförderung über Capri, wo Gorki lebte, zu organisieren. Er fragte bei Maria Feodorowna Andrejewa, Gorkis Frau, an, wie man die Beförderung der Literatur nach Odessa durch das Schiffspersonal bewerkstelligen könnte. Ebenso korrespondierte er mit Alexinski über die Transportmöglichkeit über Wien, ohne übrigens auf irgendeinen Erfolg zu rechnen. Alexinski taugte für solche Angelegenheiten kaum. Schließlich forderte man unseren „Transportspezialisten“ Pjatnizki (jetzt Mitarbeiter der Komintern) auf, aus Rußland zu kommen. Pjatnizki hatte seinerzeit die Transporte über die deutsche Grenze sehr gut organisiert. Ehe es ihm jedoch nach allen möglichen Verfolgungen, Bespitzelungen und Verhaftungen gelungen war, sich ins Ausland durchzuschlagen, waren fast acht Monate vergangen. Als Pjatnizki dann endlich bei uns eingetroffen war, versuchte er, den Transport über Lwow zu leiten; dies gelang aber nicht. Im Herbst 1908 kam er in Genf an. Es wurde vereinbart, daß er dort Aufenthalt nehmen sollte, wo er früher gewohnt hatte, in Leipzig; von dort aus sollte er die alten Beziehungen wieder aufnehmen und den Transport über die deutsche Grenze regeln.

[197] Alexinski hatte beschlossen, nach Genf überzusiedeln. Seine Frau, Tatjana Iwanowna, sollte als meine Gehilfin bei der Erledigung der Korrespondenz mit Rußland herangezogen werden. Doch das waren alles nur Pläne. Was Briefe anbelangt, so haben wir mehr auf sie gewartet als wirklich welche empfangen. Bald nach unserer Ankunft in Genf passierte die Geldgeschichte.

Im Juli 1907 war auf dem Eriwan-Platz in Tiflis die bekannte Expropriation vollzogen worden. Auf dem Höhepunkt der Revolution, als der Kampf gegen die Selbstherrschaft in vollem Gange war, hielten es die Bolschewiki für zulässig, zaristische Staatsgelder zu beschlagnahmen, und gestatteten die Expropriation. Das von der Tifliser Expropriation herrührende Geld wurde den Bolschewiki für revolutionäre Zwecke übergeben. Aber es konnte nicht verwendet werden, denn es waren lauter Fünfhundertrubelscheine, die gewechselt werden mußten. In Rußland konnte dies nicht geschehen, weil in jeder Bank Listen mit den Nummern der bei der Expropriation entnommenen Fünfhundertrubelscheine auslagen. Jetzt, da im ganzen Lande wüste Reaktion herrschte, mußte die Flucht der Genossen aus den Gefängnissen, in denen die Revolutionäre auf Befehl der zaristischen Regierung mißhandelt wurden, organisiert werden. Damit die Bewegung nicht lahmgelegt wurde, mußten illegale Druckereien eingerichtet werden usw. Geld wurde also dringend gebraucht. Da unternahm eine Gruppe von Genossen den Versuch, die Fünfhundertrubelscheine im Ausland in einer Reihe von Städten gleichzeitig einzuwechseln, und zwar geschah dies gerade einige Tage nach unserer Ankunft in Genf. Der Provokateur Shitomirski war über diese ganze Angelegenheit unterrichtet und hatte an der Organisierung des Geldwechselns im Ausland teilgenommen. Niemand wußte damals, daß Shitomirski ein Lockspitzel war, er besaß das volle Vertrauen aller Genossen. Er hatte jedoch damals schon in Berlin den Genossen Kamo verraten, bei dem man einen Koffer mit Dynamit fand und der dann lange Zeit in einem deutschen Gefängnis [198] sitzen mußte und schließlich von der deutschen Regierung ausgeliefert wurde. Shitomirski hatte die Polizei verständigt, und die Genossen, die das Einwechseln der Banknoten vornehmen wollten, wurden verhaftet. In Stockholm wurde ein Lette, Mitglied der Züricher Gruppe, verhaftet, in München Olga Rawitsch, Mitglied der Genfer Gruppe, eine Parteigenossin, die erst unlängst aus Rußland angekommen war; ferner wurden Bogdassarian und Chodshamirian festgenommen.

In Genf wurde N. A. Semaschko verhaftet, an dessen Adresse eine Postkarte für einen der Inhaftierten angekommen war.

Die Schweizer Spießer waren tödlich erschrocken. Es wurde über nichts anderes als über die russischen Expropriateure gesprochen. Auch in der Pension, in der ich mit Iljitsch zu Mittag aß, wurde bei Tisch über diese Angelegenheit geredet. Als ein kaukasischer Genosse, Micha Zchaknja, Vorsitzender des III. Parteitages (1905), der damals in Genf lebte, uns zum erstenmal besuchte, bekam unsere Wirtin einen derartigen Schreck über sein kaukasisches Aussehen, daß sie fest daran glaubte, er und kein anderer müsse der eigentliche Expropriateur sein, und ihm mit einem lauten Angstschrei die Tür vor der Nase zuwarf.

Die Schweizer Partei war damals erzopportunistisch eingestellt, und anläßlich der Verhaftung Semaschkos äußerten die Schweizer Sozialdemokraten, daß die Schweiz das demokratischste Land sei, daß das Rechtswesen bei ihnen auf einer hohen Stufe stehe und daß sie auf ihrem Territorium kein Verbrechen gegen das Eigentum dulden könnten.

Die russische Regierung verlangte die Auslieferung der Verhafteten. Die schwedischen Sozialdemokraten waren bereit, in dieser Angelegenheit einzugreifen, sie verlangten nur, daß die Züricher Gruppe, zu der der in Stockholm verhaftete Genosse gehörte, bestätigen sollte, daß dieser Sozialdemokrat sei und ständig in Zürich gelebt habe. Die Züricher Gruppe, in der die Menschewiki vorherrschten, weigerte sich [199] aber, das zu tun. Gleichzeitig beeilten sich die Menschewiki, sich in der Berner Zeitung von Semaschko abzugrenzen, und stellten die Sache so hin, als sei Semaschko nicht Sozialdemokrat und habe die Genfer Gruppe nicht auf dem Stuttgarter Kongreß vertreten.

Die Menschewiki verurteilten den Moskauer Aufstand von 1905, sie waren gegen alles, was die liberale Bourgeoisie abschrecken konnte. Die Tatsache, daß die bürgerlichen Intellektuellen der Revolution im Moment ihrer Niederlage den Rücken kehrten, erklärten sie nicht aus der Klassennatur dieser Leute, sondern damit, daß die Bolschewiki sie mit ihren Kampfmethoden abgeschreckt hätten. Der Standpunkt der Bolschewiki, daß eine im Moment des Aufschwungs des revolutionären Kampfes vorgenommene Expropriation für revolutionäre Zwecke zulässig sei, wurde von ihnen scharf verurteilt. Die Bolschewiki schreckten ihrer Meinung nach die liberale Bourgeoisie zurück. Die Menschewiki brauchten den Kampf gegen die Bolschewiki. In diesem Kampf war kein Mittel zu schlecht.

In einem an Plechanow gerichteten Brief vom 26. Februar 1908 entwickelte P. B. Axelrod einen Plan, wie man die Bolschewiki in den Augen des Auslandes diskreditieren könne: Zu diesem Zweck müsse die genannte Geschichte ausgenutzt und ein Bericht darüber verfaßt werden. Dieser Bericht müßte ins Deutsche und Französische übersetzt und an den deutschen Parteivorstand, an Kautsky, Adler, das Internationale Büro, nach London usw. gesandt werden.

Dieser viele Jahre später (1926) veröffentlichte Brief Axelrods veranschaulicht besser als irgend etwas anderes, wie weit damals schon die Wege der Bolschewiki und der Menschewiki auseinandergingen.

Anläßlich der Verhaftung Semaschkos richtete Lenin als Vertreter der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands eine offizielle Erklärung an das Internationale Büro. Ebenso schrieb er an Gorki, daß dieser, falls er Semaschko persönlich von Nishni-Nowgorod her kenne, in der Schweizer Presse [200] für ihn eintreten solle. Semaschko wurde bald darauf aus dem Gefängnis entlassen.

Nur schwer konnten wir uns nach der Revolution wieder an das Emigrantenleben gewöhnen. Lenin brachte ganze Tage in der Bibliothek zu, abends jedoch wußten wir nicht, wohin wir gehen sollten. In unserem kalten, ungemütlichen Zimmer zu sitzen, hatten wir keine Lust, es zog uns unter Menschen. So gingen wir bald ins Kino, bald ins Theater; selten jedoch sahen wir uns ein Stück bis zu Ende an, gewöhnlich gingen wir nach der ersten Hälfte fort und streiften irgendwo umher, meistens am See.

Im Februar endlich erschien die erste in Genf herausgegebene Nummer des „Proletari“ (Nr. 21). Charakteristisch ist der erste Artikel Lenins in dieser Nummer.

„Wir haben es verstanden“, schrieb er, „lange Jahre vor der Revolution zu arbeiten. Nicht umsonst hat man uns die Felsenfesten genannt. Die Sozialdemokraten haben eine proletarische Partei aufgebaut, die beim Mißlingen ihres ersten militärischen Ansturms nicht den Mut sinken lassen, nicht den Kopf verlieren, sich nicht zu Abenteuern hinreißen lassen wird. Diese Partei geht dem Sozialismus entgegen, ohne sich und ihre Geschicke an das Ergebnis der einen oder anderen Periode bürgerlicher Revolutionen zu binden. Daher ist sie auch frei von den schwachen Seiten bürgerlicher Revolutionen. Diese proletarische Partei geht dem Siege entgegen.“[98]

So schrieb Lenin. Und diese Worte drücken das aus, was damals den Inhalt seines Lebens bildete. Im Moment der Niederlage dachte er an große Siege des Proletariats. Abends, wenn wir am Ufer des Genfer Sees spazierengingen, sprach er darüber.

Wir trafen Genossen Adoratski, der 1906 ausgewiesen worden war und Anfang 1908 wieder nach Rußland zurückkehrte, noch in Genf an. Er berichtet in seinen Erinnerungen über seine Gespräche mit Lenin über den Charakter der nächsten [201] Revolution und daß diese Revolution zweifellos dem Proletariat die Macht bringen würde. Diese Erinnerungen des Genossen Adoratski entsprechen ganz und gar dem Geiste des obenerwähnten Artikels sowie allem, was Lenin damals sagte. Daß die Niederlage des Proletariats von 1905 nur eine vorübergehende sein würde, daran zweifelte er keine Minute.

Genosse Adoratski schreibt auch, daß ihn Lenin veranlaßte, seine „ausführlichen Erinnerungen über das Jahr 1905, über die Oktobertage und besonders über die Lehren niederzuschreiben, die sich auf die Fragen der Bewaffnung der Arbeiterschaft, der Kampfabteilungen, der Organisierung des Aufstands und der Eroberung der Macht beziehen“[99].

Lenin vertrat den Standpunkt, daß man die Erfahrungen der Revolution aufs sorgfältigste studieren müsse, damit man aus ihnen für die Zukunft Lehren ziehen könne. Er ging an keinem Teilnehmer der jüngsten Kämpfe vorüber, ohne sich eingehend mit ihm zu unterhalten. Er war der Meinung, daß die russische Arbeiterklasse die Aufgabe habe, „die Traditionen des revolutionären Kampfes, von dem sich die Intellektuellen und das Kleinbürgertum so eilig lossagen, hochzuhalten, zu entwickeln und zu festigen, sie dem Bewußtsein breiter Volksmassen einzuprägen, sie bis zum nächstfolgenden Aufschwung der unvermeidlichen demokratischen Bewegung zu erhalten.

„Diese Linie“, schrieb er, „wird ganz spontan von den Arbeitern selbst durchgeführt. Zu leidenschaftlich haben sie den großen Oktober- und Dezemberkampf erlebt, zu klar haben sie die Änderung ihrer Lage *einzig* im Zusammenhang mit diesem unmittelbar revolutionären Kampf gesehen. Sie sagen heute alle, wie jener Weber – oder fühlen jedenfalls gleich ihm –, der in einem Brief an sein Gewerkschaftsorgan erklärte: Die Unternehmer haben uns unsere Errungenschaften geraubt, die Werkführer verhöhnen uns ganz wie früher, aber *wartet nur, das Jahr 1905 kommt wieder*!

[202] Wartet nur, das Jahr 1905 kommt wieder! Das ist die Auffassung der Arbeiter. Ihnen gab dieses Jahr ein Schulbeispiel dafür, *was man tun soll*. Für die Intellektuellen aber und für die ins Renegatentum verfallenen Spießer ist dieses Jahr das ‚tolle Jahr‘, ein Beispiel dafür, *was man nicht tun soll*. Für das Proletariat muß die Durcharbeitung und kritische Aneignung der Erfahrungen der Revolution darin bestehen, die *erfolgreichere* Anwendung der *damaligen* Kampfmethoden zu erlernen, um den Streikkampf vom Oktober und den bewaffneten Kampf vom Dezember zu einem breiteren, konzentrierteren und bewußteren zu machen.“[100]

---

[98] W. I. Lenin: Politische Notizen. In: Ausgewählte Werke in zwei Bänden, Bd. I, Dietz Verlag, Berlin 1959, S. 518/519. [LW Bd. 13, S. 452]
[99] Proletarskaja Rewoluzija (Die proletarische Revolution), 1924, Nr. 3 (26), S. 97.
[100] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 15, S. 37/38, russ. [LW Bd. 15, S. 42]

Die bevorstehenden Jahre betrachtete Lenin als Jahre der Vorbereitung zu einem neuen Angriff.

Die „Atempause“ im revolutionären Kampf mußte zu einer weiteren Vertiefung seines Inhalts ausgenutzt werden.

Vor allen Dingen mußte die unter den Bedingungen der herrschenden Reaktion einzuschlagende Kampflinie ausgearbeitet werden. Es mußte überlegt werden, wie die Möglichkeit legaler Arbeit, die Möglichkeit, von der Rednertribüne der Duma herab zu den breiten Massen der Arbeiter und Bauern zu sprechen, beim Übergang der Partei zur Illegalität gewahrt werden konnte. Iljitsch sah, daß viele Bolschewiki – die sogenannten Otsowisten – dazu neigten, sich die ganze Sache sehr zu vereinfachen: Von dem Wunsche beseelt, um jeden Preis die Kampfformen zu wahren, die im Moment der höchsten Entfaltung der Revolution sich als zweckentsprechend erwiesen, gaben sie in der Tat den Kampf unter den schweren Verhältnissen der Reaktion auf und wichen den Schwierigkeiten aus, die sich in der Arbeit unter diesen neuen Bedingungen ergaben. Lenin betrachtete den Otsowismus als linkes Liquidatorentum. Der unverhohlenste der Otsowisten war Alexinski. Nach seiner Rückkehr nach Genf verschlechterten sich die Beziehungen zwischen Lenin und ihm sehr bald. Lenin hatte in einer ganzen Reihe von Fragen mit ihm zu tun, und mehr als irgendwann sonst war ihm jetzt [203] dessen eingebildetes und beschränktes Wesen zuwider. Daß die Dumatribüne auch während der Reaktion als Verbindungsmittel mit den breiten Massen der Arbeiter und Bauern dienen konnte, das interessierte Alexinski sehr wenig. Er, Alexinski, konnte ja nach der Auflösung der II. Duma doch nicht mehr von dieser Tribüne aus sprechen ... In Genf trat die anmaßende und rüpelhafte Art dieses Menschen besonders deutlich und unverhüllt zutage; dabei galt er damals noch als Bolschewik. Ich erinnere mich zum Beispiel an folgende Begegnung: Ich ging die Rue de Carouge entlang (die seit langem das Emigrantenzentrum bildete) und sah zwei Mitglieder des „Bund“, die ganz verwirrt mitten auf dem Trottoir standen. Sie gehörten zusammen mit Alexinski der Kommission zur Redigierung der Protokolle des Londoner Parteitags an (diese Protokolle wurden zum erstenmal 1908 in Genf veröffentlicht). Es war zu einem Streit über irgendeine Formulierung gekommen: Alexinski hatte sie angeschrien, alle auf dem Tisch liegenden Protokolle zusammengerafft und war davongerannt. Ich sah mich um und erblickte in der Ferne die kleine Gestalt des schnell ausschreitenden Alexinski, der mit riesigen Mappen voll Papieren unter dem Arm stolz erhobenen Hauptes um die Straßenecke bog. Es war nicht einmal lächerlich.

Aber nicht allein um Alexinski handelte es sich. Man spürte, daß die frühere Geschlossenheit in der bolschewistischen Fraktion fehlte, daß die Spaltung herannahte, und zwar in erster Linie die Spaltung zwischen der Fraktion und A. A. Bogdanow.

In Rußland waren die „Beiträge zur Philosophie des Marxismus“ mit Artikeln von A. Bogdanow, Lunatscharski, Basarow, Suworow, Berman, Juschkewitsch und Helfond erschienen. Diese „Beiträge“ stellten einen Versuch der Revision der materialistischen Weltanschauung, der materialistischen, marxistischen Auffassung von der Entwicklung der Menschheit, der Auffassung vom Klassenkampf dar.

Die neue Philosophie öffnete jeglicher Mystik Tür und [204] Tor. In den Jahren der Reaktion konnte sich der Revisionismus besonders üppig entfalten, die Niedergangsstimmungen unter den Intellektuellen hätten dies in jeder Weise fördern können. Eine Abgrenzung war unerläßlich.

Lenin hatte sich immer für philosophische Fragen interessiert und hatte sich in der Verbannung viel mit Philosophie beschäftigt; er kannte die philosophischen Auffassungen von Marx, Engels und Plechanow sehr genau und hatte Hegel, Feuerbach und Kant studiert. Bereits in der Verbannung hatte er so manchen heißen Streit mit Genossen geführt, die zu Kant neigten. Er verfolgte genau, was in der „Neuen Zeit“ über diese Probleme geschrieben wurde, und war überhaupt in der Philosophie gut bewandert.

In einem Brief an Gorki vom 25. Februar legte Lenin die Geschichte seiner Differenzen mit Bogdanow dar. Noch während seiner Verbannung hatte er das Buch Bogdanows „Die Grundelemente der historischen Auffassung der Natur“ gelesen, jedoch stellte der damalige Standpunkt Bogdanows erst den Übergang zu seinen späteren philosophischen Ansichten dar. Später, als Lenin 1903 mit Plechanow zusammen arbeitete, äußerte sich dieser ihm gegenüber oft genug erzürnt über die philosophischen Ansichten Bogdanows. 1904 erschien Bogdanows Arbeit „Empiriomonismus“, und Lenin erklärte Bogdanow geradeheraus, daß er Plechanows und nicht Bogdanows Ansichten für richtig halte.

„Im Sommer und Herbst 1904 sind wir uns mit Bogdanow als *Bolschewiki* endgültig einig geworden und haben jenen stillschweigenden und die Philosophie als neutrales Gebiet stillschweigend ausschließenden Block gebildet, der die ganze Revolution hindurch fortbestanden und es uns ermöglicht hat, in der Revolution gemeinsam jene Taktik der revolutionären Sozialdemokratie (= Bolschewismus) zu verfolgen, die meiner tiefsten Überzeugung nach die einzig richtige gewesen ist.

In der rastlosen Zeit der Revolution kam man wenig dazu, sich mit Philosophie zu beschäftigen. Im Gefängnis schrieb [205] Bogdanow Anfang 1906 ein weiteres Buch – ich glaube, den dritten Teil des ‚Empiriomonismus‘. Im Sommer 1906 schenkte er es mir, und ich begann es aufmerksam zu lesen. Nachdem ich es gelesen hatte, packte mich eine ungeheure Wut: es wurde mir noch klarer, daß er sich auf einem grundfalschen, unmarxistischen Weg befindet. Ich schrieb ihm damals eine ‚Liebeserklärung‘, ein Brieflein über Philosophie im Umfang von drei Heften. Dort setzte ich ihm auseinander, daß ich in der Philosophie natürlich nur ein *einfacher Marxist* sei, daß mich aber gerade seine klaren, populären, vortrefflich geschriebenen Arbeiten endgültig davon überzeugt hätten, daß im Wesen der Sache er unrecht und Plechanow recht hat. Selbige Hefte zeigte ich einigen Freunden (darunter Lunatscharski) und trug mich mit dem Gedanken, sie unter dem Titel ‚Betrachtungen eines einfachen Marxisten über Philosophie‘ zu veröffentlichen, bin aber nicht dazu gekommen. Jetzt bedaure ich, daß ich sie damals nicht gleich drucken ließ ...

Nunmehr sind die ‚Beiträge zur Philosophie des Marxismus‘ erschienen. Ich habe alle Artikel gelesen, außer dem Suworowschen (bei dem ich eben bin), und bei jedem Artikel tobte ich geradezu vor Empörung ... Eher lasse ich mich vierteilen, als daß ich mich einverstanden erkläre, an einem Organ oder in einem Kollegium mitzuarbeiten, das solche Dinge predigt.

Es zog mich wieder zu den ‚Betrachtungen eines einfachen Marxisten über Philosophie‘, und ich griff zur Feder; A. A. (Bogdanow. *N. K.*) aber habe ich natürlich – während der Lektüre der ‚Beiträge‘ – meine Eindrücke geradeheraus und ungeschminkt ins Gesicht gesagt.“[101]

So schilderte Lenin diese Angelegenheit Gorki.

Schon zur Zeit des Erscheinens der ersten Auslandsnummer des „Proletari“ (13. Februar 2908) waren die Beziehungen zwischen Lenin und Bogdanow außerordentlich schlecht.

[206] Bereits Ende März vertrat Lenin die Meinung, daß der philosophische Streit von der politischen Gruppierung in der Fraktion der Bolschewiki getrennt werden könne und müsse. Seiner Ansicht nach würde der philosophische Streit innerhalb der Fraktion besser als irgend etwas anderes zeigen, daß man den Bolschewismus mit der Bogdanowschen Philosophie keinesfalls identifizieren dürfe.

Es wurde jedoch von Tag zu Tag klarer, daß sich die bolschewistische Fraktion bald spalten würde.

In dieser schweren Zeit trat Innokenti (Dubrowinski) Lenin besonders nahe.

---

[101] W. I. Lenin: Über Kultur und Kunst, Dietz Verlag, Berlin 1960, S. 480/481. [LW Bd. 13. S. 458]

Bis zum Jahre 1905 kannten wir Innokenti nur vom Hörensagen. Djadenka (Lidia Michailowna Knipowitsch), die ihn aus der Zeit der Astrachaner Verbannung kannte, und die Samaraer (Krshishanowskis) schätzten ihn sehr hoch; wir waren jedoch einander bisher noch nicht begegnet. Auch korrespondiert hatten wir nicht miteinander. Einmal nur, als nach dem II. Parteitag der Skandal mit den Menschewiki losging, traf ein Brief von ihm ein, in dem er über die Wichtigkeit, die Parteieinheit zu wahren, schrieb. Dann trat er in das versöhnlerische Zentralkomitee ein und wurde zusammen mit den anderen ZK-Mitgliedern bei Leonid Andrejew verhaftet.

Im Jahre 1905 konnte Lenin Innokenti bei der Arbeit beobachten. Er sah, wie restlos Innokenti der Sache der Revolution ergeben war, wie er stets die schwierigste, gefährlichste Arbeit auf sich nahm. Aus diesem Grunde gelang es Innokenti auch nicht, auf einem einzigen Parteitag anwesend zu sein: Kurz vor jedem Parteitag ging er unbedingt hoch. Iljitsch kannte die Entschlossenheit Innokentis im Kampf – er hatte an dem Moskauer Aufstand teilgenommen und war bei dem Aufstand in Kronstadt dabeigewesen. Innokenti war kein Schriftsteller, er sprach in Arbeiterversammlungen, in den Betrieben, seine Reden begeisterten die Arbeiter für den Kampf, aber natürlich wurden seine Reden nicht aufgezeichnet, nicht mitstenografiert. Lenin schätzte besonders Innokentis restlose Hingabe, die er der Sache gegenüber an den [207] Tag legte, sehr und war über seine Ankunft in Genf erfreut. Sie stimmten in vielem völlig miteinander überein. Beide maßen der Partei außerordentliche Bedeutung bei und vertraten den Standpunkt, daß der energischste Kampf gegen die Liquidatoren notwendig sei, die erklärten, daß die illegale Partei liquidiert werden müsse, da sie nur ein Hindernis für die Arbeit sei. Beide schätzten Plechanow sehr und freuten sich, daß er sich nicht mit den Liquidatoren solidarisierte. Der eine wie auch der andere waren der Ansicht, daß Plechanow auf dem Gebiete der Philosophie recht habe; daß man sich auf diesem Gebiet entschieden von Bogdanow abgrenzen müsse; daß in diesem Augenblick der Kampf an der philosophischen Front besondere Bedeutung gewinne. Lenin fühlte, daß ihn niemand so gut verstand wie Innokenti. Innokenti kam zu Tisch zu uns, und nach dem Mittagessen überlegten sie stundenlang zusammen die Arbeitspläne und erörterten die entstandene Lage. Abends traf man sich dann im Café Landolt, und hier wurden die begonnenen Gespräche fortgesetzt. Lenin steckte Innokenti mit seinem „philosophischen Rausch“ – wie er sich ausdrückte – an. Alles das brachte beide einander sehr nahe. Wladimir Iljitsch war in jener Zeit Inok (Innokenti) sehr zugetan.

Es war eine schwere Zeit. Die Organisationen in Rußland zerfielen. Von Provokateuren verraten, gerieten die besten Parteifunktionäre der Polizei in die Hände. Große Versammlungen oder Konferenzen einzuberufen war unmöglich. Eine illegale Existenz zu beginnen war für Leute, die noch vor kurzem ganz legal gelebt hatten und allen bekannt waren, nicht so einfach. Im Frühling (April und Mai) wurden Kamenew und Warski (ein polnischer Sozialdemokrat, der Dzierzynski, Tyszka [Jogiches] und Rosa Luxemburg sehr nahestand) auf der Straße verhaftet; ein paar Tage später wurde, gleichfalls auf der Straße, Sinowjew festgenommen, und schließlich auch N. A. Roshkow (Bolschewik, Mitglied unseres ZK). Die Massen zogen sich in sich selbst zurück. Sie wollten das Geschehene erfassen, durchdringen, sie waren [208] der Agitation allgemeinen Charakters, die niemand mehr befriedigte, überdrüssig. Die Arbeiter wollten gerne Zirkeln beitreten, aber es war niemand da, um solche zu leiten. Dank dieser Stimmung hatte der Otsowismus einen gewissen Erfolg. Die Kampfabteilungen, die von keiner Organisation mehr geleitet wurden, nicht mehr vom Massenkampf getragen wurden, sondern außerhalb eines solchen, unabhängig von ihm, handelten, entarteten, und Innokenti hatte mehr als einmal schwierige Konflikte zu entscheiden, die aus diesem Grunde entstanden waren.

Gorki lud Lenin ein, nach Capri zu kommen, wo damals Bogdanow, Basarow und andere lebten, um eine Einigung herbeizuführen; aber Iljitsch fuhr nicht hin, denn er fühlte, daß eine Einigung unmöglich war. In seinem Brief vom 16. April schrieb er an Gorki:

„Mein Kommen ist unnütz und kann nur zum Schaden gereichen: mit Leuten sprechen, die sich darauf verlegt haben, die Vereinigung des wissenschaftlichen Sozialismus mit der Religion zu

predigen, *kann* ich *nicht* und werde ich nicht. Die Zeit der Hefte ist vorüber. Streiten darf man nicht, nutzlos die Nerven strapazieren ist dumm.“[102]

Im Mai gab Lenin dem Drängen Gorkis doch nach und reiste nach Capri. Er war aber nur ein paar Tage dort. Natürlich führte die Reise keine Aussöhnung mit den philosophischen Ansichten Bogdanows herbei. Lenin erzählte später davon, wie er zu Bogdanow und Basarow gesagt hätte, man müßte sich für zwei, drei Jährchen voneinander trennen, und wie ihn darauf die Frau Gorkis, Maria Fjodorowna, lachend zur Ordnung gerufen habe.

Es waren viele Leute da, es gab Unruhe und Lärm, es wurde Schach gespielt und Boot gefahren. Lenin war ziemlich wortkarg mit Erzählungen von dieser Reise, er sprach mehr von der Schönheit des Meeres und dem dortigen Wein als von den Unterhaltungen über die heiklen Themen. Es ging ihm zu nahe.

[209] Er machte sich wieder an die Philosophie.

In einem Brief, den er im Sommer 1908 an Worowski nach Odessa schrieb, mit dem er am „Wperjod‘ und auch in der Revolution von 1905 zusammengearbeitet hatte, charakterisierte er die entstandene Lage folgendermaßen:

„Lieber Freund! Dank für Ihren Brief. Ihre ‚Verdächtigungen‘ sind beide nicht richtig. Ich bin nicht nervös geworden, aber die Lage bei uns ist so schwierig. Der Bruch mit Bogdanow naht. Der wahre Grund: Er ist beleidigt über die scharfe Kritik an seinen philosophischen Ansichten in den Referaten (durchaus nicht in der Redaktion). Jetzt kramt Bogdanow alle möglichen Meinungsverschiedenheiten hervor. So hat er den Boykott ans Tageslicht gezogen, zusammen mit Alexinski, der hemmungslos skandaliert, so daß ich genötigt war, mit Alexinski jegliche Beziehungen abzubrechen ...

Sie organisieren die Spaltung auf empiriomonistischer-boykottistischer Grundlage. Die Sache kommt schnell zur Entladung. Ein Zusammenstoß auf der nächsten Konferenz ist unvermeidlich. Die Spaltung ist höchst wahrscheinlich. Ich werde aus der Fraktion ausscheiden, sowie die Linie des ‚linken‘ und wirklichen ‚Boykottismus‘ die Oberhand gewinnt. Ich habe Sie gerufen in der Hoffnung, daß Ihre schnelle Ankunft helfen wird, Ruhe zu schaffen. Für den August (neuen Stils) rechnen wir immerhin mit Bestimmtheit auf Sie als Teilnehmer an der Konferenz. Richten Sie es unbedingt so ein, daß Sie ins Ausland reisen können. Reisegeld für alle Bolschewiki werden wir schicken. Für die einzelnen Orte gilt als Parole: Mandate sind nur an die lokalen und nur an die wirklichen Funktionäre zu geben! Wir bitten Sie dringend, für unsere Zeitung zu schreiben. Wir können jetzt die Artikel bezahlen und werden pünktlich zahlen.

Ich drücke Ihre Hand.

Wissen Sie nicht irgendeinen Verleger, der es übernehmen würde, meine Philosophie, die ich schreibe, herauszugeben?“[103]

[210] Zu jener Zeit erhielten die Bolschewiki eine feste materielle Basis.

Ein Neffe Morosows, der dreiundzwanzigjährige Nikolai Pawlowitsch Schmidt, Besitzer einer Möbelfabrik im Stadtteil Presnja in Moskau, war völlig zu den Arbeitern übergegangen und Bolschewik geworden. Er gab die Mittel zur Herausgabe der „Nowaja Shisn“ und zur Bewaffnung der Arbeiterschaft, der er nahestand und deren bester Freund er wurde.

Die Polizei nannte die Fabrik Schmidts das „Teufelsnest“. Im Moskauer Aufstand spielte diese Fabrik eine wichtige Rolle. Nikolai Pawlowitsch wurde verhaftet, im Gefängnis furchtbar mißhandelt, dann zu seiner Fabrik geführt, um ihm zu zeigen, was man aus ihr gemacht hatte, und man zeigte ihm die getöteten Arbeiter; schließlich wurde er im Gefängnis ermordet. Vor seinem

[102] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 34, S. 343 russ. [LW Bd. 34, S. 382]
[103] Ebenda, S. 345. [Ebenda, S. 368]

Tode war es ihm gelungen, die Außenwelt zu verständigen, daß er sein Vermögen den Bolschewiki vermache.

Die jüngste Schwester Schmidts, Jelisaweta Pawlowna Schmidt, der nach dem Tode des Bruders ein Teil des Vermögens zufiel, beschloß, es den Bolschewiki zu übergeben. Sie war jedoch noch nicht volljährig und mußte deshalb eine fiktive Ehe schließen, um nach ihrem Willen über ihr Geld verfügen zu können. Jelisaweta Pawlowna verheiratete sich also mit dem Genossen Ignatjew, der in der Kampforganisation arbeitete, aber seine Legalität bewahrt hatte. Als seine Frau konnte sie mit Erlaubnis ihres Mannes über ihr Erbe frei verfügen. Es war nur eine fiktive Ehe, in Wirklichkeit war Jelisaweta Pawlowna die Frau eines anderen Bolschewiks, Wiktor Taratutas. Durch ihre fiktive Ehe wurde die sofortige Auszahlung des Geldes möglich, das dann den Bolschewiki übergeben wurde. Aus diesem Grunde konnte Lenin mit solcher Sicherheit versprechen, daß der „Proletari“ die Artikel honorieren und daß den Delegierten das Reisegeld geschickt werden würde.

Wiktor Taratuta kam im Sommer nach Genf; er half bei den Wirtschaftsangelegenheiten und führte als Sekretär des [211] Auslandsbüros des Zentralkomitees die Korrespondenz mit den anderen Auslandszentren.

Nach und nach wurde die Verbindung mit Rußland hergestellt, die Korrespondenz kam in Gang; trotzdem aber hatte ich sehr viel freie Zeit. Ich fühlte, daß unser Aufenthalt im Ausland noch von langer Dauer sein würde, und beschloß, mich gründlich mit dem Studium der französischen Sprache zu befassen, um an der Arbeit der örtlichen sozialdemokratischen Partei teilzunehmen. So besuchte ich die französischen Sprachkurse für ausländische Pädagogen, die im Sommer an der Genfer Universität eingerichtet worden waren. Hier beobachtete ich die ausländischen Pädagogen und eignete mir nicht nur die Kenntnis der französischen Sprache an, sondern auch die Fähigkeit der Schweizer, intensiv, sachlich und gewissenhaft zu arbeiten.

Iljitsch, ermüdet von der Arbeit an seinem philosophischen Buch, nahm meine französischen Grammatiken und meine Lehrbücher über die Geschichte und die Eigentümlichkeiten der französischen Sprache zur Hand und las, im Bett liegend, stundenlang darin, bis sich seine Nerven, die durch die philosophischen Streitereien in Aufruhr geraten waren, beruhigt hatten.

Ich studierte in Genf auch das Schulwesen. Zum erstenmal begriff ich, was die bürgerliche „Volksschule“ eigentlich ist. Ich sah, wie die Arbeiterkinder in schönen, lichten Gebäuden mit großen Fenstern zu gehorsamen Sklaven erzogen werden. Ich beobachtete, wie die Lehrer in ein und derselben Klasse die Kinder der Armen schlagen und mißhandeln, die der Reichen dagegen in Ruhe lassen; wie sie jeden selbständigen Gedanken des Kindes unterdrücken. Ich stellte fest, daß die ganze Schularbeit nichts als tote Büffelei ist und daß den Kindern auf Schritt und Tritt Ehrfurcht vor der Macht, vor dem Reichtum eingeimpft wird. Niemals hatte ich mir etwas Derartiges in einem demokratischen Lande vorstellen können. Ich schilderte Lenin ausführlich meine Eindrücke. Er hörte mir aufmerksam zu.

[212] Während der ersten Emigration – bis 1905 – wurde die Aufmerksamkeit Lenins, wenn er das ihn umgebende ausländische Leben beobachtete, in erster Linie von der Arbeiterbewegung gefesselt. Ganz besonders interessierte er sich für Arbeiterversammlungen, Demonstrationen usw. Vor der Abreise Lenins ins Ausland im Jahre 1901 hatte es das bei uns in Rußland nicht gegeben. Jetzt, nach der Revolution von 1905, nach dem riesigen Aufschwung der Arbeiterbewegung in Rußland, dessen Zeuge wir gewesen waren, nach dem Kampf der Parteien, nach den Erfahrungen mit der Duma und besonders nach der Entstehung der Sowjets der Arbeiterdeputierten, interessierte sich Lenin nicht nur für die Formen der Arbeiterbewegung, sondern ganz besonders auch für das eigentliche Wesen der bürgerlichen demokratischen Republik, für die Rolle, die die Arbeitermassen in dieser Republik spielen, wie groß der Einfluß der Arbeiter, wie groß der Einfluß der anderen Parteien ist.

Ich erinnere mich, wie Lenin in halb verwundertem, halb verächtlichem Ton die Worte jenes Schweizer Abgeordneten wiederholte, der (im Zusammenhang mit der Verhaftung Semaschkos) gesagt hatte, daß ihre Republik seit Jahrhunderten bestände und daß sie eine Verletzung des Eigentumsrechts niemals zulassen könne.

„Kampf für die demokratische Republik“ war ein Punkt unseres damaligen Programms; die bürgerliche demokratische Republik erstand vor den Augen Lenins jetzt immer mehr als eine im Vergleich mit dem Zarismus zwar verfeinerte, aber unzweifelhafte Waffe zur Unterdrückung der werktätigen Massen. Die Organisierung der Macht in der demokratischen Republik förderte in jeder Weise die Durchdringung des gesamten Lebens mit bürgerlichem Geist.

Ich glaube, wenn Lenin die Revolution von 1905 und die zweite Emigration nicht durchgemacht hätte, so hätte er sein Buch „Staat und Revolution“ nicht schreiben können.

Die in vollem Umfang entbrannte Diskussion über philosophische Fragen machte das möglichst schnelle Erscheinen [213] des philosophischen Werkes[104] notwendig, an dein Lenin schrieb. Er mußte allerhand Material haben, das in Genf nicht zu beschaffen war; außerdem störte auch die mit Gezänk erfüllte Emigrantenatmosphäre Lenin sehr beim Arbeiten. Aus diesem Grunde reiste er nach London, um dort im Britischen Museum zu arbeiten und das angefangene Buch zu vollenden.

Während seiner Abwesenheit sollte ein Vortrag von Lunatscharski stattfinden. Innokenti trat dort auf. Lenin sandte Thesen, die von Innokenti ergänzt wurden. Innokenti war vor diesem Abend sehr aufgeregt, saß ganze Tage lang in Bücher vergraben bei uns und machte sich Auszüge. Er sprach dann sehr gut; er erklärte in seinem und in Lenins Namen, daß die Bolschewiki mit der philosophischen Richtung Bogdanows (Empiriomonismus) nichts gemein hätten, daß er und Lenin Anhänger des dialektischen Materialismus seien und sich mit Plechanow solidarisierten.

Obgleich Lunatscharski der Hauptreferent war, war doch Bogdanow an diesem Abend der hauptsächlichste Verteidiger es Empiriokritizismus und fiel ganz besonders heftig über Inok her. Er kannte Inok sehr gut, wußte, daß dieser für den offenen, direkten Kampf an der philosophischen Front eintrat, daß ihm seine revolutionäre Ehre sehr teuer war, und deshalb versuchte er in der Diskussion, Inok möglichst schwer zu kränken. „Der Ritter mit dem Rosenkranz auf dem Haupt“, sagte er von dem Referenten, „zog aus, aber da erhielt er einen Schlag aus dem Hinterhalt.“ Dieser Ausfall brachte Innokenti natürlich nicht aus der Fassung. Er berichtete Lenin, der bald darauf aus London zurückkehrte, ausführlich über diesen Abend.

Mit seiner Reise nach London war Iljitsch sehr zufrieden: Es war ihm gelungen, das notwendige Material zu finden und durchzuarbeiten.

Bald nach der Rückkehr Lenins, am 24. August, fand das Plenum des Zentralkomitees statt, auf dem beschlossen [214] wurde, die Einberufung der Parteikonferenz zu beschleunigen. Innokenti begab sich nach Rußland, um die Einberufung der Konferenz zu organisieren. Zu jener Zeit begann bereits die Linie des Liquidatorentums, das breite Schichten der Menschewiki erfaßt hatte, deutlich hervorzutreten und sich zu festigen. Die Liquidatoren wollten die Partei, ihre illegale Organisation, die ihrer Meinung nach nur zu Verhaftungen usw. führte, liquidieren; sie wollten sich mit der legalen, und nur mit der legalen Tätigkeit in den Gewerkschaften, in verschiedenen Gesellschaften usw. begnügen. Bei der herrschenden Reaktion aber hätte das den gänzlichen Verzicht auf jede revolutionäre Tätigkeit, Verzicht auf die Führung, Aufgabe sämtlicher Positionen bedeutet. Gleichzeitig verfielen innerhalb der bolschewistischen Fraktion die Ultimatisten und Otsowisten in das entgegengesetzte Extrem: Sie waren nicht nur gegen die Teilnahme an der Duma, sondern auch gegen die Mitarbeit in Bildungsgesellschaften, in Klubs, Schulen, legalen Gewerkschaften, Versicherungskassen usw. Sie entfernten sich vollends von der Arbeit unter den Massen, von der Leitung der Massen.

[104] Gemeint ist „Materialismus und Empiriokritizismus“.

Innokenti und Lenin unterhielten sich häufig über die Notwendigkeit, die Parteiführung mit der breiten Massenarbeit zu verbinden, weshalb der illegale Apparat um jeden Preis erhalten werden mußte. Jetzt stand die Organisierung der Parteikonferenz bevor. Im Zusammenhang mit den Wahlen mußte eine großzügige Massenagitation gegen das Liquidatorentum von rechts und von links geführt werden.

Inok fuhr nach Rußland, um all das durchzuführen. Er nahm seinen Wohnsitz in Petersburg und organisierte dort die Arbeit der Fünferkommission des Zentralkomitees, dem er, Meschkowski (Goldenberg), der Menschewik M. I. Broido, ein Vertreter des „Bund“ und ein Vertreter der Letten angehörten. Er organisierte das Büro, zu dessen Mitgliedern unter anderen Golubkow gehörte, der später Delegierter des Büros des Zentralkomitees auf der Parteikonferenz war. [215] Inok selbst gelang es nicht, an der Konferenz, die im Dezember 1908 stattfand, teilzunehmen; er wollte etwa zwei Wochen vor Konferenzbeginn ins Ausland reisen, wurde jedoch auf dem Warschauer Bahnhof verhaftet und nach dem Gouvernement Wologda verbannt.

Die Polizei wußte über die Reise Innokentis nach Rußland sehr gut Bescheid; zweifellos hatte Shitomirski das Polizeidepartement darüber informiert. Außerdem hatte man zur Arbeit des Büros des Zentralkomitees, das von Innokenti organisiert worden war, die Frau des Abgeordneten der II. Duma Serow – Ljusja – herangezogen. Diese Ljusja war, wie sich bald herausstellte, ebenfalls ein Lockspitzel.

Lenin wurde mit seinem philosophischen Buch im September, nach der Abreise Innokentis nach Rußland, fertig. Es erschien erst viel später, im Mai 1909.

Wir hatten uns endgültig in Genf niedergelassen.

Meine Mutter war zu uns gekommen, und wir hatten uns häuslich eingerichtet und eine eigene kleine Wohnung gemietet. Das äußere Leben war allmählich ins Geleise gekommen. Aus Rußland war Lenins Schwester Maria Iljinitschna eingetroffen, auch andere Genossen kamen, so zum Beispiel Skrypnik, der damals das Genossenschaftswesen studierte. Ich begleitete ihn als Dolmetscher zu dem Schweizer Abgeordneten Sigg, einem schrecklichen Opportunisten. Genosse Skrypnik sprach mit ihm über das Genossenschaftswesen, aber die Unterredung war völlig fruchtlos, denn Sigg und Skrypnik behandelten die Genossenschaftsfrage jeder auf seine Weise. Skrypnik betrachtete sie vom Standpunkt des Revolutionärs, Sigg dagegen sah in den Genossenschaften nichts anderes als einen gut organisierten „Kaufladen

Aus Rußland trafen Sinowjew und seine Frau Lilina ein. Sie hatten ein Söhnchen bekommen und richteten sich in Genf häuslich ein. Dann kam Kamenew mit Familie. An das Petersburger Leben gewöhnt, sehnten sich alle aus diesem engen, spießigen Genf hinaus, wollten gern in irgendein größeres Zentrum übersiedeln. Die Menschewiki und Sozialrevolutio-[216]näre hatten sich schon längst in Paris niedergelassen. Lenin war unschlüssig: in Genf sei das Leben billiger, es ließe sich besser arbeiten. Schließlich kamen Ljadow und Shitomirski aus Paris herüber und begannen uns zu überreden, unseren Wohnsitz dorthin zu verlegen. Verschiedene Gründe wurden geltend gemacht: Man könnte an der französischen Bewegung teilnehmen; Paris sei eine große Stadt, man würde weniger bespitzelt werden. Dieses letzte Argument war für Lenin ausschlaggebend. Im Spätherbst rüsteten wir uns zur Übersiedlung nach Paris.

In Paris hatten wir die schwersten Jahre der Emigration durchzumachen. Für Iljitsch waren diese Jahre stets eine bedrückende Erinnerung. Mehr als einmal sagte er später: „Welcher Teufel hat uns nach Paris gejagt!“ Nicht der Teufel war es, sondern die Notwendigkeit, den Kampf für den Marxismus, für den Leninismus, für die Partei im Emigrantenzentrum zu führen. Dieses Zentrum bildete in den Jahren der Reaktion Paris.

Paris 1909–1910

Mitte Dezember übersiedelten wir nach Paris. Am 21. Dezember sollte dort zusammen mit den Menschewiki eine Parteikonferenz abgehalten werden. Lenin war von dieser Konferenz

vollständig in Anspruch genommen. Es mußte eine richtige Einschätzung der Situation gegeben werden, die Parteilinie mußte ausgerichtet, es mußte erreicht werden, daß unsere Partei die Partei der Klasse, die Vorhut blieb, die es versteht, sich sogar in den schwierigsten Zeiten nicht von den untersten Schichten, von den Massen, zu trennen, die es versteht, ihnen zu helfen, alle Schwierigkeiten zu überwinden und sich für neue Kämpfe zu organisieren. Die Liquidatoren mußten eine Abfuhr erhalten. Die Verbindung mit den russischen Organisationen war schwach; die Konferenz konnte auf keine besondere Unterstützung durch die russischen Organisationen rechnen (aus Rußland waren zur Konferenz nur ein [217] paar Moskauer und der Genosse Baturin aus dem Ural eingetroffen, und am zweiten Tag kam schließlich noch aus Petersburg Poletajew, Mitglied der III. Duma). Die Otsowisten organisierten sich gesondert für die Konferenz und waren sehr nervös. Die Menschewiki hatten vor der Parteikonferenz einen Kongreß ihrer Auslandsgruppen in Basel abgehalten, auf dem eine Reihe auf die Spaltung der Partei hinzielende Resolutionen angenommen worden waren. Die Atmosphäre war geladen.

Wir waren mit dem Einrichten unserer neuen Wohnung beschäftigt, und Wladimir Iljitsch blickte mit abwesenden Augen auf die ganze Umzugswirtschaft. Er hatte anderes im Kopfe. Wir hatten eine Wohnung an der Peripherie der Stadt gemietet, in der Nähe des Stadtwalls, in der Rue Beaunier, einer Querstraße der Avenue d'Orléans, unweit vom Park Montsouris. Es war eine große helle Wohnung mit Spiegeln über den Kaminen, wie sie damals in den neuen Häusern in Mode gekommen waren. Ein Zimmer wurde für meine Mutter bestimmt, eins für Maria Iljinitschna, die auch nach Paris gekommen war; das dritte Zimmer bewohnte ich mit Wladimir Iljitsch zusammen, und schließlich war noch ein Empfangszimmer da. Diese ziemlich komfortable Wohnung entsprach jedoch nur wenig dem Leben, das wir führten, und unseren aus Genf mitgebrachten „Möbeln". Mit was für verächtlichen Blicken musterte die Concierge unsere weißen Tische, unsere einfachen Stühle und Hocker! In unserem „Empfangszimmer" standen nur ein paar Stühle und ein kleines Tischchen: Es war höchst ungemütlich.

Ich hatte gleich von Anfang an viel mit der Wirtschaft zu tun. In Genf waren alle Haushaltungsangelegenheiten außerordentlich einfach gewesen; hier dagegen war alles mit großen Schwierigkeiten verbunden; zum Beispiel mußte die Gasleitung für die Wohnung geöffnet werden, und zu diesem Zweck mußte ich dreimal ins Stadtzentrum fahren, um mir die entsprechende Erlaubnis zu besorgen. In Frankreich herrscht ein ganz ungeheuerlicher Bürokratismus. Um Bücher aus der [218] Stadtbibliothek zu erhalten, sollte der Hauswirt Bürgschaft leisten, wozu er sich angesichts unserer ärmlichen Einrichtung nicht entschließen konnte. Der Haushalt machte in der ersten Zeit sehr viel Arbeit. Ich war eine schlechte Hausfrau. Iljitsch und Inok waren anderer Meinung, Leute dagegen, die an einen ordentlichen 'Haushalt gewöhnt waren, standen meinen vereinfachten Methoden ziemlich kritisch gegenüber.

Das Leben in Paris war sehr unruhig. Es hatten sich zu jener Zeit von überallher viel Emigranten hier eingefunden. Lenin war in diesem Jahr nur wenig zu Hause. Bis spät in die Nacht hinein saßen unsere Leute im Café. Ein besonderer Liebhaber dieses Caféhauslebens war Taratuta. Nach und nach gewöhnten sich auch die anderen daran.

Auf der Parteikonferenz im Dezember wurde nach langen Diskussionen immerhin eine gemeinsame Linie gefunden. Der „Sozial-Demokrat" sollte zum gemeinsamen Organ werden. Auf dem Plenum, das nach der Konferenz stattfand, wurde eine neue Redaktion des „Sozial-Demokrat" gewählt: Lenin, Sinowjew, Kamenew, Martow, Marchlewski. Im Laufe des Jahres erschienen neun Nummern. Martow stand in dieser neuen Redaktion allein und vergaß dabei häufig seinen Menschewismus. Ich erinnere mich, wie eines Tages Lenin mit zufriedener Miene sagte, daß es sich mit Martow gut arbeiten lasse, daß er ein selten begabter Journalist sei. Aber das war nur, solange Dan nicht da war.

Was die Lage innerhalb der bolschewistischen Fraktion anbelangt, haften sich die Beziehungen zu den Otsowisten immer mehr zugespitzt. Die Otsowisten gingen sehr heftig vor. Ende Februar kam es zu einem völligen Bruch mit ihnen.

Etwa drei Jahre zuvor hatten wir mit Bogdanow und seinen Anhängern Hand in Hand gearbeitet – und nicht nur gearbeitet, sondern gemeinsam gekämpft. Nichts bringt die Menschen einander näher als der gemeinsame Kampf. Lenin zeichnete sich noch besonders dadurch aus, daß er es wie kein anderer verstand, die Menschen für seine Ideen zu begeistern, sie mit seiner Leidenschaft anzustecken, und gleich-[219]zeitig besaß er die besondere Fähigkeit, die besten Seiten in ihnen zu wecken und das aus ihnen herauszuholen, was anderen nicht gelang. In jedem einzelnen unserer Genossen, mit denen wir durch die Arbeit verbunden waren, lebte sozusagen ein Teilchen von Lenin; vielleicht fühlte man sich ihm darum so verbunden.

Der ausgebrochene Kampf innerhalb der Fraktion zermürbte die Nerven. Ich entsinne mich, wie Lenin einmal nach irgendwelchen Verhandlungen mit den Otsowisten ganz verstört nach Hause kam und außerordentlich schlecht aussah. Wir beschlossen, daß er für eine Woche nach Nizza fahren sollte, um sich dort fern von allem Trubel zu erholen und sich ein wenig zu sonnen. Das tat er auch und kam ausgeruht zurück.

Die Arbeitsbedingungen in Paris waren sehr schlecht. Die Nationalbibliothek lag weit entfernt von unserer Wohnung. Gewöhnlich fuhr Lenin per Rad hin; aber das Radfahren in einer Stadt wie Paris ist etwas anderes wie in der Umgebung von Genf und verlangt große Geschicklichkeit und Vorsicht; auch ermüdete es Iljitsch sehr stark. Über Mittag wurde die Bibliothek geschlossen. Die Beschaffung der notwendigen Bücher war mit großen Scherereien verbunden. Lenin schimpfte aus Leibeskräften auf die Nationalbibliothek und bei dieser Gelegenheit auf Paris überhaupt. Ich wandte mich brieflich an einen französischen Professor, der im Sommer die französischen Sprachkurse in Genf geleitet hatte, und bat ihn, mir andere gute Bibliotheken zu nennen. Ich bekam umgebend eine Antwort, die alle nötigen Angaben enthielt. Lenin suchte alle Bibliotheken auf, die der Professor genannt hatte, konnte sich jedoch nirgends einrichten. Schließlich wurde ihm sein Rad gestohlen. Er hatte es gewöhnlich in das Treppenhaus eines Gebäudes neben der Nationalbibliothek gestellt, wofür er der Concierge 10 Centimes zahlte. Als er eines Tages kam, um sein Rad zu holen, fand er es nicht mehr vor. Die Concierge aber erklärte, sie hätte keineswegs übernommen, auf das Rad aufzupassen, sondern ihm nur [220] erlaubt, es in den Hausgang zu stellen. Einmal geriet er auf dem Weg nach Juvisy unter ein Auto; er selbst rettete sich mit Mühe und Not, das Rad aber war völlig zerstört.

Der aus Solwytschegodsk geflohene Inok traf in Paris ein. Liebenswürdig bot ihm Shitomirski an, bei ihm zu wohnen. Inok war schwerkrank: Auf dem Wege in die Verbannung hatten sich durch die Fesseln an seinen Füßen große Wunden gebildet. Unsere Ärzte untersuchten Innokentis Füße und erzählten alles mögliche. Darauf entschloß sich Lenin, den französischen Professor Duboucher, einen ausgezeichneten Chirurgen, der während der russischen Revolution von 1905 in Odessa gearbeitet hatte, zu konsultieren. Er fuhr mit Natascha Gopner, die Duboucher von Odessa her kannte, zu ihm. Als Duboucher hörte, was für Unsinn unsere Ärzte Inok vorgeschwatzt hatten, lachte er herzlich: „Die Ärzte unter Ihren Genossen sind gute Revolutionäre, aber als Ärzte sind sie – Esel!“ Lenin lachte Tränen und wiederholte späterhin diese Charakteristik häufig. Immerhin dauerte es lange, bis Inoks Wunden geheilt waren.

Lenin war über Inoks Ankunft sehr froh. Sie triumphierten beide darüber, daß sich Plechanow energisch von den Liquidatoren loszusagen begann. Plechanow hatte bereits im Dezember 1908 seinen Austritt aus der Redaktion der Zeitung „Golos Sozial-Demokrata“[105], in der die Liquidatoren die Oberhand hatten, erklärt, hatte dann später diese Erklärung zwar zurückgenommen, doch spitzten sich seine Beziehungen zu den Liquidatoren immer mehr zu. Als dann schließlich 1909 der erste Teil des menschewistischen Sammelbandes „Die gesellschaftliche Bewegung in Rußland zu Beginn des 20. Jahrhunderts“ erschien, der einen Artikel Potressows enthielt, in dem dieser die führende Rolle des Proletariats in der bürgerlich-demokratischen Revolution

[105] Die Zeitung „Golos Sozial-Demokrata“ (Die Stimme des Sozialdemokraten) erschien von 1908 bis 1911 in Genf und Paris.

verneinte, trat Plechanow am 26. Mai endgültig aus der Redaktion der Zeitung „Golos“ aus. Lenin sowohl wie Inok hegten [221] noch immer die Hoffnung, daß es möglich sein würde, mit Plechanow zusammenzuarbeiten. Die jüngere Generation stand Plechanow anders gegenüber als die älteren Marxisten, in deren Leben Plechanow eine entscheidende Rolle gespielt hatte.

Der Kampf an der philosophischen Front war Lenin und Inok sehr nahegegangen. Für beide war die Philosophie eine Kampfwaffe, die organisch verbunden war mit der Frage der Bewertung aller Erscheinungen vom Standpunkt des dialektischen Materialismus, mit den Fragen des praktischen Kampfes auf allen Gebieten. Lenin schrieb an seine Schwester Anna Iljinitschna nach Rußland und bat sie, sich mit der Herausgabe des Buches zu beeilen. Es war eine erweiterte Sitzung der Redaktion des „Proletari“ in Aussicht genommen, auf der man auch gegenüber den Otsowisten endgültig einen Trennungsstrich ziehen wollte. „Bei uns stehen die Dinge schlecht“, schrieb Lenin am 26. Mai an Anna Iljinitschna; „es wird sicher zur Spaltung kommen; ich hoffe, Dir in ein bis anderthalb Monaten hierüber Genaues mitteilen zu können.“[106]

Im Mai erschien Lenins Buch „Materialismus und Empiriokritizismus“. Es fehlte kein I-Tüpfelchen. Die Fragen der Philosophie standen für Lenin in unlösbarem Zusammenhang mit den Fragen des Kampfes gegen die Religion. Aus diesem Grunde hielt er im Mai im Klub des „Proletari“ einen Vortrag über das Thema: „Die Religion und die Arbeiterklasse“, schrieb für den „Proletari“ (Nr. 45) den Artikel „Über das Verhältnis der Arbeiterpartei zur Religion“ und für den „Sozial-Demokrat“ (Nr. 6) den Artikel „Klassen und Parteien in ihrem Verhältnis zu Religion und Kirche“. Diese Artikel, besonders der im „Proletari“ erschienene, sind noch heute aktuell. In diesen Artikeln wird der Klassencharakter der Religion mit allem Nachdruck unterstrichen und darauf hingewiesen, daß die Religion in der Hand der Bourgeoisie ein Mittel ist, die Massen vom Klassenkampf [222] abzulenken und ihr Bewußtsein zu vernebeln. An dieser Kampffront darf man nicht passiv vorübergehen, darf sie nicht unterschätzen. Man darf diese Frage nicht oberflächlich behandeln, man muß die sozialen Wurzeln der Religion aufdecken und darf diese schwierige Frage nicht vereinfachen.

Die Schädlichkeit der Religion hatte Lenin schon als fünfzehnjähriger Knabe erkannt; er hatte das Kreuz von seinem Halse gerissen und aufgehört, in die Kirche zu gehen. Das war damals nicht so einfach wie heute.

Am gefährlichsten erschien jedoch Lenin die verfeinerte Religion, die von allen, für einen jeden deutlich erkennbaren Widersprüchen, von allen äußeren Sklavenformen gesäubert ist. Eine solche verfeinerte Religion übt einen stärkeren Einfluß aus. Als solche verfeinerte Religion betrachtete er das Gottbildnertum, die Versuche, irgendeine neue Religion, einen neuen Glauben zu schaffen.

Im Juni trafen allmählich die Delegierten für die erweiterte Redaktionssitzung des „Proletari“ ein. Die erweiterte Redaktion des „Proletari“ war eigentlich das bolschewistische Zentrum, dem damals auch die „Wperjod“-Leute angehörten.

Aus Moskau kam Golubkow (Dawydow), ein Parteifunktionär, der in Rußland im Büro des Zentralkomitees unter der Leitung von Innokenti gearbeitet und an der Pariser Parteikonferenz im Jahre 1908 teilgenommen hatte. Es kamen Schuljatikow (Donat) und der Duma-Abgeordnete Schurkanow (der, wie sich später herausstellte, ein Provokateur war). Letzterer nahm übrigens an der Konferenz nicht teil. Wie es in Frankreich üblich war, gingen unsere Genossen mit den Ankömmlingen in ein Café Schurkanow trank ein Glas Bier nach dem anderen, auch Schuljatikow trank. Dieser hätte das aber unter keinen Umständen tun dürfen, denn er stammte aus einer Alkoholikerfamilie und war schwer erblich belastet. Das Bier rief einen starken Anfall bei ihm hervor. Beim Verlassen des Cafés stürzte er sich plötzlich mit einem Stock auf Schurkanow. Innokenti und Golubkow wurden nur mit Mühe mit ihm fertig. Sie brachten ihn zu uns. Ich [223] blieb bei ihm sitzen, während sich die Genossen aufmachten, um einen Arzt zu holen

[106] W. I. Lenin: Briefe an Verwandte, Moskau 1934, S. 344, russ.

und irgendwo außerhalb der Stadt ein Zimmer für ihn zu mieten. Sie fanden ein Zimmer in Fontenay-aux-Roses, wo Semaschko und Wladimirski wohnten.

Etwa zwei Stunden lang saß ich mit dem kranken Schuljatikow in unserem leeren „Empfangszimmer“. Er sprang nervös auf und lief im Zimmer herum – fortwährend erschien ihm das Bild seiner gehenkten Schwester. Ich beruhigte ihn, lenkte seine Gedanken ab, hielt fortwährend seine Hand in der meinen. Sowie ich seine Hand losließ, wurde er unruhig. Endlich kamen Innokenti und Golubkow, um ihn abzuholen.

An der Sitzung der erweiterten Redaktion des „Proletari“ nahmen die Redaktionsmitglieder Lenin, Sinowjew, Kamenew, Bogdanow, die Vertreter der lokalen bolschewistischen Organisationen Tomski (Petersburg), Schuljatikow (Moskau), Nakorjakow (Ural) teil; ferner die Mitglieder des Zentralkomitees: Innokenti, Rykow, Goldenberg, Taratuta und Marat (Schanzer). Außerdem waren auf der Konferenz anwesend: Skrypnik (Schtschur), Ljubimow (Sommer, Mark), Poletajew (Deputierter der III. Duma) und Golubkow (Dawydow). Die Sitzungen der erweiterten Redaktion dauerten vom 4. bis zum 13. Juli.

Es wurden Resolutionen über die Otsowisten und Ultimatisten, für die Einheit der Partei, gegen einen bolschewistischen Sonderparteitag angenommen. Als besonderer Punkt stand die Frage der Parteischule auf Capri auf der Tagesordnung. Bogdanow sah deutlich voraus, daß die bolschewistische Fraktion auseinanderfallen würde, und war von vornherein auf die Organisierung seiner eigenen Fraktion bedacht. Bogdanow, Alexinski, Gorki und Lunatscharski hatten auf Capri eine sozialdemokratische Propagandaschule höheren Typs für Arbeiter gegründet. Der Arbeiter Wilonow wählte in Rußland energische, zuverlässige Arbeiter als Hörer für diese Schule aus, die dann nach Capri kamen. Nach der Revolution, die sie soeben erlebt hatten, empfanden die Arbeiter selbst besonders stark die Notwendigkeit, sich theore-[224]tisch zu schulen. Außerdem war es eine Periode, in der der unmittelbare Kampf zum Stillstand gekommen war. Sie kamen nach Capri, um zu lernen, aber für einen jeden erfahrenen Parteiarbeiter war es klar, daß die Schule auf Capri den Grundstein zu einer neuen Fraktion legte. Und die Konferenz der erweiterten Redaktion des „Proletari“ verurteilte diese Organisierung einer neuen Fraktion. Bogdanow erklärte, daß er sich den Beschlüssen der Konferenz nicht fügen werde, und wurde aus der bolschewistischen Fraktion ausgeschlossen. Krassin trat für ihn ein. Die Spaltung der bolschewistischen Fraktion war da.

Im Frühjahr, noch vor der erweiterten Redaktionssitzung des „Proletari“, war Maria Iljinitschna sehr schwer erkrankt. Lenin war darüber äußerst erregt und beunruhigt. Es war jedoch gelungen, die Krankheit rechtzeitig zu erkennen und die nötige Operation vornehmen zu lassen. Die Operation vollzog Duboucher. Die Genesung ging jedoch nur langsam vonstatten, und die Patientin bedurfte dringend eines Erholungsaufenthaltes auf dem Lande.

Die Redaktionskonferenz hatte die Kräfte Lenins stark in Anspruch genommen, so daß es auch für ihn ratsam war, sich fern von allen Emigrantenzänkereien und Aufregungen etwas auszuruhen.

Iljitsch sah die französischen Zeitungen durch und suchte Inserate über billige Pensionen. Schließlich fand er eine solche Pension in dem Dörfchen Bonbon, im Departement Saône-et-Loire, wo wir für vier Personen nur 10 Francs täglich zu bezahlen hatten. Die Pension erwies sich als sehr gut, und wir verbrachten dort fast einen Monat.

In Bonbon arbeitete Iljitsch nicht, und wir bemühten uns, auch nicht über die Arbeit zu sprechen. Wir gingen spazieren, radelten fast jeden Tag nach dem Wald von Clarmart, der etwa 15 Kilometer entfernt liegt. Wir hatten Gelegenheit, die französischen Lebensgewohnheiten zu beobachten. In unserer Pension lebten verschiedene kleine Angestellte: die Verkäuferin eines großen Modegeschäftes mit Mann und Tochter, [225] der Kammerdiener irgendeines Grafen usw. Es war nicht ohne Interesse, dieses Publikum zu beobachten, das durch und durch von kleinbürgerlicher Psychologie durchdrungen war. Es waren einerseits außerordentlich praktische Leute, die sehr genau aufpaßten, daß das Essen gut und sättigend und überhaupt alles ihren

Ansprüchen entsprechend eingerichtet war. Andererseits waren sie sämtlich bestrebt, wie wirkliche „Herrschaften“ aufzutreten. Besonders typisch war Madame Lagourette (so hieß die Verkäuferin), die, wie man leicht erkannte, mit allen Wassern gewaschen war, mit zweideutigen Anekdoten nur so um sich warf, gleichzeitig aber sich ausmalte, wie rührend es sein würde, wenn sie ihre Tochter zum ersten Abendmahl führen würde, usw. usw. Allzu große Mengen dieses Spießertums wurden einem natürlich zuwider, und es war gut, daß wir auch völlig zurückgezogen leben konnten. Im großen und ganzen ruhte sich Lenin in Bonbon ganz gut aus.

Im Herbst wechselten wir die Wohnung und bezogen in der stillen kleinen Rue Marie-Rose, in derselben Gegend, eine Wohnung aus zwei Zimmern und Küche; die Fenster gingen auf irgendeinen Garten hinaus. Als „Empfangszimmer“ diente uns jetzt die Küche, wo sich denn auch alle vertrauten Gespräche abwickelten. Vom Herbst an war Lenin in Arbeitsstimmung. Er führte ein strenges „Regime“ ein, wie er sich ausdrückte, stand morgens um acht Uhr auf, fuhr in die Nationalbibliothek, von wo er um zwei zurückkehrte, und arbeitete dann meist zu Hause. Ich sorgte dafür, daß er von Besuchern nicht belästigt wurde. Es gingen bei uns stets viele Menschen aus und ein, ganz besonders jetzt, da infolge der Reaktion und der äußerst schwierigen Arbeitsbedingungen in Rußland die russische Emigration schnell zunahm. Die Genossen, die aus Rußland eintrafen, erzählten voller Begeisterung von der Arbeit dort; bald aber erschlafften sie, das Emigrantendasein, die Sorge um die Existenz und all die Kleinigkeiten des täglichen Lebens lasteten auf ihnen und deprimierten sie.

[226] Im Herbst forderten die Schüler der Parteischule auf Capri Lenin auf, dorthin zu kommen, um Vorlesungen zu halten. Lenin weigerte sich kategorisch, der Aufforderung Folge zu leisten; er erklärte den Schülern den fraktionellen Charakter der Schule und rief sie nach Paris. Innerhalb der Schule auf Capri entbrannte ein Fraktionskampf. Anfang November hatten sich fünf Schüler (insgesamt hatte die Schule zwölf), darunter Wilonow, der Organisator der Schule, bereits als entschiedene Lenin-Anhänger erklärt und waren aus diesem Grunde aus der Schule ausgeschlossen worden. Diese Tatsache bildete den besten Beweis dafür, wie recht Lenin hatte, als er auf das fraktionelle Wesen der Schule hinwies. Die ausgeschlossenen Schüler kamen nach Paris. Ich erinnere mich noch an die erste Zusammenkunft mit Wilonow. Er erzählte uns von seiner Arbeit in Jekaterinoslaw. Aus Jekaterinoslaw hatten wir früher häufig Berichte von einem Arbeiter erhalten, der mit „Mischa Sawodski“ unterzeichnet hatte. Die Berichte waren ausgezeichnet und behandelten die aktuellsten Fragen des Partei- und Fabriklebens. „Kennen Sie nicht zufällig Mischa Sawodski?“ fragte ich Wilonow. „Das bin doch ich“, antwortete er. Das stimmte Lenin sofort freundschaftlich Michail gegenüber, und die beiden unterhielten sich an diesem Tage noch lange. Am Abend desselben Tages schrieb Lenin an Gorki:

„Lieber Alexej Maximowitsch! Ich war die ganze Zeit der felsenfesten Überzeugung, daß Sie und Genosse Michail die hartgesottensten Fraktionäre der neuen Fraktion seien und daß ein Versuch meinerseits, ein freundschaftliches Gespräch mit Ihnen herbeizuführen, absurd wäre. Heute bin ich zum erstenmal mit Gen. Michail zusammengekommen, wir haben ganz offen über Parteifragen und auch über Sie geplaudert, und ich mußte feststellen, daß ich mich gründlich geirrt hatte. Bei Gott, der Philosoph Hegel hatte recht: das Leben geht vorwärts in Widersprüchen, und die lebendigen Widersprüche sind viel, viel reicher, mannigfacher und inhaltsvoller, als es dem menschlichen Verstand anfänglich scheint. Ich hatte in [227] der Schule *nur* das Zentrum der neuen Fraktion gesehen. Wie sich herausstellte, war das falsch, nicht in dem Sinne, daß sie nicht das Zentrum der neuen Fraktion wäre (die Schule war dieses Zentrum und ist es auch jetzt), sondern in dem Sinne, daß das nicht alles, daß das nicht die ganze Wahrheit ist. Subjektiv haben bestimmte Leute die Schule zu solch einem Zentrum gemacht, objektiv war sie es auch, aber darüber hinaus hat die Schule aus dem echten Arbeiterleben echte fortgeschrittene Arbeiter geschöpft.“[107]

[107] W. I. Lenin: Über Kultur und Kunst, S. 491. [LW Bd. 34, S. 396]

Und welchen leidenschaftlichen Glauben an die Kraft der Arbeiterklasse atmet der Schluß dieses Briefes, wo Iljitsch davon spricht, daß die Arbeiterklasse ihre Partei aus verschiedenartigen Elementen, Elementen verschiedenster Art, zusammenschmieden muß:

„Aber sie wird ihre Partei auf jeden Fall schmieden, sie wird eine ausgezeichnete revolutionäre Sozialdemokratie in Rußland schmieden, und das schneller, als es mitunter vom Standpunkt des dreimal verfluchten Emigrantenlebens scheint, wird sie richtiger schmieden, als man sich das vorstellt, wenn man nach einigen äußeren Erscheinungen und einzelnen Episoden urteilt. Solche Menschen wie Michail sind die Gewähr dafür.“[108]

Zusammen mit Michail kamen noch fünf Schüler aus Capri an. Unter ihnen tat sich „Wanja-Kasanez“ (Pankratow) durch seine Aktivität und Gradlinigkeit besonders hervor. Er war schlechter als alle anderen auf die Schule auf Capri zu sprechen. Die anderen Schüler waren Ljuschwin (Pachom), Kosyrew (Foma), Ustinow (Wassili), Romanow (Alja Alexinski). Lenin unterrichtete diese Genossen sehr eifrig. Die Schüler kehrten später nach Rußland zurück, außer Michail. Dieser hatte Lungentuberkulose, die er sich in der Nikolajewer Arrestantenkompanie zugezogen hatte, wo er furchtbar mißhandelt worden war. Wir brachten ihn in Davos unter. Leider lebte er dort nicht mehr lange, er starb am 1. Mai 1910.

[228] Ende Dezember kamen nach Absolvierung der Schule auch die anderen Hörer aus Capri nach Paris, und Lenin unterrichtete auch sie. Er sprach mit ihnen über die gegenwärtige Lage, über die Stolypinsche Reform und den Stolypinschen Kurs auf den „starken“ Bauern, über die führende Rolle des Proletariats und über die Dumafraktion. Wie einer der Hörer, Genosse Kosyrew, erzählte, hatte irgend jemand von den Capri-Schülern anfangs versucht, nachzuweisen, daß Lenin jetzt die Arbeit in der Reichsduma über die Agitation in der Armee stelle. Lenin lächelte und erörterte die Wichtigkeit der Dumaarbeit. Natürlich dachte er nicht im entferntesten daran, daß die Arbeit in der Armee in irgendeinem Maße eingeschränkt werden sollte; er war nur der Ansicht, daß sie so konspirativ wie möglich geführt werden müsse. Über diese Arbeit brauche man nicht zu sprechen, sondern müsse sie tun. Gerade zu jener Zeit traf ein Brief aus Toulon von einer Gruppe von sozialdemokratischen Matrosen des Kreuzers „Slawa“ ein. In dem Brief baten die Matrosen um Literatur und ganz besonders um jemanden, der die revolutionäre Arbeit unter den Seeleuten übernehmen könne. Lenin sandte einen Genossen hin, der mit konspirativer Arbeit gut vertraut war und der in Toulon seinen Wohnsitz nahm. Natürlich ließ Lenin darüber kein Wort den Schülern gegenüber verlauten.

Obgleich Lenin mit seinen Gedanken in Rußland war, studierte er doch auch eingehend die französische Arbeiterbewegung. Die Französische Sozialistische Partei war damals durch und durch opportunistisch. Zum Beispiel brach im Frühling 1909 ein großer Briefträgerstreik aus. Die ganze Stadt war in Aufregung; die Partei aber schien nichts mit der Angelegenheit zu tun zu haben: das sei Sache der Gewerkschaften, aber nicht Sache der Partei. Uns Russen schien diese „Arbeitsteilung“, dieser Verzicht der Partei auf Teilnahme am ökonomischen Kampf, geradezu ungeheuerlich.

Besonders genau verfolgte Lenin die Wahlkampagne. Hier versank alles im Sumpf der Zänkereien, der gegenseitigen Enthüllungen; die politischen Fragen traten in den Hinter-[229]grund, die aktuellen Probleme des politischen Lebens wurden fast gar nicht erörtert. Nur einige wenige Versammlungen waren interessant. Auf einer dieser Versammlungen sah ich Jaurès und beobachtete seinen enormen Einfluß auf die Masse; aber seine Rede gefiel mir nicht, allzu sehr war jedes Wort berechnet. Viel mehr gefiel mir die Rede Vaillants. Als alter Kommunarde wurde er von den Arbeitern ganz besonders geliebt. Ich erinnere mich gut der Gestalt eines hochgewachsenen Arbeiters, der, wie es schien, direkt aus der Fabrik, mit aufgekrempelten Ärmeln zur Versammlung gekommen war. Mit größter Aufmerksamkeit hörte dieser Arbeiter der Rede

[108] Ebenda, S. 492. [Ebenda]

Vaillants zu. „Hört nur, wie er spricht, unser Alter!“ rief er aus. Ebenso begeistert betrachteten zwei junge Burschen, Söhne dieses Arbeiters, Vaillant. Aber Jaurès und Vaillant traten ja nicht überall auf. Und die Durchschnittsredner sprachen je nach dem Auditorium, das sie vor sich hatten: zu den Arbeitern sagten sie das eine, zu den Intellektuellen etwas anderes. Durch den Besuch dieser französischen Wahlversammlungen konnte man sich ein deutliches Bild davon machen, was die Wahlen in einer „demokratischen Republik“ sind. Wir waren geradezu verblüfft. Aus diesem Grunde gefielen Lenin die Lieder der revolutionären Chansonniers so gut, in denen über die Wahlkampagne gespottet wurde. Ich entsinne mich eines Liedes, in dem besungen wurde, wie ein Deputierter aufs Land fährt, um Stimmen zu werben; er trinkt zusammen mit den Bauern, flunkert ihnen alles mögliche vor, und die betrunkenen Bauern wählen ihn und singen: „T’as ben dit, mon ga“ (Gut gesagt, Junge!). Dann aber, als der Deputierte die Bauernstimmen bekommen harte, bezog er als Deputierter 15.000 Francs und verriet in der Deputiertenkammer die Interessen seiner Wähler.

Einmal besuchte uns ein Deputierter der französischen Kammer, der Sozialist Dumas. Er erzählte, wie er vor den Wahlen die Dörfer bereist harte, und unwillkürlich kamen wir dabei auf die Chansonniers zu sprechen. Der hervorragendste dieser Chansonniers. war Montégus, der Sohn eines [230] Kommunarden der Liebling der Faubourgs (Arbeitervorstädte). Seine Lieder waren ein Gemisch von kleinbürgerlicher Sentimentalität und wahrhaft revolutionärem Geist.

Lenin besuchte mit Vorliebe die Theater in den Vorstädten, um die Arbeitermassen zu beobachten. Ich entsinne mich, wie wir uns einmal ein Stück ansahen, in dem die Mißhandlungen der Soldaten in den Strafregimentern in Marokko geschildert wurden. Das Publikum im Zuschauerraum war äußerst interessant: Die Arbeiter, die den Saal füllten, reagierten ganz spontan auf alles, was um sie her vorging. Noch hatte das Theaterstück nicht begonnen, als plötzlich der ganze Saal brüllte: „Hut runter! Hut runter!“ Es war eine Dame in einem großen modernen Federhut im Saal erschienen, und das Publikum verlangte, daß sie den Hut abnehme. Sie mußte sich fügen. Das Stück begann: Ein Soldat wird nach Marokko transportiert, und Mutter und Schwester bleiben im Elend zurück. Der Hauswirt erklärt sich einverstanden, ihnen die Wohnungsmiete zu erlassen, wenn die Schwester des Soldaten seine Geliebte wird. „Saukerl! Schweinehund!“ tönte es von allen Seiten. Ich besinne mich nicht mehr auf den genauen Inhalt des Stücks; es wurde gezeigt, wie die Soldaten, die sich den Befehlen der Vorgesetzten widersetzen, in Marokko mißhandelt werden. Das Stück schloß mit einem Aufstand und dem Gesang der Internationale. Im Stadtzentrum von Paris war dieses Stück verboten, aber in den Außenbezirken wurde es gespielt und hatte stürmischen Erfolg. 1910 fand anläßlich der Marokkoaffäre eine hunderttausendköpfige Protestdemonstration statt. Wir sahen sie uns an. Die Demonstration erfolgte mit Erlaubnis der Polizei. An ihrer Spitze schritten die Deputierten der Sozialistischen Partei mit roten Schärpen über den Schultern. Die Arbeiter waren äußerst kämpferisch gestimmt. Sie ballten drohend die Fäuste, als sie durch die Stadtviertel der Reichen zogen; an manchen Häusern wurden schleunigst die Läden geschlossen, jedoch verlief die ganze Demonstration sehr friedlich. Sie hatte mit einer Protestdemonstration absolut keine Ähnlichkeit.

[231] Lenin verschaffte sich durch Charles Rappoport eine Verbindung zu Lafargue, dem Schwiegersohn von Karl Marx, einem erprobten Kämpfer, dessen Meinung er besonders schätzte. Paul Lafargue lebte mit seiner Frau Laura, der Tochter von Marx, in Draveil, etwa zwanzig Kilometer von Paris entfernt. Sie hatten sich bereits von der unmittelbaren Arbeit zurückgezogen. Einmal fuhr ich mit Iljitsch per Rad zu den Lafargues. Sie empfingen uns außerordentlich herzlich. Lenin unterhielt sich mit Lafargue über sein philosophisches Buch, und Laura Lafargue ging mit mir im Park spazieren. Ich war sehr aufgeregt – war es doch die Tochter von Marx, die vor mir stand; eindringlich musterte ich sie, suchte in ihren Zügen unwillkürlich die Züge ihres Vaters. In meiner Verwirrung stammelte ich irgend etwas über die Teilnahme der Frau an der revolutionären Bewegung, über Rußland; aber obwohl sie mir antwortete, kam es zu keinem ordentlichen Gespräch. Als wir zurückkehrten, sprachen Lafargue und

Lenin über Philosophie. „Bald wird er beweisen“, sagte Laura von ihrem Mann, „wie aufrichtig seine philosophischen Überzeugungen sind“, und sie tauschten einen sonderbaren Blick miteinander. Den Sinn dieser Worte und dieses Blicks verstand ich erst später, als ich im Jahre 1911 von dem Tode der Lafargues hörte. Sie waren, als Atheisten, freiwillig aus dem Leben geschieden, weil das Alter gekommen war und sie die Kräfte verlassen hatten, die für den Kampf notwendig sind.

1910 tagte das erweiterte Plenum des Zentralkomitees. Bereits auf der erweiterten Sitzung der Redaktion des „Proletari“ wurden Resolutionen für die Parteieinheit, gegen einen bolschewistischen Sonderparteitag angenommen. Diese Linie verfolgte Lenin und die Gruppe von Genossen, die sich um ihn geschart hatten, auch auf dem Plenum des Zentralkomitees. In der Periode der Reaktion war die Existenz einer Partei, die, wenn auch aus der Illegalität heraus, mutig die Wahrheit sagt, ganz besonders wichtig. In dieser Zeit, in der die Reaktion die Partei zerstörte, in der das opportunistische Element die Partei zu überfluten suchte, war es äußerst wich-[232]tig, die Fahne der Partei um jeden Preis hochzuhalten. Die Liquidatoren besaßen in Rußland ein starkes, legales opportunistisches Zentrum. Man brauchte eine Partei, die ihm entgegenwirkte.

Die Erfahrungen mit der Schule auf Capri hatten gezeigt, wie relativ und eigenartig damals das Fraktionswesen der Arbeiter häufig war. Ein einheitliches Parteizentrum, um das sich die sozialdemokratischen Arbeitermassen scharen konnten, war unbedingt notwendig. 1910 ging der Kampf um die Existenz der Partei, um die Beeinflussung der Arbeitermassen durch die Partei Lenin zweifelte nicht, daß die Bolschewiki innerhalb der Partei in der Mehrheit sein würden und daß die Partei schließlich den bolschewistischen Weg einschlagen würde; aber das mußte eben eine Partei und keine Fraktion sein. Diese Linie wurde von Lenin auch im Jahre 1911 durchgeführt, als bei Paris eine Parteischule gegründet wurde, zu der sowohl „Wperjod“-Leute als auch parteitreue Menschewiki zugelassen wurden. Und diese Linie wurde auf der Prager Parteikonferenz im Jahre 1912 durchgeführt. Nicht eine Fraktion, sondern eine Partei, die die bolschewistische Linie durchführt. In dieser Partei war selbstverständlich kein Platz für Liquidatoren zu deren Bekämpfung die Kräfte gesammelt wurden. Natürlich war in dieser Partei auch kein Platz für diejenigen, die von vornherein erklärten, daß sie sich den Parteibeschlüssen nicht unterwerfen würden. Der Kampf um die Partei wuchs sich jedoch bei einigen Genossen zum Versöhnlertum aus, das dazu führte, daß sie das Ziel der Vereinigung aus den Augen verloren und bis zu dem spießbürgerlichen Streben abrutschten, alle und alles zu vereinigen, ohne Rücksicht darauf, wer wofür kämpfte. Sogar Innokenti, der völlig den Standpunkt Lenins teilte und der Meinung war, daß die Hauptsache die Vereinigung mit den parteitreuen Menschewiki, den Plechanow-Anhängern war, sank –von dem leidenschaftlichen Wunsche beseelt, das Bestehen der Partei zu sichern – bis auf den Versöhnlerstandpunkt hinab. Iljitsch korrigierte seine Haltung.

[233] Im allgemeinen wurden die Resolutionen einstimmig angenommen. Lächerlich zu glauben, daß Lenin von den Versöhnlern überstimmt wurde und seine Position aufgab. Das Plenum dauerte drei Wochen. Lenin war der Meinung, daß man, ohne auch nur um ein Jota von dem prinzipiellen Standpunkt abzuweichen, auf organisatorischem Gebiet maximale Zugeständnisse machen müsse. Das bolschewistische Fraktionsorgan „Proletari“ stellte sein Erscheinen ein. Die noch übrigen Fünfhundertrubelscheine wurden verbrannt. Die bolschewistischen Fraktionsgelder wurden den sogenannten „Treuhändern“, den drei deutschen Genossen Kautsky, Mehring und Clara Zetkin übergeben, mit der Anweisung, daß die Gelder nur für allgemeine Parteizwecke verausgabt werden dürften. Falls es zu einer Spaltung kommen würde, sollte das noch vorhandene Geld den Bolschewiki zurückgegeben werden. Kamenew wurde nach Wien geschickt, wo er in der Trotzkischen „Prawda“ als Vertreter der Bolschewiki fungieren sollte.

„Die letzte Zeit war bei uns sehr ‚stürmisch‘, endete aber mit dem Versuch eines Friedensschlusses mit den Menschewiki“, schrieb Lenin an Anna Iljinitschna. „Ja, ja, wie sonderbar es auch scheinen mag: wir haben das Fraktionsorgan aufgegeben und versuchen, die Vereinigung schneller zu betreiben.“

Inok und Nogin fuhren nach Rußland, um das russische (das heißt das in Rußland arbeitende) Kollegium des Zentralkomitees zu organisieren. Nogin war ein Versöhnler, der alle und alles vereinigen wollte, und seine Reden stießen bei den Bolschewiki auf Widerstand. Inok hatte eine andere Linie, aber Rußland war nicht das Ausland, wo jedes Wort kontrollierbar war, und daß seine Worte im Noginschen Sinne ausgelegt wurden, dafür sorgten alle Nichtbolschewiki. In das Zentralkomitee wurden Lindow und W. P. Miljutin kooptiert. Inok wurde bald verhaftet, Lindow stand auf dem Standpunkt Nogins und war wenig aktiv. Im russischen Zentralkomitee lagen die Dinge 1910 sehr schlecht..

[234] Im Ausland kam die Sache auch nicht in Schwung. Mark (Ljubinow) und Ljowa (Wladimirow) waren „überhaupt Versöhnler", sie ließen sich häufig durch allerlei Märchen über Intrigen und Illoyalität der Bolschewiki beeinflussen. Mark bekam solche Erzählungen besonders häufig zu hören, da er zu dem vereinigten Auslandsbüro des Zentralkomitees gehörte, in dem alle Fraktionen vertreten waren.

Die „Wperjod"-Leute bauten ihre Organisation weiter aus. Die Gruppe Alexinskis platzte einmal in eine Sitzung der bolschewistischen Gruppe hinein, die sich in einem Café in der Avenue d'Orleans versammelt hatte. Ganz frech setzte sich Alexinski an den Tisch und verlangte das Wort. Als es ihm verweigert wurde, pfiff er, worauf sich seine mit hereingekommenen Anhänger auf die Unsrigen stürzten. Abram Skowno und Isaak Kriwoi wollten die Herausforderung annehmen, jedoch Nikolai Wassiljewitsch Saposhkow (Kusnezow), der außerordentlich kräftig war, nahm Abram unter den einen Arm und Isaak unter den anderen, und der in Schlägereien erfahrene Wirt des Cafés löschte das Licht. Es kam zu keiner Schlägerei, aber nach diesem Vorfall konnte Lenin die ganze Nacht nicht schlafen. Er streifte durch die Straßen von Paris und tat, als er nach Hause kam, bis zum frühen Morgen kein Auge zu.

„Und so kommt es", schrieb Lenin am ii. April 1910 an Gorki, „daß das ‚Anekdotische' bei der Vereinigung jetzt überwiegt, sich in den Vordergrund drängt und zu Gekicher, Gespött u. dgl. Anlaß gibt ...

Mitten drin zu sitzen in diesem ‚Anekdotischen', in diesem Stunk und Skandal, dieser Plackerei und diesem ‚aufgerührten Schlamm' ist ekelhaft; das alles mit ansehen zu müssen, ist gleichfalls ekelhaft. Sich aber von seinen Stimmungen unterkriegen zu lassen, ist unverzeihlich. Die Emigrantenmisere ist heute hundertmal drückender als vor der Revolution. Emigrantenmisere und Stunk sind unzertrennlich.

Aber der Stunk wird wegfallen; der Stunk wird zu neun Zehnteln im Ausland bleiben; Stunk ist ein modisches Zu-[235]behör. Die Entwicklung der Partei hingegen, die Entwicklung der sozialdemokratischen Bewegung geht weiter und immer weiter durch all die verteufelten Schwierigkeiten der jetzigen Situation hindurch. Die Säuberung der sozialdemokratischen Partei von *ihren* gefährlichen ‚Abweichungen', von Liquidatorentum und Otsowismus schreitet unaufhaltsam *voran*; im Rahmen der Vereinigung ist sie *bedeutend weiter vorangekommen* als früher."[109]

Und weiter:

„Ich kann mir vorstellen, wie schwer der Anblick dieses schwierigen Wachstums der neuen sozialdemokratischen Bewegung für einen Menschen sein muß, der das schwierige Wachstum Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre nicht gesehen und miterlebt hat. Damals gab es nur einige Dutzend, wenn nicht nur einige wenige solcher Sozialdemokraten. Jetzt sind es Hunderte und Tausende. Daher die Krisis und die Krisen. Aber die Sozialdemokratie *in ihrer Gesamtheit* ist dabei, sie vor aller Welt zu überwinden, und sie wird sie ehrlich überwinden."[110]

Diese Zänkereien weckten den Wunsch, ihnen zu entgehen. Losowski zum Beispiel wandte sich ganz und gar der französischen Gewerkschaftsbewegung zu. Auch wir hatten den Wunsch,

[109] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 34, S. 369.
[110] Ebenda, S. 370.

der französischen Bewegung näherzutreten. Der Anschluß schien uns leichter, wenn wir in der französischen Parteikolonie leben würden. Sie lag am Ufer des Meeres, in der Nähe des kleinen Ortes Pornic, in der berühmten Vendée. Zuerst fuhr ich mit meiner Mutter allein dorthin. Aber es wurde nichts aus dem Leben in der Kolonie. Die Franzosen lebten sehr abgeschlossen, jede Familie für sich, den Russen gegenüber verhielten sie sich unfreundlich, ganz besonders die Leiterin der Kolonie. Nur an eine französische Lehrerin schloß ich mich etwas näher an. Arbeiter gab es fast gar nicht dort. Bald kamen auch Kostizyns und Sawwuschka dorthin, „Wperjod"-Leute, und es kam sofort zu einem Krach [236] zwischen ihnen und der Leiterin. Darauf beschlossen wir alle, nach Pornic zu ziehen und uns dort gemeinsam zu verköstigen. Ich mietete mit meiner Mutter zwei Zimmer bei einem Zollwächter. Bald kam auch Iljitsch. Er badete häufig im Meer, fuhr viel auf seinem Rad in der Umgebung herum – er liebte sehr das Meer und den Seewind – plauderte vergnügt mit den Kostizyns über alles mögliche und aß mit Appetit die Krabben, die der Hauswirt für uns fing. Überhaupt hegte er für unsere Wirtsleute große Sympathie. Die dicke Wirtin – eine Waschfrau – erzählte mit ihrer lauten Stimme von ihrem Krieg mit den Pfaffen. Die Leute hatten einen Sohn, der eine weltliche Schule besuchte. Da er aber ein sehr aufgewecktes Kind war, das gut lernte, lief der Pfaffe der Mutter das Haus ein und wollte sie dazu überreden, den Knaben ins Kloster zu geben, und versprach ihr ein Stipendium für ihn. Und die empörte Mutter erzählte, wie sie den Pfaffen aus der Wohnung hinausgejagt hatte: Sie hätte ihren Sohn nicht dazu geboren, um einen niederträchtigen Jesuiten aus ihm machen zu lassen. Das war der eigentliche Grund, warum Lenin die Krabben so lobte. Lenin war in Pornic am 1. August eingetroffen, und am 26. war er bereits in Kopenhagen, um an den Sitzungen des Internationalen Sozialistischen Büros und am Internationalen Kongreß teilzunehmen. Lenin charakterisierte die Arbeit des Kongresses folgendermaßen: „Meinungsverschiedenheiten mit den Revisionisten machten sich bemerkbar, aber mit der Aufstellung eines selbständigen Programms der Revisionisten hat es noch gute Weile. Der Kampf gegen den Revisionismus ist nur aufgeschoben, er kommt aber unbedingt."[111] Die russische Delegation auf dem Kongreß war zahlreich – 20 Personen: 10 Sozialdemokraten, 7 Sozialrevolutionäre, 3 Delegierte von den Gewerkschaften. In der sozialdemokratischen Gruppe waren alle Richtungen vertreten: Lenin, Sinowjew, Kamenew, Plechanow, Warski, Martow, Martynow; mit beratender Stimme waren anwesend: Trotzki, Lunatscharski, Kollontai und [237] andere. Zahlreiche Gäste hatten sich eingefunden. Während des Kongresses wurde eine Beratung abgehalten, an der Lenin, Plechanow, Sinowjew, Kamenew und die Mitglieder der III. Duma Poletajew und I. P. Pokrowski teilnahmen. Auf dieser Konferenz wurde beschlossen, ein populäres Auslandsorgan herauszugeben, die „Rabotschaja Gaseta"[112]. Plechanow lavierte sehr diplomatisch, schrieb aber immerhin für die erste Nummer einen Artikel: „Unsere Lage".

Nach dem Kopenhagener Kongreß fuhr Lenin nach Stockholm, um sich mit seiner Mutter und seiner Schwester Maria zu treffen; er blieb dort zehn Tage. Er sah damals seine Mutter zum letztenmal; er spürte das, und mit traurigem Blick sah er dem abfahrenden Dampfer nach. Als er sieben Jahre später – im Jahre 1917 – nach Rußland zurückkehrte, weilte sie schon nicht mehr unter den Lebenden.

Nach seiner Rückkehr nach Paris erzählte Lenin, daß es ihm auf dem Kongreß gelungen sei, sich mit Lunatscharski auszusprechen. Für Lunatscharski hatte Lenin stets außerordentlich viel übrig, er fühlte sich von seiner großen Begabung sehr stark angezogen. Doch bald erschien im „Peuple"[113] ein Artikel Lunatscharskis, „Die taktischen Strömungen in unserer Partei", in dem alle Fragen vom otsowistischen Standpunkt aus beleuchtet wurden. Lenin las ihn, ohne sich zunächst dazu zu äußern, später antwortete er mit einem Artikel. Auch die anderen

[111] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 16, S. 257, russ. [LW Bd. 16, S. 287]
[112] Die „Rabotschaja Gaseta" (Arbeiterzeitung) erschien von 1910 bis 1912 in Paris.
[113] „Le Peuple" (Das Volk) – Zentralorgan der belgischen sozialdemokratischen Partei, an deren Spitze Vandervelde stand. *Anm. d. russ. Red.*

Kongreßteilnehmer gaben ihr Urteil ab. Im Zusammenhang mit dem Internationalen Kongreß ließ Trotzki im „Vorwärts“ einen anonymen Artikel erscheinen, in dem er auf jede Weise über die Bolschewiki herfiel und seine Wiener „Prawda“[114] herausstrich. Gegen die [238] Veröffentlichung dieses Artikels im „Vorwärts“ protestierten die Kongreßteilnehmer Plechanow, Lenin und Warski. Plechanow stand Trotzki schon seit dessen erstem Erscheinen im Ausland, also 1903, vor dem II. Parteitag, feindlich gegenüber. Vor dem II. Parteitag gerieten beide heftig aneinander über die Frage einer populären Zeitung. Plechanow hatte auf dem Kopenhagener Kongreß den Protest gegen das Verhalten Trotzkis vorbehaltlos unterschrieben. Trotzki aber begann eine Kampagne gegen die „Rabotschaja Gaseta“, die die Bolschewiki jetzt herausgaben, bezeichnete sie als enges Fraktionsorgan und hielt über dieses Thema einen Vortrag im Wiener Klub. Die Folge davon war, daß Kamenew aus der Redaktion der Trotzkischen „Prawda“, in die man ihn nach dem Januarplenum zur Arbeit geschickt hatte, austrat. Aus Angst vor dem Fraktionswesen eröffneten die Pariser Versöhnler, mit Mark an der Spitze, unter dem Einfluß der Ausfälle Trotzkis, ebenfalls eine Kampagne gegen die „Rabotschaja Gaseta“. Lenin verabscheute das verschwommene, prinzipienlose Versöhnlertum mit allem und jedem, das der Aufgabe von Positionen mitten im Kampfe gleichkam.

In Nr. 50 der „Neuen Zeit“, Jahrgang 1910, erschien der Artikel Trotzkis „Die Entwicklungstendenzen der russischen Sozialdemokratie“, in Nr. 51 der Artikel Martows „Die preußische Diskussion und die russische Erfahrung“. Lenin verfaßte eine Antwort darauf: „Der historische Sinn des innerparteilichen Kampfes in Rußland“, aber die Redakteure der „Neuen Zeit“, Kautsky und Wurm, lehnten den Artikel Lenins ab. Darauf antwortete Marchlewski (Karski), der darüber vorher mit Lenin korrespondiert hatte, Trotzki und Martow.

1911 kam Genosse Kamo zu uns nach Paris, der Anfang 1908 in Berlin mit einem mit Dynamit gefüllten Koffer verhaftet worden war. Er hatte über anderthalb Jahre in einem deutschen Gefängnis gesessen, wo er Geisteskrankheit simuliert hatte; im Oktober 1909 wurde er an Rußland ausgeliefert und nach Tiflis transportiert, wo er in der Festung Metecha weitere [239] 16 Monate zubrachte. Dann wurde er als unheilbar geisteskrank in die Michailower psychiatrische Heilanstalt überführt, von wo aus er entfloh. Schließlich kam er auf illegalem Wege, im Kielraum eines Schiffes versteckt, nach Paris, um mit Lenin zu sprechen. Es quälte ihn sehr, daß es zwischen Lenin einerseits und Bogdanow und Krassin andererseits zu einem Bruch gekommen war. Er hing leidenschaftlich an allen dreien, dazu kam noch, daß er sich in den Verhältnissen, wie sie in den Jahren seiner Gefängnishaft sich entwickelt hatten, nur schlecht zurechtfand. Lenin informierte ihn über die Lage.

Kamo bat mich, ihm Mandeln zu kaufen. Er saß in der Küche – unserem Pariser „Empfangszimmer“ –, knabberte Mandeln, wie er es in seiner Heimat zu tun pflegte, und erzählte von seiner Verhaftung in Berlin, von den Jahren seiner simulierten Krankheit, von dem zahmen Sperling, mit dem er sich im Gefängnis abgegeben hatte. Lenin hörte ihm zu und empfand tiefes Mitgefühl für diesen grenzenlos kühnen Menschen mit dem heißen, leidenschaftlichen Herzen, der so kindlich naiv, dabei aber zu jeder großen Tat bereit war und nach seiner Flucht aus dem Gefängnis nicht wußte, was er anfangen sollte. Er entwickelte phantastische Arbeitsprojekte; Lenin widersprach ihm nicht und bemühte sich vorsichtig, Kamo zur Wirklichkeit zurückzuführen, sprach von der Notwendigkeit, den Literaturtransport zu organisieren usw. Schließlich wurde beschlossen, daß Kamo nach Belgien reisen sollte, um sich dort einer Augenoperation zu unterziehen (er schielte, und an diesem Merkmal erkannten ihn die Spitzel sehr leicht); dann sollte er auf dem Seewege nach dem Süden und schließlich nach dem Kaukasus reisen. Lenin betrachtete Kamos Mantel und fragte: „Haben Sie denn keinen warmen Mantel, hier in diesem wird es doch auf Deck zu kalt sein?“ Lenin selbst wanderte, wenn er sich auf einem Dampfer

[114] „Prawda“ (Die Wahrheit) – menschewistisch-liquidatorische Zeitung, fraktionelles Organ Trotzkis, das von 1908 bis 1912 in Wien erschien.

befand, ständig auf Deck auf und ab. Und als es sich herausstellte, daß Kamo keinen anderen Mantel besaß, gab ihm Iljitsch seinen weichen grauen Ulster, den ihm seine [240] Mutter in Stockholm geschenkt hatte und der ihm ganz besonders gefiel. Die Gespräche mit Lenin, seine Freundlichkeit hatten Kamo etwas beruhigt. Später, in der Periode des Bürgerkrieges, fand Kamo sich wieder und vollbrachte Wunder an Tapferkeit. Als dann der Übergang zur Neuen Ökonomischen Politik kam, wurde er wieder aus dem Geleise geworfen, sprach fortwährend von der Notwendigkeit zu lernen, träumte aber gleichzeitig von allen möglichen Taten. Er kam während der letzten Krankheit Lenins ums Leben: Er fuhr in Tiflis auf seinem Rad einen Abhang hinunter, stieß mit einem Automobil zusammen und wurde getötet.

1910 traf Inès Armand aus Brüssel in Paris ein und wurde sofort zu einem aktiven Mitglied unserer Pariser Gruppe. Zusammen mit Semaschko und Britman (Kasakow) wurde sie in das Präsidium der Gruppe gewählt und führte eine umfangreiche Korrespondenz mit den anderen Auslandsgruppen. Sie hatte ihre Kinder bei sich, zwei Töchter und einen kleinen Sohn. Sie war eine leidenschaftliche Bolschewikin, und sehr bald scharten sich unsere Pariser Genossen um sie.

Überhaupt wurde unsere Pariser Gruppe nach und nach stärker. Der ideologische Zusammenschluß wurde immer fester. Viele lebten ein außerordentlich kümmerliches Dasein. Die Arbeiter fanden meist irgendeinen Verdienst, aber den Intellektuellen ging es sehr schlecht. Nicht immer stand es in ihren Kräften, sich als Arbeiter ihren Unterhalt zu verdienen. Von den Mitteln der Emigrationskasse zu leben, auf Kredit an dem Mittagstisch der Emigranten zu essen war völlig unerträglich. Ich entsinne mich noch einiger besonders trauriger Fälle. Ein Genosse wurde Lackierer, aber er erfaßte diese Kunst nicht sofort und mußte oft die Stelle wechseln. Er lebte weit von dem Emigrantenzentrum entfernt in einem Arbeiterviertel. Und eines schönen Tages war er soweit, daß er vor Hunger völlig entkräftet war und nicht mehr aufstehen konnte; er schrieb einen Zettel, daß man ihm etwas Geld bringen, aber nicht zu ihm hinaufkommen, sondern es bei der Concierge lassen sollte ...

[241] Schwer hatte es auch Nikolai Wassiljewitsch Saposhkow (Kusnezow); er hatte mit seiner Frau Arbeit gefunden: Sie bemalten Tongeschirr. Aber sie verdienten dabei so wenig, daß man deutlich beobachten konnte, wie das Gesicht dieses starken und kräftigen Menschen sich durch die Unterernährung mit Runzeln bedeckte. Doch niemals verlor er auch nur ein Wort über seine Lage. Und es gab viele solche Fälle. Am schlimmsten stand es jedoch mit dem Genossen Prigara, einem Teilnehmer am Moskauer Aufstand. Er wohnte irgendwo in einer Arbeitervorstadt, und die Genossen wußten nur wenig über ihn. Eines Tages kommt er zu uns und fängt an, erregt, überstürzt, irgend etwas Zusammenhangloses von Wagen voller Garben, von einem schönen Mädchen, das auf dem Wagen steht, usw. usw. zu erzählen. Zweifellos war er wahnsinnig geworden. Und der erste Gedanke war: er war es vom Hungern geworden. Meine Mutter machte ihm schleunigst etwas zu essen, der ganz blaß gewordene Iljitsch blieb bei ihm sitzen, und ich selbst lief schnell zu einem bekannten Nervenarzt. Der Arzt kam, sprach mit dem Kranken und erklärte dann, daß dies eine schwere Form von Geistesgestörtheit sei, durch dauernde Unterernährung verursacht. Augenblicklich sei noch nichts zu befürchten, wenn aber die Krankheit in Verfolgungswahn überginge, so bestände Selbstmordgefahr, und man müßte ihn beobachten. Wir wußten nicht einmal, wo er wohnte. Britman wollte ihn nach Hause bringen, Prigara lief ihm aber davon. Wir brachten unsere ganze Gruppe auf die Beine, konnten ihn jedoch nirgends finden. Schließlich fand man seine Leiche in der Seine, mit Steinen um den Hals und an den Füßen. Er hatte sich das Leben genommen.

Noch ein paar Jahre in dieser Atmosphäre des Gezänks und des Emigrantenelends konnten alle Kräfte zermürben. Doch diese Jahre der Reaktion wurden von Jahren des Aufschwungs abgelöst.

Anläßlich des Todes von Leo Tolstoi wurden Demonstrationen veranstaltet; es erschien die erste Nummer der Zei-[242]tung „Swesda“[115]. In Moskau begann die bolschewistische

[115] „Swesda“ (Der Stern) – legale bolschewistische Zeitung, die von 1910 bis 1912 in Petersburg erschien.

„Mysl“[116] zu erscheinen. Lenin lebte sofort auf. Sein Artikel „Der Beginn von Demonstrationen“ vom 31. Dezember 1910 strömt unerschöpfliche Energie aus. Er schließt mit dem Aufruf:

„An die Arbeit also, Genossen! Macht euch allüberall daran, Organisationen zu errichten, sozialdemokratische Arbeiterparteizellen zu schaffen und sie zu festigen, die ökonomische und politische Agitation zu entfalten. In der ersten russischen Revolution hat das Proletariat die Volksmassen gelehrt, für die Freiheit zu kämpfen, in der zweiten Revolution muß es sie zum Siege führen!“[117]

[243]

[116] „Mysl“ (Der Gedanke) – legale bolschewistische philosophische und gesellschaftlich-ökonomische Zeitschrift, die von 1910 bis 1911 in Moskau erschien.
[117] W. I. Lenin: Über Leo Tolstoi, Berlin 1953, S. 35. [LW Bd. 16, S. 364]

DIE JAHRE DES NEUEN REVOLUTIQNAREN AUFSCHWUNGS 1911–1914

Paris 1911–1912

Schon das Ende des Jahres 1910 stand unter dem Zeichen eines revolutionären Aufschwungs. Die Jahre 1911 bis 1914 waren Jahre, in denen jeder Monat, bis zum Kriegsbeginn im August 1914, neue Beweise für das Anwachsen der Arbeiterbewegung brachte. Nur ging das Wachstum dieser Bewegung unter anderen Bedingungen vor sich als das Wachstum der Arbeiterbewegung vor dem Jahre 1905. Es vollzog sich auf der Grundlage der Erfahrungen, die die Revolution von 1905 gelehrt hatte. Das Proletariat war nicht mehr das gleiche wie damals. Es hatte viel durchgemacht: die Periode der Streiks, eine Reihe bewaffneter Aufstände, eine riesige Massenbewegung, es hatte Jahre der Niederlagen hinter sich. Darin lag der Kern der Frage. Das trat in allem deutlich zutage, und Lenin, der mit seiner ganzen Leidenschaftlichkeit das lebendige Leben in sich einsog, der es verstand, die Bedeutung eines jeden Satzes, der von einem Arbeiter ausgesprochen wurde, zu entziffern, sein Schwergewicht zu erkennen, empfand und spürte dieses Wachstum des Proletariats mit allen Fasern seines Wesens. Andrerseits aber wußte er, daß nicht nur das Proletariat, sondern auch die ganze Situation eine andere war. Auch die Intellektuellen hatten sich verändert. Im Jahre 1905 hatten breite Schichten von Intellektuellen die Arbeiter auf jede Weise unterstützt. Das hatte sich geändert. Die Art des Kampfes, den das Proletariat führen würde, war schon ganz klar: es würde ein grausamer, rücksichtsloser [244] Kampf werden, das Proletariat würde alles wegräumen, was sich ihm in den Weg stellt. Und es würde sich auch nicht dazu hergeben, für eine jämmerlich beschnittene Verfassung zu kämpfen, wie dies die liberale Bourgeoisie gern wollte; die Arbeiterklasse würde es nicht zugeben, daß diese Verfassung kläglich zugestutzt würde. Die Arbeiterklasse würde führen, nicht sich führen lassen. Aber auch die Verhältnisse, unter denen der Kampf sich entwickeln würde, waren andere geworden. Auch die zaristische Regierung hatte aus der Revolution von 1905 ihre Erfahrungen geschöpft. Sie umgab nun die ganze Arbeiterorganisation mit einem dichten Netz von Spitzeln und Provokateuren. Und das waren nicht mehr die Spitzel von früher, die einfach an den Straßenecken herumstanden und vor denen man sich verstecken konnte. Das waren Spitzel wie Malinowski, Romanow, Brendinski, Tschernomasow, die wichtige Posten innerhalb der Partei bekleideten. Bespitzelungen, Verhaftungen – alles das führte die Regierung jetzt nicht mehr aufs Geratewohl, sondern ganz systematisch und wohlüberlegt aus.

Solche Verhältnisse waren ein besonders günstiger Boden zur Züchtung von Opportunisten reinsten Wassers. Der Kurs der Liquidatoren auf die Liquidierung der Partei, dieser Avantgarde der Arbeiterklasse, wurde von den breiten Massen der Intellektuellen unterstützt. Liquidatoren schossen wie Pilze rechts und links aus dem Boden hervor. Jeder hergelaufene Kadett nahm sich heraus, die illegale Partei zu besudeln. Ein verzweifelter Kampf gegen sie war nicht zu umgehen. Dieser Kampf war ein ungleicher: Die Liquidatoren besaßen ein starkes legales Zentrum in Rußland, besaßen die Möglichkeit, großzügige liquidatorische Arbeit unter den Massen durchzuführen; die Bolschewiki kämpften um jeden Fußbreit unter den schwierigsten Bedingungen der Illegalität.

Das Jahr 1911 begann einerseits mit einer teilweisen Durchbrechung der Zensurschranken, andrerseits mit dem energischen Kampf für die Festigung der illegalen Parteiorganisa-[245]tion. Der Kampf begann innerhalb der Auslandsvereinigung, die von dem Januarplenum 1910 geschaffen worden war, bald jedoch ihren Rahmen überschritt und ihren eigenen Weg ging.

Lenin freute sich außerordentlich über das Erscheinen der „Swesda“ in Petersburg und der „Mysl“ in Moskau. Die illegalen Auslandsblätter gelangten nur schwer und spärlich nach Rußland; in dieser Beziehung lagen die Dinge schlechter als in der Periode vor 1905. Im Ausland und in Rußland wimmelte es von Lockspitzeln, die alles verrieten. Aus diesem Grunde nahm Lenin das Erscheinen von legalen Zeitungen und Zeitschriften, in denen die Bolschewiki schreiben konnten, mit solcher Freude auf.

Zur Redaktion der „Swesda“ gehörten W. Bontsch-Brujewitsch (Bolschewik), N. Jordanski (damals Plechanow-Anhänger) und I. Pokrowski (von der Dumafraktion, sympathisierte mit den Bolschewiki). Die Zeitung betrachtete sich als das Organ der Dumafraktion. Die erste Nummer brachte ein Feuilleton von Plechanow. Mit dieser ersten Nummer war Lenin nicht ganz zufrieden, sie war ihm zu blaß. Um so mehr gefiel ihm die erste Nummer der Moskauer „Mysl“.

„Aber die zweite ist *ganz* unser Blatt und freut mich maßlos“[118], schrieb Lenin über dieses Blatt an Gorki. Er begann eifrig für die „Swesda“ und die „Mysl“ zu schreiben. Es war damals nicht so einfach, legale Blätter herauszugeben. Im Februar wurden in Moskau Skworzow-Stepanow, in Petersburg Bontsch-Brujewitsch und Lidia Michailowna Knipowitsch verhaftet, die mit Poletajew und anderen zusammenarbeitete. Im April wurde die „Mysl“ verboten, und im Juni stellte mit Nr. 25 auch die „Swesda“, als Organ der Dumafraktion, ihr Erscheinen ein, um erst im November (mit Nr. 26 vom 5. November) wieder aufzutauchen. Allerdings war das Blatt von da an ganz bolschewistisch. In Baku begann die bolschewistische „Sowremennaja Shisn“[119] zu erscheinen.

[246] Im Juli begannen die Verhandlungen mit dem Genossen Saweljew über die Herausgabe des legalen Organs „Prosweschtschenije“[120] in Petersburg. Die Gründung der Zeitschrift gelang jedoch erst Ende 1911.

Alle diese Zeitungen verfolgte Wladimir Iljitsch sehr eingehend und schrieb für sie.

Was die Verbindung mit den Arbeitern anbelangt, so wollte man die Lehrmethoden, die man seinerzeit bei den Besuchern der Schule auf Capri angewandt hatte, bei dem Unterricht der Schule in Bologna wiederholen; aber dieser Versuch mißlang.

Schon im November 1910 hatten die Otsowisten in Bologna eine Schule eingerichtet; die Hörer forderten eine Reihe von Genossen, darunter Dan, Plechanow und Lenin, auf, dort Vorlesungen zu halten. Lenin sagte ab und forderte die Schüler auf, nach Paris zu kommen. Jedoch durch die Erfahrungen von Capri gewitzigt, begannen die „Wperjod“-Leute zu manövrieren; sie verlangten eine offizielle Einladung durch das Auslandsbüro des Zentralkomitees – in dem Auslandsbüro des Zentralkomitees waren zu jener Zeit die Menschewiki in der Mehrheit –, und als sie zusammen mit den Hörern, die dem Leninschen Einfluß nicht unterliegen sollten, in Paris eingetroffen waren, verlangten die Bologneser Autonomie. Zu den Vorlesungen kam es schließlich nicht, und das Auslandsbüro beförderte die Bologneser nach Rußland.

Im Frühjahr 1911 gelang es endlich, in Paris eine eigene Parteischule zu gründen. In die Schule wurden auch Arbeiter menschewistischer Richtung und Arbeiter, die Anhänger des otsowistischen „Wperjod“ waren, aufgenommen; beide Richtungen waren jedoch stark in der Minderheit.

Als die ersten kamen die Petersburger an: zwei Metallarbeiter, Belostozki (Wladimir) und Georgi (auf dessen Familiennamen besinne ich mich nicht mehr), ein „Wperjod“-Anhänger, und die Arbeiterin Wem Wassiljewa. Alles waren [247] fähige, fortgeschrittene Genossen. Am ersten Abend, an dem sie bei uns auftauchten, führte sie Lenin in ein Café zum Abendessen, und ich entsinne mich, wie lebhaft er sich den ganzen Abend mit ihnen unterhielt. Er fragte sie über Petersburg aus, über ihre Arbeit und suchte aus ihren Erzählungen Anzeichen über einen Aufschwung der Arbeiterbewegung herauszuhören. Fürs erste brachte Semaschko die Genossen in dem Pariser Vorort Fontenay-aux-Roses, nicht weit von seiner Wohnung entfernt, unter. Dort beschäftigten sie sich, in Erwartung der Ankunft der anderen Schüler, mit dem Studium verschiedener Literatur. Dann trafen zwei Moskauer ein, der eine ein Lederarbeiter, Prisjagin, der andere ein Textilarbeiter, dessen Familienname mir entfallen ist. Die Petersburger schlossen sich schnell an Prisjagin an. Er war kein Durchschnittsarbeiter, war vorher in Rußland Redakteur der

[118] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 14, S. 185. russ. [LW B. 34, S. 436]
[119] Die Zeitschrift „Sowremennaja Shisn“ (Das Leben der Gegenwart) erschien vom März bis April 1911.
[120] Die Zeitschrift „Prosweschtschenije“ (Die Aufklärung) erschien von 1911 bis 1914 und 1917.

illegalen Zeitung der Lederarbeiter „Possadtschik“ gewesen. Er schrieb gut, war aber furchtbar schüchtern: sowie er anfangen wollte zu sprechen, zitterten ihm die Hände vor Aufregung. Belostozki neckte ihn ein wenig, aber auf gutmütige Weise.

Prisjagin wurde im Bürgerkrieg als Vorsitzender des Gouvernementsgewerkschaftsrates in Barnaul von Koltschak erschossen.

Viel weniger gutmütig aber neckte Belostozki den anderen Moskauer, den Textilarbeiter. Das war ein ganz unentwickelter, aber sehr eingebildeter Mensch. Er schrieb Verse und versuchte sich möglichst gewählt auszudrücken. Ich entsinne mich, wie ich eines Tages in die gemeinschaftliche Wohnung der Schüler kam und als ersten den Moskauer sah. Er rief sofort die anderen zusammen: „Mister Krupskaja ist gekommen!“ Für dieses „Mister Krupskaja“ überschüttete Belostozki den jungen Mann mit Hohn und Spott. Ständig kam es zwischen ihnen zu Konflikten. Schließlich forderten die Petersburger, daß er aus der Schule entfernt würde: „Er versteht absolut nichts und faselt weiß Gott was über Prostitution zusammen!“ Wir versuchten die anderen davon zu über-[248]zeugen, daß der Genosse lernen, sich entwickeln würde, aber vergebens, die Petersburger verlangten, daß er zurückgeschickt würde. Wir verschafften ihm vorübergehend Arbeit in Deutschland.

Wir hatten beschlossen, die Schule in Longjumeau einzurichten, einem 15 Kilometer von Paris entfernten Örtchen in einer Gegend, in der es weder Russen noch Sommergäste gab. Longjumeau ist ein langgestrecktes französisches Dorf, das zu beiden Seiten einer Chaussee liegt, auf der sich allnächtlich ununterbrochene Ketten von Fuhrwerken mit Lebensmitteln hinziehen, die für den unersättlichen „Bauch von Paris“ bestimmt sind. Es gibt dort eine kleine Lederfabrik, rund herum liegen Felder und Gärten. Unser Plan war folgender: Die Schüler sollten sich Zimmer mieten, Inès dagegen ein ganzes Haus. In diesem Haus sollte für die Schüler ein Mittagstisch eingerichtet werden. Sinowjews und wir sollten auch nach Longjumeau übersiedeln. So wurde es auch gemacht. Die gesamte Wirtschaft übernahm Katja Masanowa, die Frau eines Arbeiters, der mit Martow zusammen in der Verbannung in Turuchansk gelebt und später illegal im Ural gearbeitet hatte. Katja war eine gute Hausfrau und eine gute Genossin. Alles ging ausgezeichnet. In dem Haus, das Inès gemietet hatte, fanden unsere Gasthörer Unterkunft: Sergo (Ordshonikidse), Semjon (Schwarz), Sachar (Breslaw). Sergo war erst vor kurzem in Paris eingetroffen. Vorher hatte er eine Zeitlang in Persien gelebt, und ich besinne mich auf die umfangreiche Korrespondenz, die mit ihm über die Linie, die Lenin gegenüber den Plechanow-Anhängern, Liquidatoren und „Wperjod“-Leuten verfolgte, geführt wurde. Mit der Gruppe der kaukasischen Bolschewiki standen wir stets in lebhaftem Briefwechsel. Auf unseren Brief über den im Ausland tobenden Kampf erhielten wir lange keine Antwort, bis eines Tages die Concierge kam und sagte: „Unten steht ein Mann, der kein einziges Wort Französisch spricht, wahrscheinlich will er zu Ihnen.“ Ich ging hinunter: Da stand ein Kaukasier und lächelte. Es war Sergo. Von da an war er einer unserer [249] nächsten Genossen. Semjon Schwarz dagegen kannten wir schon lange. Diesen hatte besonders meine Mutter gern, in deren Gegenwart er einmal erzählt hatte, wie er zum erstenmal als neunzehnjähriger junger Mensch in einer Fabrik Flugblätter verteilt und sich dabei betrunken gestellt hatte. Er war ein Nikolajewer Arbeiter. Breslaw kannten wir ebenfalls seit 1905 aus Petersburg, wo er im Moskauer Bezirk gearbeitet hatte.

Im Hause von Inès wohnten also nur unsere Leute. Wir wohnten am anderen Ende des Dorfs und aßen zusammen mit allen anderen bei Inès, wo es sich gut mit den Schülern plaudern ließ, die wir über die verschiedensten Dinge befragten, und wo man regelmäßig die laufenden Ereignisse erörtern konnte.

Wir bewohnten zwei Zimmer in einem zweistöckigen steinernen Haus (Longjumeau hat fast nur Steinhäuser) bei einem Lederarbeiter und hatten Gelegenheit, das Leben eines Arbeiters aus einem kleinen Betrieb zu beobachten. Früh am Morgen ging er zur Arbeit und kam spät abends todmüde nach Hause. Das Haus besaß kein Gärtchen. Mitunter trug man ihm einen kleinen

Tisch und einen Stuhl auf die Straße hinaus, dann saß er lange da, den müden Kopf auf die ermatteten Hände gestützt. Niemals kam irgendeiner seiner Kollegen zu ihm. An den Sonntagen ging er in die Kirche, die gegenüber von unserem Hause stand. Die Musik ergriff ihn. In der Kirche sangen Nonnen mit wunderbaren Stimmen unter anderem Beethoven, und es war kein Wunder, daß sich dieser Lederarbeiter, dessen Leben so schwer und freudlos dahinfloß, von dieser Musik stark ergriffen fühlte. Unwillkürlich drängte sich ein Vergleich mit Prisjagin auf, der von Beruf auch Lederarbeiter, dessen Leben nicht leichter war, der aber ein bewußter Kämpfer und der allgemeine Liebling seiner Arbeitsgenossen war. Die Frau des französischen Arbeiters zog am frühen Morgen ihre Holzpantinen an, nahm einen Besen und ging zum benachbarten Schloß, wo sie als Tagelöhnerin arbeitete. Als Hausfrau blieb ein halb-[250]wüchsiges Mädchen zurück, das den ganzen Tag in der dunklen, feuchten Wohnung mit dem Haushalt und mit den kleinen Geschwistern zu schaffen hatte. Niemals kamen Freundinnen zu ihr. Sie kannte auch nichts weiter als an den Wochentagen die Last der Arbeit und der Hauswirtschaft und an den Sonntagen die Kirche. Keinem einzigen in der Familie des Lederarbeiters kam der Gedanke, daß es gut wäre, Änderungen an der herrschenden Ordnung vorzunehmen. Der liebe Gott hatte ja doch die Reichen und die Armen geschaffen, folglich war es richtig so – folgerte der Lederarbeiter.

Das französische Kindermädchen, das Sinowjews für ihren kleinen dreijährigen Sohn hatten, teilte diese Ansichten, und wenn der Kleine einen Versuch machte, in den Park des Schlosses bei Longjumeau vorzudringen, dann erklärte ihm das Kindermädchen: „Der ist nicht für uns, der ist für die Herrschaften.“ Wir lachten sehr über den Jungen, als er ganz tiefsinnig diesen Ausspruch seiner Wärterin wiederholte.

Bald waren alle Schüler angekommen, auch der Nikolajewer Arbeiter Andrejew, der schon in der Verbannung, ich glaube im Gouvernement Wologda, einen eigenartigen Kursus absolviert hatte. Lenin nannte ihn scherzend seinen besten Schüler. Dogadow aus Baku (Pawel) kam und Sjoma (Sjomkow). Aus Kiew kamen zwei, Andrej Malinowski und Tschugurin, ein Plechanow-Anhänger. Malinowski war, wie sich später herausstellte, ein Provokateur. Er war ein ganz junger Bursche, ohne besondere Beobachtungsgabe, und zeichnete sich durch nichts weiter aus als durch seine wunderbare Stimme. Er erzählte mir, wie er sich vor seiner Pariser Reise den Bespitzelungen entzogen habe. Trotzdem mir seine Erzählungen ziemlich unwahrscheinlich vorkamen, weckten sie doch keinen besonderen Verdacht in mir. Der andere, Tschugurin, war ein Arbeiter aus Sormowo, der lange Jahre im Gefängnis gesessen hatte, ein außerordentlich entwickelter, sehr nervöser Mensch. Er wurde bald Bolschewik. Aus Jekaterinoslaw war auch ein Plechanow-Anhänger eingetroffen, Sawwa (Sewin). Als wir die Zimmer für die Schüler miete-[251]ten, sagten wir, daß sie russische Dorflehrer seien. Sawwa erkrankte während seines Aufenthaltes in Longjumeau am Typhus. Der französische Arzt, der ihn während seiner Krankheit behandelt hatte, sagte später lächelnd: „Was für merkwürdige Lehrer Sie haben!“ Am meisten wunderten sich die Franzosen darüber, daß unsere „Lehrer“ barfuß gingen (es war ein außerordentlich heißer Sommer).

Sewin nahm ein halbes Jahr später an der Prager Parteikonferenz teil; dann kämpfte er ununterbrochen in den Reihen der Bolschewiki, bis er als einer der 16 Kommissare von Baku von den Weißen erschossen wurde.

Aus Iwanowo-Wosnessensk kam Wassili (S. Iskrjanistow) nach Longjumeau. Er lernte sehr gut, aber er benahm sich sehr sonderbar, mied alle, schloß sich in seinem Zimmer ein, und als er nach Rußland zurückkehrte, weigerte er sich entschieden, irgendwelche Aufträge zu übernehmen. Wassili war ein äußerst aktiver Parteiarbeiter, der eine Reihe von Jahren hindurch verantwortliche Posten bekleidet hatte. Er führte ein kümmerliches, schweres Leben. Als „unzuverlässig“ wurde er in keinem Betrieb eingestellt und konnte absolut keinen Verdienst finden. Lange Zeit hindurch lebte er mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern von dem sehr geringen Verdienst seiner Frau, die Weberin war. Wie sich später herausstellte, hatte er diesem Leben

nicht standhalten können und war ein Provokateur geworden. Er ergab sich dem Trunk. In Longjumeau trank er nicht. Als er aus Longjumeau zurückgekehrt war, erfolgte der Zusammenbruch, er machte seinem Leben freiwillig ein Ende. Eines Abends jagte er Frau und Kinder aus dem Haus, heizte den Ofen, schloß das Abzugsrohr, und am Morgen fand man ihn tot auf. Ein paar Groschen – etwa zehn Rubel – hatten ihm die Gendarmen für seine „Arbeit“ gezahlt; etwa ein Jahr hatte er Provokateurdienste geleistet.

Aus Polen war Oleg (Pruchnjak) nach Longjumeau gekommen. Als der Unterricht schon begonnen hatte, traf noch Manzew ein.

[252] Der Unterricht fand ganz regelmäßig statt. Lenin hielt Vorlesungen über politische Ökonomie (30 Lektionen), über die Agrarfrage (10 Lektionen), über Theorie und Praxis des Sozialismus (5 Lektionen). Die Seminararbeit zur politischen Ökonomie leitete Inès. Sinowjew und Kamenew lehrten Parteigeschichte; auch Semaschko hielt ein paar Vorträge. Außerdem hielten noch Vorlesungen Rjasanow über die Geschichte der westeuropäischen Arbeiterbewegung, Charles Rappoport über die französische Bewegung, Steklow und Finn-Jenotajewski über Staatsrecht und Budget, Lunatscharski über Literatur und Stanislaw Wolski über Zeitungstechnik.

Es wurde viel und eifrig gearbeitet. An den Abenden gingen die Schüler spazieren, sangen, lagerten sich um die Heuschober und plauderten über alles mögliche. Mitunter gesellte sich auch Lenin zu ihnen.

Kamenew wohnte nicht in Longjumeau, er kam nur hin, um seine Vorträge zu halten. Er schrieb damals sein Buch „Zwei Parteien“ und sprach sich mit Lenin häufig über diese Arbeit aus. Ich erinnere mich gut daran, wie beide an einem Feldrand außerhalb des Dorfes im Grase lagen und Lenin Kamenew seine Gedanken entwickelte. Er schrieb dann das Vorwort zu diesem Buch.

Ich mußte häufig nach Paris, in die Expedition, wo ich mit verschiedenen Genossen zusammentraf. Das war notwendig, um zu vermeiden, daß jene nach Longjumeau kamen. Die Schüler wollten unverzüglich zur Arbeit nach Rußland zurückkehren, und man mußte Maßnahmen treffen, um ihren Pariser Aufenthalt wenigstens etwas konspirativ zu gestalten. Lenin war mit dem Erfolg der Arbeit in der Schule sehr zufrieden. In unserer freien Zeit machten wir wie gewöhnlich Radtouren; fuhren einen Hügel hinauf und etwa fünfzehn Kilometer weiter, wo ein Flugplatz war. Dieser etwas abgelegene Flugplatz war viel weniger besucht als der in Juvisy. Oft genug waren wir die einzigen Zuschauer, und Lenin konnte die Manöver der Flugzeuge ungestört beobachten.

Mitte August zogen wir wieder nach Paris.

[253] Die im Januar 1910 mit so vieler Mühe zustande gebrachte Vereinigung aller Fraktionen begann schnell zu zerfallen. Je mehr praktische Aufgaben für die Arbeit in Rußland auf der Tagesordnung erschienen, um so klarer wurde es, daß eine Zusammenarbeit unmöglich war. Die Forderungen der praktischen Arbeit rissen die Maske der Parteitreue herunter, hinter der sich einige Menschewiki versteckten. Es trat das wahre Wesen der „Loyalität“ Trotzkis zutage, der unter dem Deckmantel dieser Loyalität versuchte, Liquidatoren und „Wperjod“-Leute zu vereinigen. Als die Notwendigkeit fühlbar wurde, sich für die Arbeit in Rußland besser zu organisieren, da kam auch das Unnatürliche dieser Vereinigung an den Tag. Schon Ende Dezember 1910 reichten Lenin, Sinowjew und Kamenew dem Auslandsbüro des Zentralkomitees eine Erklärung ein, daß es notwendig sei, das Plenum des Zentralkomitees im Ausland einzuberufen. Erst nach einem Monat erhielten sie auf ihre Erklärung die Antwort: Das menschewistische Auslandsbüro des Zentralkomitees wies diesen Vorschlag zurück. Die Verhandlungen über das Thema zogen sich bis Ende Mai 1911 hin. Es war klar, daß mit dem Auslandsbüro des Zentralkomitees nichts anzufangen war. Der Vertreter der Bolschewiki, Genosse Semaschko, trat aus dem Auslandsbüro aus, und die Bolschewiki organisierten die Einberufung einer Konferenz der Mitglieder des Zentralkomitees, die sich damals im Ausland befanden. Solche Mitglieder gab

es im Juli 1911 neun. Der Bundist Jonow war krank, die übrigen versammelten sich am 10. Juni, aber der Menschewik Gorew und der Bundist Liber verließen die Konferenz. Die anderen berieten über die wesentlichsten Fragen, erörterten die Frage der Einberufung der Parteikonferenz und beschlossen, in Rußland eine Russische Organisationskommission (ROK) zur Einberufung der Parteikonferenz zu schaffen. Im August fuhren verschiedene Genossen nach Rußland: Breslaw (Sachar) nach Petersburg und Moskau, Semjon Schwarz nach dem Ural und Jekaterinoslaw, Sergo nach dem Süden. Auch Rykow begab sich nach Ruß-[254]land, wurde jedoch unmittelbar nach seiner Ankunft auf der Straße verhaftet. In den Zeitungen wurde mitgeteilt, daß man bei Rykow zahlreiche Adressen vorgefunden habe. Das stimmte nicht. Allerdings waren zusammen mit Rykow eine Reihe von Bolschewiki verhaftet worden; später jedoch stellte sich heraus, daß damals in Leipzig, wo Pjatnizki für den Literaturtransport arbeitete und wohin auch Rykow vor seiner Abreise nach Rußland gefahren war, Brendinski lebte, einer unserer Transportarbeiter, der sich später als Provokateur entpuppte. Er hatte die Adressen für Rykow chiffriert. Und so ist es zu erklären, daß – obwohl man bei Rykows Verhaftung nichts vorfand – alle Adressen verraten waren.

Es wurde eine Konferenz nach Baku einberufen. Es war ein Zufall, daß nicht die ganze Konferenz aufflog, denn ein Mitglied der Konferenz, der hervorragende Bakuer Parteifunktionär Stepan Schaumian, und noch eine Reihe anderer Bakuer Parteifunktionäre wurden verhaftet. Die Konferenz wurde nach Tiflis verlegt, wo sie dann auch stattfand. Anwesend waren die Vertreter von fünf Organisationen: Schwarz, Sergo und andere Bolschewiki waren dort. Außerdem waren Plechanow-Anhänger auf der Konferenz. Auch Tschernomasow war anwesend, der – wie wir später erfuhren – ebenfalls ein Lockspitzel war. Die Russische Organisationskommission erfüllte jedoch ihre Aufgabe: Für den Januar 1912 wurde die Parteikonferenz einberufen.

Die Pariser bolschewistische Gruppe stellte 1911 eine ziemlich starke Organisation dar. Ihr gehörten die Genossen Semaschko, Wladimirski, Antonow (Britman), Kusnezow (Saposhkow), die Belenkis (Abram, später auch sein Bruder Grischa), Inès Armand, Stal, Natascha Gopner, Kotljarenko, Tschernow (auf seinen wahren Namen besinne ich mich nicht mehr), Lenin, Sinowjew, Kamenew, Lilina, Taratuta, Mark (Ljubimow), Ljowa (Wladimirow) und andere an. Insgesamt hatten wir über 40 Mitglieder. Im großen und ganzen unterhielt die Gruppe mit Rußland enge Verbindung und besaß gute revolutionäre Erfahrungen. Im Kampf gegen die Liqui-[255]datoren, gegen die Trotzkisten usw. hatte sich die Gruppe gestählt. Sie hat die russische Arbeit nicht wenig unterstützt, hat unter den Franzosen gearbeitet sowie unter den zahlreichen Arbeitern, die in der Emigration lebten. Solcher Arbeiter gab es in Paris ziemlich viele. Eine Zeitlang versuchte ich mit der Genossin Stal, bei den Arbeiterinnen unter den Emigranten – Modistinnen, Näherinnen usw. – zu arbeiten. Eine Anzahl Versammlungen wurden abgehalten, die Arbeit litt jedoch darunter, daß sie gering eingeschätzt wurde. Auf einer jeden Versammlung wurde gequengelt: „Warum muß denn unbedingt eine besondere Frauenversammlung einberufen werden?“ Und so schlief die Sache schließlich wieder ein, wenngleich sie immerhin einen gewissen Nutzen gebracht hat. Lenin hielt diese Arbeit für notwendig.

Ende September fuhr Lenin nach Zürich zur Sitzung des Internationalen Büros. Es fanden Erörterungen statt über den Brief Molkenbuhrs an den Vorstand der deutschen Sozialdemokratie, daß es im Zusammenhang mit den Wahlen sich nicht empfehle, anläßlich der Marokkoaffäre die Kritik an der Kolonialpolitik in den Vordergrund zu schieben. Rosa Luxemburg hatte diesen Brief veröffentlicht. Bebel war darüber empört. Lenin verteidigte Rosa. Die opportunistische Politik der deutschen Sozialdemokratie trat auf dieser Sitzung schon deutlich zutage.

Während dieser Reise hielt Lenin in der Schweiz eine Reihe von Vorträgen.

Im Oktober schieden die beiden Lafargues freiwillig aus dem Leben. Ihr Tod machte auf Lenin einen tiefen Eindruck. Wir erinnerten uns an unseren Besuch bei ihnen. Iljitsch sagte: „Wenn man nicht mehr imstande ist, für die Partei zu arbeiten, muß man der Wahrheit ins Auge sehen und so sterben können wie die Lafargues.“ Und an den Gräbern der Lafargues wollte er sagen,

daß ihre Arbeit nicht umsonst gewesen sei, daß das Werk, das sie begonnen hatten, das Werk von Karl Marx, mit dem Paul und Laura Lafargue so eng verbunden gewesen waren, immer größer wird, immer mehr [256] wächst und schon hinübergreift bis in das ferne Asien. In China hatte damals gerade eine revolutionäre Massenbewegung eingesetzt. Lenin verfaßte eine Rede, Inès übersetzte sie. Und es ist mir deutlich in Erinnerung, wie Lenin voller Erregung im Namen der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands bei dem Begräbnis sprach.

Vor Beginn des neuen Jahres veranstalteten die Bolschewiki eine Konferenz der bolschewistischen Auslandsgruppen. Die Stimmung war gut, wenn auch die Emigration die Nerven aller zerrüttet hatte.

Der Beginn des Jahres 1912

Eifrig gingen die Konferenzvorbereitungen vonstatten. Lenin korrespondierte mit dem Vertreter der tschechischen Sozialdemokratie im Internationalen Sozialistischen Büro, Nèmec, über die Abhaltung der Konferenz in Prag. Prag hatte den Vorteil, daß es dort keine russische Kolonie gab, außerdem kannte Lenin Prag noch aus der Zeit seiner ersten Emigration, als er dort eine Weile bei Modráček gewohnt hatte.

Von den mit der Prager Konferenz verbundenen Erinnerungen sind mir besonders zwei Momente im Gedächtnis geblieben (auf der Konferenz selbst war ich nicht anwesend): Erstens der Streit zwischen Sawwa (Sewin), dem Delegierten von Jekaterinoslaw, einem ehemaligen Schüler der Schule von Longjumeau, dem Delegierten von Kiew, Dawid (Schwarzman), und – wenn ich nicht irre – Sergo. Ich sehe noch immer das aufgeregte Gesicht Sawwas vor mir. Ich besinne mich nicht mehr auf den genauen Inhalt des Gesprächs, aber Sawwa war Plechanow-Anhänger. Plechanow selbst war zur Konferenz nicht erschienen. „Die Zusammensetzung Ihrer Konferenz“, hatte er als Antwort auf die Einladung geschrieben, „ist so einseitig, daß es für mich besser, das heißt im Interesse der Parteieinheit zweckmäßiger ist, wenn ich nicht daran teilnehme.“ Er hatte Sawwa aber entsprechend instruiert, [257] und dieser brachte auf der Konferenz einen Protest nach dem andern im Sinne Plechanows vor. Wie bekannt, wurde Sawwa später Bolschewik. Ein anderer Plechanow-Anhänger, Dawid, ging mit den Bolschewiki. Das Gespräch, um das es sich hier handelt, drehte sich damals darum, ob Sawwa zur Konferenz fahren sollte oder nicht. In Longjumeau war Sawwa stets vergnügt und sehr ausgeglichen gewesen, und aus diesem Grunde war ich über seine Erregung sehr erstaunt.

Eine andere Erinnerung: Lenin war schon nach Prag abgereist. Da traf in Paris Filipp (Goloschtschokin) zusammen mit Brendinski ein, um ebenfalls zur Parteikonferenz zu fahren. Brendinski kannte ich nur dem Namen nach, er befaßte sich mit dem Transport. Er lebte in Dwinsk. Seine Hauptfunktion war, die bei ihm eintreffende Literatur an die Organisationen, hauptsächlich nach Moskau, weiterzuleiten. In Dwinsk lebten auch Filipps Vater und Schwester. Vor seiner Auslandsreise besuchte Filipp seinen Vater. Brendinski wohnte bei der Schwester Filipps. Der Vater warnte Filipp: „Traue diesem Menschen nicht, er benimmt sich sonderbar, lebt über seine Verhältnisse, aast geradezu mit dem Geld.“ Zwei Wochen vor der Konferenz ist Brendinski verhaftet und schon nach wenigen Tagen wieder entlassen worden. Während er saß, kamen verschiedene Genossen in seine Wohnung, die alle verhaftet wurden. Wer jedoch verhaftet worden war, konnte nicht festgestellt werden. Auch beim gemeinsamen Grenzübertritt gab es etwas, was Mißtrauen erweckte. Filipp kam mit Brendinski in unsere Wohnung, und ich war sehr erfreut über ihre Ankunft. Filipp ließ mich durch seinen Händedruck und vielsagenden Blick verstehen, daß er mir über Brendinski etwas zu sagen hätte. Später, im Korridor, teilte er mir seine Bedenken mit. Wir kamen überein, daß er mich jetzt mit Brendinski allein lassen sollte, damit ich Gelegenheit hätte, mit ihm zu sprechen, den Boden zu sondieren, man könnte dann späterhin beschließen, was zu tun sei.

Das Gespräch zwischen mir und Brendinski war sehr son-[258]derbar. Wir hatten von Pjatnizki die Mitteilung erhalten, daß die Literatur glücklich abgegangen und nach Moskau weitergeschickt

worden sei; die Moskauer dagegen beklagten sich bei uns, daß sie überhaupt nichts bekämen. Ich fragte Brendinski, an welche Adresse er die Literatur weiterleite, wem er sie übergebe. Darauf wurde er sehr verwirrt, erklärte, daß er sie nicht der Organisation übergebe, das sei jetzt gefährlich, sondern ihm bekannten Arbeitern. Ich fragte nach deren Namen. Er nannte einige Namen – wie man deutlich merkte, aufs Geratewohl. Auf die Adressen könne er sich nicht besinnen. Es war klar, daß der Mensch log. Dann fragte ich ihn nach seinen Reisen, fragte etwas von irgendeiner Stadt, ich glaube, es war Jaroslawl; er sagte, dorthin könne er nicht fahren, weil er dort einmal verhaftet worden sei. Ich fragte: „In welcher Sache?“ Und er antwortete: „Wegen einer Kriminalsache.“ Da wurde ich direkt stutzig. Je mehr ich ihn fragte, um so verwirrter wurden seine Antworten. Ich erzählte ihm schnell irgend etwas, daß die Konferenz in der Bretagne stattfinden würde, daß Lenin und Sinowjew schon dorthin abgereist seien. Dann verabredete ich mit Filipp, daß er nachts zusammen mit Grigori nach Prag abreisen und Brendinski einen Zettel hinterlassen sollte mit der Mitteilung, daß er nach der Bretagne abgereist sei. So geschah es auch. Ich selbst aber ging zu Burzew, der sich damals auf die Entlarvung von Provokateuren spezialisiert hatte, und sagte ihm: „Brendinski ist bestimmt ein Provokateur.“ Burzew hörte mich an und antwortete : „Schicken Sie ihn zu mir.“ Den Provokateur zu Burzew zu schicken hatte keinen Zweck. Es kam ein Telegramm von Pjatnizki, bei dem auch Zweifel aufgetaucht waren, daß man Brendinski nicht zur Konferenz schicken sollte; diesem Telegramm folgte ein ausführlicher Brief. Jedenfalls gelang es Brendinski nicht, an der Konferenz teilzunehmen. Er kehrte nicht mehr nach Rußland zurück, die zaristische Regierung kaufte ihm in der Nähe von Paris eine Villa für 40.000 Francs.

Ich war sehr stolz darauf, daß ich die Konferenz vor einem [259] Provokateur bewahrt hatte. Leider wußte ich nicht, daß auf der Prager Konferenz ohnehin schon zwei Provokateure anwesend waren: Roman Malinowski und Romanow (Alja Alexinski), ein ehemaliger Hörer der Schule von Capri.

Die Prager Konferenz war die erste Parteikonferenz nach 1908, die mit Parteiarbeitern aus Rußland abgehalten werden konnte. Auf dieser Konferenz wurden in sachlicher Weise die mit der russischen Arbeit zusammenhängenden Fragen erörtert und eine bestimmte Linie für diese Arbeit festgesetzt. Es wurden Resolutionen angenommen über die gegenwärtige Lage und über die Aufgaben der Partei, über die Wahlen in die IV. Reichsduma und über die sozialdemokratische Dumafraktion; ferner über den Charakter und die Organisationsformen der Parteiarbeit, über die Aufgaben der Sozialdemokratie im Kampf gegen die Hungersnot, über die Stellungnahme zu dem Gesetzentwurf der Duma über die staatliche Arbeiterversicherung und schließlich über die Petitionskampagne.

Eine klare Parteilinie in den Fragen der Arbeit in Rußland, die wirkliche Leitung der *praktischen* Arbeit – das ist es, was die Prager Konferenz herbeiführte.

Darin lag ihre außerordentliche Bedeutung. Auf der Konferenz wurde das Zentralkomitee gewählt: Lenin, Sinowjew, Ordshonikidse (Sergo), Schwarzman (Dawid), Goloschtschokin (Filipp), Spandarian[121], Malinowski. Für den Fall von [260] Verhaftungen wurden Kandidaten

[121] Suren Spandarian war Delegierter von Baku. Als Iljitsch sich nach der Konferenz in Berlin aufhielt, war Suren auch dort, er machte Lenin mit einer alten Freundin seiner Familie bekannt: Woski-Joanissian, die der Partei viele Dienste erwies. Es wurde vereinbart, durch sie den Briefwechsel mit Rußland zu führen. Suren konnte sich nicht lange halten, schon Ende April bekamen wir die Mitteilung von seiner Verhaftung. In Paris lebte Surens Vater. Iljitsch und ich besuchten ihn, um Einzelheiten von der Verhaftung seines Sohnes zu erfahren.
Der Vater war ein kranker, alter Mann, der völlig vereinsamt und verlassen lebte und gänzlich mittellos war – er hatte nicht einmal so viel, um seine Miete zu bezahlen; sein Gedächtnis war schwach geworden, und es kam vor, daß er Briefe schrieb und sie ohne Adresse wegschickte. Lenin hatte großes Mitgefühl mit diesem Greis. Auch die [260] Nachrichten aus Baku waren unfreundlicher Art: Suren hatte in der Haft unter sehr schlechten Verhältnissen zu leiden, es war niemand da, der sich seiner annahm. Als wir nach Hause kamen, schrieb Lenin sofort einen Brief an Woski, in dem er sie bat, sich um die beiden Spandarians zu kümmern; er schrieb über den Vater: „Seine Lage ist eine höchst traurige, eine geradezu verzweifelte. Wir haben ihm durch ein kleines Darlehen geholfen. Aber ich

aufgestellt. Bald nach der Konferenz wurden Stalin und Belostozki (ehemaliger Hörer der Schule in Longjumeau) kooptiert, und im Zentralkomitee wurde jene Einigkeit hergestellt, ohne die die Arbeit in einer so schweren Zeit unmöglich war. Die Konferenz bedeutete zweifellos einen großen Fortschritt: Sie machte dem Zerfall der Arbeit in Rußland ein Ende. Allerdings mußten die böswilligen Quertreibereien der Liquidatoren, Trotzkis, die Diplomatie Plechanows, der Mitglieder des „Bund“ und anderer eine scharfe Zurückweisung erfahren, mußten entlarvt werden; jedoch standen alle diese Fragen nicht mehr im Mittelpunkt, das Hauptaugenmerk mußte jetzt der Arbeit in Rußland gewidmet werden. Es war nur halb so schlimm, daß Malinowski dem Zentralkomitee angehörte und auch, daß die Polizei über alle Einzelheiten der Beratung, die nach der Konferenz mit den Vertretern der III. Duma – Poletajew und Schurkanow – in Leipzig abgehalten wurde, informiert war, weil auch Schurkanow ein Lockspitzel war. Denn wenn auch das Spitzelwesen Parteiarbeiter zu Fall brachte und die Organisation schwächte, so war doch die Polizei außerstande, dem Aufschwung der Arbeiterbewegung Einhalt zu gebieten, und die richtige Linie, die man eingeschlagen hatte, führte die Bewegung auf das richtige Gleis und weckte immer neue und neue Kräfte.

[261] Von Leipzig, wohin sich Lenin wegen der Zusammenkunft mit Poletajew und Schurkanow begeben hatte, fuhr er nach Berlin, um dort mit den „Treuhändern“ über die Rückgabe des Geldes zu verhandeln, das jetzt ganz besonders dringend zur Arbeit benötigt wurde. In jener Zeit kam Schotman zu uns nach Paris. Er hatte in der letzten Zeit in Finnland gearbeitet. Die Prager Konferenz hatte eine Resolution angenommen, die die finnische Politik der zaristischen Regierung und der III. Duma scharf verurteilte und die Gemeinsamkeit der Aufgaben der Arbeiter Finnlands und Rußlands im Kampf gegen den Zarismus und die konterrevolutionäre russische Bourgeoisie hervorhob. In Finnland war zu jener Zeit unsere Organisation illegal. Unter den Seeleuten der Baltischen Flotte wurde lebhaft gearbeitet, und Schotman war gekommen, um zu melden, daß in Finnland alles zum Aufstand bereit, daß insbesondere die in der Armee arbeitende illegale Organisation kampfbereit sei (man beabsichtigte, die Festungen von Sveaborg und Kronstadt in Besitz zu nehmen). Lenin war noch nicht zurückgekehrt. Als er dann ankam, fragte er Schotman voller Interesse über die Organisation aus, die schon an und für sich eine interessante Tatsache war (in der Organisation arbeiteten Rachja, S. W. Worobjow und Kokko); aber er wies darauf hin, daß derartige Aktionen im Augenblick nicht zweckentsprechend seien. Es war zweifelhaft, ob der Aufstand in diesem Moment von den Petersburger Arbeitern unterstützt werden würde. Es kam auch nicht zum Aufstand, denn die Organisation wurde bald darauf verraten, Verhaftungen wurden vorgenommen, und 52 Personen wurden wegen Vorbereitung zum Aufstand vor Gericht gestellt. Vom Aufstand war man natürlich noch weit entfernt, jedoch die Ereignisse an der Lena, Mitte April, die Proteststreiks, die sie überall hervorriefen, bewiesen deutlich, wie stark das Proletariat gewachsen war, bewiesen, daß es nicht vergessen hafte; daß sich die Bewegung auf eine immer höhere Stufe erhob; daß ganz andere Bedingungen für die Arbeit im Entstehen waren.

[262] Lenin wurde ein anderer; er war auf einmal viel weniger nervös, war konzentrierter, dachte mehr über die Aufgaben nach, vor denen die russische Arbeiterbewegung stand. Diese Stimmung Lenins kommt wohl am besten in seinem Artikel über Alexander Herzen zum Ausdruck, den er Anfang Mai schrieb. In diesem Artikel ist sehr viel von Lenins Wesen enthalten, von jenem leidenschaftlichen Pathos, das die Menschen so hinriß, so ergriff.

„Indem wir Herzen feiern, sehen wir deutlich drei Generationen, drei Klassen, die in der russischen Revolution wirksam waren. Zunächst – die Adligen und Gutsbesitzer, die Dekabristen

---

habe mich trotzdem entschlossen, Ihnen zu schreiben. Wahrscheinlich kennen Sie Bekannte und Freunde der Spandarians in Baku und in Paris. Kennen Sie jemand in Baku, dem man über Suren schreiben und ihn bitten könnte, sich um ihn zu kümmern? Und ferner, falls Sie gemeinsame Bekannte haben, wäre es äußerst wichtig, sich um den Vater zu kümmern ... Ich hoffe, daß Sie für die beiden Spandarians alles, was nur möglich ist, tun werden, und bitte Sie, mir ein paar Worte darüber zu schreiben.“ *N. K.*

und Herzen. Eng ist der Kreis dieser Revolutionäre. Furchtbar fern stehen sie dem Volk. Aber ihre Sache ist nicht verlorengegangen. Die Dekabristen rüttelten Herzen auf. Herzen entfaltete die revolutionäre Agitation.

Diese Agitation wurde aufgegriffen von den Revolutionären aus dem Mittelstand, beginnend mit Tschernyschewski und endend mit den Helden aus dem Geheimbund ‚Narodnaja Wolja', die sie erweiterten, festigten und stählten. Weiter wurde der Kreis der Kämpfer, enger ihre Verbindung mit dem Volk. ‚Die jungen Steuerleute im künftigen Sturm' hat Herzen sie genannt. Aber das war noch nicht der eigentliche Sturm.

Der Sturm, das ist die Bewegung der Massen selbst. Das Proletariat, die einzige bis ans Ende revolutionäre Klasse, hat sich erhoben, ist an ihre Spitze getreten und hat zum erstenmal die Millionen der Bauern zum offenen, revolutionären Kampf hochgerissen. Der erste Stoß des Sturmes erfolgte im Jahre 1905. Der nächste beginnt vor unsern Augen zu wachsen."[122]

Noch wenige Monate zuvor hatte Lenin mit Wehmut zu seiner Schwester Anna, die nach Paris gekommen war, gesagt: „Wer weiß, ob wir den nächsten Aufschwung noch erleben werden." Jetzt fühlte er diesen herannahenden Sturm –die Bewegung der Massen – mit allen Fasern.

[263] Als die erste Nummer der „Prawda" erschienen war, bereiteten wir uns auf unseren Umzug nach Krakau vor. Krakau war in vieler Beziehung bequemer als Paris. Zunächst war es in bezug auf die Polizeiverhältnisse günstiger. Die französische Polizei unterstützte die russische in jeder Weise. Die polnische Polizei dagegen stand der russischen Polizei, wie überhaupt der ganzen russischen Regierung, feindselig gegenüber. In Krakau würden die Briefe nicht geöffnet, die Ankommenden nicht bespitzelt werden, in dieser Hinsicht konnte man ruhig sein. Außerdem lag auch die russische Grenze nahe. Die Genossen konnten häufig kommen, Briefe und Pakete konnten ohne irgendwelche Verzögerung nach Rußland gehen. Wir beschleunigten unsere Vorbereitungen. Lenin war vergnügt und zeigte sich den zurückbleibenden Genossen gegenüber besonders aufmerksam. In unserer Wohnung ging es wie in einem Taubenschlag zu.

In diesen Tagen besuchte uns Kurnatowski. Wir kannten ihn von unserer Verbannung in Schuschenskoje her. Es war die dritte Verbannung, die er durchmachte. Er hatte die Züricher Universität absolviert, war Chemiker und arbeitete damals in einer Zuckerfabrik in der Nähe von Minussinsk. Nach Rußland zurückgekehrt, wurde er in Tiflis bald wieder verhaftet, saß zwei Jahre lang in der Festung Metecha und wurde dann nach Jakutien verschickt; auf dem Wege dorthin geriet er in die sogenannte „Romanow-Affäre"[123] und wurde 1904 zu [264] zwölf Jahren Zwangsarbeit verurteilt. 1905 wurde er amnestiert, gründete die Tschitaer Republik[124], wurde schließlich von Meller-Sakomelski[125] ergriffen und Rennenkampf übergeben. Er wurde zum Tode verurteilt, vorher aber gezwungen, andere Erschießungen mit anzusehen. Später wurde die Todesstrafe in lebenslängliche Verbannung verwandelt. 1906 gelang es Kurnatowski, aus Nertschinsk nach Japan zu fliehen. Von dort aus wandte er sich nach Australien,

---

[122] W. I. Lenin: Dem Gedächtnis Herzens. In: Ausgewählte Werke, Bd. 1, S. 583. [LW Bd. 18, S. 15–16]

[123] „Romanow-Affäre" wurde der bewaffnete Überfall auf die Verbannten des Jakutsker Gebietes im Jahre 1904 genannt, der auf Anordnung der Behörden unternommen wurde, weil die Verbannten gegen die unerhörte Unterdrückung und Willkür der Administration gegenüber den politischen Gefangenen protestierten. Die Protestierenden schlossen sich am 18. Februar in dem Haus des Jakuten Romanow ein (daher der Name „Romanow-Affäre"). Während der Schießerei, die von beiden Seiten geführt wurde, wurde einer der Verbannten, der Genosse Matlachow, getötet, und drei wurden verwundet. Von den Soldaten wurden zwei getötet. Am 7. März mußten sich die „Romanower" ergeben. Die Teilnehmer an dem Protest kamen vor das Jakutsker Gericht; jeder der 55 Angeklagten wurde zu 12 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. *N. K.*

[124] Tschitaer oder Transbaikalische Republik – die Periode der faktischen Machtergreifung in Tschita Ende 1905 durch die Arbeiter der Eisenbahnwerkstätten, denen sich die aus der Mandshurei nach Beendigung des Russisch-Japanischen Kriegs zurückkehrenden Soldaten anschlossen. Am 21. Januar traf in Tschita die Strafexpedition des Generals Rennenkampf ein und ertränkte die Bewegung in Blut. *N. K.*

[125] Der General Meller-Sakomelski wurde berühmt durch seine Strafexpeditionen im Baltikum und in Sibirien in den Jahren 1905 und 1906. *N. K.*

wo er in große Not geriet. Er arbeitete eine Zeitlang als Holzfäller; bei dieser Arbeit zog er sich eine ernsthafte Erkältung zu. Die Folge davon war eine gefährliche Ohrenentzündung, die seine Kräfte völlig lahmlegte. Mit Mühe und Not gelang es ihm, nach Paris zu kommen.

Sein außerordentlich schweres Schicksal hatte ihn schließlich völlig zermürbt. Im Herbst 1910, nach seiner Ankunft in Paris, besuchte ich ihn mit Lenin im Krankenhaus; er hatte wahnsinnige Kopfschmerzen und litt schreckliche Qualen. Auch Jekaterina Iwanowna Okulowa war bei ihm mit ihrer kleinen Tochter Irina, die Kurnatowski, der fast völlig taub war, mit ihrer ungeschickten Kinderschrift irgend etwas aufschrieb. Dann erholte sich Kurnatowski allmählich. Er kam später mit Versöhnlern zusammen, und einmal war in seinen Äußerungen auch ein versöhnlerischer Unterton zu verspüren. Dadurch kam unser Verkehr eine Weile ins Stocken:

Wir waren alle nervös. Im Herbst 1911 besuchte ich ihn einmal gelegentlich – er hatte ein kleines Zimmer am Boulevard Montparnasse –, brachte ihm unsere Zeitungen, erzählte ihm von der Schule in Longjumeau und sprach mich mit ihm aus. [265] Er war bereits ganz und gar mit der Linie des Zentralkomitees einverstanden. Lenin war darüber sehr erfreut und besuchte Kurnatowski nunmehr häufig. Kurnatowski sah zu, wie wir unsere Sachen packten, wie meine Mutter irgend etwas vergnügt verstaute, und sagte: „Es gibt doch wirklich Menschen, die Energie haben.“ Im Herbst 1912, als wir schon in Krakau waren, starb Kurnatowski.

Unsere Wohnung mitsamt den Möbeln übernahm irgendein Pole, ein Kapellmeister aus Krakau, der Lenin aufs angelegentlichste über Haushaltdinge ausfragte: „Was kosten Gänse? Was kostet Kalbfleisch?“ Lenin hatte keine Ahnung, was er antworten sollte: „Gänse?? ... Kalbfleisch?? ... Iljitsch verstand nur sehr wenig von Wirtschaftsdingen, aber auch ich wußte nichts über Gänse- und Kalbfleischpreise, denn wir hatten in Paris weder das eine noch das andere gegessen, und für die Preise von Pferdefleisch und Salat zeigte der Pole kein Interesse.

Unsere Pariser Genossen zog es in jener Zeit stark nach Rußland. Inès, Safarow und andere wollten heimreisen. Wir selbst gedachten fürs erste einmal etwas näher an die russische Grenze zu ziehen.

Krakau 1912–1914

Die Krakauer Emigrationsperiode hatte mit der Pariser oder Schweizer keine Ähnlichkeit. Es war eigentlich nur eine halbe Emigration. In Krakau lebten wir fast ausschließlich den Interessen der Arbeit in Rußland. Eine enge Verbindung mit Rußland war sehr bald hergestellt. Die Zeitungen aus Petersburg trafen am dritten Tage ein. Die „Prawda“ begann damals dort zu erscheinen. „In Rußland aber haben wir einen *revolutionären* Aufschwung, nicht irgendeinen anderen, sondern eben einen revolutionären. Und es ist uns doch gelungen, eine Tageszeitung, die ‚Prawda‘, herauszubringen – unter anderem gerade dank jener Konferenz (im [266] Januar), über die die Dummköpfe kläffen.“[126] Wir standen mit der „Prawda“ in enger Verbindung. Fast täglich schrieb Lenin Artikel für sie, korrespondierte mit ihr, verfolgte ihre Arbeit, warb für sie Mitarbeiter. Er bemühte sich darum, daß Gorki an dem Blatte mitarbeiten sollte. Ebenso regelmäßig erschienen in der „Prawda“ Artikel von Sinowjew und der Genossin Lilina, die interessantes ausländisches Material für die Zeitung zusammenstellte. Weder von Paris noch von der Schweiz aus wäre eine so enge planmäßige Mitarbeit möglich gewesen. Auch der Briefwechsel mit Rußland kam schnell in Gang. Die Krakauer Genossen zeigten uns, wie die Sache auf möglichst konspirative Weise einzurichten war. Es war sehr wesentlich, daß die Briefe keine Auslandsstempel trugen, da sie dann weniger die Aufmerksamkeit der russischen Polizei auf sich lenkten. Aus diesem Grunde gaben wir unsere Briefe Bäuerinnen, die aus Rußland zum Markt herüberkamen, mit, und diese steckten sie gegen ein geringes Entgeld jenseits der Grenze in den Briefkasten.

[126] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 35, S. 26, russ. [LW Bd. 35, S. 29]

In Krakau lebten etwa 4.000 polnische Emigranten.

Als wir dort ankamen, wurden wir von dem Genossen Bagocki, einem polnischen Emigranten und ehemaligen politischen Gefangenen, empfangen, der uns sogleich unter seine Obhut nahm und uns in allen allgemeinen Lebensfragen sowie in konspirativen Angelegenheiten unterstützte. Er lehrte uns, wie man sich der sogenannten Polupaski bedienen konnte (so hießen die Passierscheine, mit denen die Bewohner der Grenzzone von der russischen wie auch von der österreichisch-galizischen Seite her die Grenze überschreiten konnten). Diese „Polupaski“ kosteten fast nichts und – was die Hauptsache war – sie erleichterten unseren illegalen Genossen den Grenzübertritt ganz außerordentlich. Mit Hilfe dieser Passierscheine brachten wir zahlreiche Genossen über die Grenze, unter anderem auch Warwara Nikolajewna Jakowlewa. Sie war kurz zuvor aus der Verbannung, wo sie an Tuberkulose erkrankt war, nach dem Ausland geflüchtet, um [267] ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen und ihren Bruder wiederzusehen, der in Deutschland lebte. Auf dem Rückweg kam sie nach Krakau, um mit uns über die Korrespondenz und die Arbeit zu sprechen. Ihre Rückreise nach Rußland ging glücklich vonstatten. Erst vor kurzem habe ich erfahren, daß bei der Überschreitung der Grenze die Gendarmen auf ihren großen Koffer aufmerksam wurden und feststellen lassen wollten, ob sie auch wirklich dahin fahre, wohin das Billet gelöst war. Der Zugkontrolleur jedoch warnte sie, und für eine gewisse Summe war er bereit, ihr ein Billet nach Warschau zu lösen, mit dem sie dann auch die Reise glücklich fortsetzte. Mit einem solchen Passierschein beförderten wir einmal auch Stalin. Wenn die Inhaber dieser Passierscheine an der Grenze aufgerufen wurden, mußten sie auf polnisch „jestem“ („hier“) antworten. Ich werde nie vergessen, wie ich mir Mühe gab, diese Weisheit den Genossen beizubringen. Es gelang sehr schnell, den illegalen Grenzverkehr zu organisieren. Auf der russischen Seite hatte der Genosse Krylenko, der damals nicht weit von der Grenze, in Lublin, wohnte, die Organisierung der Grenzüberschreitung in der Hand. Auf die gleiche Weise konnte auch die illegale Literatur über die Grenze geschafft werden. Die Polizei in Krakau bespitzelte uns nicht, sie las unsere Briefe nicht und unterhielt mit der russischen Polizei überhaupt keine Verbindung. Wir hatten einmal Gelegenheit, uns davon zu überzeugen. Es kam ein Moskauer Arbeiter, Genosse Schumkin, zu uns, um Literatur zu holen, die er im sogenannten „Panzer“ (einer besonders gearbeiteten Weste, in die die Literatur eingenäht wurde) befördern wollte. Er war ein großer Konspirator. Er pflegte mit tief in die Stirn gedrückter Mütze durch die Straßen zu gehen. Wir besuchten eine Versammlung und wollten ihn dorthin mitnehmen. Er wollte jedoch nicht mit uns zusammen gehen, erklärte, dies sei nicht konspirativ, und ging in einem bestimmten Abstand hinter uns her. Durch sein „konspiratives“ Aussehen zog er die Aufmerksamkeit der Krakauer Polizei auf sich. Am nächsten Tag erhielten wir den [268] Besuch eines Polizeibeamten, der uns fragte, ob wir den Mann, der zu uns gekommen sei, kennen und für ihn bürgen. Wir erklärten uns bereit, für ihn zu bürgen. Trotz dieses Vorfalls bestand Schumkin darauf, Literatur mitzunehmen; wir rieten ihm ab, aber er tat es doch. Seine Reise ging glatt vonstatten.

Wir waren im Sommer in Krakau eingetroffen, und Bagocki riet uns, in einem Krakauer Vorort Wohnung zu nehmen, in Zwierzyniec, wo wir denn auch in demselben Hause wie Sinowjews eine Wohnung fanden. Der Schmutz dort war furchtbar, in der Nähe aber floß die Weichsel vorbei, in der man wunderbar baden konnte, und etwa fünf Kilometer entfernt lag der „Wolski las“, ein schöner großer Wald, in den Iljitsch und ich oft mit dem Rad fuhren. Im Herbst zogen wir an das andere Ende der Stadt, in einen ganzen neuen Stadtteil, in dem auch Bagocki und die Sinowjews Wohnung nahmen.

Krakau gefiel Lenin ausgezeichnet, es erinnerte ihn an Rußland. Die neuen Verhältnisse und das Fehlen des Emigrantenwirrwarrs beruhigten die Nerven ein wenig. Lenin beobachtete aufmerksam das Leben der Krakauer Bevölkerung, das Leben der armen Schichten, der Proletarier. Mir gefiel Krakau ebenfalls. In früher Kindheit, im Alter von zwei bis fünf Jahren, hatte ich in Polen gelebt, ein wenig von dieser Zeit war mir im Gedächtnis haften geblieben; die offenen

hölzernen Galerien in den Höfen erschienen mir vertraut, sie erinnerten mich an jene Galerien, auf deren Stufen ich einst mit polnischen und jüdischen Kindern gespielt hatte, und auch die kleinen „Ogródki“ (Gärtchen), in denen „kwaśne mleko z ziemniakami“ (saure Milch mit Kartoffeln) verkauft wurde, weckten frühere Erinnerungen ... Meine Mutter erinnerte die ganze Umgebung ebenfalls an ihre Jugend, Iljitsch aber war einfach froh darüber, daß er sich aus den Pariser Fesseln befreit hatte: Er scherzte und lobte die „kwaśne mleko“ wie auch den „mocnu starku“ (kräftigen Schnaps).

Von uns allen sprach die Genossin Lilina am besten pol-[269]nisch; ich konnte nur wenig Polnisch, ich hatte nur ein paar Brocken aus meiner Kindheit im Gedächtnis behalten und mich dann später in Sibirien und Ufa ein wenig mit der polnischen Sprache beschäftigt. Das Wirtschaften war hier viel schwieriger als in Paris. Gas gab es nicht, man mußte immer den Küchenherd heizen. Ich versuchte einmal, bei einem Fleischer ausgelöstes Fleisch, ohne Knochen, zu verlangen. Der Fleischer riß die Augen weit auf und erklärte: „Der liebe Gott hat das Rind mit Knochen geschaffen, wie soll ich Ihnen da Fleisch ohne Knochen verkaufen?“ Für den Montagmorgen mußte man die Semmeln vorher einkaufen, denn am Montag früh machten die Bäcker „blau“, und die Bäckereien waren geschlossen usw. Beim Einkauf mußte man feilschen. Es gab polnische Läden und jüdische Läden. In den jüdischen Läden konnte man alles für den halben Preis kaufen, aber man mußte verstehen zu feilschen, mußte es fertigbringen, fortzugehen, um dann schließlich wiederzukommen, und ähnliche Manöver anwenden, und alles das kostete eine Menge Zeit.

Die Juden wohnten in einem besonderen Stadtviertel und hatten eine besondere Kleidung. Im Warteraum eines Krankenhauses hörte ich die Kranken ganz ernsthaft eine Diskussion darüber führen, ob ein jüdisches Kind ebenso sei wie ein polnisches, ob es verflucht sei oder nicht. Und daneben saß schweigend ein jüdischer Knabe und hörte die ganze Unterhaltung mit an. Die Macht der katholischen Geistlichkeit in Krakau war unbegrenzt. Die Pfaffen unterstützten durch Brand Geschädigte, Waisen und alte Leute; die Nonnenklöster besorgten den Dienstmädchen Stellungen und verteidigten ihre Rechte den Dienstgebern gegenüber; der Gottesdienst in der Kirche war die einzige Zerstreuung für die unterdrückte, eingeschüchterte Bevölkerung. In Galizien herrschten noch die Sitten aus der Zeit der Leibeigenschaft, und die katholische Geistlichkeit tat alles, um sie zu erhalten. So steht zum Beispiel eine Dame auf dem Markt und will ein Dienstmädchen mieten. Um sie herum drängen sich ein Dut-[270]zend Bäuerinnen, die sich als Dienstmägde verdingen wollen, und alle küssen der gnädigen Frau die Hände. Es war üblich, für alles Trinkgeld zu geben. Und wenn ein Tischler oder Droschkenkutscher sein Trinkgeld bekommen hatte, so fiel er dankend auf die Knie und berührte mit dem Gesicht den Boden. Dafür aber lebte in den Seelen der Massen auch ein tiefer Haß gegen die Vornehmen. Das Kindermädchen, das Sinowjews für ihren Kleinen nahmen, ging jeden Morgen in die Kirche zur Messe. Sie war ganz durchsichtig vor lauter Fasten und Beten. Trotzdem erzählte sie mir einmal, als ich mich mit ihr unterhielt, daß sie die Herrschaften hasse; daß sie drei Jahre bei einer Offiziersfrau gedient habe, die, wie alle Herrschaften, um elf Uhr aufgestanden sei, im Bett gefrühstückt und sie dann gezwungen habe, ihr die Strümpfe und Schuhe anzuziehen, sie völlig anzukleiden. Und dieses fanatisch fromme Mädchen sagte, daß, wenn eine Revolution kommen würde, sie als erste mit der Heugabel in der Hand gegen die Herrschaften losziehen würde. Das Elend, die Unterjochung der Bauern und Arbeiter trat in jeder Kleinigkeit zutage und war sogar noch schlimmer als damals bei uns in Rußland.

In Krakau traf Lenin den Genossen Hanecki, der seinerzeit Delegierter der Sozialdemokratie Polens und Litauens auf dem II. und später auf dem Stockholmer und dem Londoner Parteitag war, wohin er von der Zentrale[127] delegiert worden war. Von Hanecki und den anderen polnischen Genossen erfuhr Lenin Näheres über die Spaltung in der polnischen Sozialdemokratie.

[127] Zentralkomitee der polnischen sozialdemokratischen Partei. *Anm. d. russ. Red.*

Die Zentrale hatte eine Kampagne gegen das Warschauer Komitee eröffnet, das von der gesamten Warschauer Organisation unterstützt wurde. Das Warschauer Komitee forderte von der Zentrale eine prinzipiellere Linie, einen bestimmten Standpunkt gegenüber den innerparteilichen Angelegenheiten der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands. Darauf hatte die Zentrale das Warschauer [271] Komitee aufgelöst und das Gerücht verbreitet, daß das Warschauer Komitee Beziehungen zur Ochrana unterhalte. Lenin trat auf die Seite des Warschauer Komitees, der „Rozłamowcy“ (Spalter), verfaßte einen Artikel zu seiner Verteidigung und schrieb einen Brief an das Internationale Sozialistische Büro, in dem er gegen das Vorgehen der Zentrale protestierte. Das Warschauer Komitee stand in engem Kontakt mit den Massen Warschaus und der anderen Arbeiterzentren (Łódź u. a.). Lenin war der Ansicht, daß die Sache der „Rozłamowcy“ keine fremde Angelegenheit sei, sie war eng verbunden mit dem ganzen innerparteilichen Kampf, der in diesem Moment eine so außerordentliche Schärfe angenommen hatte, und aus diesem Grunde konnte sich Lenin dieser Affäre nicht fernhalten. Seine Hauptaufmerksamkeit jedoch nahmen die russischen Angelegenheiten in Anspruch.

Zwei Genossen – Safarow und Inès – hatten sich zur Vorbereitung der Wahlkampagne von Paris nach Petersburg begeben. Sie reisten mit falschen Pässen. Inès besuchte uns bei dieser Gelegenheit in Krakau, als wir noch in Zwierzyniec wohnten. Sie hielt sich zwei Tage bei uns auf, wir vereinbarten alles mit ihr und versorgten sie mit Adressen und Verbindungen; sie beriet mit Lenin den ganzen Arbeitsplan. Auf der Durchreise sollte Inès Krylenko in Lublin besuchen, um durch ihn den Grenzübertritt der nach Krakau reisenden Genossen zu organisieren. Durch Inès und Safarow erfuhren wir in allen Einzelheiten, was in Petersburg los war. Nachdem die nötigen Verbindungen hergestellt waren, leisteten sie dort umfangreiche Massenarbeit und machten die Arbeiter mit den Resolutionen der Prager Konferenz und den Aufgaben, die vor der Partei standen, bekannt. Der Stadtbezirk Narwa wurde zu ihrer Basis. Das Petersburger Komitee wurde wiederhergestellt, sodann wurde das Nördliche Gebietsbüro gebildet, dem außer Inès und Safarow Schotman, Rachja und Prawdin angehörten. Ein heftiger Kampf gegen die Liquidatoren entbrannte in Petersburg. Das Nördliche Gebietsbüro traf die nötigen Vorkehrungen, um in Petersburg [272] die Wahl des Bolschewiken Badajew, eines Eisenbahnarbeiters, zum Deputierten durchzusetzen. Die Liquidatoren verloren nach und nach ihren Einfluß auf die Arbeitermassen Petersburgs; die Arbeiter erkannten, daß die Liquidatoren, statt den revolutionären Kampf zu organisieren, den Weg der Reformen betreten hatten und im Grunde genommen die Linie einer liberalen Arbeiterpolitik verfolgten. Die Liquidatoren mußten unversöhnlich bekämpft werden. Aus diesem Grunde war Lenin so erregt darüber, daß die „Prawda“ im Anfang die Polemik gegen die Liquidatoren aus seinen Artikeln hartnäckig strich. Er schrieb zornige Briefe an die „Prawda“. Und nur ganz allmählich griff die „Prawda“ in diesen Kampf ein.

In Petersburg wurden die Wahlen der Bevollmächtigten zur Arbeiterkurie für Sonntag, den 16. September, festgesetzt. Auch die Polizei traf ihre Vorbereitungen dazu: am 14. wurden Inès und Safarow verhaftet. Noch aber wußte die Polizei nicht, daß am 12. der aus der Verbannung entflohene Stalin eingetroffen war. Die Wahlen für die Arbeiterkurie verliefen sehr erfolgreich: Nicht ein einziger rechter Kandidat wurde gewählt, überall wurden Resolutionen politischen Charakters angenommen.

Im Oktober konzentrierte sich die ganze Aufmerksamkeit auf die Wahlen. Die Arbeitermassen verhielten sich stellenweise den alten Traditionen gemäß sowie aus Rückständigkeit den Wahlen gegenüber gleichgültig und maßen ihnen keine Bedeutung bei. Deshalb war eine breite Agitation notwendig. Immerhin wurden als Arbeiterdelegierte überall Sozialdemokraten gewählt. Die Wahlen brachten in allen Arbeiterkurien der größten Industriezentren den Bolschewiki den Sieg. Es wurden der Partei zugehörige Arbeiter gewählt, die große Autorität besaßen. Sechs bolschewistische und sieben menschewistische Deputierte kamen in die Duma, jedoch die bolschewistischen Arbeiterdeputierten vertraten eine Million Arbeiter, die menschewistischen weniger als eine Viertelmillion. Außerdem machte sich vom ersten Augenblick an eine [273] straffe

Organisiertheit und feste Geschlossenheit der bolschewistischen Deputierten fühlbar. Die Eröffnung der Duma am 15. November war von Arbeiterdemonstrationen und Streiks begleitet. Die bolschewistischen Deputierten mußten in der Duma mit den menschewistischen zusammenarbeiten. Dabei hatten sich in der letzten Zeit die innerparteilichen Beziehungen zugespitzt.

Im Januar fand die Prager Konferenz statt, die für die Sammlung der bolschewistischen Kräfte von großer Bedeutung war.

Ende August 1912 wurde auf die Initiative Trotzkis hin und unter seiner aktiven Mitwirkung in Wien eine sogenannte Parteikonferenz abgehalten. Sie wurde einberufen unter der Parole: Vereinigung aller sozialdemokratischen Kräfte, und es wurde vollkommen außer acht gelassen, wie weit sich die Wege der Liquidatoren und Bolschewiki schon voneinander entfernt hatten, wie sehr das Verhalten der Liquidatoren zur Parteilinie in Widerspruch stand. Auch die „Wperjod"-Leute hatte man zur Konferenz eingeladen. Die Konferenz trug, wie vorauszusehen war, einen erzliquidatorischen Charakter. Die Bolschewiki; die sich um das Zentralkomitee gruppierten, nahmen an ihr nicht teil, und sogar die menschewistischen Plechanow-Anhänger und die versöhnlerischen Bolschewiki, deren Organ das im Ausland erscheinende Plechanowsche Organ „Sa Partiju" (Für die Partei) war, weigerten sich, an der Konferenz teilzunehmen. Auch die Polen blieben fern, und der von der Gruppe des „Wperjod" zur Konferenz erschienene Alexinski konstatierte die geringe Teilnehmerzahl der Konferenz. Die überwiegende Mehrheit der Konferenzteilnehmer setzte sich aus Personen zusammen, die im Ausland lebten; vom Kaukasischen Gebietsbüro waren zwei Delegierte eingetroffen, überhaupt waren sämtliche Delegierte Vertreter sehr kleiner Gruppen. Die Resolutionen der Konferenz waren rein liquidatorische. Von der Wahlplattform ausgeschlossen wurde die Losung: demokratische Republik. Die Losung: Konfiszierung der Gutsbesitzerländereien wurde [274] ersetzt durch die Losung: Revision der Agrargesetzgebung der III. Reichsduma.

Boris Goldnian (Gorew), einer der Hauptreferenten, erklärte, daß die alte Partei nicht mehr existiere, daß die Konferenz zu einer „konstituierenden" werden müsse. Sogar Alexinski protestierte. Die Augustvereinigung, der Augustblock, wie er genannt wurde, stellte sich dem Zentralkomitee entgegen und versuchte, die Beschlüsse der Prager Konferenz zu diskreditieren. Unter der Maske der Einigung der sozialdemokratischen Kräfte war ein Block gegen die Bolschewiki zustande gekommen.

In Rußland aber war die Arbeiterbewegung im Aufstieg begriffen. Das hatten die Wahlen gezeigt.

Sofort nach den Wahlen kam Genosse Muranow zu uns; er kam illegal, hatte heimlich die Grenze überschritten. Lenin war einfach starr. „Das wäre aber ein Skandal geworden", sagte er zu Muranow, „wenn man Sie erwischt hätte! Sie sind doch Abgeordneter, Ihre Person ist immun, es hätte Ihnen ja nichts passieren können, auch wenn Sie legal gereist wären. So aber hätte es zu einem schönen Skandal kommen können." Muranow berichtete viel Interessantes über die Wahlen in Charkow, über seine Parteiarbeit, erzählte, wie seine Frau Flugblätter verbreitete, wenn sie auf den Markt einkaufen ging usw. Muranow war ein eingefleischter Konspirator, und der Begriff „Abgeordnetenimmunität" wollte ihm nicht recht einleuchten. Nachdem sich Lenin mit ihm über die bevorstehende Dumaarbeit ausgesprochen hatte, drängte er ihn zur Rückreise. Von da an kamen die Abgeordneten ganz legal hierher.

Die erste Konferenz mit ihnen fand um die Jahreswende statt.

Als erster kam Malinowski, und zwar in sehr erregter Verfassung. Im ersten Augenblick gefiel er mir absolut nicht, sein Blick und seine künstliche Aufgeräumtheit machten auf mich einen unangenehmen Eindruck; aber alle diese Eindrücke schwanden bei dem ersten sachlichen Gespräch. Sodann [275] kamen Petrowski und Badajew. Die Deputierten berichteten über den ersten Monat ihrer Tätigkeit, über ihre Arbeit unter den Massen. Ich erinnere mich, wie Badajew, in der Tür stehend und mit der Mütze herumfuchtelnd, ausrief: „Die Massen, sie sind ja doch

gewachsen in diesen Jahren!“ Malinowski machte den Eindruck eines sehr begabten, einflußreichen Arbeiters. Badajew und Petrowski waren ziemlich verlegen, aber man erkannte sofort, daß beide ehrliche, ergebene Arbeiter, wirkliche Proletarier waren, auf die man sich verlassen konnte. Auf dieser Konferenz wurde der Arbeitsplan entworfen. Der Charakter der Reden, der Charakter der Arbeit unter den Massen, die Notwendigkeit, die Arbeit in der Duma aufs engste mit der Parteiarbeit, mit ihrer illegalen Tätigkeit zu verbinden, wurde erörtert. Badajew wurde die Sorge für die „Prawda“ übertragen. Mit den Deputierten zusammen kam damals auch Genosse Medwedew. Er erzählte über seine Arbeit: die Herstellung von Flugblättern usw. Lenin war sehr zufrieden. „Malinowski, Petrowski und Badajew“, schrieb er Anfang Januar 1913 an Gorki, „lassen Sie herzlichst grüßen und senden Ihnen die besten Glückwünsche.“ Und dann fügte er hinzu: „Die Krakauer Basis hat sich als nützlich erwiesen: Unsere Übersiedlung nach Krakau hat sich (vom Standpunkt der Sache) vollauf ‚bezahlt gemacht‘.“[128]

Im Herbst sah es im Zusammenhang mit der Einmischung der „Großmächte“ in die Balkanangelegenheiten sehr nach Krieg aus. Das Internationale Büro organisierte überall Protestversammlungen. Auch in Krakau fanden solche Versammlungen statt; diese waren sehr eigenartig, es waren eher Versammlungen, die den Haß der Massen gegen Rußland schürten, als Protestversammlungen gegen den Krieg.

Das Internationale Sozialistische Büro berief für den 11. und 12. November einen außerordentlichen Kongreß der Sozialistischen Internationale nach Basel ein. Der Vertreter des Zentralkomitees der SDAPR auf dem Baseler Kongreß war Kamenew.

[276] Lenin war empört über einen in der „Neuen Zeit“ veröffentlichten Artikel Kautskys, der durch und durch opportunistisch war und in dem gesagt wurde, es würde ein Fehler sein, wenn die Arbeiter einen bewaffneten Aufstand oder Streik gegen den Krieg organisieren würden. Über die organisierende Rolle der Streiks in der Revolution von 1905 hatte Lenin schon damals sehr viel geschrieben. Nach dem Artikel Kautskys behandelte er diese Fragen nun in einer Reihe von Aufsätzen noch gründlicher. Lenin maß dem Streik, wie auch jeder anderen unmittelbaren Aktion der Arbeitermassen, größte Bedeutung bei.

Auf dem Stuttgarter Kongreß im Jahre 1907, fünf Jahre vor dem Baseler Kongreß, war bereits über die Kriegsfrage verhandelt und waren Beschlüsse im Geist des revolutionären Marxismus gefaßt worden. In diesen fünf Jahren hatte der Opportunismus ganz enorme Fortschritte gemacht. Der Artikel Kautskys war ein deutlicher Beweis dafür. Immerhin wurde auf dem Baseler Kongreß noch einstimmig ein Manifest gegen den Krieg angenommen, und es wurde eine gegen den Krieg gerichtete Massenprotestdemonstration organisiert. Und erst das Jahr 1914 zeigte, wie die II. Internationale durch und durch vom Opportunismus vergiftet war.

In der Krakauer Periode, in den Jahren, die dem Ausbruch des imperialistischen Weltkrieges unmittelbar vorangingen, befaßte sich Lenin ganz besonders mit der nationalen Frage. Von frühester Jugend an verabscheute er jede nationale Unterdrückung. Marx’ Worte, daß es kein größeres Pech für ein Volk gebe, als ein anderes unterjocht zu haben, waren ihm verwandt und verständlich.

Der Weltkrieg nahte heran, die nationalistischen Stimmungen der Bourgeoisie vertieften sich; sie schürte den nationalen Haß auf jede Weise. Der herannahende Krieg brachte die Unterdrückung der schwachen Nationen, die Unterjochung ihrer Selbständigkeit mit sich. Aber für Lenin unterlag es keinem Zweifel, daß der Krieg sich unbedingt in einen Aufstand verwandeln und daß die unterdrückten Nationen ihre Selb-[277]ständigkeit erkämpfen würden, wie es ihr Recht ist. Schon der Londoner Kongreß von 1896 hatte dieses Recht bestätigt. In einer solchen Situation wie Ende 1912 und Anfang 1913 angesichts des herannahenden Krieges rief die Unterschätzung der Frage des Selbstbestimmungsrechts der Nationen bei Lenin schärfste Mißbilligung hervor.

[128] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 35, S. 42/43, russ. [LW Bd. 35, S. 48]

Der Augustblock stand nicht nur nicht auf der Höhe, die die Lage erforderlich machte, er ignorierte nicht nur die Wichtigkeit dieser Fragen, sondern er konstatierte, daß die national-kulturelle Autonomie[129], über die schon 1903 während des II. Parteitags gestritten und die damals als Programmpunkt nicht angenommen worden war, mit dem Punkt des Programms über das Selbstbestimmungsrecht der Nationen vereinbar sei. Das bedeutete die Aufgabe von Positionen in der nationalen Frage, bedeutete Beschränkung des ganzen Kampfes lediglich auf den Kampf für kulturelle Befreiung, als ob die Kultur nicht mit tausend Fäden unlöslich mit der gesamten politischen Struktur verbunden wäre. Lenin sah darin einen Opportunismus, wie er schlimmer nicht sein konnte. Am schärfsten aber wurde über das Selbstbestimmungsrecht der Nationen mit den Polen diskutiert. Sie behaupteten – darunter auch Rosa Luxemburg und die „Rozłamowcy“ –, daß das Recht der Nationen auf Selbstbestimmung nicht das Recht auf Lostrennung bedeute. Lenin verstand sehr wohl, wo die Wurzeln dieser Vorsicht der Polen in der Frage des Selbstbestimmungsrechtes lagen. Die polnischen Massen waren erfüllt von Haß gegen den Zarismus – das konnte man in Krakau Tag für Tag beobachten: Der eine erinnerte sich an das, was sein Vater durchgemacht hatte, der während des polnischen Aufstands mit [278] Mühe und Not dem Galgen entronnen war, der andere hatte nicht vergessen, wie die zaristischen Behörden die Gräber seiner Angehörigen geschändet, Schweine auf den Kirchhof getrieben hatten usw. usw. Der russische Zarismus unterdrückte nicht allein, er kannte in seiner Verhöhnung der nationalen Minderheiten überhaupt keine Grenzen.

Der Krieg rückte heran, und es wuchs nicht nur der Nationalismus der „Schwarzhunderter“, nicht nur der Chauvinismus der Bourgeoisie der herrschenden Nationen – es wuchsen auch die Hoffnungen der unterdrückten Nationen auf Befreiung. Die PPS (Polnische Sozialistische Partei) träumte immer mehr von der Unabhängigkeit Polens. Der zunehmende Separatismus der PPS – einer durch und durch kleinbürgerlichen Partei – rief bei den polnischen Sozialdemokraten Besorgnis hervor. Und darum sprachen sich die polnischen Sozialdemokraten gegen die Lostrennung aus. Lenin traf mit den Mitgliedern der PPS zusammen, sprach verschiedentlich mit einem ihrer hervorragendsten Führer, Jodko, hörte die Reden Daszyńskis, und daher war es ihm klar, was die Befürchtungen der Polen hervorrief. „Man darf aber“, sagte er, „die Frage des Selbstbestimmungsrechtes der Nationen nicht allein vom polnischen Standpunkt aus behandeln!“

Die Diskussion über die nationale Frage, die schon während des II. Parteitags entbrannt war, nahm 1913/14, am Vorabend des Krieges, besondere Schärfe an und wurde dann 1916, mitten im imperialistischen Krieg, fortgesetzt. Lenin spielte in dieser Diskussion die führende Rolle, er formulierte die Fragen klar und deutlich, und diese Diskussion ging nicht spurlos vorüber. Sie war es, die unserer Partei die Möglichkeit gab, später die nationale Frage im Sowjetstaat richtig zu lösen, durch die Gründung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, in der die Nationalitäten gleichberechtigt sind, in der es keinerlei Beschränkung ihrer Rechte gibt. Wir sehen in der Sowjetunion das schnelle kulturelle Wachstum der verschiedenen Nationalitäten, die früher unter einem unerträglichen Joch lebten, wir sehen, wie in der Sowjetunion [279] das Bündnis aller Nationalitäten, die sich zum gemeinschaftlichen Aufbau des Sozialismus vereinigt haben, immer enger wird.

Es wäre jedoch ein Fehler, anzunehmen, daß die nationale Frage während der Krakauer Periode bei Lenin andere Fragen, wie zum Beispiel die Bauernfrage, der er stets größte Bedeutung beimaß, in den Hintergrund gedrängt hätte. In der Krakauer Periode schrieb Lenin über vierzig Artikel zur Bauernfrage. Für den Deputierten Schagow schrieb er ein umfangreiches Referat „Zur Frage der (allgemeinen) Agrarpolitik der jetzigen Regierung“, ebenso verfaßte er für

[129] Die Forderung nach national-kultureller Autonomie wurde 1905 vom „Bund“ aufgestellt und auf folgende Weise formuliert: Funktionen, die mit Kulturfragen verknüpft sind (Volksbildung usw.), müssen der Leitung durch den Staat und die lokalen und Gebiets-Selbstverwaltungsorgane entzogen und der Nation übergeben werden, in Gestalt besonderer lokaler und zentraler Institutionen, die von allen ihren Mitgliedern auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts gewählt werden. *N. K.*

Petrowski das Referat „Zur Budgetfrage des Landwirtschaftsministeriums“. Auf Grund des Studiums amerikanischen Materials begann Lenin eine große Arbeit „Neue Daten über die Entwicklungsgesetze des Kapitalismus in der Landwirtschaft“. Amerika ist wegen der Genauigkeit und Reichhaltigkeit seiner Statistiken berühmt. Der Zweck dieser Arbeit war, die Ansichten Himmers zu widerlegen. (Himmer ist der durch seine Schädlingsarbeit jetzt zu so trauriger Berühmtheit gelangte Suchanow.)

„Himmer“, schreibt Lenin, „ist nicht der erstbeste, nicht der zufällige Verfasser eines zufälligen Zeitschriftenartikels, sondern einer der bekanntesten unter den Ökonomen, die die am meisten demokratische und am weitesten linke *bürgerliche* Richtung des gesellschaftlichen Denkens in Rußland und Europa vertreten. Gerade deshalb können die Ansichten des Herrn Himmer – und unter den nichtproletarischen Bevölkerungsschichten haben sie es zum Teil schon getan – besonders weite Verbreitung und Einfluß gewinnen. Denn es handelt sich hier nicht um seine persönlichen Auffassungen, nicht um seine individuellen Fehler, sondern um einen lediglich besonders demokratisch zurechtgestutzten, besonders mit scheinsozialistischen Phrasen verbrämten Ausdruck *allgemein*bürgerlicher Anschauungen, zu denen unter den Verhältnissen der kapitalistischen Gesellschaft sowohl der amtlich bestallte Professor, der ausgetretene Wege geht, als auch der kleine [280] Landwirt, der aus Millionen seinesgleichen durch seine Einsicht herausragt, am allerleichtesten gelangen.

Die Theorie der nichtkapitalistischen Entwicklung der Landwirtschaft in der kapitalistischen Gesellschaft, wie sie von Herrn Himmer verfochten wird, ist im Grunde genommen die Theorie der gewaltigen Mehrheit der bürgerlichen Professoren, der bürgerlichen Demokraten und der Opportunisten in der Arbeiterbewegung der ganzen Welt.“[130]

Die in Krakau begonnene Broschüre über die amerikanische Landwirtschaft wurde 1915 fertig, aber erst 1917 gedruckt.

1923, acht Jahre später, blätterte der schon kranke Lenin in den Aufzeichnungen Suchanows über die Revolution und diktierte im Zusammenhang mit ihnen einen Artikel („Über unsere Revolution“ nannte ihn die „Prawda“). In diesem Artikel sagt er: „Gegenwärtig kann schon kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß wir im wesentlichen den Sieg davongetragen haben.“[131] Suchanow verstand das nicht. Lenin diktierte: „Ich blätterte in diesen Tagen in Suchanows Aufzeichnungen über die Revolution. Besonders auffallend ist die Pedanterie all unserer kleinbürgerlichen Demokraten wie auch aller Helden der II. Internationale. Ganz abgesehen davon, daß sie außerordentlich feige sind ..., springt ihre sklavische Nachäffung der Vergangenheit ins Auge.

Sie alle nennen sich Marxisten, fassen aber den Marxismus unerhört pedantisch auf. Das, was für den Marxismus entscheidend ist, haben sie absolut nicht begriffen: nämlich seine revolutionäre Dialektik ... In ihrem ganzen Verhalten zeigen sie sich als feige Reformisten, die sich fürchten, von der Bourgeoisie abzurücken oder gar mit ihr zu brechen ...“[132]

Und weiter spricht Lenin davon, daß der imperialistische Weltkrieg Verhältnisse geschaffen habe, „da wir gerade jene Verbindung des ‚Bauernkrieges‘ mit der Arbeiterbewegung [281] verwirklichen konnten, von der, als einer der möglichen Perspektiven, ein solcher ‚Marxist‘ wie Marx im Jahre 1856 in bezug auf Preußen geschrieben hat“[133].

Weitere acht Jahre sind vergangen. Lenin weilt nicht mehr unter den Lebenden. Suchanow aber versteht ebensowenig wie früher, welche Voraussetzungen der Oktober für den Aufbau des Sozialismus geschaffen hat, sucht aktiv zu verhindern, daß die Überreste des Kapitalismus mit

---

[130] W. I. Lenin: Werke, Bd. 22, S. 6/7.
[131] W. I. Lenin: Ausgewählte Werke in zwei Bänden, Bd. II, Dietz Verlag, Berlin 1959, S. 1021. [LW Bd. 33, S. 466]
[132] Ebenda, S. 2028. [Ebenda, S. 462]
[133] Ebenda, S. 1020. [Ebenda, S. 464]

der Wurzel herausgerissen werden, sieht nicht, wie sich das Gesicht unseres Landes verändert hat. Kollektivwirtschaften und Sowjetwirtschaften festigen sich immer mehr. Brachland wird mit Hilfe von Traktoren bearbeitet, die alten, ungepflügten Grenzstreifen gehören der Vergangenheit an, die Arbeit wird auf neue Weise organisiert, die ganze Landwirtschaft ist eine andere geworden.

In den zahlreichen Artikeln, die Lenin in Krakau geschrieben hat, berührt er eine ganze Reihe von wichtigen Fragen, die die Lage der bäuerlichen und Grundbesitzerwirtschaft deutlich beleuchten, das Agrarprogramm der verschiedenen Parteien kennzeichnen, das Wesen der Regierungsmaßnahmen bloßlegen; die Artikel lenken die Aufmerksamkeit auf eine ganze Reihe höchst wichtiger Probleme; auf das Umsiedlungswesen, die Lohnarbeit in der Landwirtschaft, die Kinderarbeit, die Bodenspekulation, die Mobilisierung des Bauernlandes usw. Lenin kannte das Dorf und die Nöte der Bauernschaft sehr genau, und das fühlten und wußten sowohl die Arbeiter als auch die Bauern.

Den Aufschwung der revolutionären Arbeiterbewegung Ende 1912 und die Rolle, die die „Prawda“ bei diesem Aufschwung spielte, erkannten alle, auch die „Wperjod“-Leute.

Im November 1912 wandte sich Alexinski im Namen der Pariser Gruppe des „Wperjod“ an die Redaktion der „Prawda“ und machte das Anerbieten, an der „Prawda“ mitzuarbeiten. Alexinski schrieb eine Reihe von Artikeln für die „Prawda“, und in dem dritten Sammelband der „Wperjod“-[282]Gruppe „Über Tagesfragen“ schrieb er sogar über die Notwendigkeit, den Kampf innerhalb der bolschewistischen Partei einzustellen und einen Block aller Bolschewiki zum Kampf gegen die Liquidatoren zu bilden. Die Redaktion der „Prawda“ nahm in die Liste ihrer Mitarbeiter nicht nur die Mitglieder der Pariser Gruppe auf, zu der Alexinski gehörte, sondern auch Bogdanow. Das erfuhr Lenin erst aus den Zeitungen. Ein besonderer Zug Lenins war, daß er es verstand, die prinzipiellen Meinungsverschiedenheiten von Intrigen, von persönlichen Zänkereien zu trennen und die Sache selbst über alles zu stellen. Wenn ihn Plechanow noch so sehr beschimpft hatte und es im Interesse der Sache wichtig war, sich mit ihm zu einigen, so tat es Lenin. Mochte auch Alexinski damals in die Sitzung unserer Gruppe hereingestürmt sein und sich in unerhörter Weise aufgeführt haben – wenn er jetzt zu der Ansicht gekommen war, daß man mit voller Hingabe an der „Prawda“ mitarbeiten, die Liquidatoren bekämpfen, für die Partei einstehen müsse, so war Lenin darüber aufrichtig froh. Man könnte viele solcher Beispiele anführen. Wenn ein Gegner über Lenin herfiel, so brauste er auf, wehrte sich rücksichtslos, verteidigte seinen Standpunkt. Wenn man aber dann vor neuen Aufgaben stand und es sich herausstellte, daß es möglich war, mit dem Gegner zusammenzuarbeiten, dann verstand es Lenin, dem Gegner von gestern wie einem Genossen gegenüberzutreten. Und dazu brauchte er sich absolut keinen Zwang anzutun. Darin lag Lenins große Stärke. Bei aller seiner prinzipiellen Vorsicht war er ein großer Optimist den Menschen gegenüber. Er irrte sich mitunter, aber im großen und ganzen war dieser Optimismus für die Sache sehr nützlich. Ohne eine prinzipielle Übereinstimmung jedoch kam auch keine persönliche Versöhnung zustande.

In einem Brief an Gorki schrieb Lenin: „Ich bin von ganzem Herzen bereit, Ihre Freude über die Rückkehr der ‚Wperjod‘-Leute zu teilen, *wenn* ... ja *wenn* Ihre Annahme richtig ist, daß, wie Sie schreiben, ‚der Machismus, die Gott-[283]bildnerei und all diese Geschichten sich für immer festgefahren haben‘. Wenn das stimmt, wenn die ‚Wperjod‘-Leute das begriffen haben oder jetzt begreifen, schließe ich mich Ihrer Freude über ihre Rückkehr von Herzen an. Aber ich unterstreiche ‚*wenn*‘, denn dies liegt vorläufig noch mehr im Bereich der Wünsche als der Tatsachen ... Ich weiß nicht, ob Bogdanow, Basarow, Wolski (ein halber Anarchist), Lunatscharski und Alexinski *fähig* sind, aus den schweren Erfahrungen von 1908 bis 1911 *die Lehren zu ziehen*. Haben sie begriffen, daß der *Marxismus* eine ernstere und tiefgründigere Sache ist, als ihnen das schien, daß es nicht angeht, seinen Spott mit ihm zu treiben, wie das Alexinski tat, oder ihn wie ein totes Ding zu behandeln, wie das die übrigen taten? *Wenn* sie es begriffen haben, so seien sie tausendmal gegrüßt, und alles Persönliche (was der scharfe Kampf unvermeidlich mit

sich gebracht hat) wird im Augenblick verschwunden sein. Wenn sie es aber nicht begriffen, wenn sie nichts gelernt haben, dann sollen sie nicht um Nachsicht flehn: da hilft keine Freundschaft, der Strauß wird ausgefochten. Gegen Versuche, den Marxismus zu schmähen oder in die Politik der Arbeiterpartei Verwirrung zu tragen, werden wir kämpfen auf Tod und Leben.

Es freut mich *sehr*, daß der *Weg* zur allmählichen Rückkehr der ‚Wperjod'-Leute gerade über die ‚Prawda' gefunden worden ist, die nicht unmittelbar den Kampf gegen sie geführt hat. Das freut mich sehr. Aber gerade im Interesse einer *dauerhaften* Annäherung muß man jetzt langsam, *vorsichtig* an sie herangehen. So habe ich auch an die ‚Prawda' geschrieben. Hierauf müssen auch die Freunde einer Wiedervereinigung der ‚Wperjod'-Leute mit uns ihre Anstrengungen richten: eine vorsichtige, durch die Erfahrung zu prüfende *Rückkehr* der ‚Wperjod'-Leute vom Machismus, Otsowismus, von der Gottbildnerei kann verteufelt viel geben. Die kleinste Unvorsichtigkeit und ‚ein Rückfall in die machistische, otsowistische etc. Krankheit' – und der Kampf flammt noch wütender auf ... Bogdanows neue ‚Philosophie der [284] lebendigen Erfahrung' habe ich nicht gelesen: wahrscheinlich ist es derselbe Machismus in neuem Gewande ..."[134]

Wenn man jetzt diese Zeilen liest, steigt dieser ganze Kampf mit der „Wperjod"-Gruppe in dieser Periode des Zerfalls von 1908 bis 1911 in der Erinnerung auf. Jetzt, da diese Periode des tiefsten Zerfalls schon weit zurücklag und Lenin sich bereits gänzlich der Arbeit in Rußland hingab, von dem immer stärker werdenden Aufschwung ergriffen war, sprach er bedeutend ruhiger über die „Wperjod"-Gruppe, aber er glaubte kaum, oder besser gesagt, er glaubte gar nicht daran, daß Alexinski fähig wäre, vom Leben zu lernen, daß Bogdanow aufhören könnte, ein Machist zu sein. Und wie Lenin erwartet hatte, so geschah es auch. Mit Bogdanow kam es sehr bald zu einem scharfen Konflikt: Unter dem Deckmantel einer populären Erklärung des Wortes „Ideologie" versuchte er, seine Philosophie in die „Prawda" hineinzutragen. Das Ende der Sache war, daß Bogdanow aufhörte, zu den Mitarbeitern der „Prawda" zu zählen.

Bereits in der Krakauer Periode waren die Gedanken Lenins auf den sozialistischen Aufbau gerichtet. Natürlich kann man das nur sehr bedingt sagen, denn in jener Zeit war sogar der Weg der sozialistischen Revolution in Rußland durchaus noch nicht klar: trotzdem aber wäre es ohne diese Krakauer Zeit der Halbemigration, in der die Leitung des politischen Kampfes der Dumafraktion mit allen konkreten Fragen des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens zusammenstieß, schwer gewesen, in der ersten Zeit nach dem Oktober sofort alle notwendigen Faktoren des Sowjetaufbaus zu erfassen. Die Krakauer Periode war sozusagen die „Vorschulklasse" des sozialistischen Aufbaus. Natürlich hatte man hier fürs erste nur eine ganz rohe Formulierung aller dieser Fragen, aber diese Formulierung war eine so lebensfähige, daß sie ihre Bedeutung bis heute noch nicht verloren hat.

Große Aufmerksamkeit schenkte Lenin in jener Zeit den Kulturfragen. Ende Dezember wurden in Petersburg unter [285] den Schülern des Witmer-Gymnasiums Verhaftungen und Haussuchungen vorgenommen. Das Witmer-Gymnasium unterschied sich von den anderen Gymnasien sehr wesentlich. Die Leiterin des Gymnasiums und ihr Mann hatten in den neunziger Jahren an den ersten marxistischen Zirkeln aktiven Anteil genommen, und in den Jahren 1905 bis 1907 waren sie den Bolschewiki auf viele Art behilflich gewesen. Im Witmer-Gymnasium war es den Schülern nicht verboten, sich mit Politik zu beschäftigen, Zirkel zu gründen usw. Auf dieses Gymnasium hatte die Polizei nun ihren Angriff gerichtet. In der Duma wurde eine Anfrage über die Schülerverhaftungen gestellt. Der Minister Kasso gab Erklärungen ab, die aber mit Stimmenmehrheit als ungenügend bezeichnet wurden.

In dem Artikel „Wachsende Mißverhältnisse", den er für Nr. 3 und 4 der Zeitschrift „Proswe-schtschenije", Jahrgang 1913, schrieb, konstatiert Lenin im 10. Kapitel, daß die Reichsduma dem Minister für Volksaufklärung, Kasso, im Zusammenhang mit den Schülerverhaftungen im Witmer-Gymnasium ein Mißtrauensvotum erteilt habe, und schreibt, daß das Volk nicht nur

[134] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 35, S. 43/44, russ. [LW Bd. 35, S. 48/49]

dies wissen müsse. „Das Volk und die Demokratie müssen die *Motive* dieses Mißtrauens kennen, um die Ursachen jener Erscheinung in der Politik zu *verstehen*, die als nicht normal erkannt wurden, und um den *Ausweg* zum Normalen zu finden.“[135] Und Lenin erörtert weiterhin die Tagesordnungsanträge der verschiedenen Parteien. Bei der Analyse des Tagesordnungsantrags der Sozialdemokraten schreibt er:

„Man kann auch diesen Antrag kaum als einwandfrei bezeichnen. Man kann nicht umhin, ihm eine populärere und ausführlichere Darstellung zu wünschen, man kann nicht umhin zu bedauern, daß die Berechtigung der Beschäftigung mit Politik nicht erwähnt ist usw. usw.

Aber unsere Kritik *aller Tagesordnungsanträge* ist durchaus nicht gegen redaktionelle Einzelheiten, sondern ausschließlich gegen die *politischen Grundideen* der Verfasser [286] gerichtet. Der Demokrat mußte die Hauptsache sagen: Zirkel und Diskussionen sind *natürlich* und *erfreulich*. Das ist das Wesentliche. Jede Verurteilung der Beschäftigung mit Politik, wenn auch der ‚frühen‘, ist Heuchelei und Obskurantismus. Der Demokrat mußte die Frage *vom* ‚vereinigten Ministerium‘ *bis zur* Staatsordnung anschneiden. Der Demokrat mußte die ‚unlösbare Verbindung‘ erstens mit der ‚Herrschaft der Ochrana‘, zweitens mit der Herrschaft der Klasse der Großgrundbesitzer feudalistischen Typs im ökonomischen Leben konstatieren.“[136]

So lehrte Lenin die konkreten Kulturfragen mit den großen politischen Fragen zu verbinden.

Wenn Lenin über Kultur sprach, hob er stets den Zusammenhang der Kultur mit der allgemeinen politischen und ökonomischen Struktur hervor. Er wandte sich darauf gegen die Losung der kulturell-nationalen „Autonomie“ und schrieb:

„Solange verschiedene Nationen in einem Staat zusammenleben, sind sie durch Millionen und Milliarden von Fäden ökonomischen und rechtlichen Charakters und der Lebensweise miteinander verbunden. Wie kann man das Schulwesen aus diesem Zusammenhang herausreißen? Kann man es der ‚Leitung des Staates‘ entziehen, wie die in ihrer plastischen Hervorhebung der Sinnlosigkeit geradezu klassische Formulierung des ‚Bund‘ lautet? Wenn die Ökonomik die in einem Staat beisammenlebenden Nationen zusammenschmiedet, ist der Versuch, sie auf dem Gebiet der ‚kulturellen‘ und insbesondere der Schulfragen ein für allemal zu trennen, unsinnig und reaktionär. Es muß im Gegenteil eine *Vereinigung* der Nationen im Schulwesen angestrebt werden, um in der Schule das vorbereiten zu können, was im Leben verwirklicht wird. Gegenwärtig sehen wir nicht gleichberechtigte Nationen mit ungleichem Entwicklungsniveau; unter solchen Verhältnissen bedeutet die Trennung des Schulwesens nach Nationalitäten in *Wirklichkeit* unweigerlich eine *Verschlechterung* für die rückständigeren Nationen. In Amerika werden in den [287] Südstaaten, den Gebieten der ehemaligen Sklavenwirtschaft, heute noch die Kinder der Neger in besondere Schulen geschickt, während im Norden Weiße und Neger zusammen unterrichtet werden.“[137]

Im Februar 1913 schrieb Lenin einen speziellen Artikel „Russen und Neger“, in dem er zu beweisen sucht, daß die Kulturlosigkeit, die kulturelle Rückständigkeit einer Nation die Kultur der anderen Nation ansteckt, daß die kulturelle Rückständigkeit der einen Klasse der Kultur des ganzen Landes ihren Stempel aufdrückt.

Äußerst interessant ist das, was Lenin zu jener Zeit über die proletarische Politik im Schulwesen gesagt hat. Er protestiert gegen die national-kulturelle Autonomie, dagegen, daß man das Schulwesen „der Leitung des Staates“ entzieht, und schreibt:

„Die Interessen der Demokratie überhaupt und die Interessen der Arbeiterklasse insbesondere verlangen gerade das Gegenteil: man muß die *Vereinigung* der Kinder *aller* Nationalitäten in

[135] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 18, S. 537, russ. [LW Bd. 18, S. 568/569]
[136] Ebenda, S. 545. [Ebenda, S. 573]
[137] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 19, S. 455/456, russ. [LW B. 19, S. 499]

einheitlichen Schulen des betreffenden Gebiets anstreben; die Arbeiter aller Nationalitäten müssen *gemeinsam* im Schulwesen diejenige proletarische Politik treiben, die der Deputierte der Wladimirer Arbeiter, Samoilow, im Namen der Sozialdemokratischen Arbeiterfraktion Rußlands in der Reichsduma so gut zum Ausdruck gebracht hat.“[138] Samoilow forderte die Trennung der Kirche vom Staat und der Schule von der Kirche, forderte die vollkommen weltliche Schule. Lenin sprach auch darüber, daß das Studium der nationalen Kultur durch die nationalen Minderheiten bei wahrer Demokratie, bei restloser Beseitigung des Bürokratismus und des „Peredonowtums“[139] im Schulwesen mit Leichtigkeit organisiert werden könnte.

[288] Im Sommer 1913 schrieb Lenin für den Genossen Badajew einen Entwurf für seine Dumarede „Zur Frage der Politik des Ministeriums für Volksbildung“. Badajew hielt die Rede auch, aber der Vorsitzende ließ ihn nicht zu Ende sprechen und entzog ihm das Wort.

In diesem Entwurf führt Lenin eine Reihe von Zahlen an, die die ungeheure kulturelle Rückständigkeit des Landes und die Geringfügigkeit der Mittel kennzeichnen, die für die Volksbildung ausgegeben werden. Er beweist, daß die zaristische Politik neun Zehnteln der Bevölkerung den Weg zur Bildung versperrt. Er spricht in diesem Entwurf über die „leichtfertige, schamlose, abscheuliche Willkür der Regierung den Lehrern gegenüber“. Und wieder zieht er Amerika zum Vergleich heran. In Amerika gab es 11 Prozent Analphabeten, unter den Negern jedoch 44 Prozent Analphabeten, „und doch sind die amerikanischen Neger in bezug auf Volksbildung *doppelt so gut* daran wie die russischen Bauern“[140]. 1900 gab es unter den Negern deshalb weniger Analphabeten als unter den russischen Bauern, weil das amerikanische Volk ein halbes Jahrhundert zuvor mit dem Sklavenbesitz vollständig aufgeräumt hatte.

In der für den Genossen Schagow geschriebenen Rede sprach Lenin davon, daß nur die Übergabe der Gutsbesitzerländereien an die Bauern Rußland helfen kann, sein Analphabetentum zu verringern. In einem in derselben Zeit geschriebenen Artikel „Was kann man für die Volksbildung tun?“ schildert Lenin eingehend das Bibliothekswesen in Amerika und schreibt über die Notwendigkeit, Volksbibliotheken auch bei uns in derselben Weise zu organisieren. Im Juni schrieb er seinen Artikel „Die Arbeiterklasse und der Neomalthusianismus , in dem er sagt:

„Wir kämpfen besser als unsere Väter. Unsere Kinder werden noch besser kämpfen, und *sie werden siegen*.

Die Arbeiterklasse geht nicht zugrunde, sondern wächst, erstarkt, wird mannbar, schließt sich zusammen, wird im [289] Kampf aufgeklärt und gestählt. Wir sind Pessimisten in bezug auf den Feudalismus, den Kapitalismus und die Kleinproduktion, aber wir sind glühende Optimisten in bezug auf die Arbeiterbewegung und ihre Ziele. Wir legen schon das Fundament eines neuen Gebäudes, und unsere Kinder werden es zu Ende bauen.“[141]

Lenin schenkte nicht nur den Fragen des kulturellen Aufbaus seine Aufmerksamkeit, sondern auch einer ganzen Reihe anderer Probleme, die für den Aufbau des Sozialismus von praktischer Bedeutung sind.

Charakteristisch gerade für die Krakauer Periode sind solche Artikel wie „Ein großer Sieg der Technik“, in dem Lenin die Rolle der großen Erfindungen unter dem Kapitalismus und unter dem Sozialismus vergleicht. Unter dem Kapitalismus führen die Erfindungen zur Bereicherung einer Handvoll Millionäre, für die Arbeiter dagegen zur Verschlechterung ihrer allgemeinen Lage, zum Anwachsen der Arbeitslosigkeit.

---

[138] Ebenda, S. 482. [Ebenda, S. 528]
[139] Peredonow – Held des Sologubschen Romans „Melki Bes“ (Der kleine Satan) – Gymnasiallehrer, ein Kleinbürger durch und durch, ein Platter und schmutziger Charakter, ein Kriecher und Heuchler, kleinlich und boshaft, ein dünkelhafter Bürokrat, der jede Gelegenheit benutzt, um anderen Unannehmlichkeiten zu bereiten. *N. K.*
[140] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 19, S. 115, russ. [LW Bd. 19, S. 125]
[141] Ebenda, S. 289. [Ebenda, S. 226/227]

„Im Sozialismus wird die Anwendung des Verfahrens von Ramsay, indem es Millionen Bergarbeiter usw. von der Arbeit ‚befreit', gestatten, den Arbeitstag *für alle* sofort von acht Stunden auf beispielsweise sieben Stunden oder sogar noch weniger zu verkürzen. Die ‚Elektrifizierung' aller Fabriken und Eisenbahnen wird die Arbeitsbedingungen hygienischer gestalten, wird Millionen von Arbeitern von Rauch, Staub und Schmutz befreien, wird die Verwandlung der schmutzigen, abscheulichen Werkstätten in saubere, helle, menschenwürdige Laboratorien beschleunigen. Die elektrische Beleuchtung und elektrische Heizung in jedem Haus wird die Millionen ‚Haussklavinnen' davon erlösen, sich drei Viertel ihres Lebens in einer dunstigen Küche abquälen zu müssen.

Die Technik des Kapitalismus *wächst* mit jedem Tag mehr und mehr über die gesellschaftlichen Bedingungen *hinaus*, die die Werktätigen zur Lohnsklaverei verdammen."[142]

[290] Vor 18 Jahren schon dachte Lenin an die „Elektrifizierung", an den siebenstündigen Arbeitstag, an die „Großküchen", an die Befreiung der Frau von der häuslichen Sklaverei.

Der Artikel „Einer der modernen Industriezweige" beweist, daß Lenin schon vor 18 Jahren voraussah, welche große Bedeutung die Entwicklung des Automobilwesens unter dem Sozialismus haben wird. In seinem Artikel „Das Eisen in der Bauernwirtschaft" nannte Lenin das Eisen das „eiserne Fundament der Kultur des Landes".

„Über Kultur, über die Entwicklung der Produktivkräfte, über Hebung der Bauernwirtschaft usw. zu schwatzen – darin sind wir große Meister, da sind wir große Liebhaber. Sowie aber die Rede davon ist, das Hindernis zu beseitigen, das die ‚Hebung' der Millionen verelendeter, hungriger, nackter, unterdrückter, vertierter Bauern verhindert – sowie davon die Rede ist, klebt unseren Millionären die Zunge am Gaumen fest ...

Die Millionäre unserer Industrie ziehen es vor, ihre mittelalterlichen Privilegien mit Purischkewitsch zu teilen und über die Notwendigkeit der Befreiung des Vaterlandes von der mittelalterlichen Kulturwidrigkeit zu seufzen."[143]

Besonders interessant ist jedoch der Artikel Lenins „Die Ideen des fortschrittlichen Kapitals". In diesem Artikel erörtert er die Ideen des amerikanischen Millionärs Phelan, der die Massen davon überzeugen will, daß die Unternehmer ihre Führer werden müßten, weil sie das Gemeinsame ihrer eigenen Interessen und der Interessen der Massen angeblich immer besser verstehen lernen. Die Demokratie wächst, die Kraft der Massen wächst, die Teuerung wächst. Der Parlamentarismus und die in Millionen von Exemplaren verbreitete Tagespresse informieren die Massen immer eingehender. Die Massen betrügen, sie davon überzeugen wollen, daß es keinen Gegensatz gibt zwischen den Interessen der Arbeit und denen des Kapitals, und zu diesem Zweck einige Opfer bringen (Beteiligung der Angestellten und qualifizierten Arbeiter [291] am Gewinn) – das sind die Ideen des fortschrittlichen Kapitals. Nach eingehender Analyse dieser Ideen ruft Lenin aus: „Sehr geehrter Herr Phelan! Sind Sie denn so völlig überzeugt, daß die Arbeiter der ganzen Welt hoffnungslose Einfaltspinsel sind?"[144]

Diese Artikel, die vor achtzehn Jahren geschrieben wurden, zeigen, welche Fragen Lenin damals vom Standpunkt des Aufbaus interessierten; und später, nach der Aufrichtung der Sowjetmacht, waren alle diese Fragen dann nichts Fremdes mehr, das, was bereits durchdacht war, brauchte nur verwirklicht zu werden.

Im Herbst 1912 lernten wir Nikolai Iwanowitsch Bucharin kennen. Außer Bagocki, mit dem wir häufig zusammentrafen, besuchte uns in der ersten Zeit auch der Pole Kasimir Czapinski, der in der Krakauer Zeitung „Naprzód" (Vorwärts) arbeitete. Czapinski erzählte viel von dem berühmten Krakauer Kurort Zakopane, von seinen landschaftlichen Schönheiten und großartigen Bergen

---

[142] Lenin/Stalin: Zu Fragen der sozialistischen Industrie, Dietz Verlag, Berlin 1955, S. 8/9. [LW Bd. 19, S. 43]
[143] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 19, S. 276/277, russ. [Ebenda, S. 299, 301]
[144] Ebenda, S. 246. [Ebenda, S. 266]

und sagte unter anderem, daß dort der Sozialdemokrat Orlow wohne, der schöne Zeichnungen von den Zakopaner Bergen mache. Bald nachdem wir aus Zwierzyniec in die Stadt gezogen waren, sahen wir eines Tages vom Fenster aus einen jungen Mann mit einem riesigen Leinensack auf dem Rücken herankommen. Und das war Orlow alias Bucharin. Er unterhielt sich eingehend mit Lenin. Bucharin lebte damals in Wien. Von diesem Augenblick an standen wir mit Wien in enger Verbindung. Dort wohnten auch die Trojanowskis. Als wir Bucharin nach seinen Zeichnungen fragten, holte er aus seinem Rucksack einige prächtige Reproduktionen von Werken deutscher Künstler hervor, die wir mit Interesse ansahen. Böcklin war darunter und eine Reihe anderer Künstler. Lenin liebte die Malerei. Ich erinnere mich, wie er einmal einen ganzen Stoß illustrierter Kunstschriften von Worowski lieh und dann abends lange dasaß und die Bildbeilagen anschaute.

[292] Nach Krakau kamen jetzt viele Menschen. Alle Genossen, die nach Rußland fuhren, reisten über Krakau, um mit Lenin ihre Arbeit zu vereinbaren. Einmal wohnte etwa zwei Wochen lang Nikolai Nikolajewitsch Jakowlew, der Bruder von Warwara Nikolajewna, bei uns. Er fuhr nach Moskau, um die Herausgabe des bolschewistischen Blattes „Nasch Put“[145] zu organisieren. Er war ein stahlharter und zuverlässiger Bolschewik. Lenin unterhielt sich sehr eingehend mit ihm. Er brachte die Zeitung dann auch in Moskau zustande, aber sie wurde bald verboten, und Jakowlew selbst wurde verhaftet. Das war weiter kein Wunder, denn bei dieser Arbeit „half“ ihm Malinowski, der Moskauer Deputierte. Malinowski erzählte viel über seine Reisen im Moskauer Gouvernement und über die Arbeiterversammlungen, die er abhielt. Ich erinnere mich, wie er einmal berichtete, daß auf einer dieser Versammlungen ein „Gorodowoi“[146] anwesend war, der sehr aufmerksam zuhörte und bemüht war, ihm gefällig zu sein. Als Malinowski das erzählte, lachte er. Er sprach viel über sich selbst und erzählte auch davon, warum er freiwillig an dem Russisch-Japanischen Krieg teilgenommen habe: während der Mobilmachung sei eine Demonstration vorübergezogen, er habe sich nicht beherrschen können und habe aus dem Fenster eine Ansprache gehalten; dafür sei er verhaftet worden, und später habe dann der Hauptmann mit ihm gesprochen und ihm gesagt, er würde ihn im Gefängnis verfaulen lassen, wenn er sich nicht als Kriegsfreiwilliger melden würde. So habe er, Malinowski, keinen anderen Ausweg gehabt. Er sprach auch davon, daß seine Frau sehr religiös sei, und als sie erfahren habe, er sei Atheist, habe sie einen Selbstmordversuch verübt, und auch gegenwärtig habe sie häufig Nervenanfälle. Die Erzählungen Malinowskis waren sehr sonderbar. Zweifellos war etwas Wahres daran, er erzählte sicherlich wirklich Erlebtes, offenbar jedoch erzählte [293] er nicht alles bis zu Ende, ließ Wesentliches aus, stellte vieles falsch dar.

Später dachte ich oft daran, daß es sich mit dieser Geschichte bei der Demonstration vielleicht in Wahrheit so verhielt, daß man ihm in diesem Zusammenhang, als er von der Front zurückgekehrt war, das Ultimatum stellte, entweder Provokateur zu werden oder ins Gefängnis zu wandern. Seine Frau schien wirklich irgend etwas Schweres durchzumachen; sie hatte tatsächlich einen Selbstmordversuch unternommen; aber vielleicht war der Grund dafür ein ganz anderer, vielleicht trieb sie gerade die Tatsache, daß sie ihren Mann bereits im Verdacht hatte, ein Provokateur zu sein, dazu. Jedenfalls waren in den Erzählungen Malinowskis Wahrheit und Lüge eng verflochten, und das gab ihnen den Anschein der Wahrheit. Anfangs dachte niemand auch nur im Traum daran, daß er ein Lockspitzel sein könne.

Außer Malinowski versuchte die Regierung noch einen anderen Provokateur unmittelbar bei der „Prawda“ anzubringen. Das war Tschernomasow. Er lebte in Paris, und auf dem Wege nach Rußland suchte er uns in Krakau auf. Er fuhr nach Rußland, um an der „Prawda“ mitzuarbeiten. Uns gefiel Tschernomasow gar nicht, ich bot ihm nicht einmal an, bei uns zu übernachten, so daß er die Nacht hindurch in den Straßen Krakaus umherwandern mußte. Lenin maß der „Prawda“ große Bedeutung bei und sandte ihr fast täglich Beiträge. Er verfolgte eifrig, wo und

[145] „Nasch Put“ (Unser Weg) erschien von August bis September 1913 in Moskau.
[146] „Gorodowoi“ – zaristischer Schutzmann.

welche Sammlungen für die „Prawda“ veranstaltet wurden, zählte, wieviel und über welche Fragen sie Artikel brachte usw. Und er war höchst erfreut, wenn die „Prawda“ gute Artikel veröffentlichte, wenn sie die richtige Linie verfolgte. Ende 1913 ließ sich Lenin ein Abonnentenverzeichnis der „Prawda“ kommen, danach saß ich etwa zwei Wochen lang mit meiner Mutter Abend für Abend über den Listen; wir zerschnitten sie und ordneten die Leser nach Orten. Es waren zu neun Zehnteln Arbeiter. Wenn auf irgendeinen Ort viel Leser kamen, so stellte es sich dann jedesmal heraus, daß dort irgend-[294]eine große Fabrik war, von deren Existenz ich nichts gewußt hatte. Diese Karte der Verbreitung der „Prawda“ wurde sehr interessant ... Aber sie erschien nicht – wahrscheinlich hat sie Tschernomasow in den Papierkorb geworfen. Lenin gefiel sie jedenfalls sehr gut. Aber es kamen noch unangenehmere Sachen vor. So verschwanden mitunter, wenn auch nur selten, Artikel von Lenin spurlos. Manchmal wurden Artikel von ihm zurückgehalten und erschienen nicht sogleich. Dann wurde er sehr nervös und schrieb wütende Briefe an die „Prawda“ – aber das half wenig.

Nicht nur die Genossen, die unterwegs nach Rußland waren, kamen zu uns nach Krakau, es kamen auch direkt aus Rußland Genossen, um sich mit Lenin über die laufenden Aufgaben zu beraten. So erinnere ich mich, daß Nikolai Wassiljewitsch Krylenko, bald nachdem Inès Armand ihn besucht hatte, zu uns kam. Er wollte feste Vereinbarungen über die Verbindungen treffen. Und Lenin freute sich sehr über diesen Besuch. Im Sommer 1913 kamen Gnewitsch und Danski zu uns, um mit Lenin über die Herausgabe der „Woprossy Strachowanija“[147] im Verlag „Priboi“ zu sprechen. Lenin maß der Versicherungskampagne große Bedeutung bei, weil er der Ansicht war, daß sie die Verbindung mit den Massen festigen würde.

Mitte Februar 1913 fand in Krakau eine Konferenz der Mitglieder des Zentralkomitees statt; unsere Deputierten trafen ein, unter ihnen auch Stalin. Lenin kannte Stalin von der Tammerforser Konferenz, vom Stockholmer und Londoner Parteitag her. Diesmal sprach er mit Stalin viel über die nationale Frage und freute sich, daß er einen Genossen gefunden hatte, der sich ernsthaft für diese Frage interessierte und gut darin bewandert war.

Bevor Stalin zu uns kam, hatte er zwei Monate in Wien zugebracht, hatte sich dort mit Studien über die nationale Frage befaßt und die in Wien lebenden Genossen Bucharin, [295] Trojanowski und andere kennengelernt. Nach der Konferenz schrieb Lenin an Gorki über Stalin: „Hier hat sich ein prächtiger Georgier an die Arbeit gemacht und schreibt für das ‚Proswe-schtschenije‘ einen großen Artikel, für den er *sämtliche* österreichische und andere Materialien zusammengetragen hat.“[148]

Lenin war damals sehr unruhig wegen der „Prawda“, ebenso Stalin, und sie berieten sich eingehend, wie diese Sache geregelt werden könnte. Soviel ich mich entsinne, nahm an dieser Beratung auch Trojanowski teil. Es wurde über die Zeitschrift „Prosweschtschenije“ gesprochen. Wladimir Iljitsch setzte auf Trojanowskis große Hoffnungen. Jelena Fjodorowna Trojanowskaja (Rosmirowitsch) war im Begriff, nach Rußland zu fahren. Es wurde auch darüber gesprochen, daß die „Prawda“ eine Reihe von Broschüren herausgeben müsse. Wir hatten sehr große Pläne.

Kurz zuvor hatte ich von zu Hause ein Paket mit allerhand guten Sachen bekommen – Lachs, Stör, Kaviar; da holte ich denn das Kochbuch meiner Mutter hervor und veranstaltete ein „Bliny-Essen“[149]. Und Iljitsch, der froh war, wenn er Genossen reichlich und schmackhaft bewirten konnte, war mit dieser ganzen Veranstaltung höchst zufrieden. Nach seiner Rückkehr nach Rußland am 22. Februar wurde Stalin in Petersburg verhaftet.

---

[147] „Woprossy Strachowanija“ (Fragen des Versicherungswesens) – legale bolschewistische Zeitschrift, erschien 1913–1918 in Petersburg.

[148] W. I. Lenin: Über Kultur und Kunst, S. 512. [LW Bd. 35, S. 66]

[149] Bliny – beliebtes russisches Gericht, eine Art dünner Pfannkuchen, der mit saurer Sahne, Lachs, Kaviar usw. gegessen wird.

Wenn keine Leute eintrafen, verlief unser Leben in Krakau ziemlich eintönig. „Wir leben wie in Schuschenskoje“, schrieb ich einmal an Iljitschs Mutter, „alle Gedanken sind bei der Post. Bis elf Uhr vormittags schlagen wir die Zeit irgendwie tot, um elf Uhr kommt der erste Briefträger, und danach scheint einem dann das Warten bis sechs Uhr abends eine Ewigkeit.“ Mit den Krakauer Bibliotheken konnte sich Lenin nur schwer befreunden. Er begann Schlittschuh zu laufen, aber bald kamen Tauwetter und der Frühling. Kurz vor [296] Ostern gingen wir in den „Wolski las“. Der Frühling ist in Krakau sehr schön, es war herrlich im Walde, die Sträucher standen in voller Blüte, die Zweige der Bäume trugen pralle Knospen. Der Frühling machte uns ganz trunken, erst nach langem Wandern kehrten wir in die Stadt zurück; wir mußten den ganzen Weg bis nach Hause zu Fuß zurücklegen, weil am Ostersonnabend keine Straßenbahnen verkehrten, und ich war schließlich völlig erschöpft. Im Winter zuvor war ich erkrankt, das Herz machte mir zu schaffen, die Hände zitterten, und ich litt an allgemeinen Schwächezuständen. Lenin bestand darauf, daß ich einen Arzt zu Rate zog; der Arzt konstatierte eine schwere Erkrankung mit Nerven- und Herzbeschwerden: Basedowsche Krankheit. Er riet, ich sollte in die Berge fahren, nach Zakopane. Als ich nach Hause kam und erzählte, was der Arzt gesagt hatte, meinte unsere Aufwärterin, eine Schuhmachersfrau, die uns die Ofen heizte, Einkäufe besorgte usw., ganz entrüstet: „Sie sollen nervös sein? Die gnädigen Frauen, die sind nervös, die schmeißen mit Tellern herum!“ Nun, mit Tellern warf ich nicht herum, aber für die Arbeit war ich in diesem Zustand nur wenig tauglich.

Für den Sommer zogen Sinowjews, wir und Bagockis mit ihrem berühmten Hund „Shulik“ nach Poronin, sieben Kilometer von Zakopane. Zakopane war uns zu unruhig und zu teuer, Poronin war bedeutend einfacher und billiger. Wir mieteten ein großes Landhaus. Der Ort liegt 700 Meter hoch im Vorgebirge der Tatra. Die Luft dort ist wundervoll, aber fast immer war es neblig und rieselte ein feiner Regen; mitunter jedoch hatte man eine prächtige Aussicht auf die Berge. Wir erstiegen häufig ein Hochplateau, das bei unserem Hause anfing, und genossen die Aussicht auf die schneebedeckten Tatra-Gipfel. Wie herrlich waren sie! Lenin fuhr einige Male mit Bagocki nach Zakopane, und von dort aus machten sie zusammen mit Zakopaner Genossen (Wigelew) Ausflüge in die Berge. Lenin liebte das Bergsteigen. Der Aufenthalt im Gebirge half mir nur wenig, ich wurde immer mehr zum Invaliden, und nachdem sich Iljitsch mit Bagocki beraten hatte – [297] er war Neurologe – bestand er darauf, daß wir nach Bern reisten, wo ich mich von Professor Kocher operieren lassen sollte. Mitte Juni fuhren wir ab und unterbrachen die Reise in Wien, wo wir Bucharin besuchten. Bucharins Frau Nadeshda Michailowna lag krank im Bett. Bucharin besorgte darum die Wirtschaft selbst, tat Zucker statt Salz in die Suppe, unterhielt sich angelegentlichst mit Lenin über alle Fragen, die diesen interessierten, und erzählte von den in Wien lebenden Genossen. Wir trafen uns mit einigen Wiener Genossen und durchstreiften die Stadt. Wien ist eine interessante Großstadt, die uns nach Krakau besonders gut gefiel. In Bern nahmen uns die Schklowskis unter ihre Obhut und sorgten in jeder Weise für uns. Sie wohnten allein in einem kleinen Haus mit einem Gärtchen. Lenin trieb seine Späße mit den kleinen Mädchen, neckte Shenjurka. Ich brachte etwa drei Wochen im Krankenhaus zu; Iljitsch saß den halben Tag bei mir, die übrige Zeit arbeitete er in den Bibliotheken. Er las viel, unter anderem auch eine ganze Reihe von medizinischen Büchern über die Basedowsche Krankheit, und machte sich Auszüge über die Fragen, die ihn besonders interessierten. Während ich im Krankenhaus lag, fuhr er nach Zürich, Genf und Lausanne, wo er Vorträge über die nationale Frage hielt; auch in Bern sprach er über dieses Thema. Nachdem ich das Krankenhaus verlassen hatte, fand in Bern eine Konferenz der Auslandsgruppen statt, auf der die Lage in der Partei beraten wurde. Nach der Operation sollte ich eigentlich auf Kochers Rat noch etwa zwei Wochen zur Nachkur in den Gebirgsort Beatenberg fahren. Aus Poronin trafen jedoch Nachrichten ein, daß äußerst dringende Angelegenheiten vorlägen. Sinowjew schickte ein Telegramm, und so machten wir uns denn schleunigst auf den Heimweg.

Unterwegs besuchten wir München. Dort lebte Boris Knipowitsch, ein Neffe von Djadenka – Lidia Michailowna Knipowitsch –, den ich schon seit seiner Kindheit kannte und dem ich einst

Märchen erzählt hatte. Der vierjährige blau-[298]äugige Boris liebte es, auf meinen Schoß zu klettern, seine Ärmchen um meinen Hals zu schlingen und zu betteln: „Krupa – das Märchen von dem Zinnsoldaten!“ In den Jahren 1905 bis 1907 war Boris aktiver Organisator von sozialdemokratischen Gymnasiastenzirkeln. Im Sommer 1907, nach dem Londoner Parteitag, lebte Lenin in dem Landhaus der Knipowitschs in Styrs Udde in Finnland. Boris war damals noch Gymnasiast, interessierte sich jedoch schon für den Marxismus. Er achtete genau auf alles, was Lenin sagte, und wußte, wie groß die Verehrung und Liebe war, die Djadenka diesem entgegenbrachte.

1911 wurde Boris verhaftet und später nach dem Ausland ausgewiesen, wo er dann an der Münchner Universität studierte. Im Jahre 1912 erschien seine erste Arbeit „Zur Frage der Differenzierung der russischen Bauernschaft“, die er Lenin schickte. Lenins Antwort an Boris ist erhalten geblieben. Ganz besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge für den jungen Autor spricht aus ihr. „Ich habe Ihr Buch mit großem Vergnügen gelesen und freue mich sehr, daß Sie sich an eine ernste, große Arbeit gemacht haben. An Hand solcher Arbeit wird es Ihnen sicherlich gelingen, Ihre marxistischen Überzeugungen zu überprüfen, zu vertiefen und zu festigen.“ Und weiter macht dann Lenin in äußerst vorsichtiger, taktvoller Weise einige Bemerkungen, gibt einige methodische Hinweise.

Beim Durchlesen dieses Briefes kommt es mir in Erinnerung, wie sich Lenin unerfahrenen Autoren gegenüber benahm. Er achtete auf das Wesentliche, auf den Kern der Arbeit, dachte darüber nach, wie er helfen konnte, Fehler zu berichtigen. Alles das tat er aber sehr behutsam, so daß der Betreffende mitunter gar nicht merkte, daß er berichtigt wurde. Jemand in der Arbeit zu helfen, ihn zu unterstützen – darin war Lenin Meister. Wollte er beispielsweise irgend jemand beauftragen, einen Artikel zu schreiben, war aber nicht davon überzeugt, daß der Betreffende ihn auch so schreiben würde, wie es nötig war, so unterhielt er sich mit [299] ihm erst eingehend über das ihm vorschwebende Thema, entwickelte seinen Gedankengang, weckte das Interesse des andern, sondierte ihn nach allen Richtungen und schlug ihm schließlich vor: „Wollen Sie nicht über dieses Thema einen Artikel schreiben?“ Und der Genosse merkte auf diese Weise gar nicht, wie sehr ihm diese Unterhaltung mit Lenin geholfen hatte, merkte nicht, wenn er in seinem Artikel Aussprüche und Redewendungen von Lenin brachte.

Wir hatten die Absicht, uns in München ein bis zwei Tage aufzuhalten, um die Stadt wiederzusehen (wir hatten 1902 dort gelebt). Da wir aber große Eile hatten, blieben wir nur wenige Stunden dort, bis wir weiter Anschluß hatten. Boris Knipowitsch und seine Frau waren auf dem Bahnhof, wir verbrachten die Zeit zwischen unseren Zügen im „Hofbräuhaus“, das durch sein ausgezeichnetes Bier berühmt ist. An den Wänden, auf den Biergläsern, kurz überall stehen die Anfangsbuchstaben „H. B.“ – „Narodnaja Wolja“ (Volkswille) wie ich lachend ergänzte.[150] In dieser „Narodnaja Wolja“ saßen wir den ganzen Abend mit Boris zusammen. Lenin lobte mit Kennermiene das Münchner Bier und unterhielt sich mit Boris über die Differenzierung der Bauernschaft; wir sprachen von Djadenka, Lidia Michailowna Knipowitsch, die ebenfalls an Basedowscher Krankheit litt, und Lenin schrieb einen Brief an sie, in dem er sie aufforderte, unbedingt ins Ausland zu reisen und sich von Kocher operieren zu lassen. Anfang August kamen wir in Poronin an, meiner Erinnerung nach war es am sechsten. Dort empfing uns der übliche Poroniner Regen. Genosse Kamenew teilte uns eine ganze Reihe von Neuigkeiten mit, die Rußland betrafen.

Für den 9. August war eine Konferenz der Mitglieder des Zentralkomitees einberufen worden. Die „Prawda“ war verboten worden. Statt ihrer erschien die „Rabotschaja Prawda“[151], [300] jedoch fast jede Nummer wurde konfisziert. Eine Streikwelle ergoß sich über das Land; gestreikt wurde in Petersburg, Riga, Nikolajew, Baku.

---

[150] Die deutschen Buchstaben H und B sind mit den russischen Buchstaben N und W identisch.
[151] Unter dem Namen „Rabotschaja Prawda“ (Arbeiterprawda) erschien die „Prawda“ vom 13. Juli bis 1. August 1913.

Kamenew wohnte in unserem Hause, und nach dem Abendessen pflegte er lange mit Lenin in unserer großen Küche zu sitzen; sie besprachen die Nachrichten, die aus Rußland eingetroffen waren.

Die Vorbereitungen zur Parteikonferenz, der sogenannten „Sommerkonferenz“, waren in vollem Gang. Sie fand vom 22. September bis 1. Oktober in Poronin statt. Alle Deputierten, mit Ausnahme Samoilows, trafen ein: zwei Moskauer Wahlmänner, Nowoshilow und Balaschow, Rosmirowitsch aus Kiew, Sima Derjabina aus dem Ural, Schotman aus Petersburg und andere. Vom „Prosweschtschenije“ war Trojanowski anwesend, von den Polen Hanecki und Domski und noch zwei „Rozłamowcy“ (der Einfluß der „Rozłamowcy“ erstreckte sich auf die vier größten Industriebezirke – den Warschauer, Łódźer, Dombrower und Kalischer Bezirk).

Von den Deputierten erinnere ich mich nur an Malinowski. Es wurde über die „Rabotschaja Prawda“ gesprochen, über die Moskauer Zeitung, über das „Prosweschtschenije“, über den Verlag „Priboi“, über die auf den bevorstehenden Kongressen – dem Genossenschaftskongreß und dem Kongreß der Handlungsgehilfen – einzuschlagende Taktik und über die Tagesaufgaben. Inès Armand traf um einige Tage verspätet ein. Sie war im September 1912 verhaftet worden und hatte unter falschem Namen im Gefängnis gesessen, wo die schlechten Verhältnisse ihre Gesundheit untergruben; sie zeigte Anzeichen einer beginnenden Tuberkulose. Ihre Energie hatte trotz alledem keineswegs nachgelassen, mit noch größerer Leidenschaft als früher widmete sie sich allen Fragen des Parteilebens. Wir Krakauer freuten uns alle außerordentlich über die Ankunft von Inès.

Insgesamt nahmen 22 Personen an der Konferenz teil. Es wurde beschlossen, die Frage der Einberufung des Parteitags [301] aufzuwerfen. Seit dem V. (Londoner) Parteitag waren schon sechs Jahre vergangen, und vieles hatte sich seitdem geändert. Das Wachstum der Arbeiterbewegung machte die Einberufung des Parteitags unbedingt notwendig. Auf der Tagesordnung der Konferenz standen folgende Fragen: die Streikbewegung, Vorbereitung des politischen Generalstreiks, Aufgaben der Agitation, Herausgabe einer Reihe von populären Broschüren, Unzulässigkeit der Beschneidung der Losung „demokratische Republik“ bei der Agitation, Konfiskation des Gutsbesitzerbodens, Achtstundentag. Es wurde die Frage diskutiert, wie in den legalen Vereinigungen gearbeitet und wie die sozialdemokratische Arbeit in der Duma geführt werden sollte. Besonders wichtig waren die Beschlüsse über die Notwendigkeit, die Gleichberechtigung der bolschewistischen und der menschewistischen Gruppe in der sozialdemokratischen Fraktion zu erreichen, sowie über die Unzulässigkeit der Überstimmung der Bolschewiki mit einer Stimme durch die sieben menschewistischen Abgeordneten, die die Interessen einer nur unbedeutenden Minderheit der Arbeiterschaft vertraten.[152] Eine andere wichtige Resolution wurde zur nationalen Frage angenommen, die die Ansichten Lenins klar zum Ausdruck brachte. Ich erinnere mich noch lebhaft an die über diese Frage in unserer Küche [302] entbrannten Debatten, an die Leidenschaftlichkeit, mit der diese Frage diskutiert wurde.

Diesmal legte Malinowski besonders starke Nervosität an den Tag. Er trank die Nächte hindurch, weinte, beklagte sich, daß man ihm mißtraue. Ich entsinne mich, wie empört die Moskauer Wahlmänner Balaschow und Nowoshilow über dieses Benehmen waren. Irgendeine Falschheit, irgendeine Komödie klang aus allem, was Malinowski sagte, heraus.

---

[152] Die sozialdemokratische Fraktion der IV. Reichsduma bestand aus 13 Mitgliedern (und einem nicht vollberechtigten – Jagiello, dem Vertreter der PPS), Vertretern beider Fraktionen: der Bolschewiki (sechs) und der Menschewiki (sieben). Der bolschewistische Teil der Fraktion bestand ausnahmslos aus Arbeitern und vertrat die breiten Massen des russischen Proletariats, während die Siebenergruppe mehr die Interessen des Kleinbürgertums und der radikalen Intelligenz vertrat. Indem sie ihr formales zahlenmäßiges Übergewicht ausnutzten, brachten die Menschewiki bei allen wichtigen prinzipiellen Fragen ihre Resolutionen im Namen der sozialdemokratischen Fraktion ein. Die Sechsergruppe forderte die Anerkennung ihrer Gleichberechtigung bei der Entscheidung aller Fragen, die in der Duma behandelt werden. Die Menschewiki lehnten das ab. Da trat die Sechsergruppe aus der vereinigten sozialdemokratischen Fraktion aus und bildete eine selbständige „russische sozialdemokratische Arbeiterfraktion“. *N. K.*

Nach der Konferenz blieben wir noch etwa zwei Wochen in Poronin, gingen viel spazieren, besonders nach dem sogenannten Czarny staw, einem schönen Gebirgssee, und machten noch andere Ausflüge ins Gebirge.

Im Herbst wurde unsere Freundschaft, die Freundschaft unserer gesamten Krakauer Gruppe mit Inès noch enger. Sie strahlte eine ganz besondere Lebensfreude und Energie aus. Zwar kannten wir sie schon von Paris her, aber die Pariser Kolonie war sehr groß, während wir in Krakau in einem engen, abgeschlossenen Kreise von Genossen lebten. Inès hatte ein Zimmer bei der Wirtin gemietet, bei der Kamenew wohnte. Besonders meine Mutter hatte sich eng an Inès angeschlossen. Inès kam oft zu ihr, um bei ihr zu sitzen, zu rauchen und zu plaudern. Es wurde gemütlicher und heiterer, sobald Inès ins Zimmer trat.

Unser ganzes Leben war angefüllt mit Sorgen und Arbeit für die Partei; es glich eher einem Studenten- als einem Familienleben, und wir waren über Inès' Anwesenheit außerordentlich froh. Sie erzählte mir in jener Zeit viel über ihr Leben, ihre Kinder, zeigte mir deren Briefe, und alten ihren Erzählungen entströmte große Wärme. Iljitsch und ich gingen viel mit ihr spazieren. Sinowjew und Kamenew hatten uns den Spitznamen „Partei der Spaziergänger" gegeben. Wir gingen aus der Stadt hinaus, wo Wiesen und Felder begannen. Wiese heißt auf polnisch „blon", und Inès hatte sich sogar in Erinnerung an diese Spaziergänge das Pseudonym „Blonina" gewählt. Sie liebte Musik sehr und veranlaßte uns, alle Beethovenkonzerte zu besuchen; sie spielte selbst gut [303] Klavier. Lenin liebte besonders die „Sonate pathétique". Oft bat er Inès, sie zu spielen. Viel später, schon nach der Revolution, ging er einmal zu Zjurupa, wo irgendein berühmter Musiker diese Sonate spielte. Wir sprachen viel über schöne Literatur.

„Wir lechzen hier nach Belletristik", schrieb ich damals an Lenins Mutter. „Wolodja kann Nadson und Nekrassow schon fast auswendig. ‚Anna Karenina', die wir wohl hundertmal gelesen haben, ist ganz zerpflückt. Wir haben unsere schöne Literatur (einen ganz geringen Teil dessen, was wir in Petersburg besaßen) in Paris zurückgelassen, und hier kann man kein einziges russisches Buch kaufen. Neiderfüllt lesen wir mitunter Buchhändleranzeigen über irgendwelche 28 Bände Uspenski, 10 Bände Puschkin usw. usw. Ausgerechnet jetzt ist Wolodja ein großer ‚Belletrist' geworden. Und dazu ein fürchterlicher Nationalist. Von den polnischen Künstlern will er um keinen Preis der Welt etwas wissen, dafür aber hat er bei Bekannten einen fortgeworfenen alten Katalog der Tretjakow-Galerie aufgestöbert, in den er sich nun immer wieder vertieft."[153]

Anfangs war beabsichtigt, daß Inès sich in Krakau niederlassen und ihre Kinder aus Rußland kommen lassen sollte, und ich ging mit ihr zusammen auf Wohnungssuche. Aber das Leben in Krakau war sehr abgeschlossen, es erinnerte ein wenig an die Verbannung. Es fand sich hier kein geeignetes Tätigkeitsfeld, wo Inès ihre Energie, die sie gerade in dieser Periode in Überfluß besaß, anwenden konnte. Deshalb beschloß sie, zuerst alle unsere Auslandsgruppen zu besuchen, eine Reihe von Vorträgen zu halten und sich dann in Paris niederzulassen, um dort die Arbeit des Komitees unserer Auslandsorganisationen in Fluß zu bringen. Vor ihrer Abreise sprachen wir eingehend über die Arbeit unter den Frauen. Inès trat leidenschaftlich für eine großzügige Propaganda unter den Arbeiterinnen ein und forderte die Herausgabe einer besonderen Zeitschrift für Arbeiterinnen in Peters-[304]burg. Lenin schrieb an seine Schwester Anna Iljinitschna, daß es notwendig sei, ein solches Organ zu gründen, und bald darauf begann es auch zu erscheinen. Inès tat später sehr viel für die Entfaltung der Tätigkeit unter den Arbeiterinnen und opferte nicht wenig Kraft für diese Arbeit.

Im Januar 1914 kam Malinowski nach Krakau und fuhr mit Lenin zusammen nach Paris und von dort nach Brüssel, um dem IV. Parteitag der Sozialdemokraten Lettlands beizuwohnen, der am 13. Januar eröffnet wurde.

---

[153] W. I. Lenin: Briefe an Verwandte, S. 396/397, russ.

In Paris hielt Malinowski einen – wie Lenin sagte – sehr guten Vortrag über die Arbeit der Dumafraktion. Lenin hielt einen großen öffentlichen Vortrag über die nationale Frage, außerdem hielt er eine Rede auf einer dem 9. Januar[154] gewidmeten Versammlung und sprach in der Gruppe der Pariser Bolschewiki über das Bestreben des Internationalen Sozialistischen Büros, in die russischen Angelegenheiten einzugreifen, um eine Versöhnung herbeizuführen, sowie über die Rede Kautskys auf der Dezemberkonferenz des Internationalen Büros, in der dieser erklärt hatte, daß die Sozialdemokratische Partei in Rußland tot sei. Diese Einmischung des Internationalen Sozialistischen Büros in die russischen Angelegenheiten hatte Lenin in große Aufregung versetzt, da nach seiner Meinung diese Einmischung zu einem Hindernis für den wachsenden Einfluß der Bolschewiki in Rußland werden mußte. Lenin sandte einen Bericht an Huysmans über die Lage in der Partei. Auf dem IV. Parteitag der lettischen Sozialdemokratie siegten die Bolschewiki. An dem Parteitag nahmen die Genossen Bersin, Lacis, German und eine Reihe anderer lettischer Bolschewiki teil. Lenin forderte in einer Rede auf dem Parteitag die Letten auf, sich dem Zentralkomitee anzuschließen.

In einem Brief an seine Mutter schrieb Wladimir Iljitsch, daß ihn diese Reise nach Paris sehr erfrischt habe. „Paris ist eine Stadt, in der es mit bescheidenen Mitteln schwer zu [305] leben ist, und eine sehr ermüdende Stadt. Jedoch für einen kurzen Aufenthalt, für Besuche und Spazierfahrten, gibt es keine schönere und heiterere Stadt. Ich habe mich gut erholt.“[155]

Im Winter, bald nach der Rückkehr Lenins aus Paris, wurde beschlossen, Kamenew zur Leitung der „Prawda“ und zur Arbeit mit der Dumafraktion nach Petersburg zu schicken. Die Zeitung sowohl wie die Dumafraktion brauchten Unterstützung. Kamenews Frau kam mit ihrem kleinen Sohn, um ihren Mann abzuholen.

Der kleine Kamenew und Sinowjews Sohn Stjopa stritten damals sehr ernsthaft miteinander, ob Petersburg eine Stadt sei oder Rußland ... Die Vorbereitungen zur Abreise begannen. Wir alle begleiteten Kamenews auf den Bahnhof. Es war ein kalter Winterabend. Es wurde wenig gesprochen, nur das Söhnchen Kamenews erzählte irgend etwas. Alle waren ernst gestimmt, jeder dachte, ob sich Kamenew würde lange halten können. Wann würde man sich wiedersehen? Wann würden wir selbst nach Rußland fahren? Jeder sehnte sich insgeheim nach Rußland, jeden zog es unbändig dorthin. Ich sah im Traum häufig die Newskaja Sastawa[156]. Wir vermieden es alle, über dieses Thema zu sprechen, aber in Gedanken beschäftigte sich jeder damit.

Am 8. März 1914 erschien in Petersburg die erste Nummer der populären Arbeiterinnenzeitschrift „Rabotniza“; sie kostete vier Kopeken. Das Petersburger Komitee gab Flugblätter für den Frauentag heraus. Für die „Rabotniza“ schrieben von Paris aus Inès und die Genossin Stal, von Krakau aus die Genossin Lilina und ich. Insgesamt erschienen sieben Nummern. Die Nr. 8 sollte Artikel über den bevorstehenden sozialistischen Frauenkongreß in Wien bringen, aber sie erschien nicht mehr – der Krieg war ausgebrochen.

Der Parteitag sollte während des Internationalen Kongresses stattfinden, der im August in Wien abgehalten werden sollte. Man ging von der Annahme aus, daß ein Teil der Teil-[306]nehmer legal reisen könne. Außerdem war geplant, mit Unterstützung von Krakauer Druckereiarbeitern die Grenze als eine große Touristengruppe zu überschreiten.

Im Mai übersiedelten wir wieder nach Poronin.

Zur Durchführung der Vorbereitungskampagne zum Parteitag wurden in Petersburg Kisseljow, Glebow-Awilow und Anja Nikiforowa mobilisiert. Sie kamen nach Poronin, um alles mit Lenin zu besprechen. Am ersten Tag saßen wir lange auf dem kleinen Hügel in der Nähe unseres „Landhauses“, und die Genossen erzählten von der Arbeit in Rußland. Es waren junge Leute,

---

[154] 9. Januar 1905, der „blutige Sonntag“, an dem der Zar in die vor dem Winterpalais friedlich demonstrierende Menge schießen ließ.
[155] W. I. Lenin: Briefe an Verwandte, S. 400/405, russ.
[156] Petersburger Vorstadt.

voller Energie, an denen Lenin seine Freude hatte. Glebow-Awilow war ein früherer Schüler der Schule in Bologna und jetzt ein standfester Lenin-Anhänger. Lenin riet den Genossen, einen Ausflug in die Berge zu machen; er selbst fühlte sich jedoch nicht wohl, so daß sie sich allein auf den Weg machten. Später erzählten sie lachend von ihrem Ausflug – wie sie einen steilen Gipfel erklommen hatten, wobei ihnen die Rucksäcke sehr hinderlich waren; sie beschlossen daher, sie abwechselnd zu tragen. Wie dann die Reihe an Anja gekommen war und sie die Rucksäcke schleppte, lachten alle Leute, denen sie begegneten, und rieten Anja, sich auch noch die Männer auf den Rücken zu laden.

Man einigte sich über den Charakter der Agitation für den Parteitag, jeder erhielt die nötigen Anweisungen; Kisseljow begab sich in die baltischen Provinzen, Glebow-Awilow und Anja fuhren nach der Ukraine.

Aus Moskau kam Alja nach Krakau, ein ehemaliger Schüler der Schule auf Capri, der ein Lockspitzel geworden war. Ich besinne mich nicht mehr, unter welchem Vorwand er kam, das Gespräch mit ihm drehte sich jedenfalls um den bevorstehenden Parteitag, über den die Ochrana selbstverständlich genaues Material haben wollte.

Inès hatte für den Sommer ihre Kinder aus Rußland kommen lassen und wohnte mit ihnen am Meer in Triest. Sie arbeitete an ihrem Referat für den internationalen Frauen-[307]kongreß, der gleichzeitig mit dem Kongreß der Internationale in Wien stattfinden sollte. Außerdem hatte sie auch noch auf anderem Gebiet zu arbeiten. Für Mitte Juni beabsichtigte das Internationale Sozialistische Büro, in Brüssel eine Konferenz der Vertreter von 11 Organisationen der verschiedensten Richtungen der SDAPR einzuberufen, um einen Meinungsaustausch zwischen diesen Organisationen herbeizuführen, der die Einigkeit herstellen sollte. Es unterlag jedoch keinem Zweifel, daß die Sache damit nicht zu Ende sein würde, daß die Liquidatoren, Trotzkisten, Bundisten und andere diese Gelegenheit benutzen würden, um die Tätigkeit der Bolschewiki einzuschränken, sie durch eine Reihe von Beschlüssen zu binden. Der Einfluß der Bolschewiki in Rußland nahm zu. Wie Genosse Badajew in seinem Buch „Die Bolschewiki in der Reichsduma“ mitteilt, hatten im Sommer 1914 die Bolschewiki im Vorstand von 14 der insgesamt in Petersburg existierenden 18 Gewerkschaftsverbände die Mehrheit ... Auf seiten der Bolschewiki standen alle großen Gewerkschaften, darunter der Metallarbeiterverband, die größte und stärkste aller Gewerkschaften. Dasselbe Verhältnis bestand auch in der Arbeitergruppe der Versicherungsanstalten. Als Bevollmächtigte für die hauptstädtischen Versicherungsorgane hatten die Arbeiter 37 Bolschewiki und 7 Menschewiki gewählt, in die gesamtrussischen Versicherungsorgane 47 Bolschewiki und 10 Menschewiki.[157]

Die Wahlen für den Internationalen Kongreß in Wien wurden auf breiter Basis organisiert. Die Mehrheit der Arbeiterorganisationen übertrug die Mandate für den Internationalen Sozialistenkongreß den Bolschewiki.

Auch die Vorbereitungen zum Parteitag entwickelten sich erfolgreich. Seit Frühjahr wurden alle mit der Einberufung des Parteitags verbundenen Vorbereitungsarbeiten ununterbrochen verstärkt. „Die vor uns stehende Aufgabe“, schreibt Badajew, „– in der Periode vor dem Parteitag die örtlichen [308] Parteizellen zu festigen und zu erweitern – war durch den gewaltigen Aufschwung der revolutionären Bewegung im Lande innerhalb dieser Monate zum großen Teil gelöst worden. Unter den Arbeitermassen verstärkte sich der Drang zur Partei, neue Kader revolutionär gestimmter Arbeiter traten den Parteiorganisationen bei. Die Arbeit der leitenden Kollektive der Partei verbesserte sich ständig. Im Zusammenhang damit war dem bevorstehenden Kongreß und den auf der Tagesordnung des Parteitages angesetzten Fragen die starke Beachtung der parteiverbundenen Arbeitermassen sicher.“[158]

---

[157] Siehe Alexej Badajew: Die Bolschewiki in der Reichsduma, Dietz Verlag, Berlin 1957, S. 388.
[158] Ebenda, S. 389.

Bei Badajew gingen ziemlich bedeutende Geldsummen ein, die für den Fonds zur Organisierung des Parteitages gesammelt wurden. Ebenso erhielt er eine ganze Reihe von Mandaten, Direktiven, Resolutionen zu den Fragen, die auf der Tagesordnung des Parteitags standen usw.

Badajew schildert in seinem Buch sehr anschaulich, wie in der ganzen Arbeit die legale Tätigkeit mit der illegalen eng verflochten war.

„Die Sommerzeit", schreibt er, „begünstigte die Einberufung illegaler Versammlungen außerhalb der Stadt, in den Wäldern, wo wir relativ in Sicherheit vor den Überfällen der Polizei waren.

Wenn es notwendig wurde, mehr oder minder erweiterte Versammlungen einzuberufen, wurden sie als angeblicher Ausflug irgendeines Bildungsvereins veranstaltet. Wir fuhren einige Dutzend Werst aus Petersburg heraus und begaben uns alsdann ‚zu einem Spaziergang' in die Tiefe des Waldes, stellten Posten auf, die auf eine ausgemachte Parole hin den Weg wiesen, und führten mitten im Walde die Versammlungen durch ...

Unzählige Polizeispitzel umkreisten alle Arbeiterorganisationen und brachten den bekannten Zentren der Parteiarbeit, wie sie die Redaktion der ‚Prawda' und die Räume unserer Fraktion waren, besondere Beachtung entgegen. [309] Doch mit der Verstärkung der Ochranatätigkeit zugleich verstärkte sich auch unsere konspirative Technik, und obwohl einzelne Genossen verhaftet wurden, konnte die Aufdeckung größerer Gruppen vermieden werden."[159]

Somit rechtfertigte sich also voll und ganz die Linie des Zentralkomitees, die auf den Ausbau der legalen Presse, auf die Einhaltung einer bestimmten Linie durch die Presse, auf die Intensivierung der Arbeit der Fraktion innerhalb und außerhalb der Duma, auf eine präzise Formulierung aller Fragen, auf die Verbindung von illegaler und legaler Arbeit gerichtet war.

Der Versuch, durch das Internationale Sozialistische Büro diese Linie zu sprengen, die Arbeit zu stören, machte Lenin rasend. Er beschloß, sich nicht selbst zu der Brüsseler Einigungskonferenz zu begeben. Inès sollte fahren. Sie beherrschte die französische Sprache (es war ihre Muttersprache), ließ sich nicht leicht aus dem Konzept bringen und hatte einen unerschütterlich festen Charakter. Man konnte sich darauf verlassen, daß sie keine Position aufgeben würde. Lenin sandte ihr den Bericht des Zentralkomitees, den er verfaßt hatte, nach Triest und schickte ihr außerdem eine ganze Reihe von Anweisungen, wie sie sich in diesem oder jenem Falle verhalten sollte; er überlegte alle Einzelheiten. Zur Delegation des Zentralkomitees gehörten außer Inès noch M. F. Wladimirski und N. F. Popow. Den Bericht des Zentralkomitees verlas Inès in französischer Sprache. Wie erwartet, blieb es nicht beim bloßen Meinungsaustausch. Kautsky reichte im Namen des Exekutivbüros eine Resolution ein, die die Spaltung verurteilte und behauptete, daß keine grundlegenden Differenzen vorhanden seien. Für die Resolution stimmten alle, mit Ausnahme der Delegation des Zentralkomitees und der Letten, die sich weigerten, an der Abstimmung teilzunehmen, ungeachtet der Drohung des Sekretärs des Internationalen Büros, Huysmans, er würde beim Internationalen Kongreß in Wien beantragen, den sich der Stimme Enthaltenden die [310] Verantwortung für die Sprengung des Einigungsversuches aufzuerlegen.

Die Liquidatoren, die Trotzkisten, die „Wperjod"-Gruppe, die Plechanow-Anhänger und die Kaukasische Gebietsorganisation gründeten auf einer privaten Beratung in Brüssel einen „Block" gegen die Bolschewiki, der beschloß, die entstandene Lage auszunutzen und einen Druck auf die Bolschewiki auszuüben.

Lenin war im Sommer 1914, abgesehen von dem Brüsseler Einigungsgetue, von einer anderen bösen Affäre in Anspruch genommen, nämlich von der Affäre Malinowski.

Als der General Dshunkowski zum Stellvertreter des Ministers des Innern ernannt worden war und von der Lockspitzeltätigkeit Malinowskis Kenntnis erhalten hatte, verständigte er den

[159] Ebenda, S. 390 u. 391.

Vorsitzenden der Reichsduma, Rodsjanko, davon und sprach von der Notwendigkeit, diese Sache aus der Welt zu schaffen, um einen riesigen politischen Skandal zu vermeiden.

Am 8. Mai überreichte Malinowski Rodsjanko seine Austrittserklärung aus der Dumafraktion. Darauf reiste er ins Ausland. Die lokalen und zentralen Parteiorganisationen verurteilten die Handlungsweise Malinowskis als anarchistisch und desorganisatorisch und schlossen Malinowski aus der Partei aus. Was jedoch seine Provokateurtätigkeit anbelangt, so schien diese Beschuldigung so ungeheuerlich, daß das Zentralkomitee eine spezielle Kommission zur Untersuchung dieser Angelegenheit unter dem Vorsitz Haneckis ernannte, der auch Lenin und Sinowjew angehörten.

Gerüchte über die Provokateurtätigkeit Malinowskis waren schon lange im Umlauf. Sie stammten aus menschewistischen Kreisen. Sehr starke Verdachtsmomente hatte Jelena Fjodorowna Rosmirowitsch in Zusammenhang mit den Umständen ihrer Verhaftung – sie hatte in der Dumafraktion gearbeitet, und die Gendarmerie war über solche Einzelheiten unterrichtet, die sie nur durch Verrat erfahren haben konnte. Irgendwelche Informationen hatte auch Bucharin. Lenin hielt [311] es für absolut unmöglich, daß Malinowski ein Lockspitzel sein könnte. Nur ein einziges Mal war ein Zweifel bei ihm aufgetaucht: Ich entsinne mich, wie er einmal in Poronin, als wir von Sinowjews, wo über diese umlaufenden Gerüchte gesprochen worden war, nach Hause gingen, plötzlich auf der Brücke stehenblieb und sagte: „Und wenn es nun wahr ist?“ Und sein Gesicht drückte größte Besorgnis aus. „Wo denkst du denn hin!“ antwortete ich. Und Iljitsch beruhigte sich und schimpfte auf die Menschewiki, daß sie im Kampf gegen die Bolschewiki vor keinem Mittel zurückscheuten. Seitdem hatte er in dieser Frage nie mehr Zweifel oder Verdacht.

Nachdem die Kommission alle Gerüchte über die Provokateursrolle Malinowskis geprüft und die Erklärung Burzews, daß er eine solche für unwahrscheinlich halte, entgegengenommen hatte, nachdem sie Bucharin und Jelena Rosmirowitsch angehört hatte, fühlte sie sich doch außerstande, die Tatsache der Lockspitzeltätigkeit Malinowskis als erwiesen zu konstatieren.

Der bestürzte, gänzlich aus dem Gleis geratene Malinowski trieb sich in Poronin herum. Allah mag wissen, was er in dieser Zeit durchgemacht hat. Wohin er sich von Poronin aus begab, wußte niemand. Die Februarrevolution brachte Malinowskis Entlarvung.

Nach der Oktoberrevolution kehrte er freiwillig nach Rußland zurück und stellte sich der Sowjetregierung. Laut Urteil des Obersten Gerichtshofs wurde er erschossen.

In Rußland hatte sich zu jener Zeit der Kampf verschärft. Die Streikbewegung dehnte sich aus – in Baku brach ein besonders großer Streik aus. Die Arbeiterschaft unterstützte die Streikenden in Baku. Die Polizei schoß auf eine Versammlung von 12.000 Arbeitern der Putilow-Werke, die Zusammenstöße wurden immer erbitterter; die Deputierten verwandelten sich in Führer des aufständischen Proletariats. Ein Massenstreik brach aus.

Am 7. Juli streikten in Petersburg 130.000 Arbeiter. Das Proletariat bereitete sich zum Kampf vor. Der Streik flaute [312] nicht ab, sondern wuchs; in den Straßen des roten Petersburg wurden Barrikaden errichtet.

Aber da brach der Krieg aus.

Deutschland erklärte am 1. August Rußland, am 3. August Frankreich und am 4. August Belgien den Krieg. Am gleichen Tage erklärte England Deutschland den Krieg, am 6. August erfolgte die Kriegserklärung Osterreich-Ungarns an Rußland, am 11. August erklärten Frankreich und England Österreich-Ungarn den Krieg.

Der Weltkrieg hatte begonnen. Er brachte die anschwellende revolutionäre Bewegung in Rußland vorübergehend zum Stillstand, schüttelte die ganze Welt durcheinander, er rief eine Reihe tiefster Krisen hervor, warf die wichtigsten Fragen des revolutionären Kampfes in neuer,

bedeutend verschärfter Form auf, hob die Rolle des Proletariats als Führer aller Werktätigen hervor, erweckte neue Schichten zum Kampf und machte den Sieg des Proletariats für Rußland zu einer Frage von Leben oder Tod.

[313]

DIE KRIEGSJAHRE

Krakau 1914

Obgleich der Krieg nicht überraschend kam, hatte die Nachricht über die Kriegserklärung doch große Bestürzung ausgelöst. Man mußte versuchen, schleunigst aus Poronin fortzukommen. Aber wohin – das wußte niemand. Dazu war die Genossin Lilina schwerkrank, und Sinowjew konnte deshalb nicht fort. Sie wohnten damals in Zakopane, wo es Ärzte gab. Wir beschlossen deshalb, vorläufig in Poronin zu bleiben. Lenin schrieb nach Kopenhagen an Kobecki und bat ihn um Informationen, auch sollte er Verbindungen mit Stockholm anknüpfen usw. Die örtliche Gebirgsbevölkerung war, als die Mobilmachung begann, höchst niedergedrückt. Mit wem Krieg geführt werden sollte, aus welchem Grunde – niemand kannte sich aus. Nicht die geringste Begeisterung war vorhanden, die Leute gingen, als ob sie zur Schlachtbank geführt wurden. Unsere Wirtin, eine Bäuerin, war ganz gebrochen vor Kummer: man hatte ihren Mann eingezogen. Der Pfaffe bemühte sich in der Kirche, patriotische Gefühle zu erwecken. Alle möglichen Gerüchte waren im Umlauf, und der sechsjährige kleine Junge einer armen Nachbarsfamilie, der sich ständig bei uns aufhielt, teilte mir geheimnisvoll mit, der Herr Pfarrer habe gesagt, die Russen streuten Gift in die Brunnen.

Am 7. August erschien in unserem Landhaus der Poroniner Gendarmeriewachtmeister in Begleitung eines ortsansässigen Bauern, der ein Gewehr bei sich trug, um eine Haussuchung [314] vorzunehmen. Was er suchen sollte, das wußte der Wachtmeister eigentlich selbst nicht genau; er stöberte im Schrank herum, fand einen ungeladenen Browning, nahm einige Hefte mit Aufzeichnungen über die Agrarfrage mit statistischen Tabellen an sich und richtete einige unwesentliche Fragen an uns. Sein Begleiter saß verlegen auf der Stuhlkante und blickte verständnislos um sich. Der Wachtmeister machte sich über ihn lustig, zeigte auf einen Topf mit Leim und versicherte, daß dies eine Bombe sei. Sodann erklärte er, daß gegen Lenin eine Denunziation eingelaufen sei und er ihn eigentlich verhaften müsse. Aber da er ihn morgen sowieso nach Nowy Targ (dem nächsten Ort, in dem sich Militärbehörden befanden) transportieren müsse, so möge er lieber morgen früh um sechs Uhr selbst zum Zug kommen. Es war also klar, daß Lenin verhaftet werden sollte. Und in den ersten Tagen nach Kriegsausbruch konnte man dabei mit Leichtigkeit um die Ecke gebracht werden. Lenin fuhr zu Hanecki, der damals in Poronin lebte, und erzählte ihm den Vorfall. Hanecki telegrafierte sofort an den sozialdemokratischen Abgeordneten Marek, und Lenin telegrafierte an die Krakauer Polizei, der er als Emigrant bekannt war. Iljitsch war sehr beunruhigt darüber, daß ich mit meiner Mutter in Poronin allein in dem großen Hause zurückbleiben mußte, und verabredete mit dem Genossen Tichomirnow, daß dieser fürs erste ein Zimmer im oberen Stockwerk beziehen sollte. Tichomirnow war erst unlängst aus der Verbannung im Olonezer Gouvernement zurückgekehrt, und die Redaktion der „Prawda“ hatte ihn nach Poronin geschickt, wo er etwas ausruhen, seine durch die Verbannung erschütterten Nerven in Ordnung bringen und bei dieser Gelegenheit gleichzeitig Lenin helfen sollte, auf Grund des in der „Prawda“ veröffentlichten Materials Aufstellungen über stattfindende Kampagnen für die Arbeiterpresse und anderes zu machen.

Wir verbrachten eine unruhige, schlaflose Nacht. Am Morgen begleitete ich Iljitsch zum Bahnhof und kehrte dann in das leere Haus zurück. Am selben Tage mietete Hanecki [315] irgendein Fuhrwerk, mit dem er bis nach Nowy Targ kam. Er setzte es durch, daß er von dem „Kaiserlich-Königlichen“ Bezirkschef empfangen wurde, machte Krach, erzählte, Lenin sei Mitglied des Internationalen Sozialistischen Büros, ein Mann, für den man sich einsetzen würde, für dessen Leben die Behörde verantwortlich gemacht werden würde; er besuchte den Untersuchungsrichter, dem er ebenfalls sagte, wer Lenin sei, und erhielt für mich eine Sprecherlaubnis für den nächsten Tag. Als Hanecki aus Nowy Targ zurückgekehrt war, schrieb ich mit ihm zusammen nach Wien an den österreichischen sozialdemokratischen Abgeordneten Victor Adler, Mitglied des Internationalen Büros. In Nowy Targ erhielt ich die Erlaubnis, Lenin zu sprechen. Man ließ uns allein, aber Lenin sprach nur wenig – die Lage war noch sehr unklar. Von der Krakauer

Polizei traf ein Telegramm ein, daß kein Grund zu einem Spionageverdacht gegen Uljanow vorläge; ein ebensolches kam von Marek aus Zakopane, und ein bekannter polnischer Schriftsteller kam nach Nowy Targ, um sich für Lenin einzusetzen. Als der in Zakopane wohnende Sinowjew von der Verhaftung Lenins erfuhr, nahm er sofort sein Rad und fuhr trotz strömenden Regens zu dem Polen Dr. Dlusski, einem alten „Narodowolzen“, der etwa zehn Kilometer von Zakopane entfernt lebte. Dlusski nahm sofort einen Wagen und fuhr nach Zakopane, telegrafierte herum, schrieb Briefe, verhandelte mit irgend jemand. Ich erhielt jeden Tag Sprecherlaubnis. Frühmorgens mit dem Sechsuhrzug fuhr ich nach Nowy Targ – die Fahrt dauerte eine Stunde –, dann schlenderte ich bis etwa elf Uhr zwischen Bahnhof, Postamt und Markt herum. Dann konnte ich eine Stunde mit Lenin sprechen. Er erzählte von seinen Mitinsassen. Es saßen viele Bauern aus der Umgegend im Gefängnis: der eine, weil sein Paß abgelaufen war, der andere, weil er die Steuern nicht bezahlt hatte, der dritte wegen „Widerstands“ gegen die Lokalbehörden. Dann saß noch ein Franzose dort, irgendein polnischer Beamter, der aus Sparsamkeitsgründen mit einem falschen Grenzübertrittsschein gereist [316] war, und ein Zigeuner, der sich über die Mauer des Gefängnishofes mit seiner Frau zu unterhalten pflegte. Lenin erinnerte sich an seine juristische Tätigkeit während seiner Verbannung unter den Bauern von Schuschenskoje, die er aus allen möglichen schwierigen Lagen gerettet hatte, und richtete auch hier im Gefängnis eine eigenartige juristische Konsultation ein, schrieb Eingaben für die Mitinsassen usw. Sie nannten Lenin einen „Byczy chłop“, das heißt „famoser Kerl“. Der „famose Kerl“ gewöhnte sich allmählich an das Gefängnisleben in Nowy Targ und kam zu unseren Zusammenkünften gefaßter und lebhafter. In diesem Kriminalgefängnis überlegte Lenin nachts, wenn alle Häftlinge schliefen, was die Partei nun zu tun habe, welche Schritte sie unternehmen mußte, um diesen Weltkrieg der imperialistischen Staaten in einen Weltkrieg zwischen Proletariat und Bourgeoisie zu verwandeln. Ich teilte Lenin alle Neuigkeiten über den Krieg mit, die ich nur erfahren konnte.

Aber folgendes teilte ich ihm nicht mit: Als ich eines Tages vom Bahnhof zurückkehrte, gingen hinter mir Bäuerinnen, die aus der Kirche kamen und sich wohl absichtlich laut unterhielten, damit ich sie hören konnte. Sie sprachen davon, daß sie selbst mit den Spionen aufräumen würden. Wenn auch die Behörden zufällig einen Spion freilassen sollten, so würden sie selbst ihm die Augen ausstechen, die Zunge abschneiden usw. usw. Es war also klar, daß wir nicht in Poronin bleiben konnten, falls Lenin aus dem Gefängnis entlassen werden sollte. Deshalb begann ich, unsere Sachen zu packen, sonderte das, was wir unbedingt mitnehmen mußten, von dem, was wir dalassen würden. Unsere Wirtschaft war ganz und gar in Unordnung geraten. Das Mädchen, das wir wegen der Krankheit meiner Mutter für den Sommer genommen hatten, erzählte den Nachbarn alle möglichen Märchen über uns und über unsere Verbindung mit Rußland. Ihr sehnlichster Wunsch war, nach Krakau zu fahren. Das nutzte ich aus, gab ihr das Gehalt im voraus und Reisegeld und schickte sie schleunigst nach Krakau. Die Tochter der Nach-[317]barn half mir den Ofen heizen, Einkäufe besorgen usw. Meiner Mutter – sie war schon 72 Jahre alt – ging es sehr schlecht, sie merkte, daß irgend etwas geschehen war, erfaßte jedoch nicht mehr, was, obgleich ich ihr erzählt hatte, daß man Lenin verhaftet hatte. Sie phantasierte mitunter, daß man ihn mobilisiert habe; sie regte sich sehr über meine tägliche lange Abwesenheit auf und glaubte, ich würde ebenso verschwinden wie Iljitsch. Unser Hausgenosse Tichomirnow ging nachdenklich umher, rauchte, ordnete und packte die Bücher. Einmal brauchte ich irgendeine Bescheinigung von dem Bauern, der den Gendarmen bei der Haussuchung als Zeuge begleitet hatte und von ihm verhöhnt worden war. Ich suchte ihn also irgendwo am Ende des Dorfes auf, saß lange bei ihm in seiner Hütte – es war die typische Behausung eines armen Bauern – und unterhielt mich mit ihm darüber, was dieser Krieg bedeute, wer ihn auskämpfen müsse und für wen, und wer am Krieg interessiert sei. Er begleitete mich dann freundschaftlich, als ich fortging.

Die Bemühungen des Wiener Abgeordneten Victor Adler und des Lwower Abgeordneten Diamand, die Bürgschaften für Lenin übernommen hatten, waren erfolgreich, und am 19. August

wurde Lenin aus dem Gefängnis entlassen. Ich war an diesem Tage wie gewöhnlich vom frühen Morgen an in Nowy Targ, und diesmal ließ man mich sogar in die Zelle hinein, um Lenin zu helfen, seine Sachen zu packen. Wir mieteten einen Bauernwagen und fuhren nach Poronin. Dort mußten wir noch etwa eine Woche bleiben, ehe wir die Erlaubnis erhielten, nach Krakau zu übersiedeln. In Krakau gingen wir zu der Wirtin, bei der einmal Kamenew und Inès gewohnt hatten. Die Wohnung war zur Hälfte von einer Sanitätsabteilung besetzt, die Frau gab uns aber trotzdem irgendeinen Winkel. Übrigens hatte sie andere Sorgen: bei Krasnik hatte soeben die erste Schlacht stattgefunden, an der ihre beiden Söhne teilgenommen hatten, die als Freiwillige ins Feld gegangen waren, und sie wußte nun nicht, ob sie noch lebten.

[318] Am nächsten Tag beobachteten wir vom Fenster des Hotels aus, in das wir gezogen waren, ein erschütterndes Bild. Aus Krasnik war ein Zug mit Toten und Verwundeten eingetroffen. Die Angehörigen derjenigen, die an der Schlacht teilgenommen hatten, liefen hinter den Tragbahren her und schauten in die Gesichter der Toten und Sterbenden, gepeinigt von der Furcht, die Ihrigen zu erkennen. Die Leichtverwundeten mit verbundenen Köpfen und Gliedmaßen legten den Weg vom Bahnhof zu Fuß zurück. Die zum Bahnhof geströmten Einwohner halfen ihnen ihre Sachen tragen, brachten ihnen Bier, das sie aus einem nahen Restaurant geholt hatten, und boten ihnen zu essen an. Unwillkürlich mußte ich denken: „So sieht er aus, der Krieg!“ – aber das war erst die erste Schlacht.

In Krakau gelang es uns ziemlich schnell, die Erlaubnis zur Ausreise in ein neutrales Land – in die Schweiz – zu erhalten. Wir hatten noch allerlei zu ordnen. Meine Mutter war kurz zuvor „Kapitalistin“ geworden. Eine in Nowotscherkassk lebende Schwester von ihr, eine Lehrerin, war gestorben und hatte ihr ihr ganzes Vermögen vermacht: silberne Löffel, Heiligenbilder, Kleidungsstücke und viertausend Rubel, die sie sich in den dreißig Jahren ihrer pädagogischen Tätigkeit gespart hatte. Dieses Geld lag in einer Krakauer Bank. Um das Geld herauszubekommen, mußten wir die Dienste eines Maklers in Wien in Anspruch nehmen, der sich dafür genau die Hälfte der ganzen Summe bezahlen ließ. Der Rest war während des Krieges unsere Hauptexistenzquelle, und wir lebten so sparsam, daß 1917, als wir nach Rußland zurückkehrten, immer noch eine gewisse Summe übrig war. Während einer Haussuchung in den Julitagen 1917 wurde über die gefundene Geldsumme ein besonderes Protokoll aufgenommen, das als Beweis dafür dienen sollte, daß Lenin von der deutschen Regierung Geld für Spionagetätigkeit erhalten habe.

Die Reise von Krakau bis an die Schweizer Grenze dauerte eine ganze Woche. Unser Zug mußte lange auf den einzelnen [319] Stationen stehen, um Truppentransporte vorbeizulassen. Wir beobachteten die chauvinistische Agitation, die von den Nonnen und den unter ihrem Einfluß stehenden Frauengruppen getrieben wurde. Auf den Bahnhöfen verteilten sie an die Soldaten Heiligenbilder, Gebetbücher usw. Elegante, geschniegelte Offiziere spazierten auf den Bahnsteigen herum. Die Waggons waren mit Inschriften bedeckt – lauter Direktiven, was man mit Franzosen, Engländern, Russen zu tun habe: „Jeder Schuß – ein Russ!“ Auf einem Reservegleis standen einige Waggons mit Insektenpulver, das für die Front bestimmt war.

In Wien blieben wir einen Tag, um uns die nötigen Papiere zu besorgen, die Geldangelegenheit zu regeln und nach der Schweiz zu telegrafieren, damit irgend jemand für uns die Bürgschaft übernehme, denn ohne eine solche wurde man nicht in die Schweiz hineingelassen. Greulich, ein altes Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, bürgte für uns. In Wien fuhr Rjasanow mit Lenin zu Victor Adler, der sich für Lenins Freilassung aus dem Gefängnis eingesetzt hatte. Adler erzählte von seinem Gespräch mit dem Minister. „Sind Sie überzeugt davon, daß Uljanow ein Feind der zaristischen Regierung ist?“ fragte ihn der Minister. „O ja!“ antwortete Victor Adler, „ein schlimmerer Feind als Eure Exzellenz !“ Von Wien bis zur Schweizer Grenze ging es recht schnell.

Bern 1914–1913

Am 5. September passierten wir endlich die Schweizer Grenze. Unser Reiseziel war Bern.

Wir hatten noch nicht endgültig beschlossen, wo wir bleiben würden, in Genf oder in Bern. Iljitsch fühlte sich nach unserem früherem Wohnort – Genf – hingezogen, wo es sich damals in der „Société de Lecture“ so gut arbeiten ließ, wo eine gute russische Bibliothek vorhanden war usw. usw. Aber die Berner behaupteten, daß sich Genf stark verändert habe, daß [320] zahlreiche Emigranten aus anderen Städten, aus Frankreich usw. dort hingezogen seien und somit ein furchtbares Emigrantengetümmel herrsche. Wir faßten keinen endgültigen Beschluß, mieteten aber fürs erste ein Zimmer in Bern.

Lenin schrieb sofort nach Genf, um festzustellen, ob dort Leute waren, die nach Rußland reisen wollten (man müßte sie zur Herstellung einer Verbindung mit Rußland benutzen), erkundigte sich, ob die russische Druckerei noch vorhanden sei, ob man dort russische Flugblätter herausgeben könne usw.

Am Tage nach unserer Ankunft aus Galizien versammelten sich sämtliche Bolschewiki, die damals in Bern lebten – Schklowski, die Safarows, der Duma-Abgeordnete Samoilow, Goberman und andere –, und hielten im Walde eine Beratung ab, auf der Lenin seinen Standpunkt über die Ereignisse darlegte. Es wurde eine Resolution angenommen, die den Krieg als einen imperialistischen Raubkrieg charakterisierte und das Verhalten der Führer der II. Internationale, die für die Kriegskredite gestimmt hatten, als Verrat an der Sache des Proletariats brandmarkte; in der Resolution hieß es: „Vom Standpunkt der Arbeiterklasse und der werktätigen Massen aller Völker Rußlands wäre das kleinere Übel die Niederlage der Zarenmonarchie und ihrer Truppen, die Polen, die Ukraine und eine ganze Reihe anderer Völker Rußlands unterjochen.“[160] Die Resolution, die die Losung: Propagierung der sozialistischen Revolution, Bürgerkrieg, erbarmungsloser Kampf gegen den Chauvinismus und Patriotismus in allen Ländern ohne Ausnahme aufstellte, entwarf gleichzeitig ein Aktionsprogramm für Rußland: Kampf gegen die Monarchie, für die Revolution, für die Republik, für die Befreiung der von den Großrussen unterdrückten Völker, für die Konfiskation der Gutsländereien und für den Achtstundentag.

Die Berner Resolution war ihrem ganzen Wesen nach eine Herausforderung an die gesamte kapitalistische Welt. Sie wurde selbstverständlich nicht zu dem Zweck verfaßt, um in [321] einer Schublade zu verstauben. In erster Linie wurde sie an die bolschewistischen Auslandssektionen geschickt. Ferner nahm Samoilow die Thesen nach Rußland mit, um sie mit den dort lebenden Mitgliedern des Zentralkomitees und mit der Dumafraktion zu besprechen. Der Standpunkt der Genossen war hier nicht bekannt. Die Verbindung mit Rußland war abgerissen. Erst später erfuhren wir, daß die Mitglieder des Zentralkomitees und die bolschewistischen Mitglieder der Dumafraktion sofort den richtigen Ton angeschlagen hatten. Für die fortschrittlichen Arbeiter unseres Landes, für unsere Parteiorganisation waren die den Krieg betreffenden Resolutionen der Internationalen Kongresse mehr als ein Stück Papier, sie waren eine Anleitung für ihre Tätigkeit.

Gleich in den ersten Tagen nach Kriegsausbruch, nach der Bekanntgabe der Mobilisierung, gab das Petersburger Komitee ein Flugblatt heraus mit dem Aufruf: „Nieder mit dem Krieg! Krieg dem Kriege!“ In einer Reihe von Petersburger Betrieben wurde am Tage der Mobilmachung der Landwehr gestreikt, es wurde sogar der Versuch gemacht, eine Demonstration zu organisieren. Freilich rief der Krieg einen so starken Ausbruch des reaktionärsten Patriotismus hervor, stärkte die militärische Reaktion so bedeutend, daß nicht viel zu machen war. Unsere Dumafraktion hielt an ihrer Linie des Kampfes gegen den Krieg, der Fortsetzung des Kampfes gegen die zaristische Regierung fest. Diese Standhaftigkeit machte sogar auf die Menschewiki

[160] W. I. Lenin: Werke, Bd. 21, S. 4.

Eindruck, und die gesamte sozialdemokratische Fraktion nahm eine gemeinsame Resolution an, die von der Dumatribüne herab verkündet wurde. Diese Resolution war sehr vorsichtig formuliert, manches blieb unausgesprochen; aber es war trotzdem eine Resolution des Protestes, die die allgemeine Entrüstung aller übrigen Dumamitglieder hervorrief. Diese Entrüstung wuchs, als die sozialdemokratische Fraktion (immer noch die gesamte) an der Abstimmung über die Kriegskredite nicht teilnahm und als Zeichen des Protestes den Saal verließ. Die bolschewistische Organisation stellte sich rasch auf völlige Illegalität um. Sie [322] ließ Flugblätter erscheinen, in denen sie Hinweise gab, wie der Krieg zur Entfaltung und Vertiefung des revolutionären Kampfes ausgenutzt werden könne. Auch in der Provinz begann die Antikriegspropaganda. Meldungen aus den einzelnen Orten bestätigten, daß diese Propaganda von den revolutionär gesinnten Arbeitern unterstützt wurde. Alles das erfuhren wir im Ausland erst bedeutend später.

Innerhalb unserer Auslandsgruppen, die den revolutionären Aufschwung der letzten Monate in Rußland nicht miterlebt hatten und die von dem Emigrantendasein, von dem sich manche um jeden Preis losreißen wollten, niedergedrückt waren, fehlte jene Festigkeit, die unseren Abgeordneten und unseren russischen bolschewistischen Organisationen eigen war. Es bestanden noch Unklarheiten, man stritt darüber, wer der Aggressor sei.

Obgleich sich die Mehrheit der Gruppe in Paris gegen den Krieg und gegen das Eintreten in die Armee als Freiwillige entschieden hatte, traten doch einige unserer Genossen – Saposhkow (Kusnezow), Kasakow (Britman, Swijagin), Mischa Edischerow (Dawydow), Moissejew (Ilja, Sefir) und andere – als Freiwillige in das französische Heer ein. Die Kriegsfreiwilligen – Menschewiki, Sozialrevolutionäre und ein Teil der Bolschewiki (insgesamt etwa 80 Personen) – erließen eine „Deklaration der russischen Republikaner“, die in der französischen Presse veröffentlicht wurde. Vor dem Abzug der Freiwilligen aus Paris hielt ihnen Plechanow eine Abschiedsrede.

Die Mehrheit der Pariser Gruppe verurteilte dieses Kriegsfreiwilligentum. Jedoch war auch in den anderen Gruppen die Frage nicht restlos geklärt. Lenin wußte sehr wohl, daß es in einem solchen ernsten Augenblick besonders wichtig ist, daß sich jeder Bolschewik über die Ereignisse im klaren ist und daß ein Meinungsaustausch organisiert werden mußte. Es war nicht zweckmäßig, sofort jede Nuance zu fixieren, man mußte sich erst gründlich aussprechen. Aus diesem Grunde antwortete Lenin dem Genossen Karpinski auf den Brief, in [323] dem dieser den Standpunkt der Genfer Sektion darlegte: „Die ‚Kritik‘ und meine ‚Antikritik‘ würden vielleicht besser den Gegenstand einer Aussprache bilden.“

Lenin wußte, daß man durch eine kameradschaftliche Aussprache besser zu einer Einigung gelangt als durch einen Briefwechsel. Aber natürlich war die Zeit nicht dazu angetan, um sich innerhalb eines kleinen Kreises von Bolschewiki lange Zeit hindurch auf solche Gespräche zu beschränken.

Anfang Oktober wurde es bekannt, daß der aus Paris zurückgekehrte Plechanow bereits in Genf gesprochen hatte und in Lausanne einen Vortrag halten wollte.

Der Standpunkt Plechanows versetzte Lenin in große Aufregung. Er konnte es nicht glauben, daß Plechanow zum „Vaterlandsverteidiger“ geworden war. „Ich kann es einfach nicht glauben“, sagte er. „Seine militärische Vergangenheit spielt hier wahrscheinlich eine Rolle“, fügte er nachdenklich hinzu. Als wir am 10. Oktober aus Lausanne ein Telegramm mit der Mitteilung erhielten, daß Plechanows Vortrag für den nächsten Tag, also den 11., festgesetzt war, begann Iljitsch sich sofort vorzubereiten, und ich sorgte dafür, daß ihn niemand störte. Ich besprach mit unseren Genossen, wer aus Bern zu dem Vortrag fahren sollte usw. Wir hatten uns endgültig in Bern niedergelassen; und Sinowjews, die zwei Wochen nach uns angekommen waren, lebten in Bern, ebenso Inès Armand.

Ich konnte nicht zu dem Vortrag nach Lausanne fahren; später erzählten mir die Genossen ausführlich darüber. Und als ich in den „Aufzeichnungen des Lenin-Instituts“ dann später die Erinnerungen F. Iljins an diesen Vortragsabend las, sah ich Iljitsch und alles, was er damals durchgemacht hat, wieder lebhaft vor mir. Auch Inès hatte mir ausführlich über diesen Vortrag erzählt. Von allen Enden der Schweiz waren unsere Genossen zu dem Vortrag zusammengeströmt – aus Bern Sinowjew, Inès, Schklowski, aus Baugy-sur-Montreux Rosmirowitsch, Krylenko, Bucharin und die Lausanner Genossen.

Lenin befürchtete, daß es ihm nicht gelingen würde, dem [324] Vortrag Plechanows beizuwohnen und alles zu sagen, was er auf dem Herzen hatte, er befürchtete, daß die Menschewiki soviel Bolschewiki nicht zulassen würden. Ich kann mir denken, wie wenig ihm in diesem Augenblick daran gelegen war, mit den Genossen über irgendwelche belanglose Dinge zu reden, und die naiven Manöver, die er anwandte, um allein zu bleiben, sind wohl verständlich. Ich kann mir vorstellen, wie er sich inmitten all der Wirtschaft während des Essens, das bei Mowschowitschs stattfand, in sich selbst zurückzog und vor größter Aufregung keinen Bissen hinunterschlucken konnte. Als Plechanow in seinen einleitenden Worten erklärte, er habe sich nicht für eine Rede auf einer so großen Versammlung vorbereitet, flüsterte Lenin einem neben ihm sitzenden Genossen einige höhnische Bemerkungen zu. „So ein Gauner“, warf Lenin hin und versenkte sich dann ganz in das, was Plechanow sagte. Mit dem ersten Teil des Vortrags, in dem Plechanow über die Deutschen herfiel, war Lenin einverstanden und applaudierte ihm. Im zweiten Teil vertrat Plechanow dann seinen Standpunkt der Vaterlandsverteidigung. Nicht der geringste Zweifel blieb mehr. Nur Lenin hatte sich zur Diskussion gemeldet, weiter niemand. Mit einem Krug Bier in der Hand ging er zum Rednerpult. Er sprach ruhig, nur an der Blässe seines Gesichts konnte man seine Erregung erkennen. Lenin sprach darüber, daß der jetzt ausgebrochene Krieg kein Zufall sei, daß er durch den ganzen Charakter der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft vorbereitet worden sei. Die Internationalen Kongresse – der Stuttgarter, Kopenhagener, Baseler – hätten das Verhältnis der Sozialisten zu dem bevorstehenden Krieg bestimmt. Nur dann erfüllen die Sozialdemokraten ihre Pflicht, wenn sie gegen die chauvinistische Vergiftung ihres Landes kämpfen. Man müsse diesen Krieg in einen entscheidenden Kampf des Proletariats gegen die herrschenden Klassen umwandeln.

Lenin hatte nur zehn Minuten Redezeit. Er sagte nur das Allerwesentlichste. Plechanow antwortete ihm in seiner ge-[325]wohnten witzigen Art. Die Menschewiki – sie waren in der überwiegenden Mehrheit – klatschten ihm rasend Beifall. Es herrschte der Eindruck, als ob Plechanow gesiegt hätte.

Für den 14. Oktober, drei Tage später, war in demselben Saal, in dem Plechanow gesprochen hatte – im Volkshaus –ein Vortrag Lenins angesagt. Der Saal war überfüllt. Der Vortrag war ausgezeichnet. Lenin war in gehobener Kampfesstimmung, er entwickelte ausführlich seinen Standpunkt gegenüber diesem Krieg als einem imperialistischen Krieg. Er wies darauf hin, daß in Rußland bereits ein Flugblatt des Zentralkomitees gegen den Krieg erschienen sei, daß die kaukasische und einige andere Parteiorganisationen ein ähnliches Flugblatt herausgegeben hätten. Er sagte ferner, daß die beste sozialistische Zeitung in Europa gegenwärtig der „Golos“ (Die Stimme) wäre, an dem Martow mitarbeitete. „Und wenn ich auch noch so starke Differenzen mit Martow gehabt habe“, sagte Lenin, „so muß ich jetzt mit aller Bestimmtheit erklären, daß dieser Publizist heute das tut, was ein Sozialdemokrat tun muß: er kritisiert seine Regierung, er entlarvt seine Bourgeoisie, er beschimpft seine Minister.“

In privaten Unterhaltungen erklärte Lenin mehr als einmal, wie gut es wäre, wenn Martow ganz und gar zu uns übergehen würde. Aber er glaubte nicht so ganz daran, daß Martow sich auf der von ihm eingenommenen Position halten würde. Er wußte, wie stark dieser fremden Einflüssen unterworfen war. „Solange er allein ist, wird er so schreiben“, meinte er. Lenin hatte mit seinem Vortrag enormen Erfolg. Über das gleiche Thema – „Proletariat und Krieg“ – sprach er auch in Genf.

Als Lenin von seiner Vortragsreise zurückkehrte, fand er einen Brief Schljapnikows aus Stockholm vor, in dem dieser über die Arbeit in Rußland berichtete, über das Telegramm Vandervel-des an die Dumafraktion und über die Antwort der menschewistischen und bolschewistischen Abgeordneten an Vandervelde. Emile Vandervelde, der Delegierte Belgiens im Internationalen Sozialistischen Büro, hatte bei Kriegsausbruch [326] in der belgischen Regierung einen Ministerposten angenommen. Kurz vor dem Krieg hatte er Rußland besucht und den Kampf gesehen, den die Arbeiter Rußlands gegen die Selbstherrschaft führten, aber er hatte die ganze Tiefe dieses Kampfes nicht erfaßt. Nun sandte Vandervelde an beide Teile der sozialdemokratischen Dumafraktion ein Telegramm. Er rief die sozialdemokratische Fraktion auf, dafür zu sorgen, daß die russische Regierung mit aller Entschiedenheit auf seiten der Entente gegen Deutschland kämpfe.

Die menschewistischen Deputierten, die sich im ersten Moment geweigert hatten, für die Kriegskredite zu stimmen, fingen an, stark zu schwanken, als sie erfuhren, welchen Standpunkt die meisten sozialistischen Parteien innehatten. Deshalb trug ihre Antwort an Vandervelde bereits einen ganz anderen Charakter: sie erklärten, daß sie nicht gegen den Krieg arbeiten würden. Die bolschewistische Fraktion schickte eine Antwort, in der sie es entschieden ablehnte, den Krieg in irgendeiner Weise zu unterstützen und den Kampf gegen die zaristische Regierung einzustellen. Die Antwort war nicht erschöpfend, es hätte noch mehr gesagt werden müssen, jedenfalls aber war die Linie im großen und ganzen richtig. Die Aufrechterhaltung der Verbindung zwischen dem Ausland und Rußland wurde als äußerst wichtig empfunden, und Lenin bestand mit aller Entschiedenheit darauf, daß Schljapnikow in Stockholm blieb, um die Verbindung mit der Dumafraktion und überhaupt mit den Genossen in Rußland zu festigen. Diese Verbindung konnte man am besten über Stockholm regeln.

Sowie Lenin aus Krakau in Bern angekommen war, erkundigte er sich brieflich bei Karpinski, ob es möglich sei, in Genf eine Flugschrift herauszugeben. Die Thesen, die in den ersten Tagen nach unserer Ankunft in Bern angenommen worden waren, sollten zu einem Manifest umgearbeitet und einen Monat später veröffentlicht werden. Lenin wandte sich unter Beachtung strengster Konspiration in einem Brief, den jemand nach Genf mitnahm, nochmals an Karpinski wegen [327] der Herausgabe. Es stand damals noch nicht genau fest, wie sich die Schweizer Regierung zu einer Antikriegspropaganda stellen würde.

Am Tage nach Erhalt des ersten Briefes von Schljapnikow schrieb Lenin an Karpinski:

„Lieber K.! Gerade während meines Aufenthaltes in Genf sind *erfreuliche* Nachrichten aus Rußland angelangt. Auch der Antworttext der russischen Sozialdemokraten an Vandervelde ist eingetroffen. Wir haben daher beschlossen, anstatt eines einzelnen Manifestes die Zeitung ‚Sozial-Demokrat', das ZO, herauszugeben ... Bis Montag werden wir Ihnen einige geringfügige Änderungen zum Manifest sowie die *veränderte* Unterschrift schicken, denn nachdem wir mit Rußland in Verbindung getreten sind, können wir schon *offizieller* auftreten."[161]

Ende Oktober fuhr Lenin zuerst nach Montreux, sodann nach Zürich, um wieder Vorträge zu halten. In Zürich trat bei Lenins Vortragsabend Trotzki auf, der empört darüber war, daß Lenin Kautsky einen „Verräter" genannt hatte. Lenin aber formulierte mit voller Absicht alle Fragen so scharf wie möglich, damit Klarheit geschaffen würde, zu welcher Richtung sich jeder bekannte. Der Kampf gegen die „Vaterlandsverteidiger" war in vollem Gange.

Und dieser Kampf trug keinen innerparteilichen Charakter, betraf nicht nur die russischen Angelegenheiten, sondern hatte internationalen Charakter.

„Die II. Internationale ist, besiegt vom Opportunismus, gestorben", erklärte Lenin. Es galt, die Kräfte zu sammeln, um eine neue, die III. Internationale, eine vom Opportunismus gesäuberte Internationale zu gründen.

---

[161] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 35, S. 119, russ. [LW Bd. 35, S. 134]

Auf welche Kräfte konnte man sich stützen?

Außer den russischen Sozialdemokraten hatten nur die serbischen Sozialdemokraten nicht für die Kriegskredite gestimmt. Der Skupschtina (dem serbischen Parlament) gehörten nur zwei Sozialdemokraten an. In Deutschland hatten bei [328] Kriegsausbruch alle für die Kriegskredite gestimmt, aber schon am 10. September hatten Karl Liebknecht, Franz Mehring, Rosa Luxemburg und Clara Zetkin eine Erklärung abgegeben, in der sie gegen den Standpunkt protestierten, auf den sich die Mehrheit der deutschen Sozialdemokratie gestellt hatte. Diese Erklärung konnten sie erst Ende Oktober in Schweizer Blättern veröffentlichen; in den deutschen Zeitungen war ihnen dies nicht gelungen. Von den deutschen Zeitungen stand die „Bremer Bürger-Zeitung“ gleich seit Kriegsbeginn am weitesten links und hatte am 23. August erklärt, daß die „proletarische Internationale“ zusammengebrochen sei. In Frankreich glitt die sozialistische Partei mit Guesde und Vaillant an der Spitze zu chauvinistischen Positionen hinab. In den unteren Parteischichten jedoch war eine kriegsfeindliche Stimmung ziemlich weit verbreitet. Für die belgische Partei war das Verhalten Vanderveldes charakteristisch. In England erfuhr der Chauvinismus Hyndmans und der ganzen britischen sozialistischen Partei eine Abfuhr durch MacDonald und Keir Hardie von der opportunistischen Unabhängigen Arbeiterpartei. In den neutralen Ländern waren Stimmungen gegen den Krieg vorhanden, aber sie trugen vornehmlich pazifistischen Charakter. Am revolutionärsten trat die Sozialistische Partei Italiens mit der Zeitung „Avanti!“ an der Spitze auf; sie kämpfte gegen den Chauvinismus und enthüllte den eigensüchtigen Hintergrund aller Aufrufe zum Krieg. Die Partei wurde von der überwiegenden Mehrheit aller fortschrittlichen Arbeiter unterstützt. Am 27. September fand in Lugano die italienisch-schweizerische Sozialistenkonferenz statt. Wir sandten unsere Thesen über den Krieg an die Konferenz. Die Konferenz charakterisierte den Krieg als imperialistischen und forderte den Kampf des internationalen Proletariats für den Frieden.

Im großen und ganzen klangen die Stimmen, die sich gegen den Chauvinismus erhoben, die internationalistischen Stimmen, noch ziemlich schwach, unsicher und kamen vereinzelt; aber Lenin zweifelte nicht daran, daß sie mit der Zeit stärker [329] werden würden. Den ganzen Herbst hindurch war er in gehobener Kampfstimmung.

Die Erinnerungen an diese Monate sind in meinem Gedächtnis verbunden mit den Erinnerungen an das Bild des Berner Herbstwaldes. Es war ein wunderbar schöner Herbst. Wir wohnten in Bern auf dem Distelweg, einer kleinen, sauberen, stillen Straße, die zum Berner Wald führt, der sich einige Kilometer weit hinzieht. Uns gegenüber wohnte Inès, fünf Minuten von uns entfernt Sinowjews, zehn Minuten entfernt die Schklowskis. Wir streiften stundenlang auf den mit gelben Blättern bedeckten herbstlichen Waldwegen umher. Meist gingen wir zu dritt – Iljitsch, Inès und ich. Lenin entwickelte seine internationalen Kampfpläne. Inès ging das alles sehr nahe. Sie nahm an dem Kampf, der nun entbrannte, unmittelbar Anteil: sie führte den Briefwechsel, übersetzte verschiedene unserer Dokumente ins Französische und Englische, sammelte Material, hatte Besprechungen mit den anderen Genossen usw. Mitunter saßen wir stundenlang an einem buschbewachsenen sonnigen Berghang. Lenin verfaßte die Konzepte für seine Reden und Artikel, präzisierte die Formulierungen, ich lernte Italienisch nach einem Toussaint-Langenscheidtschen Lehrbuch, Inès nähte irgend etwas und ließ sich wohlig von der Herbstsonne bescheinen – sie hatte sich von ihrer Gefängnishaft noch immer nicht ganz erholt. Abends versammelten wir uns dann in dem Zimmerchen von Grigori (die Sinowjews – Grigori, Lilina und ihr kleiner Junge Stjopa – wohnten zusammen in einem kleinen Zimmer), und nachdem Lenin mit dem einschlafenden Stjopa gescherzt hatte, entwickelte er eine Reihe konkreter Vorschläge.

Der Brief Lenins an Schljapnikow vom 17. Oktober enthält die kurze und klare Formulierung der Hauptpunkte der Kampflinie.

„... Kautsky ist jetzt derjenige, der *am meisten Schaden anrichtet*. So gefährlich und niederträchtig ist seine Sophistik, die mit den glattesten und öligsten Phrasen die Gemeinheiten [330]

der Opportunisten bemäntelt (in der ‚Neuen Zeit'). Die Opportunisten sind ein klar erkennbares Übel. Das deutsche ‚Zentrum' mit Kautsky an der Spitze ist ein verstecktes, diplomatisch verbrämtes Übel, das Auge, Verstand und Gewissen der Arbeiter verkleistert, ist das allergefährlichste Übel. Unsere Aufgabe ist jetzt der bedingungslose und offene Kampf gegen den internationalen Opportunismus und gegen seine Beschützer (Kautsky). Und das werden wir im Zentralorgan tun, das wir in Kürze herausgeben (zwei Seiten wahrscheinlich). Mit aller Kraft muß man jetzt den berechtigten Haß der klassenbewußten Arbeiter gegen die schändliche Haltung der Deutschen wachhalten und aus diesem Haß politische Schlußfolgerungen *gegen* den Opportunismus und gegen jede Nachsicht ihm gegenüber ziehen. Das ist eine internationale Aufgabe. Und diese Aufgabe haben wir zu erfüllen, denn sonst ist niemand da. Wir dürfen nicht vor dieser Aufgabe zurückschrecken. Die Losung der ‚einfachen' Erneuerung der Internationale ist falsch (denn die Gefahr einer faulen, versöhnlerischen Resolution auf der Linie Kautsky–Vandervelde ist außerordentlich groß!) Die Losung ‚Frieden' ist falsch. Losung muß die Umwandlung des nationalen Kriegs in den Bürgerkrieg sein. (Diese Umwandlung kann eine langwierige sein, sie kann und wird eine Reihe von Voraussetzungen fordern, aber die gesamte Arbeit muß sich gerade auf *der Linie einer solchen* Umwandlung, im Geiste dieser Umwandlung und in ihrer Richtung bewegen.) Nicht Kriegssabotage, nicht individuelle Einzelaktionen in diesem Sinne, sondern Massenpropaganda (nicht nur unter der ‚Zivilbevölkerung'), die zur Umwandlung des Kriegs in einen Bürgerkrieg führen wird.

In Rußland verbirgt sich der Chauvinismus hinter der Phrase von der ‚belle France' und dem unglücklichen Belgien (und die Ukraine? usw.) oder dem ‚Volks'haß auf die Deutschen (und auf den ‚Kaiserismus'). Deshalb ist es unsere unbedingte Pflicht, gegen diese Sophismen zu kämpfen. Aber damit der Kampf eine klare und feste Linie verfolgt, braucht [331] er eine verallgemeinernde Losung. Über diese Losung kann für uns *Russen*, kann vom Standpunkt der Interessen der werktätigen Massen und der Arbeiterklasse *Rußlands* nicht der geringste, kann absolut kein Zweifel bestehen; es kann kein Zweifel daran herrschen, daß das *kleinste* Übel für uns jetzt und sofort die *Niederlage* des Zarismus in diesem Kriege sein würde. Denn der Zarismus ist hundertmal schlimmer als der ‚Kaiserismus'. Keine Sabotage des Kriegs, sondern Kampf gegen den Chauvinismus und Richtung der gesamten Propaganda und Agitation auf den internationalen Zusammenschluß (Annäherung, Solidarisierung, Einigung selon les circonstances [den Umständen gemäß]) des Proletariats zum Zweck des Bürgerkriegs. Es wäre auch falsch, zu individuellen Akten, Niederschießen von Offizieren usw. aufzufordern und Argumente zuzulassen wie z. B.: wir wollen dem ‚Kaiserismus' nicht helfen. Das erste ist eine Abweichung zum Anarchismus hin, das zweite zum Opportunismus. Wir müssen vielmehr eine Massenaktion (oder zumindest kollektive Aktion) im Heere nicht nur einer einzelnen Nation vorbereiten und müssen unsere *ganze* Agitations- und Propagandaarbeit in diese Richtung lenken. Konzentration der Arbeit (hartnäckiger, systematischer, vielleicht langwieriger Arbeit) auf die Umwandlung des nationalen Kriegs in den Bürgerkrieg, das ist das Wesentliche. Der Augenblick dieser Umwandlung – das ist eine andere Frage, die gegenwärtig noch nicht geklärt ist. Diesen Moment muß man heranreifen lassen und ihn systematisch ‚zwingen heranzureifen' ...

Die Friedenslosung ist meiner Meinung nach in diesem Moment nicht richtig. Sie ist eine kleinbürgerliche, eine Pfaffenlosung. Die proletarische Losung muß lauten: Bürgerkrieg.

Objektiv betrachtet entspringt aus der völligen Umwälzung in der Lage Europas eine derartige Losung für die Epoche des Massenkriegs. Der Baseler Resolution entspringt dieselbe Losung.

Wir können den Bürgerkrieg weder ‚versprechen' noch ‚dekretieren', aber in *dieser Richtung* zu arbeiten – und wenn [332] es nötig sein sollte, sehr lange zu arbeiten – dazu sind wir verpflichtet. Aus dem Artikel im Zentralorgan werden Sie Einzelheiten erfahren."[162]

[162] Ebenda, S. 120–122. [Ebenda, S. 139]

Zweieinhalb Monate nach Kriegsausbruch hatte Lenin bereits seine klare, eindeutige Kampflinie gefunden. Diese Linie bestimmte seine ganze weitere Tätigkeit. Der internationale Maßstab weckte auch in Lenins Arbeit für Rußland neue Töne, gab ihr neue Kraft, neue Farben. Ohne die langen Jahre der schweren Arbeit für den Aufbau der Partei und die Organisierung der Arbeiterklasse Rußlands hätte Lenin für die neuen Aufgaben, die der imperialistische Krieg stellte, nicht so schnell die richtige Linie finden können. Ohne mitten im Brennpunkt des internationalen Kampfes zu stehen, hätte er das russische Proletariat nicht so sicher zum Oktobersieg führen können.

Die Nr. 33 des „Sozial-Demokrat“ erschien am 1. November 1914. Man hatte anfangs nur 500 Exemplare gedruckt, doch mußten später weitere 1.000 Exemplare hinzugefügt werden. Am 14. November teilte Lenin voller Freude Karpinski mit, daß die Zeitung in die Nähe der Grenze gebracht worden sei und bald über die Grenze weiterbefördert werden würde.

Mit Hilfe von Name und Graber war es gelungen, am 13. November das Manifest in verkürzter Form in der Schweizer Zeitung „La Sentinelle“ (Die Schildwache) zu veröffentlichen, die in französischer Sprache in La Chaux-de-Fonds, dem Neuchâteler Arbeiterzentrum, herausgegeben wurde. Lenin triumphierte. Wir sandten Übersetzungen des Manifests an französische, englische und deutsche Zeitungen.

Um die Propaganda unter den Franzosen zu entfalten, korrespondierte Lenin mit Karpinski wegen eines Vortrags von Inès in französischer Sprache in Genf. Mit Schljapnikow korrespondierte er über seine Rede auf dem schwedischen Kongreß. Schljapnikow trat auch wirklich auf, und zwar ausgezeichnet. So entwickelte sich nach und nach die „internationale Aktion“ der Bolschewiki.

[333] In bezug auf die Verbindung mit Rußland lagen die Dinge schlechter. Für Nr. 34 des Zentralorgans hatte Schljapnikow interessantes Material aus Petersburg geschickt. Aber gleichzeitig damit mußte die Nr. 34 die Verhaftung von fünf bolschewistischen Deputierten melden. Die Verbindung mit Rußland wurde wieder schwächer.

Lenin entfaltete einen leidenschaftlichen Kampf gegen den Verrat der II. Internationale an der Sache des Proletariats, machte sich aber gleichzeitig sofort nach seiner Ankunft in Bern daran, für das Enzyklopädische Wörterbuch „Granat“ einen Artikel „Karl Marx“ zu schreiben. Er begann mit einer Skizzierung der Marxschen Weltanschauung in den Abschnitten „Philosophischer Materialismus“ und „Dialektik“, und nach einer Darlegung der ökonomischen Lehre Marx’ erläuterte er schließlich, wie Marx die Frage des Sozialismus und der Taktik des Klassenkampfs des Proletariats behandelt.

So wurde die Lehre von Marx gewöhnlich nicht dargestellt. Im Zusammenhang mit den Kapiteln über philosophischen Materialismus und Dialektik vertiefte sich Lenin wieder angelegentlich in das Studium Hegels und anderer Philosophen und gab auch nach Beendigung seines Artikels über Marx diese Arbeit nicht auf. Das Ziel seiner philosophischen Studien war, sich eine Methode zu eigen zu machen, die die Philosophie in eine konkrete Anleitung zum Handeln umgestalten konnte. Seine kurzen Bemerkungen über die dialektische Beurteilung aller Erscheinungen, die er 1921 während des Meinungsstreits mit Trotzki und Bucharin über die Gewerkschaften machte, veranschaulichen besser als irgend etwas anderes, wieviel ihm in dieser Beziehung seine philosophischen Studien gegeben haben, die er gleich nach seiner Ankunft in Bern begann und die die Fortsetzung seiner Studien in den Jahren 1908 bis 1909, als er mit den Machisten kämpfte, darstellen.

Kampf und Studium, Studium und wissenschaftliche Arbeit, das verband Lenin stets zu einem festen Ganzen, stets bestand zwischen all diesem festester, innigster Zusammen-[334]hang, wenngleich es auf den ersten Blick scheinen konnte, als sei es einfach eine parallel laufende Arbeit.

Anfang 1915 wurde die angestrengte Arbeit zur Vereinigung der bolschewistischen Auslandsgruppen fortgesetzt. Ein gewisses Einvernehmen war vorhanden, aber die Situation erforderte einen wirklich festen, engen Zusammenschluß notwendiger denn je. Vor dem Krieg befand sich das Komitee der Auslandsorganisationen in Paris. Nunmehr mußte das Zentrum in die neutrale Schweiz, nach Bern, verlegt werden, wo sich auch die Redaktion des Zentralorgans befand. Es mußte in allen Fragen eine restlose Einigung erzielt werden – über die Einschätzung des Krieges, über die neuen Aufgaben, vor die sich die Partei gestellt sah, über die Wege zu ihrer Lösung; die Arbeit der Gruppen mußte präzisiert werden. Die Genossen aus Baugy (Krylenko, Bucharin, Rosmirowitsch) zum Beispiel hatten beschlossen, ihr Auslandsorgan „Swesda" herauszugeben, und sie machten sich so schnell an die Ausführung ihres Beschlusses, daß sie sich nicht einmal mit dein Zentralorgan in Verbindung setzten. Wir hörten von diesem Plan durch Inès. Die Herausgabe eines solchen Blattes war aber kaum zweckentsprechend: sogar zur Herausgabe des Zentralorgans fehlte das Geld. Differenzen waren vorläufig nicht vorhanden, aber sie konnten leicht entstehen. Irgendein unvorsichtiges Wort konnte von den Gegnern aufgegriffen und aufgebauscht werden. Man mußte Hand in Hand arbeiten, das verlangte die Situation. Für Ende Februar wurde nach Bern eine Konferenz der Auslandsgruppen einberufen. Außer den Schweizer Gruppen war noch die Pariser Gruppe da. Von den Parisern kam Grischa Belenki, der ausführlich über die Pariser „Verteidigungsstimmungen" berichtete, von denen am Anfang des Kriegs die Pariser Gruppe ergriffen war. Die Londoner konnten nicht kommen, sie betrauten andere Genossen mit ihrem Mandat. Die Genossen aus Baugy schwankten lange, ob sie kommen sollten oder nicht, und schließlich kamen sie erst ganz zum Schluß. Mit ihnen zusammen trafen die „Japaner" ein – diesen Bei-[335]namen hatten wir den Kiewer Genossen Pjatakow und Bosch (der Schwester der Genossin Rosmirowitsch) gegeben, die aus ihrer sibirischen Verbannung über Japan und Amerika geflüchtet waren. Zu jener Zeit klammerte man sich krampfhaft an jeden neu eintreffenden Gesinnungsgenossen. Die „Japaner" gefielen uns sehr gut. Ihre Ankunft bedeutete zweifellos eine Stärkung unserer Auslandskräfte.

Auf der Konferenz wurde eine klare Resolution über den Krieg angenommen, es wurde über die Losung: Vereinigte Staaten von Europa diskutiert (gegen die besonders Inès sehr scharf auftrat), der Charakter der Arbeit der Auslandsgruppen wurde festgelegt. Es wurde beschlossen, die Zeitung der Genossen aus Baugy nicht herauszugeben, und schließlich wurde ein neues Komitee der Auslandsorganisationen gewählt, das sich aus den Bernern Schklowski, Kasparow, Inès Armand, Lilina und Krupskaja zusammensetzte.

Vor dem Kriege, im Jahre 1913, hatte Kasparow in Berlin gelebt. Lenin wußte von ihm von unseren Bakuer Genossen –Jenukidse, Schaumian und anderen. In dieser Periode widmete Lenin der nationalen Frage besonders große Aufmerksamkeit und strebte danach, in enge Verbindung mit solchen Menschen zu treten, die sich für diese Frage interessierten und die richtig an sie herantraten.

Im Sommer 1913 schrieb Kasparow einen Artikel über die nationale Frage für die Zeitschrift „Prosweschtschenije". Lenin antwortete ihm: „Ich habe Ihren Aufsatz erhalten und gelesen. Ich glaube, daß Sie das Thema gut angepackt und richtig behandelt haben. Es ist aber nicht genügend literarisch abgefeilt. Es ist da zu viel – wie soll man es nennen? – ‚Agitation', die zu einem Artikel über eine *theoretische* Frage nicht paßt. Meiner Meinung nach müssen Sie den Artikel selbst überarbeiten, oder wir werden es versuchen."[163]

Die Auswahl der Themen über die nationale Frage und ihre richtige Beleuchtung bedeutet sehr viel, und Lenin übertrug Kasparow sogleich eine ganze Reihe von Arbeiten, um [336] Material zur nationalen Frage zu sammeln, indem er sofort das, was ihn interessierte, konkret hervorhob, überzeugt davon, daß Kasparow das Wichtigste, das Wesentlichste herausfinden würde. Als Lenin im Jahre 1914 für kurze Zeit nach Berlin fahren wollte, schrieb er Kasparow über die

[163] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 36, S. 222, russ.

Notwendigkeit eines Zusammentreffens und machte gleich einen Vorschlag, wie das zu bewerkstelligen sei.

Momente scharfen Kampfes, Momente des Aufstiegs bringen einander näher. Im Juli 1914 begann in Petersburg die Arbeiterbewegung sich rasch zu entfalten. Lenin erhielt einen Brief, in dem über die sich erhebende revolutionäre Welle gesprochen wurde. Bis jetzt hatte Lenin, wenn er Kasparow schrieb, den Brief immer mit der Anrede „Werter Genosse“ begonnen. Nun schrieb er aber anders, da er wußte, daß Kasparow den revolutionären Aufschwung genauso erlebte wie wir: „Lieber Freund“, schrieb Lenin, „Ich bitte Sie, die Mühe auf sich zu nehmen und uns über den *Verlauf der Revolutionstage in Rußland* zu informieren. Wir sind ohne Zeitungen. Ich bitte Sie ...“[164] und weiter folgt ein ganzes Programm, wie die Verbindung herzustellen sei.

Als der Krieg ausbrach, mußte Kasparow aus Deutschland nach Bern übersiedeln. Wir begegneten uns wie Freunde und sahen uns täglich. Kasparow wurde bald einer der nächsten Genossen in unserer Gruppe, und so wählten wir ihn in das Komitee der Auslandsorganisation.

Auf der Tagesordnung stand die Sammlung der Kräfte im internationalen Maßstab. Wie schwierig diese Aufgabe war, zeigte die Londoner Konferenz der sozialistischen Parteien der Ententeländer (England, Belgien, Frankreich, Rußland) vom 14. Februar 1915. Diese Konferenz hatte Vandervelde einberufen, ihre Organisierung jedoch lag in der Hand der englischen Unabhängigen Arbeiterpartei mit Keir Hardie und MacDonald an der Spitze. Vor der Konferenz waren sie gegen den Krieg und für die internationale Vereinigung. Die Unabhängige Arbeiterpartei hatte anfangs die Absicht geäußert, [337] Delegierte aus Deutschland und Österreich einzuladen, die Franzosen jedoch erklärten, daß sie in diesem Fall nicht an der Konferenz teilnehmen würden. Von England waren 11 Delegierte, von Frankreich 16, von Belgien 3 anwesend. Von Rußland nahmen 3 Sozialrevolutionäre teil, ferner ein Delegierter des menschewistischen Organisationskomitees. In unserem Namen sollte Litwinow sprechen. Nachdem man sich darüber klar geworden war, was für eine Konferenz das werden und welche Resultate sie zeitigen würde, wurde beschlossen, daß Litwinow nur eine Deklaration des Zentralkomitees verlesen sollte. Lenin verfaßte den Entwurf zu dieser Erklärung. Sie enthielt die Forderung, daß Vandervelde, Guesde und Sembat in Belgien und Frankreich unverzüglich aus den bürgerlichen Ministerien ausscheiden sollten und daß alle sozialistischen Parteien die russischen Arbeiter im Kampf gegen den Zarismus zu unterstützen hätten. Weiter hieß es in der Deklaration, daß die Sozialdemokraten Deutschlands und Österreichs ein ungeheuerliches Verbrechen am Sozialismus und an der Internationale begangen hätten, indem sie für die Kriegskredite stimmten und einen „Burgfrieden“ mit den Junkern, Pfaffen und der Bourgeoisie schlossen, daß aber auch die belgischen und französischen Sozialisten nicht besser gehandelt hätten.

„Die Arbeiter Rußlands strecken den Sozialisten als Genossen die Hand entgegen, die wie Karl Liebknecht, wie die Sozialisten Serbiens und Italiens handeln, wie die britischen Genossen aus der ‚Unabhängigen Arbeiterpartei‘ und manche Mitglieder der britischen sozialistischen Partei, wie unsere verhafteten Genossen aus der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands.

Auf diesen Weg rufen wir euch, auf den Weg des Sozialismus. Nieder mit dem Chauvinismus, der die proletarische Sache zugrunde richtet! Es lebe der internationale Sozialismus!“[165]

Mit diesen Worten schloß die Deklaration. Sie wurde vom [338] Zentralkomitee und von dem Vertreter der lettischen Sozialdemokraten, Bersin, unterzeichnet. Der Vorsitzende gab dem Genossen Litwinow nicht die Möglichkeit, die Deklaration bis zu Ende zu verlesen. Litwinow überreichte darauf dem Vorsitzenden die Deklaration und verließ selbst die Sitzung, nachdem er erklärt hatte, daß die SDAPR an der Konferenz nicht teilnehme. Nachdem Litwinow die Konferenz verlassen hatte, wurde eine Resolution für die Durchführung des „Befreiungskriegs“

[164] Lenin-Sammelband XIII, S. 152, russ.
[165] W. I. Lenin: Werke, 2. Ausgabe, Bd. XVIII, S. 123, russ.

bis zum Sieg über Deutschland angenommen. Für diese Resolution stimmten auch Keir Hardie und MacDonald.

Gleichzeitig waren die Vorbereitungen zu einer internationalen Frauenkonferenz im Gang. Wichtig war es natürlich nicht nur, daß eine solche Konferenz zustande kam, sondern auch, daß sie keinen pazifistischen Charakter trug und sich auf einen konsequent revolutionären Standpunkt stellte. Es waren daher umfangreiche Vorbereitungsarbeiten notwendig, die hauptsächlich Inès zufielen. Inès, die die Redaktion des Zentralorgans durch viele Übersetzungen verschiedener Dokumente unterstützte, die von Anfang an am Kampfe gegen die „Vaterlandsverteidiger" teilgenommen hatte, eignete sich besser als alle anderen für diese Arbeit. Außerdem beherrschte sie mehrere Sprachen. Sie korrespondierte mit Clara Zetkin, Angelika Balabanowa, Alexandra Kollontai, den englischen Genossinnen usw. und knüpfte die ersten internationalen Verbindungen an. Anfangs waren diese Fäden außerordentlich schwach, sie rissen fortwährend ab, aber Inès arbeitete hartnäckig weiter. In Paris lebte die Genossin Stal, und durch deren Vermittlung korrespondierte Inès mit französischen Genossinnen. Mit Balabanowa war die Verbindung am leichtesten herzustellen, sie lebte in Italien und war Mitarbeiterin am „Avanti!" In dieser Periode war die Sozialistische Partei Italiens sehr revolutionär gesinnt. In Deutschland nahm die Bewegung gegen die „Vaterlandsverteidigung" immer mehr zu. Am 2. Dezember stimmte Karl Liebknecht gegen die Kriegskredite. Clara Zetkin berief die Internatio-[339]nale Frauenkonferenz ein. Sie war Sekretärin des Internationalen Sozialistischen Frauenbüros. Zusammen mit Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg und Franz Mehring kämpfte sie gegen die chauvinistische Mehrheit der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Inès setzte sich mit ihr in Verbindung. Genossin Kollontai hatte sich damals schon von den Menschewiki getrennt. Im Januar schrieb sie Lenin und mir einen Brief und sandte uns ein Flugblatt.

„Verehrte und teure Genossin", antwortete ihr Lenin. „Ich danke Ihnen sehr für das mir übersandte Flugblatt (ich kann es fürs erste nur an die hiesigen Mitglieder der Redaktion der ‚Rabotniza' weitergeben; sie haben schon an die Genossin Clara Zetkin einen Brief mit anscheinend demselben Inhalt wie der Ihre geschickt)."

Weiter legte er dann den Standpunkt der Bolschewiki dar:

„Sie scheinen mit der Losung des Bürgerkrieges nicht ganz einverstanden zu sein und räumen ihr eine sozusagen untergeordnete (vielleicht sogar bedingte) Stellung nach der Friedenslosung ein. Und Sie betonen, daß ‚wir eine Losung aufstellen müssen, die *alle vereinigt*'.

Ich gebe offen zu, daß ich im gegenwärtigen Moment nichts so sehr fürchte wie eine solche umfassende Vereinigung, die meiner Überzeugung nach für das Proletariat am gefährlichsten und schädlichsten ist."[166]

Auf der Grundlage des Leninschen Standpunkts korrespondierte auch Inès mit Alexandra Kollontai über die Konferenz. Zur Konferenz selbst konnte Genossin Kollontai nicht kommen.

Die Internationale Sozialistische Frauenkonferenz tagte in Bern vom 26. bis 28. März. Die größte und bestorganisierte Delegation war die deutsche mit Clara Zetkin an der Spitze. Das russische Zentralkomitee hatte die Genossinnen Armand, Lilina, Rawitsch, Krupskaja und Rosmirowitsch delegiert, zwei weitere russische Genossinnen waren vom Organisationskomitee da. Von den „Rozłamowcy" (Polen) war [340] die Genossin Kamenskaja (Domskaja) gekommen, die sich mit der Delegation des Zentralkomitees solidarisierte. Balabanowa war für Italien da; Louise Saumoneau, eine Französin, geriet völlig unter ihren Einfluß. Eine rein pazifistische Stimmung herrschte bei den Holländerinnen. Henriette Roland-Holst, die damals auf dem linken Flügel stand, war verhindert, an der Konferenz teilzunehmen, statt ihrer kam eine Delegierte der Troelstra-Partei, die durch und durch chauvinistisch war. Die englischen Delegierten gehörten der opportunistischen Unabhängigen Arbeiterpartei an; pazifistische Neigung zeigten

[166] Lenin-Sammelband II, S. 221, russ.

auch die Schweizerinnen. Die pazifistischen Stimmungen herrschten vor, aber wenn man an die Londoner Konferenz zurückdachte, die anderthalb Monate zuvor stattgefunden hatte, so war der Fortschritt natürlich deutlich sichtbar. Bedeutungsvoll war schon an und für sich die Tatsache, daß die Sozialistinnen der gegeneinander Krieg führenden Länder überhaupt zu einer Konferenz zusammengekommen waren.

Die deutschen Vertreterinnen gehörten in der Mehrzahl zur Gruppe Karl Liebknecht–Rosa Luxemburg. Diese Gruppe begann sich schon von den Chauvinisten zu trennen und gegen ihre Regierung zu kämpfen – Rosa Luxemburg saß bereits im Gefängnis. So lagen die Dinge im eigenen Lande. Auf dem internationalen Schauplatz glaubten sie jedoch, sie müßten ein Maximum von Nachgiebigkeit an den Tag legen – waren sie doch die Delegation desjenigen Landes, das in diesem Augenblick an allen Fronten siegte. Wenn die mit so viel Schwierigkeiten vorbereitete Konferenz mißlungen wäre, so würde man ihnen die Verantwortung dafür aufgebürdet haben. Die Chauvinisten aller Länder, in erster Linie die Sozialpatrioten Deutschlands, hätten an diesem Mißerfolg ihre helle Freude gehabt. Und aus diesem Grunde machte Clara Zetkin den Pazifisten Konzessionen, was eine Abschwächung des revolutionären Inhalts der Resolution bedeutete. Unsere Delegation, die Delegation des Zentralkomitees der SDAPR, stand auf dem Standpunkt Lenins, [341] den dieser in seinem Brief an die Genossin Kollontai dargelegt hatte. Es ging hier nicht um eine allumfassende Vereinigung, sondern um die Vereinigung zum revolutionären Kampf gegen den Chauvinismus, zum unversöhnlichen revolutionären Kampf des Proletariats gegen die herrschende Klasse. Eine Verurteilung des Chauvinismus war nicht in der Resolution enthalten, die eine aus Deutschen, Engländerinnen und Holländerinnen zusammengesetzte Kommission ausgearbeitet hatte. Wir gaben unsere eigene Erklärung ab, mit deren Verteidigung Inès betraut war. Nur die Vertreterin der Polen, Genossin Kamenskaja, trat für unsere Erklärung ein, sonst blieben wir allein. Alle verurteilten unsere „Spaltungspolitik“. Jedoch die Wirklichkeit bewies bald die Richtigkeit unseres Standpunkts. Der sanftmütige Pazifismus der Engländerinnen und Holländerinnen brachte die internationale Aktion um keinen Schritt vorwärts. Revolutionärer Kampf und die Trennung von den Chauvinisten – das waren die Faktoren, die eine schnellere Beendigung des Krieges herbeiführen konnten.

Lenin widmete sich mit seiner ganzen Leidenschaftlichkeit der Sammlung der Kräfte für den Kampf an der internationalen Front. „Es ist kein Unglück, daß wir nur wenige sind“, sagte er einmal. „Es werden Millionen mit uns sein.“ Er hatte auch unsere Resolution für die Berner Frauenkonferenz verfaßt und verfolgte aufmerksam deren Verlauf. Aber man fühlte, wie schwer ihm diese Rolle des abseitsstehenden, hinter den Kulissen bleibenden Führers Fiel, da es sich um eine Sache von so außerordentlicher Wichtigkeit handelte und sein ganzes Wesen ihn dazu trieb> unmittelbarsten Anteil daran zu nehmen.

Ich entsinne mich folgender Episode: Ich saß mit Inès im Krankenhaus bei Abram Skowno, der irgendeine Operation hinter sich hatte. Da kommt Iljitsch und fängt an, Inès zu überreden, sofort zu Clara Zetkin zu gehen und sie von der Richtigkeit unseres Standpunktes zu überzeugen; sie (Clara Zetkin) müsse doch verstehen, daß man in diesem Augen-[342]blick nicht zum Pazifismus hinabsinken dürfe; alle Fragen müßten scharf formuliert werden. Und er führte immer neue und neue Argumente an, die die Genossin Zetkin überzeugen sollten. Inès wollte nicht gehen, ihrer Meinung nach konnte das Gespräch zu nichts führen. Lenin bestand darauf, und aus seinen Worten klang eine glühende Bitte. Zu einem Gespräch zwischen Clara Zetkin und Inès ist es damals aber nicht gekommen.

Am 17. April wurde in Bern eine zweite internationale Konferenz abgehalten – die Sozialistische Jugendkonferenz. In der Schweiz gab es damals ziemlich viel Jugendliche aus den verschiedenen kriegführenden Ländern, die nicht an dem imperialistischen Krieg teilnehmen wollten und in die neutrale Schweiz geflüchtet waren. Diese Jugend war selbstverständlich revolutionär gesinnt, und es war durchaus kein Zufall, daß als nächste internationale Konferenz nach der Frauenkonferenz die der sozialistischen Jugend abgehalten wurde.

Auf dieser Konferenz traten als Vertreter des Zentralkomitees unserer Partei Inès und Safarow auf.

Im März starb meine Mutter. Sie war uns eine treue Genossin gewesen, die uns auf jede Weise bei unserer Arbeit geholfen hatte. In Rußland brachte sie bei Haussuchungen die illegale Literatur in Sicherheit, trug den Genossen Essen ins Gefängnis und erledigte die verschiedensten Aufträge. Sie lebte mit uns in Sibirien, im Ausland, führte unsere Wirtschaft, sorgte für die zu uns kommenden Genossen, nähte die sogenannten „Panzer“, das heißt, sie nähte illegale Dokumente und Literatur in Kleidungsstücke ein, schrieb die „Skelette“ für die mit chemischer Tinte geschriebenen Geheimbriefe usw. usw. Die Genossen hatten sie gern. Der letzte Winter war für sie sehr schwer gewesen, der Kräfteverfall war rasch fortgeschritten. Es zog sie nach Rußland, aber dort hatten wir niemand mehr, der für sie hätte sorgen können. Oft stritt sie mit Iljitsch, aber sie sorgte stets für ihn, und er war auch sehr aufmerksam ihr gegenüber. Eines [343] Abends saß meine Mutter trübsinnig da; sie, die eine leidenschaftliche Raucherin war, hatte vergessen, Zigaretten zu kaufen, und nun war Feiertag, und nirgends war Tabak zu bekommen. Iljitsch merkte das. „Das ist nicht schlimm, gleich werde ich Zigaretten besorgen.“ Und er graste einige Cafés ab, bis er Zigaretten fand, die er ihr dann brachte. Einmal, kurz vor ihrem Tode, sagte meine Mutter: „Nein, das ist schon egal, allein werde ich nicht nach Rußland fahren, ich werde mit euch zusammen fahren.“ Ein andermal sprach sie über Religion. Sie hielt sich für gläubig, aber die Kirche hatte sie schon seit Jahren nicht besucht, sie fastete nicht und betete nicht, und überhaupt spielte die Religion keine Rolle in ihrem Leben. Sie liebte jedoch keine Gespräche über dieses Thema. Und auf einmal sagte sie: „In meiner Jugend war ich gläubig; als ich aber das Leben sah, da erkannte ich: Das alles ist Unsinn.“ Mehr als einmal bat sie, daß man sie nach ihrem Tode verbrennen lassen möge. Das Häuschen, in dem wir wohnten, lag direkt am Berner Wald. Als zum ersten Mal die warme Frühlingssonne schien, wollte sie in den Wald. Wir gingen langsam mit ihr hinaus und saßen ein Weilchen auf einer Bank; dann aber konnte sie kaum den kurzen Weg nach Hause zurücklegen, und am nächsten Tag setzte bereits die Agonie ein. Wir erfüllten ihren Wunsch und ließen sie im Berner Krematorium verbrennen.

Ich saß mit Wladimir Iljitsch auf dem Friedhof, nach zwei Stunden brachte uns der Wächter den Blechbehälter mit der noch warmen Asche und zeigte uns, wo die Asche beigesetzt würde.

Nun wurde unser häusliches Leben noch mehr zu einem Bohèmeleben. Unsere Wirtin, eine alte, fromme Plätterin, forderte uns auf, uns ein anderes Zimmer zu suchen – sie wünschte Mieter zu haben, die an Gott glaubten. So zogen wir denn um.

Am 10. Februar fand der Prozeß gegen die fünf Duma-Abgeordneten statt: Alle bolschewistischen Abgeordneten – Petrowski, Muranow, Badajew, Samoilow, Schagow und [344] Kamenew – wurden zur Verbannung nach Sibirien verurteilt. In seinem Artikel vom 29. März 1915 „Was hat die Gerichtsverhandlung gegen die russische sozial demokratische Arbeiterfraktion erwiesen ?“ schrieb Lenin:

„Die Tatsachen bezeugen, daß sich schon in den ersten Monaten nach Kriegsausbruch die politisch bewußte Vorhut der russischen Arbeiter *in Wirklichkeit* um das ZK und das ZO geschart hat. So unangenehm diese Tatsache der oder jener ‚Fraktion‘ auch sein mag – sie ist unwiderleglich. Die in der Anklageschrift zitierten Worte, es sei ‚Gebot, die Waffen nicht gegen die eigenen Brüder, die Lohnsklaven anderer Länder, zu richten, sondern gegen die reaktionären und bürgerlichen Regierungen und Parteien in allen Ländern‘ – diese Worte werden dank dem Prozeß den Aufruf zum proletarischen Internationalismus, zur proletarischen Revolution über ganz Rußland tragen und haben es schon getan. Die Klassenlosung der Vorhut der russischen Arbeiter hat jetzt dank dem Prozeß die breitesten Massen erreicht.

Eine Lawine des Chauvinismus bei der Bourgeoisie und einem Teil des Kleinbürgertums, Schwankungen bei dem anderen Teil, und ein solcher Aufruf der Arbeiterklasse – das ist das faktische, das objektive Bild unserer politischen Scheidungen. Mit diesem faktischen Bild und

nicht mit den frommen Wünschen von Intellektuellen und von Gründern eigener Grüppchen muß man seine ‚Absichten', Hoffnungen und Losungen in Einklang bringen.

Die Zeitungen der ‚Prawda'-Richtung und die Arbeit vom ‚Muranowschen[167] Typus' haben die Einheit von vier Fünfteln der klassenbewußten Arbeiter Rußlands geschaffen. An die 40.000 Arbeiter haben die ‚Prawda' gekauft; von sehr vielen mehr wurde sie gelesen. Mögen Krieg, Gefängnis, Sibirien und Zwangsarbeit ihre Reihen sogar fünffach, ja zehn-[345]fach lichten – vernichten kann man diese Schicht *nicht*. Sie lebt. Sie ist von revolutionärem Geist und von Antichauvinismus durchdrungen. Sie *allein* steht mitten in den Volksmassen und ist zutiefst in ihnen verwurzelt – als Verkünderin des Internationalismus der Werktätigen, Ausgebeuteten und Unterdrückten. Sie *allein* ist im allgemeinen Zerfall aufrecht geblieben. Sie allein führt die halbproletarischen Schichten *weg vom* Sozialchauvinismus der Kadetten, der Trudowiki, Plechanows und der ‚Nascha Sarja', hin zum Sozialismus. Auf ihre Existenz, ihre Ideen, ihre Arbeit, ihren Appell an die ‚Brüderlichkeit der Lohnsklaven anderer Länder' ist durch den Prozeß gegen die SDAFR ganz Rußland hingewiesen worden.

Mit dieser Schicht muß man arbeiten, ihre Einheit muß man gegen die Sozialchauvinisten behaupten; das ist der einzige Weg, auf dem sich die Arbeiterbewegung Rußlands in Richtung der sozialen Revolution und nicht des nationalliberalen ‚europäischen' Typus entwickeln kann."[168]

Das Leben zeigte bald, wie recht Lenin hatte. Er arbeitete ununterbrochen für die Propaganda der Ideen des Internationalismus und für die Entlarvung des Sozialchauvinismus in seinen mannigfaltigen Formen.

Nach dem Tode meiner Mutter bekam ich einen Rückfall der Basedowschen Krankheit, und die Ärzte verordneten mir Gebirgsluft. Lenin fand in den Inseraten ein billiges Angebot des Hotels „Mariental" in dem kleinen Ort Sörenberg am Fuße des Rothorns, und dort verbrachten wir den ganzen Sommer.

Kurz vor unserer Abreise kamen aus Bern die „Japaner" an (die Genossen Bosch und Pjatakow), mit dem Projekt, im

Ausland eine umfangreiche illegale Zeitschrift zu gründen, in der alle wichtigen Fragen ausführlich beleuchtet werden sollten. Der „Kommunist" sollte unter der Redaktion des Zentralorgans, ergänzt durch P. und N. Kijewski (Bosch und [346] Pjatakow) erscheinen. Dieser Plan fand die Billigung aller. Im Sommer schrieb Lenin für den „Kommunist" einen großen Artikel: „Der Zusammenbruch der II. Internationale". Im gleichen Sommer arbeitete Lenin zusammen mit Sinowjew anläßlich der Vorbereitung der Internationalistenkonferenz an der Broschüre „Sozialismus und Krieg".

In Sörenberg lebten wir sehr gut. Das Örtchen ist von Wald und hohen Bergen umgeben, die von der schneebedeckten Kuppe des Rothorns überragt werden. Die Post funktionierte mit schweizerischer Pünktlichkeit. Sogar in einem so entlegenen Gebirgsdörfchen wie Sörenberg konnte man kostenlos jedes gewünschte Buch aus den Berner und Züricher Bibliotheken erhalten. Man schreibt einfach an die betreffende Bibliothek eine Postkarte mit seiner Adresse und der Bitte um Übersendung dieses oder jenes Buches. Niemand stellt Fragen, fordert Bescheinigungen oder Bürgschaften – gerade im Gegensatz zu dem fürchterlichen Bürokratismus in Frankreich. Nach zwei Tagen erhält man das in einer Kartonmappe verpackte Buch; an einem Bindfaden hängt eine Karte aus der Mappe heraus, auf deren einer Seite die Adresse des Empfängers und auf der anderen Seite die Adresse der Bibliothek, der das Buch entstammt, vermerkt steht. Dadurch besaß man die Möglichkeit, in den kleinsten und abgelegensten Orten zu arbeiten. Iljitsch lobte die Schweizer Kultur bei jeder Gelegenheit. In Sörenberg ließ es sich

[167] Muranow erklärte vor Gericht, daß er die Arbeiter unter den Losungen des Zentralkomitees um die Partei organisiert habe, und schilderte die Ausnutzung des Parlaments für revolutionäre Zwecke. *Anm. d. russ. Red.*
[168] W. I. Lenin: Werke, Bd. 21, S. 166/167.

ausgezeichnet arbeiten. Nach einiger Zeit kam Inès ebenfalls dorthin. Wir standen morgens früh auf, und bis zum Mittagessen, das – wie überall in der Schweiz – um 12 Uhr eingenommen wurde, arbeitete jeder in seiner Ecke im Garten für sich. Inès spielte in diesen Stunden häufig Klavier, und bei den Klängen dieser Musik ließ es sich besonders gut arbeiten. Nach dem Mittagessen gingen wir oft den ganzen Rest des Tages in die Berge. Lenin liebte die Berge sehr – er erkletterte gern gegen Abend die Ausläufer des Rothorns, von wo man eine wunderbare Aussicht hat, unter sich die wogenden, rosigen Abendnebel, oder aber er schweifte am [347] „Schrattenfluh" – „verfluchte Schritte", wie wir übersetzten –, einem Berg, zwei Kilometer von uns entfernt, umher. Auf den eigentlichen breiten Gipfel dieses Berges konnte man auf keine Weise gelangen, er war ganz mit Steinen bedeckt, die die Frühlingswässer ausgehöhlt hatten. Das Rothorn bestiegen wir nur selten, obgleich man von dort aus eine prachtvolle Aussicht auf die Alpen hat. Wir gingen mit den Hühnern schlafen, pflückten Alpenrosen, sammelten Beeren und waren die eifrigsten Pilzsucher – es gab sehr viel Steinpilze, daneben aber wuchs viel anderes Pilzzeug, und wir stritten uns so heftig dabei, wenn wir die einzelnen Sorten unserer Funde bestimmten, daß man hätte glauben können, es handle sich um die wichtigste Resolution.

In Deutschland entbrannte der Kampf. Im April erschien eine von Rosa Luxemburg und Franz Mehring gegründete Zeitschrift, „Die Internationale", die gleich darauf verboten wurde. Es erschien die Junius-Broschüre (Rosa Luxemburg) „Die Krise der Sozialdemokratie". Es erschien der von Karl Liebknecht verfaßte Aufruf der linken deutschen Sozialdemokraten „Der Hauptfeind steht im eigenen Land!", und Anfang Juni schrieben Karl Liebknecht und Duncker einen offenen Brief an den Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und an den Vorstand der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, der einen Protest gegen das Verhalten der sozialdemokratischen Mehrheit dem Kriege gegenüber enthielt. Dieser offene Brief war von rund tausend Parteifunktionären unterzeichnet.[169]

Als der Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands den wachsenden Einfluß der linken Sozialdemokraten erkannte, entschloß er sich zu einer Gegenaktion. Einerseits erschien ein von Kautsky, Haase und Bernstein unterzeichnetes Manifest gegen Annexionen, das die Partei zu einmütigem Handeln aufrief, anderseits trat der Parteivor-[348]stand in seinem und im Namen der Reichstagsfraktion gegen die linke Opposition auf. In der Schweiz berief Robert Grimm für den 11. Juli nach Bern eine Vorkonferenz ein, die sich mit der Frage der Vorbereitung einer internationalen Konferenz der Linken befassen sollte. Der Konferenz wohnten sieben Personen bei (Grimm, Sinowjew, P. B. Axelrod, Warski, Walezki, Balabanowa, Morgari). Im Grunde genommen waren auf dieser Vorkonferenz außer Sinowjew keine wirklichen Linken anwesend, und von den ganzen Redereien hatte man nur den einen Eindruck: daß niemand von all diesen Konferenzteilnehmern im Ernst daran dachte, eine Konferenz der Linken einzuberufen.

Lenin war sehr erregt und schrieb überallhin Briefe – an Sinowjew, Radek, Bersin, Kollontai, an die Lausanner Genossen, um zu erreichen, daß die Mandate für die Konferenz auch wirklich linke Genossen erhielten und daß in den Reihen der Linken möglichst große Geschlossenheit herrsche. Mitte August war bei den Bolschewiki bereits folgendes Material fertig: i. das Manifest, 2. Resolutionen, 3. der Entwurf für die Deklaration, die den am weitesten links stehenden Genossen zur Beurteilung eingesandt wurde. Anfang Oktober schon lag die Übersetzung der Broschüre Lenins und Sinowjews „Sozialismus und Krieg" ins Deutsche vor.

Die Konferenz tagte vom 5. bis 8. September in Zimmerwald. Die Vertreter von elf Ländern waren anwesend (insgesamt 38). Zu der sogenannten „Zimmerwalder Linken" gehörten nur neun Personen (Lenin, Sinowjew, Bersin, Höglund, Nerman, Radek, Borchardt, Platten, nach der Konferenz schloß sich noch Henriette Roland-Holst an). Von russischen Genossen waren

[169] Siehe Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Reihe II, Bd. 1, Dietz Verlag, Berlin 1958, S. 162 u. 169 (Fußnote).

auf der Konferenz noch anwesend: Trotzki, Axelrod, Martow, Natanson, Tschernow und ein Bundist. Trotzki schloß sich nicht der Zimmerwalder Linken an.

Lenin fuhr schon früher nach Zimmerwald und hielt am 4. September bei einer privaten Besprechung einen Vortrag über den Charakter des Kriegs und über die Taktik, die die [349] Internationale Konferenz anwenden müsse. Die Debatten drehten sich um die Frage des „Manifests“. Die Linken überreichten ihren Entwurf zum Manifest sowie einen Entwurf zu der Resolution über den Krieg und die Aufgaben der Sozialdemokratie. Die Mehrzahl lehnte den Entwurf der Linken ab und nahm einen völlig verschwommenen Entwurf an, der die Kampfstimmung kaum zum Ausdruck brachte. Die Linken unterzeichneten das allgemeine Manifest. In seinem Artikel „Ein erster Schritt“ gibt Lenin seine Bewertung der Zimmerwalder Konferenz.

„Sollte unser Zentralkomitee das an Inkonsequenz und Ängstlichkeit leidende Manifest unterschreiben?“ fragt Lenin und antwortet dann: „Wir glauben, ja. Unsere abweichende Meinung – die abweichende Meinung nicht nur des Zentralkomitees, sondern des gesamten linken, *internationalen, revolutionär-marxistischen* Teils der Konferenz – wird offen bekundet, sowohl in der besonderen Resolution als auch in dem besonderen Entwurf des Manifests und in der besonderen Erklärung über unsere Abstimmung für die Kompromißfassung des Manifests. Wir haben aus unseren Auffassungen, unseren Losungen und unserer Taktik nicht das geringste Hehl gemacht. Auf der Konferenz wurde die deutsche Ausgabe der Broschüre ‚Sozialismus und Krieg‘ verteilt. Wir haben unsere Auffassungen verbreitet und werden sie verbreiten, und zwar in nicht geringerem Maße, als das Manifest verbreitet wird. Daß dieses Manifest *einen Schritt vorwärts* macht zum wirklichen Kampf gegen den Opportunismus, zur Spaltung und zum Bruch mit dem Opportunismus, ist eine Tatsache. Es wäre Sektierertum, wollte man darauf verzichten, *gemeinsam* mit der Minderheit der Deutschen, Franzosen, Schweden, Norweger und Schweizer diesen Schritt vorwärts zu machen, solange wir uns die volle Freiheit und die volle Möglichkeit wahren, die Inkonsequenz zu kritisieren und mehr anzustreben.“[170]

[350] Auf der Zimmerwalder Konferenz gründeten die Linken ihr eigenes Büro und konstituierten sich als selbständige Gruppe.

Obgleich Lenin vor der Zimmerwalder Konferenz geschrieben hatte, daß man den Kautskyanern unseren Resolutionsentwurf: „Holländer + wir + linke Deutsche + null ist auch kein Unglück und wird später nicht null, sondern alles sein!“ vorlegen müsse, war das Tempo des Vorwärtsschreitens doch ein sehr langsames, und Lenin konnte sich nur schwer damit abfinden. Der Artikel „Ein erster Schritt“ beginnt gerade mit der Hervorhebung des langsamen Entwicklungstempos der revolutionären Bewegung:

„Langsam zwar schreitet in der Epoche der durch den Krieg verursachten unerhört schweren Krise die Entwicklung der internationalen sozialistischen Bewegung voran.“[171]

Und aus diesem Grunde kehrte Lenin von der Zimmerwalder Konferenz ziemlich nervös zurück.

Am Tage nach seiner Rückkehr aus Zimmerwald bestiegen wir recht unternehmungslustig das Rothorn. Oben angekommen jedoch, legte sich Lenin erschöpft auf den Boden und schlief sofort in unbequemer Lage, fast direkt auf dem Schnee, ein. Wolken hüllten uns ein, dann zerteilten sie sich und zogen fort, und es eröffnete sich die schönste Aussicht auf die Alpen. Wladimir Iljitsch aber schlief wie ein Toter, ohne sich zu rühren, über eine Stunde lang. Zimmerwald hatte ihn viel Nerven gekostet, hatte ihm viel Kraft genommen.

Es waren erst einige Tage des Bergsteigens und der ruhigen Sörenberger Umgebung nötig, bis Lenin wieder ins Gleichgewicht kam. Genossin Kollontai war nach Amerika gefahren, und

[170] W. I. Lenin: Werke, Bd. 21, S. 393/394.
[171] Ebenda, S. 389.

Lenin schrieb ihr, daß es notwendig sei, alles nur mögliche zu tun, um die amerikanischen linken internationalistischen Elemente zusammenzufassen. Anfang Oktober kehrten wir nach Bern zurück. Lenin fuhr nach Genf, wo er einen Vortrag über die Zimmerwalder Konferenz [351] hielt, korrespondierte weiter mit Genossin Kollontai über die Amerikaner usw.

Im Herbst herrschte eine ziemlich schwüle Atmosphäre. Bern hat vor allem den Charakter eines Verwaltungs- und Studienzentrums. Es besitzt zahlreiche gute Bibliotheken, viele Gelehrte, aber das Leben ist ganz und gar von klein bürgerlichem Geist durchdrungen. Bern ist eine außerordentlich „demokratische“ Stadt – die Frau des höchsten Beamten der Republik klopft höchst eigenhändig Tag für Tag auf dem Balkon ihre Teppiche aus; aber die Teppiche, diese häusliche „Gemütlichkeit“, füllen die Berner Frauen restlos aus. Wir hatten im Herbst ein Zimmer mit elektrischer Beleuchtung gemietet, unsere Koffer und Bücher dorthin geschafft, und als am Tage unserer Übersiedlung Schklowskis zu uns kamen, zeigte ich ihnen, wie hell und angenehm das elektrische Licht brennt. Kaum aber hatten uns die Schklowskis verlassen, als die Wirtin aufgeregt in unser Zimmer stürzte und verlangte, daß wir am nächsten Tage auszögen, da sie nicht gestatte, daß man in ihrer Wohnung am Tage elektrisches Licht brenne. Wir sagten uns, daß diese Frau wohl nicht ganz richtig im Kopf sein könne, und suchten uns ein anderes, bescheideneres Zimmer ohne elektrisches Licht, das wir am nächsten Tag bezogen. Alles in der Schweiz ist von einer deutlich ausgeprägten Spießigkeit durchtränkt. Eines Tages erschien in Bern eine russische Schauspielertruppe, die Vorstellungen in deutscher Sprache gab. Es kam Tolstois „Lebender Leichnam“ zur Aufführung. Wir gingen auch hin. Es wurde sehr gut gespielt. Iljitsch, der jedes Kleinbürgertum, alles Konventionelle aus tiefster Seele haßte, regte dieses Stück sehr auf, und er wollte es ein zweites Mal sehen. Überhaupt gefiel den Russen das Stück sehr. Auch den Schweizern gefiel es. Aber warum gefiel es ihnen? – Sie bedauerten von ganzem Herzen die Frau Protassows, ihr Schicksal nahmen sie sich zu Herzen. „So einen liederlichen Mann mußte sie kriegen, und dabei waren es doch reiche, angesehene Leute, wie glücklich hätten sie leben können. Arme Lisa!“

[352] Im Herbst 1915 saßen wir mehr als sonst in den Bibliotheken und gingen wie gewöhnlich spazieren – aber wir konnten das Gefühl nicht loswerden, daß wir in diesem kleinbürgerlichen demokratischen Käfig gefangen saßen, während irgendwo, weit von uns entfernt, der revolutionäre Kampf anwuchs, heißes Leben pulsierte.

Von Bern aus konnte man zur Anknüpfung einer unmittelbaren Verbindung mit den Linken nur sehr wenig tun. Ich erinnere mich, wie einmal Inès in die französische Schweiz fuhr, um Verbindung mit den Schweizer Linken Name und Graber anzuknüpfen. Sie konnte keine Zusammenkunft mit ihnen erreichen, denn entweder Name war nicht da, weil er angelte, oder Graber war von „häuslichen Geschäften“ in Anspruch genommen. „Vater ist heute beschäftigt, wir haben große Wäsche, er hängt Wäsche auf“, teilte Grabers kleine Tochter Inès ehrerbietig mit. Fische angeln, Wäsche aufhängen – alles das sind keine schlechten Sachen; Iljitsch hatte mehr als einmal aufgepaßt, daß die Milch nicht überläuft ... wenn aber Wäsche und Angel daran hindern, über das Allernotwendigste zu verhandeln, über die Organisierung der Linken, so ist das nicht sehr gut. Inès besorgte sich nunmehr einen falschen Paß und fuhr nach Paris. Nachdem Merrheim und Bourderon aus Zimmerwald zurückgekehrt waren, hatten sie in Paris ein Komitee zur Wiederherstellung der internationalen Verbindungen gegründet. Diesem Komitee gehörte Inès als Vertreterin der Bolschewiki an. Sie mußte dort hartnäckig für die linke Linie kämpfen, die dann schließlich siegte. Sie berichtete Lenin ausführlich über ihre Arbeit.

„Lieber Wladimir Iljitsch!“ – schreibt Inès am 25. Januar 1916 – „Ich danke Ihnen für Ihren Brief, er hat mich sehr beruhigt und mir Mut eingeflößt. Gerade an diesem Tag war ich sehr aufgeregt wegen des Mißerfolgs mit Merrheim. Jetzt, wo Sie über die Weigerung Trotzkis, an der holländischen Zeitschrift mitzuarbeiten, schreiben, kann ich auch die Weigerung Merrheims, an ihr mitzuarbeiten, verstehen – wahrscheinlich steht das eine mit dem andern im Zusammenhang. [353] Ihr Brief kam auch deswegen gerade sehr zustatten, da er endgültig jenen

Gesichtspunkt festigte, den ich mir über den Charakter der Arbeit gebildet hatte, in dem ich aber noch ein wenig schwankend war. Im allgemeinen lebe ich hier gut. Ich bin zwar sehr erschöpft, die Arbeit ist ermüdend, heute zum Beispiel mußte ich vier Stunden auf eine Zusammenkunft warten. Ich habe aber dafür endlich einen Ausweis für die Nationalbibliothek erhalten und außerdem noch viele Hinweise, wie man dort die Kataloge zu benutzen hat, und noch viele andere notwendige Winke. Also alles Gute. Ich drücke Ihnen die Hand."

Gleichzeitig mit diesem Brief schickte Inès in einem Buchrücken eine ausführliche Beschreibung ihrer weiteren Arbeit:

„Liebe Freunde! Ich sende Euch nur einige Worte, da ich sehr wenig Zeit habe. Seit meinem letzten Brief haben zwei Versammlungen des ‚Aktionskomitees' stattgefunden. Auf der einen wurde ein Aufruf behandelt (darüber, daß die ‚Minderheit' der französischen Partei mit der deutschen ‚Minderheit' geht und nicht mit der ‚Mehrheit' und über die Wiederherstellung der Internationale). Ein Entwurf Trotzkis wurde abgelehnt und durch einen Entwurf Merrheims ersetzt, in dem nichts von der Wiederherstellung gesagt wird, sondern der nur besagt, daß ‚die Internationale auf dem Klassenkampf, auf dem Kampf gegen den Imperialismus, auf dem Kampf um den Frieden basieren muß. Einer solchen Internationale werden wir uns anschließen.' Dann wurde darin gesagt, daß eine Internationale, die nicht auf dieser Grundlage beruht, eine Irreführung des Proletariats bedeuten würde. Ich schlug einige Ergänzungen vor – über den Kampf gegen die Sozialchauvinisten (man antwortete mir, daß das am Ende gebracht wird), darüber, daß die Internationale gegen den Imperialismus kämpft (wurde angenommen), und schließlich äußerte ich mich gegen die Fassung: ‚Einer solchen Internationale werden wir uns anschließen' und schlug vor zu sagen: ‚Wir werden die Internationale auf der Grundlage umgestalten ... usw.' Für dieses ‚Umgestalten' fielen Merr-[354]heim und Bourderon über mich her. Merrheim sagte mir, daß wir Guesdisten seien (alte Kunstgriffe), daß wir abstrakt dächten und nicht den Umständen Rechnung trügen, daß in Frankreich die Sozialisten nichts von der Spaltung hören wollen usw. Ich antwortete ihm, daß ein Guesdist vom alten Schlage gar nicht das schlechteste sei, daß eben gerade jetzt unsere Taktik lebendig und lebensfähig sei, da man die proletarischen Kräfte nur dadurch um sich vereinigen kann, daß man klar und bestimmt seinen Standpunkt dem Standpunkt der Chauvinisten entgegenstellt; daß der Verrat der Führer Mißtrauen und Enttäuschung hervorgerufen hat; daß viele Arbeiter in den Fabriken, wenn sie unsere Broschüre lesen, sagen: ‚Das ist sehr gut, aber Sozialisten gibt es nicht mehr'; daß wir in die Massen die gute Botschaft tragen müssen, daß es noch Sozialisten gibt, und daß wir das nur tun können, wenn wir endgültig mit den Chauvinisten brechen."

Weiter erzählt Inès in ihrem Brief von der Arbeit mit der Jugend, von dem Plan, Flugblätter herauszugeben, von der Verbindung mit den Mechanikern, Schneidern, Erdarbeitern und anderen Sektionen der Syndikalisten (Gewerkschaften) usw. Inès arbeitete auch viel in unserer Pariser Gruppe, hatte Zusammenkünfte mit dem Mitglied der Gruppe Saposhkow, der anfangs als Kriegsfreiwilliger an die Front gegangen war, jetzt aber die Ansichten der Bolschewiki teilte und in der französischen Armee Propagandaarbeit zu leisten begann.

Genosse Schklowski richtete ein kleines chemisches Laboratorium ein, in dem unsere Leute, Kasparow und Sinowjew, arbeiteten, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Sinowjew schaute nachdenklich auf all die Röhrchen und Glaskolben, die nun in allen Wohnungen zu finden waren.

In Bern war es vor allem möglich, theoretisch zu arbeiten. Das erste Kriegsjahr hatte vieles geklärt. Sehr charakteristisch war zum Beispiel die Behandlung der Frage: Vereinigte Staaten von Europa. In der Deklaration des Zentralkomitees, die am i. November 1914 im Zentralorgan veröffentlicht worden war, hieß es:

[355] „Die nächste politische Losung der europäischen Sozialdemokratie muß die Gründung der republikanischen Vereinigten Staaten von Europa sein, wobei die Sozialdemokraten zum Unterschied von der Bourgeoisie, die alles mögliche zu ‚versprechen' bereit ist, nur um das

Proletariat in den allgemeinen Strom des Chauvinismus hineinzureißen, die Arbeiter darüber aufklären werden, daß diese Losung durch und durch verlogen und sinnlos ist, wenn die deutsche, die österreichische und die russische Monarchie nicht auf revolutionärem Wege beseitigt werden.“[172]

Im März, während der Konferenz der Auslandssektionen, rief diese Losung bereits große Debatten hervor. In dem Bericht über die Konferenz hieß es, „daß die Diskussion über die Losung der ‚Vereinigten Staaten von Europa‘ einseitig politischen Charakter annahm und daß der Beschluß gefaßt wurde, die Frage bis zur Erörterung ihrer *ökonomischen* Seite in der Presse zu vertagen“[173].

Die Frage des Imperialismus, seines ökonomischen Wesens, der Ausbeutung der schwächeren Länder durch die kapitalistischen Großmächte, die Frage der Ausbeutung der Kolonien erhob sich in ihrer ganzen Größe. Aus diesem Grunde kam das Zentralorgan zu der Schlußfolgerung:

„Vom Standpunkt der ökonomischen Bedingungen des Imperialismus, d. h. des Kapitalexports und der Aufteilung der Welt durch die ‚fortgeschrittenen‘ und ‚zivilisierten‘ Kolonialmächte, sind die Vereinigten Staaten von Europa unter kapitalistischen Verhältnissen entweder unmöglich oder reaktionär ...

Vereinigte Staaten von Europa sind unter kapitalistischen Verhältnissen gleichbedeutend mit Übereinkommen über die Teilung der Kolonien.“[174]

Aber vielleicht konnte man eine andere Losung aufstellen? Eine Losung der Vereinigten Staaten der Welt? Darüber schrieb Lenin:

[356] „Die Vereinigten Staaten der Welt (nicht aber Europas) sind jene staatliche Form der Vereinigung und der Freiheit der Nationen, die wir mit dem Sozialismus verknüpfen – solange nicht der vollständige Sieg des Kommunismus zum endgültigen Verschwinden eines jeden, darunter auch des demokratischen, Staates geführt haben wird. Als selbständige Losung wäre jedoch die Losung Vereinigte Staaten der Welt wohl kaum richtig, denn erstens fällt sie mit dem Sozialismus zusammen, und zweitens könnte sie die falsche Auffassung von der Unmöglichkeit des Sieges des Sozialismus in *einem* Lande und eine falsche Auffassung von den Beziehungen eines solchen Landes zu den übrigen entstehen lassen.“[175]

Dieser Artikel veranschaulicht den Gedankengang Lenins Ende 1915 sehr gut. Es ist klar, daß seine Gedanken auf ein immer gründlicheres Studium der ökonomischen Wurzeln des Weltkrieges, das heißt des Imperialismus, einerseits und auf das Ergründen der Wege für den Weltkampf um den Sozialismus andrerseits, gerichtet waren.

An diesen Problemen arbeitete Lenin Ende 1915 und Anfang 1916; er sammelte Material für die Broschüre „Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus“ und las immer wieder Marx und Engels, um eine klare Vorstellung von der Epoche der sozialistischen Revolution, ihren Wegen und ihrer Entwicklung zu bekommen.

Zürich 1916

Im Januar 1916 machte sich Lenin daran, für den Verlag „Parus“ eine Broschüre über den Imperialismus zu schreiben. Lenin maß dieser Frage die größte Bedeutung bei und war der Ansicht, daß man eine wirkliche, eingehende Beurteilung des Weltkriegs nicht liefern könne, ohne das Wesen des Imperialismus von seiner ökonomischen und politischen Seite her erschöpfend geklärt zu haben. Er machte sich aus diesem [357] Grunde sehr gern an diese Arbeit. Mitte Februar hatte Lenin in den Züricher Bibliotheken zu arbeiten, wir fuhren deshalb nach Zürich,

[172] Ebenda, S. 19.
[173] Ebenda, S. 147.
[174] Ebenda, S. 343 u. 344.
[175] Ebenda, S. 345.

ursprünglich nur für ein paar Wochen. Dann schoben wir unsere Rückkehr nach Bern immer wieder hinaus, bis wir schließlich ganz in Zürich blieben, das etwas lebhafter als Bern war. In Zürich lebte viel revolutionär gesinnte Jugend aus verschiedenen Ländern, es waren Arbeiter da, die sozialdemokratische Partei stand weiter links, und überhaupt machte sich der kleinbürgerliche Geist weniger stark geltend.

Wir suchten uns ein Zimmer. Dabei kamen wir zu einer gewissen Frau Prelog, die eher den Eindruck einer Wienerin als einer Schweizerin machte; das kam daher, weil sie lange Zeit Köchin in irgendeinem Wiener Hotel gewesen war. Wir hatten uns schon bei ihr eingerichtet, als sich am nächsten Tag herausstellte, daß ihr früherer Mieter wieder zu ihr zurückkehrte. Irgend jemand hatte ihm ein Loch in den Kopf geschlagen und er hatte ins Krankenhaus eingeliefert werden müssen, nun war er wieder gesund. Frau Prelog bat uns, ein anderes Zimmer zu suchen, aber sie bot uns an, bei ihr zu essen, wofür sie eine sehr geringe Bezahlung verlangte. Etwa zwei Monate lang aßen wir bei ihr, sie kochte einfach, aber gut und nahrhaft. Lenin gefiel es, daß bei ihr alles einfach war, daß sie ihm den Kaffee in einer Tasse ohne Henkel vorsetzte, daß wir in der Küche aßen, daß die Unterhaltung einfach und ungezwungen war. Es wurde nicht über das Essen gesprochen, nicht darüber, wieviel Kartoffeln man in die Suppe tun müßte, sondern über alle möglichen Angelegenheiten, die die Mittagsgäste der Frau Prelog interessierten. Es waren allerdings nicht sehr viele Mittagsgäste. und sie wechselten häufig. Sehr bald merkten wir, daß wir da in ein äußerst eigenartiges Milieu hineingeraten waren. sozusagen in die Züricher „Unterwelt“. Eine Zeitlang aß auch eine Prostituierte bei Frau Prelog zu Mittag; sie sprach ganz offen über ihren Beruf, aber viel mehr als ihr Beruf interessierte sie die Gesundheit ihrer Mutter und der Umstand, was ihre Schwe-[358]ster für eine Arbeit finden würde. Ein paar Tage lang kam eine Krankenschwester zu Mittag, und noch verschiedene andere Gäste tauchten auf. Der Mieter der Frau Prelog schwieg meist, aber aus den wenigen Sätzen, die er fallenließ, merkte man, daß man es mit einem fast kriminellen Typ zu tun hatte. Niemand genierte sich vor uns, und Tatsache war, daß die Gespräche dieser Leute viel „menschlicher“, viel lebenswahrer waren als die gedrechselten Unterhaltungen der wohlhabenden Gäste irgendeines „anständigen“ Hotels.

Trotzdem überredete ich Iljitsch, uns zu Hause selbst zu verköstigen, denn die Gesellschaft war immerhin derart, daß man, ehe man sich’s versah, in irgendeine wüste Geschichte hineingezogen werden konnte. Aber einige Züge dieser Züricher „Unterwelt“ waren doch ziemlich interessant.

Als ich später John Reeds „Tochter der Revolution“ las, gefiel es mir ganz besonders, daß Reed die Prostituierten nicht vom Standpunkt ihres Berufs oder ihrer Liebesangelegenheiten, sondern vielmehr vom Standpunkt ihrer anderen Interessen aus schildert, Denn gewöhnlich wird bei Schilderungen dieser Kreise nur wenig auf ihre Lebensverhältnisse eingegangen.

Als wir uns dann einmal in Moskau im Künstlertheater Gorkis „Nachtasyl“ ansahen – Lenin wollte dieses Stück gern sehen –, gefiel ihm das „Theatralische“ der Aufführung gar nicht: es fehlten bei ihr alle die Kleinigkeiten, die, wie man sagt, „der Ton sind, der die Musik macht“, die das Milieu erst verlebendigen.

Später, als wir nicht mehr bei Frau Prelog aßen, trafen wir sie mitunter auf der Straße, und Lenin begrüßte sie stets sehr freundlich. Und wir trafen sie beinahe regelmäßig, denn wir wohnten nicht weit von ihr in einer kleinen engen Gasse, bei der Schuhmacherfamilie Kammerer. Das Zimmer war nicht gerade sehr zweckentsprechend Es war ein altes, finsteres Haus fast im Stil des 16. Jahrhunderts, mit einem muffigen, stinkenden Hof. Man hätte für dasselbe Geld ein weit besseres Zimmer bekommen können, aber uns gefielen unsere [359] Wirtsleute sehr gut. Es war eine revolutionär gesinnte Arbeiterfamilie, die den imperialistischen Krieg verurteilte. Die Wohnung war wirklich „international“: Zwei Zimmer bewohnten unsere Wirtsleute, in einem der vermieteten Zimmer wohnte die Frau eines deutschen Soldaten, eines Bäckers, mit ihren Kindern, im nächsten Zimmer irgendein Italiener, im dritten ein österreichischer Schauspieler mit

einer fuchsroten Katze und im vierten Zimmer wir Russen. Hier roch es nach keinem Chauvinismus, und als sich einmal die ganze weibliche Internationale am Gasherd versammelt hatte, rief plötzlich Frau Kammerer empört aus: „Die Soldaten müssen ihre Gewehre auf ihre eigenen Regierungen richten!“ Danach wollte Lenin nichts mehr von einem anderen Zimmer hören. Von Frau Kammerer habe ich viel gelernt, zum Beispiel wie man recht billig und mit geringstem Zeitaufwand ein nahrhaftes Mittag- und Abendessen kochen kann. Auch noch anderes habe ich bei ihr gelernt. Eines Tages erschien in den Zeitungen eine Bekanntmachung, daß die Schweiz Schwierigkeiten mit der Fleischeinfuhr habe, und darum richtete die Regierung an die Bevölkerung die Aufforderung, zweimal wöchentlich kein Fleisch zu essen. Aber die Fleischerläden waren auch an den „fleischlosen“ Tagen geöffnet. Ich kaufte Fleisch zu Mittag wie immer, und als ich dann am Gaskocher stand und kochte, fragte ich Frau Kammerer darüber aus, wie man denn kontrollieren könne, ob die Leute dem Aufruf Folge leisten – schließlich könnten doch nicht Kontrolleure die Kochtöpfe absuchen. „Weshalb kontrollieren?“ wunderte sich Frau Kammerer. „Da mitgeteilt worden ist, daß Schwierigkeiten bestehen, wird an den ‚fleischlosen‘ Tagen eben kein Arbeiter Fleisch essen, höchstens irgendein Bourgeois.“ Und als sie meine Verwirrung bemerkte, fügte sie hinzu: „Auf Ausländer bezieht sich dies selbstverständlich nicht.“ Diese proletarische klassenbewußte Einstellung hatte für Iljitsch etwas Bezauberndes.

Beim Durchblättern meiner Briefe an Schljapnikow aus dieser Periode fand ich unter anderem einen Brief vom [360] 8. April 1915, der die damals herrschende Stimmung sehr gut kennzeichnet:

„Lieber Freund“, schrieb ich. „Ihr Brief vom 3. April ist angekommen und hat mich ein wenig beruhigt, denn es war ziemlich schwer, Ihre aufgeregten Briefe mit dem Versprechen, nach Amerika zu reisen, mit der Bereitschaft, uns alles mögliche vorzuwerfen, zu lesen. Ein Briefwechsel ist eine ekelhafte Sache – die Mißverständnisse schießen nur so aus dem Boden hervor, eins nach dem anderen ... In dem verlorengegangenen Briefe schrieb ich ausführlich, aus welchem Grunde Grigori weder nach Rußland noch zu Ihnen kann. Ihren Vorwurf, daß er nicht nach Stockholm übersiedeln will, hat er sich sehr zu Herzen genommen. Die Redaktion des Zentralorgans und überhaupt die Auslandsbasis darf nicht gesprengt werden. Das gilt jetzt mehr denn je. Das Zentralorgan hat sich seit Kriegsbeginn mehr als eine Position erobert. Seine Redaktion spielte in der Internationale keine geringe Rolle. Das muß direkt gesagt werden, überflüssige Bescheidenheit ist hier nicht am Platze. Auch der ‚Kommunist‘ wäre ohne die Redaktion des Zentralorgans nicht erschienen. Er hat nicht wenig Gerede, Sorgen, Aufregungen gekostet. Und der ‚Vorbote‘ (Organ der Zimmerwalder Linken) kostete noch mehr. Wenn man die Redaktion entblößte, so wäre niemand da, um die Arbeit zu leisten. Eine neue Redaktion ist nicht so leicht zu bilden. Man setzte Nikolai Iwanowitsch zum Beispiel stark zu, man sprach von seiner Übersiedlung nach Krakau, dann nach Bern. Und es war nichts zu machen. Zwei Menschen sind schon wenig, und Sie wollen noch einen davon wegnehmen. Wenn Sie die Auslandsbasis ruinieren, so kann nichts mehr hinübergeschickt werden. Manchmal hängt Grigori das Leben im Ausland zum Halse heraus, und dann gerät er in größte Unruhe. Und da gießen Sie ihm mit Ihren Vorwürfen noch Öl ins Feuer. Wenn man die Dinge vom Standpunkt der Nützlichkeit der gesamten Arbeit aus betrachtet, dann muß man Grigori in Ruhe lassen. Es wurde die Übersiedlung der ganzen Redaktion erörtert, [361] aber in Anbetracht der Geldfrage, des internationalen Einflusses und der Polizeiverhältnisse verworfen. Wir traten an die ‚Japaner‘ direkt wegen Geld heran, sie antworteten: sie hätten keins. In Stockholm ist das Leben bedeutend teurer; hier aber arbeitet Grigori im Laboratorium, es sind Bibliotheken vorhanden, und dadurch ist es ihm möglich, wenigstens etwas durch literarische Tätigkeit zu verdienen. In nächster Zukunft wird die Verdienstfrage für uns alle auch hier sehr kompliziert sein.

Der Vorwurf, Iljitsch lasse sich durch die Emigrantenangelegenheiten hinreißen, ist ganz unbegründet. Er beschäftigt sich absolut nicht mit Emigrantenangelegenheiten. Man muß sich zwar mit den internationalen Angelegenheiten mehr befassen als früher, aber das ist unbedingt

notwendig. Allerdings beschäftigt ihn gegenwärtig besonders das ‚Selbstbestimmungsrecht der Nationen'. Und meiner Meinung nach müßte man ihn, um ihn gut ‚auszunutzen', veranlassen, eine populäre Broschüre über dieses Thema zu schreiben. Diese Frage ist gegenwärtig absolut nicht akademisch. In bezug auf diese Frage herrscht in der internationalen Sozialdemokratie starke Verwirrung, und darum darf man sie nicht beiseite schieben. In diesem Winter wurde hier mit Radek über dieses Thema diskutiert. Mir persönlich haben diese Diskussionen sehr viel gegeben."

Und weiter legte ich dann auf einigen Seiten den Inhalt dieser Diskussionen und den Standpunkt Lenins dar.

Wir führten in Zürich, wie sich Iljitsch in einem seiner Briefe in die Heimat äußerte, „ein stilles Dasein", etwas abseits von der Kolonie, arbeiteten regelmäßig und viel in den Bibliotheken. Nach dem Mittagessen kam jeden Tag, auf dem Rückweg aus dem Emigrantenspeisehaus, der junge Genosse Grischa Ussijewitsch auf eine halbe Stunde zu uns, der dann später, 1919, im Bürgerkrieg gefallen ist. Morgens besuchte uns eine Zeitlang regelmäßig der Neffe der Genossin Semljatschka, der infolge von Hunger etwas geistesgestört war. Er war so schmutzig und abgerissen, daß die Schweizer Bibliothe-[362]ken ihm schließlich den Zutritt verwehrten. Er bemühte sich, Iljitsch am frühen Morgen, bevor er in die Bibliothek ging, zu erwischen, und behauptete, daß er prinzipielle Fragen mit ihm zu erörtern hätte; er fiel Wladimir Iljitsch stark auf die Nerven.

Wir gingen morgens immer etwas früher von zu Hause fort, um Zeit zu haben, am See entlang zu gehen und zu plaudern. Lenin sprach über seine Arbeit, über das, woran er schrieb, und über seine Ideen.

Von den Genossen der Züricher Gruppe sahen wir am häufigsten Ussijewitsch und Charitonow. Ferner erinnere ich mich an Onkel Wanja – Awdejew, einen Metallarbeiter, an Turkin, einen Arbeiter aus dem Ural, und an Boizow, den späteren Mitarbeiter des Glawpolitproswet (Hauptverwaltung für politische Aufklärung). Dann entsinne ich mich noch eines bulgarischen Arbeiters, dessen Namen ich vergessen habe. Die meisten Genossen unserer Züricher Gruppe arbeiteten in Fabriken. Alle hatten sehr viel zu tun, Gruppenversammlungen fanden verhältnismäßig selten statt. Dafür aber hatten unsere Genossen gute Verbindung mit den Züricher Arbeitern. Sie standen dem Leben der örtlichen Arbeiter näher, als dies in den anderen schweizerischen Städten der Fall war (mit Ausnahme von La Chaux-de-Fonds, wo unsere Gruppe noch fester mit der Arbeiterschaft verbunden war).

An der Spitze der Schweizer Bewegung in Zürich stand Fritz Platten, der Sekretär der Partei, der sich der Zimmerwalder Linken angeschlossen hatte. Er war der Sohn eines Arbeiters, ein leidenschaftlicher junger Bursche, der großen Einfluß auf die Massen besaß. Auch der Redakteur der Züricher Parteizeitung „Volksrecht", Nobs, hatte sich der Zimmerwalder Linken angeschlossen. Die Arbeiteremigrantenjugend mit Willi Münzenberg an der Spitze, die in Zürich sehr aktiv und zahlreich war, unterstützte die Linken. Alles das brachte uns der Schweizer Arbeiterbewegung näher. Einigen Genossen, die nicht in der Emigration waren, scheint es jetzt, als hätte Lenin auf die Schweizer Bewegung besondere Hoffnungen gesetzt und sei der Ansicht gewesen, die Schweiz [363] könne zum Zentrum der kommenden sozialen Revolution werden.

Das ist natürlich nicht richtig. In der Schweiz gab es keine starke Arbeiterklasse, sie ist vor allem ein Land mit ausnehmend vielen Kurorten, ein kleiner Staat, der sich von den vom Tisch der kapitalistischen Großmächte fallenden Brosamen nährt. Die Arbeiter der Schweiz waren im großen und ganzen wenig revolutionär. Der Demokratismus und die gelungene Lösung der nationalen Frage waren keine Voraussetzungen, die genügt hätten, die Schweiz in einen Herd der sozialen Revolution zu verwandeln.

Natürlich folgte daraus nicht, daß man keine internationale Propaganda in der Schweiz zu machen, die Revolutionierung der Schweizer Arbeiterbewegung und die Partei nicht zu unterstützen

brauchte, denn wenn die Schweiz in den Krieg hineingezogen worden wäre, hätte sich die Situation rasch ändern können.

Lenin hielt vor den Schweizer Arbeitern Vorträge, unterhielt enge Beziehungen zu Platten, Nobs und Münzenberg. Unsere Züricher Gruppe und einige Polen – in Zürich lebte damals der Genosse Bronski – hatten die Absicht, zusammen mit der schweizerischen Züricher Organisation Sitzungen abzuhalten. Man versammelte sich in dem kleinen Café „Zum Adler“, das sich nicht weit von unserem Hause befand. Zur ersten Versammlung erschienen etwa 40 Personen. Lenin sprach über die gegenwärtige Lage und formulierte alle Fragen sehr scharf. Obgleich lauter Internationalisten versammelt waren, waren die Schweizer von dieser scharfen Fragestellung sehr verwirrt. Ich entsinne mich der Rede eines Vertreters der Schweizer Jugend, der sagte, daß man nicht mit dem Kopf gegen die Wand rennen dürfe. Tatsache ist jedenfalls, daß unsere Versammlungen langsam einschliefen, zur vierten Versammlung kamen schließlich nur noch Russen und Polen, machten einige Witze und gingen wieder nach Hause.

In den ersten Monaten unseres Züricher Aufenthalts arbeitete Lenin hauptsächlich an seiner Broschüre über den Impe-[364]rialismus. Diese Arbeit interessierte ihn außerordentlich, er machte sich sehr viele Auszüge. Besonders intensiv befaßte er sich mit den Kolonien, über die er reichhaltiges Material gesammelt hatte. Auch mich zog er unter anderem zu einigen Übersetzungen aus dem Englischen über irgendwelche afrikanische Kolonien heran. Er erzählte sehr viel Interessantes über seine Studien. Als ich dann seinen „Imperialismus“ las, erschien er mir bedeutend trockener als seine früheren Erzählungen über seine Studien. Er studierte auf das eingehendste das Wirtschaftsleben Europas, Amerikas usw. Natürlich interessierten ihn nicht nur die ökonomischen, sondern auch die politischen Formen, die den ökonomischen entsprachen, und ihr Einfluß auf die Massen. Im Juli war die Broschüre fertig.

Vom 24. bis 30. April 1916 fand die zweite Zimmerwalder, die sogenannte Kienthaler Konferenz statt. Acht Monate waren seit der ersten Konferenz vergangen, acht Monate, in denen der imperialistische Krieg immer weiter um sich gegriffen hatte, und trotzdem sah die Kienthaler Konferenz durchaus nicht viel anders aus wie die erste Zimmerwalder. Die Leute waren ein wenig radikaler, die Zimmerwalder Linke hatte diesmal nicht acht, sondern zwölf Delegierte, die Resolutionen der Konferenz stellten einen gewissen Fortschritt dar. Die Konferenz sprach eine entschiedene Verurteilung des Internationalen Sozialistischen Büros aus; sie nahm eine Resolution über den Frieden an, in der es hieß:

„Gibt es auf dem Boden der kapitalistischen Gesellschaft keine Möglichkeit, einen dauerhaften Frieden herzustellen, so werden dessen Voraussetzungen durch den Sozialismus geschaffen. Der Sozialismus, der das kapitalistische Privateigentum aufhebt, beseitigt mit der Ausbeutung der Volksmassen durch die besitzenden Klassen und mit der nationalen Unterdrückung zugleich die Kriegsursachen. Der Kampf für den dauerhaften Frieden kann daher nur im Kampf für die Verwirklichung des Sozialismus bestehen.“[176]

[365] Für die Verbreitung dieses Manifests in den Schützengräben wurden im Mai in Deutschland drei Offiziere und 32 Soldaten erschossen. Die deutsche Regierung fürchtete nichts so sehr wie die Revolutionierung der Massen.

Das Zentralkomitee der SDAPR ging in seinen Anträgen auf der Kienthaler Konferenz in erster Linie von der Notwendigkeit der Revolutionierung der Massen aus. Es hieß da:

„Es genügt nicht, wenn das Zimmerwalder Manifest die Revolution andeutet, indem es sagt, daß die Arbeiter für ihre eigene Sache und nicht für eine fremde Opfer bringen müssen. Man muß den Massen ihren Weg klar und deutlich zeigen. Die Massen müssen wissen, wohin sie gehen sollen und wozu. Daß revolutionäre Massenaktionen während des Krieges, wenn sie sich erfolgreich entfalten, nur zur Umwandlung des imperialistischen Krieges in einen Bürgerkrieg

[176] W. I. Lenin: Werke, 3. Ausgabe, Bd. XIX. S. 434, Anhang, russ.

für den Sozialismus führen können, ist augenscheinlich, und es wäre schädlich, das den Massen zu verhehlen. Im Gegenteil, man muß dieses Ziel klar aufzeigen, so schwierig auch seine Erreichung scheinen mag, da wir ja erst am Anfang des Weges stehen. Es genügt nicht, zu sagen, wie es im Zimmerwalder Manifest steht, daß ‚die Kapitalisten lügen, wenn sie behaupten, der Krieg diene der Verteidigung des Vaterlandes', und daß die Arbeiter im revolutionären Kampf nicht mit der militärischen Lage ihres Landes rechnen dürfen. Man muß klar aussprechen, was hier nur angedeutet wird, daß nämlich nicht nur die Kapitalisten, sondern auch die Sozialchauvinisten und die Kautskyaner lügen, wenn sie den Begriff der Vaterlandsverteidigung in diesem imperialistischen Krieg anwenden; daß revolutionäre Aktionen während des Krieges unmöglich sind, ohne daß dadurch der ‚eigenen' Regierung eine Niederlage im Kriege droht, und daß jede Niederlage der Regierung in einem reaktionären Kriege die Revolution erleichtert, die allein imstande ist, einen dauerhaften und demokratischen Frieden herbeizuführen. Es muß endlich den Massen gesagt werden, daß es ohne die Gründung von illegalen Organi-[366]sationen und einer illegalen, der Zensur nicht unterliegenden Presse unmöglich ist, den beginnenden revolutionären Kampf ernstlich zu fördern, ihn zu entfalten, seine einzelnen Schritte zu kritisieren, seine Fehler zu verbessern und ihn systematisch auszuweiten und zu verschärfen."[177]

In diesem Antrag des Zentralkomitees kommt das Verhältnis der Bolschewiki und Lenins den Massen gegenüber deutlich zum Ausdruck – den Massen muß stets die Wahrheit gesagt werden, die restlose, unbeschönigte Wahrheit, ohne zu fürchten, daß diese Wahrheit sie abschrecken könnte. Und auf die Massen setzten die Bolschewiki ihre ganze Hoffnung, denn die Massen, nur sie allein werden den Sozialismus erringen.

In meinem Brief an Schljapnikow vom i. Juni schrieb ich:

„Grigori ist von Kienthal sehr hingerissen. Natürlich kann ich nur nach den Erzählungen urteilen, aber es werden wohl sehr viele Worte gemacht, und die innere Einigkeit fehlt, jene Einigkeit, die eine Gewähr für das Gelingen der Sache bilden würde. Man sieht, daß die Massen noch nicht ‚nachdrängen' – wie sich Badajew ausdrückte, höchstens bei den Deutschen merkt man es ein wenig."

Das Studium der Ökonomie des Imperialismus, die Analyse aller Bestandteile dieses „Getriebes", die Erfassung des ganzen Weltbildes des seinem Verderben zueilenden Imperialismus, dieses letzten Stadiums des Kapitalismus, all das gab Lenin die Möglichkeit, eine ganze Reihe politischer Fragen auf neue Weise zu behandeln und das Problem gründlicher zu beleuchten, welche Formen der Kampf für den Sozialismus überhaupt und in Rußland insbesondere annehmen wird. Vieles wollte Lenin bis zu Ende durchdenken, wollte seine Gedanken ausreifen lassen. Wir beschlossen deshalb, ins Gebirge zu fahren. Das war um so notwendiger, als mein Basedow sich absolut nicht beruhigen wollte. Nur ein Mittel gab es gegen diese Krankheit – die Berge. Wir reisten also für sechs Wochen in den Kanton Sankt Gallen, nicht weit von Zürich, [367] wo wir in dem Erholungsheim Tschudiwiese Aufenthalt nahmen, das sehr hoch, dicht unter den schneebedeckten Gipfeln liegt. Die Pension war sehr billig, 2,50 Franken pro Person und Tag. Es war allerdings ein „Milchheim", morgens gab es Milchkaffee (aber ohne Zucker) und Butterbrot mit Käse, zu Mittag gab es Milchsuppe, irgendein Gericht aus Quark und Milch, um vier Uhr wieder Milchkaffee und abends wieder eine Milchspeise. In den ersten Tagen brachte uns diese Milchdiät schier zur Verzweiflung, aber als dann später Himbeeren und Blaubeeren hinzutraten, die in der Umgebung in großen Mengen wuchsen, ging es. Das Zimmer war sehr sauber, hatte elektrische Beleuchtung, war aber fast nicht möbliert. Man mußte es selbst aufräumen, auch die Schuhe mußte man selbst putzen. Diese Funktion übernahm Iljitsch. Jeden Morgen nahm er meine und seine Bergstiefel, ging zu einem dafür bestimmten Schuppen, wo er alle anderen „Stiefelputzer" traf, die dann alle zusammen unter lautem Gelächter ihre Arbeit verrichteten. Iljitsch war dabei so eifrig, daß er einmal, zum größten

[177] W. I. Lenin: Werke, Bd. 22, S. 173.

Vergnügen aller Anwesenden, einen ganzen Korb leerer Bierflaschen umwarf. Hier lebten lauter einfache Menschen. In einem Erholungsheim, wo der Pensionspreis 2,50 Franken pro Tag betrug, hielten sich keine feinen“ Leute auf. In mancher Beziehung erinnerte dieses Erholungsheim an das französische Bonbon, nur waren die Gäste hier einfacher, ärmer und in Schweizer Art demokratisch. Abends spielte der Sohn der Wirtin auf seiner Harmonika, und die Gäste traten zum Tanz an, der bis gegen elf Uhr nachts dauerte. Tschudiwiese liegt etwa acht Kilometer von der Eisenbahnstation entfernt. Ein kleiner Fußpfad führt in die Berge hinauf. Man konnte auf Eseln hinaufreiten, die meisten jedoch gingen zu Fuß. Fast jeden Morgen gegen sechs Uhr läutete eine Glocke, und alle standen auf, um sich von den Fortgehenden zu verabschieden, wobei sie irgendein Abschiedslied von einem Kuckuck sangen. Jeder Refrain endete mit den Worten: „Adieu, Kukkuck!“ Iljitsch, der morgens gerne länger geschlafen hätte, [368] zog seine Decke über den Kopf und brummte. Das Publikum in diesem Heim war völlig apolitisch. Nicht einmal über den Krieg wurde gesprochen. Unter den Gästen war auch ein Soldat. Er hatte schwache Lungen, und aus diesem Grunde hatte man ihn auf Staatskosten hierher in dies Diätheim zur Kur geschickt. In der Schweiz sorgen die Militärbehörden sehr für ihre Soldaten (die Schweiz besitzt bekanntlich kein stehendes Heer, sondern nur eine Miliztruppe). Er war ein netter Bursche, und Iljitsch ging um ihn herum wie eine Katze um den heißen Brei und begann mehrmals ein Gespräch über den räuberischen Charakter des Krieges mit ihm. Der junge Mann widersprach ihm zwar nicht, biß aber auch nicht an. Man sah ihm an, daß ihn politische Fragen wenig interessierten – bedeutend weniger als der Zeitvertreib in Tschudiwiese.

In Tschudiwiese besuchte uns niemand, es wohnten keine Russen dort, und wir lebten ganz isoliert von aller Arbeit und streiften ganze Tage lang in den Bergen umher. Iljitsch arbeitete nicht. Bei unseren Spaziergängen sprach er viel über die Fragen, die ihn beschäftigten, über die Rolle der Demokratie, über die positiven und negativen Seiten der Schweizer Demokratie; oft wiederholte er ein und denselben Gedanken in verschiedenen Fassungen. Man merkte, daß alle diese Fragen ihn völlig beherrschten. So verbrachten wir die zweite Julihälfte und den August. Als wir abfuhren, begleitete man uns wie alle anderen und sang dabei das Lied „Adieu, Kukkuck“. Als wir durch den Wald talwärts gingen, bemerkte Iljitsch Steinpilze, und ungeachtet des heftigen Regens sammelte er sie so eifrig, daß man denken konnte, es handle sich um Zimmerwalder Linke. Wir wurden naß bis auf die Knochen, nahmen aber einen ganzen Sack voll Pilze mit. Natürlich kamen wir zu spät zum Bahnhof und mußten etwa zwei Stunden auf den nächsten Zug warten.

In Zürich angekommen, bezogen wir wieder unser Zimmer bei unserem früheren Wirt in der Spiegelgasse.

Während unseres Aufenthaltes in den Alpen hatte Lenin den Arbeitsplan für die nächste Zeit nach allen Richtungen [369] hin durchdacht. Das Wichtigste in diesem Moment war die Ausarbeitung einer festen theoretischen Linie und theoretische Einigkeit. Es herrschten Meinungsverschiedenheiten mit Rosa Luxemburg, Radek, den Holländern, mit Bucharin, Pjatakow, teilweise mit Alexandra Kollontai. Am schärfsten waren die Differenzen mit Pjatakow (P. Kijewski), der im August einen Artikel „Das Proletariat und das Selbstbestimmungsrecht der Nationen“ geschrieben hatte. Nachdem Lenin den Artikel im Manuskript gelesen hatte, setzte er sich sofort hin, um eine Antwort zu verfassen, die sich zu einer ganzen Broschüre mit dem Titel „Über eine Karikatur auf den Marxismus und über den ‚imperialistischen Ökonomismus‘“ auswuchs. Die Broschüre ist in einem sehr heftigen Ton gehalten, weil Lenin damals bereits seinen klaren und bestimmten Standpunkt in bezug auf das Verhältnis zwischen Ökonomik und Politik in der Epoche des Kampfes für den Sozialismus hatte. Die Unterschätzung des politischen Kampfes in dieser Epoche bezeichnete er als imperialistischen Ökonomismus.

„Der Kapitalismus hat gesiegt“, schrieb Lenin, „– *deshalb* braucht man über die politischen Fragen nicht nachzudenken, meinten die alten ‚Ökonomisten‘ der Jahre 1894–1901 und gingen so weit, daß sie den politischen Kampf in Rußland ablehnten. Der Imperialismus hat gesiegt –

deshalb braucht man über die Fragen der politischen Demokratie nicht nachzudenken, sagen die heutigen ‚imperialistischen Ökonomisten'."[178]

Eine Ignorierung der Bedeutung der Rolle der Demokratie im Kampf für den Sozialismus war unzulässig.

„Der Sozialismus ist in zweifachem Sinne ohne die Demokratie unmöglich: 1. das Proletariat wird die sozialistische Revolution nicht durchführen können, wenn es sich nicht durch den Kampf für die Demokratie auf die Revolution vorbereitet; 2. ohne restlose Verwirklichung der Demokratie kann der siegreiche Sozialismus seinen Sieg nicht behaupten [370] und das Absterben des Staates für die Menschheit nicht Wirklichkeit werden lassen"[179], schrieb Lenin in dieser Broschüre.

Die Richtigkeit dieser Worte Lenins wurde rasch durch die Erfahrungen in Rußland voll bewiesen. Die Februarrevolution und der darauf folgende Kampf für die Demokratie bereiteten den Oktober vor. Die fortwährende Erweiterung und Festigung der Sowjets, des Sowjetsystems, reorganisiert auch die Demokratie selbst und vertieft ständig den Inhalt dieses Begriffs.

1915/1916 hatte Lenin die Frage der Demokratie bereits durchdacht. Er ging an diese Frage vom Standpunkt des Aufbaus des Sozialismus heran. Schon im November 1915 verfaßte Lenin eine Entgegnung auf den Artikel Radeks (Parabellums) in der „Berner Tagwacht" im Oktober 1915, in der er schrieb:

„Bei Gen. P. kommt es so heraus, daß er *im Namen* der sozialistischen Revolution das konsequent revolutionäre Programm auf dem Gebiet der Demokratie mit Geringschätzung beiseite schiebt. Das ist nicht richtig. Das Proletariat kann nicht anders siegen als durch die Demokratie, d. h. indem es die Demokratie vollständig verwirklicht, indem es mit jedem Schritt seiner Bewegung die demokratischen Forderungen in ihrer entschiedensten Formulierung verbindet. Es ist Unsinn, die sozialistische Revolution und den revolutionären Kampf gegen den Kapitalismus *einer* der Fragen der Demokratie, in unserem Falle der nationalen Frage, *entgegen*zustellen. Wir müssen umgekehrt den revolutionären Kampf gegen den Kapitalismus mit dem revolutionären Programm und mit der revolutionären Taktik in bezug auf *alle* demokratischen Forderungen *verbinden*: die Forderungen der Republik, der Miliz, der Wahl der Beamten durch das Volk, der gleichen Rechte für Frauen, der Selbstbestimmung der Nationen usw. Solange der Kapitalismus fortbesteht, sind alle diese Forderungen nur ausnahmsweise und zudem nicht vollständig, nur verstümmelt zu verwirklichen. Indem wir uns auf die schon ver-[371]wirklichte Demokratie stützen, indem wir die Unvollständigkeit derselben unter dem Kapitalismus entlarven, fordern wir die Niederwerfung des Kapitalismus, die Expropriation der Bourgeoisie, als eine notwendige Basis für die Abschaffung des Massenelends sowie für die *volle* und *allseitige* Durchführung *aller* demokratischen Umgestaltungen. Einige dieser Maßnahmen werden vor der Niederwerfung der Bourgeoisie begonnen werden, andere *im Gange* dieser Niederwerfung, wieder andere nach derselben. Die sozialistische Revolution ist keineswegs eine einzige Schlacht, sondern im Gegenteil eine Epoche, bestehend aus einer ganzen Reihe von Schlachten um *alle* Fragen der ökonomischen und politischen Umgestaltungen, die nur durch die Expropriation der Bourgeoisie vollendet werden können. Eben im Namen dieses Endzieles müssen wir *einer jeden* unserer demokratischen Forderungen eine konsequent revolutionäre Formulierung geben. Es ist denkbar, daß die Arbeiter eines gegebenen Landes die ~Bourgeoisie niederwerfen werden, *bevor* sie auch nur eine einzige demokratische Umgestaltung vollständig verwirklichen. Aber es ist ganz undenkbar, daß das Proletariat, als eine geschichtliche Klasse, die Bourgeoisie besiegen könnte, wenn es dazu nicht vorbereitet wird durch die Erziehung im Geiste des konsequentesten und revolutionär entschiedensten Demokratismus."[180]

---

[178] W. I. Lenin: Werke, Bd. 23, S. 19.
[179] Ebenda, S. 69.
[180] W. I. Lenin: Werke, Bd. 21, S. 415/416.

Ich führe solche langen Zitate hier an, um die Gedanken Lenins Ende 1915 und Anfang 1916 zu zeigen, die seinen weiteren Äußerungen den Stempel aufgedrückt haben. Die Mehrzahl seiner Artikel, die die Rolle der Demokratie im Kampf für den Sozialismus betrafen, wurden bedeutend später gedruckt: der Artikel gegen Parabellum im Jahre 1927, die Broschüre „Über eine Karikatur auf den Marxismus ...“ im Jahre 1924. Diese Arbeiten sind nicht sehr bekannt, weil sie in Sammelbänden erschienen, die nur eine geringe Auflage hatten; jedoch ohne diese Arbeiten wäre die Leiden-[372]schaftlichkeit nicht verständlich, mit der Lenin über das Selbstbestimmungsrecht der Nationen diskutierte. Man versteht diese Leidenschaftlichkeit, wenn man die Frage im Zusammenhang mit der allgemeinen Bewertung des Demokratismus durch Lenin betrachtet. Sein Standpunkt über das Selbstbestimmungsrecht der Nationen stellte für Lenin das Mittel dar, an Hand dessen die Fähigkeit, die demokratischen Forderungen überhaupt richtig anzufassen, geprüft werden konnte. Alle diesbezüglichen Differenzen mit Rosa Luxemburg, mit Radek, mit den Holländern, mit Kijewski und mit einer ganzen Reihe anderer Genossen müssen eben von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet werden. In der Broschüre gegen Kijewski schrieb Lenin:

„Alle Nationen werden zum Sozialismus gelangen, das ist unausbleiblich, aber keine auf genau die gleiche Art und Weise, jede wird zu dieser oder jener Form der Demokratie, zu dieser oder jener Abart der Diktatur des Proletariats, zu diesem oder jenem Tempo der sozialistischen Umgestaltung der verschiedenen Seiten des gesellschaftlichen Lebens etwas Eigenes beitragen. Nichts wäre theoretisch jämmerlicher und in der Praxis lächerlicher, als sich ‚im Namen des historischen Materialismus‘ in *dieser* Hinsicht die Zukunft grau in grau vorzustellen: das wäre so etwas wie die Pinseleien der Susdaler Ikonenmaler, nichts anderes.“[181]

Der Aufbau des Sozialismus ist nicht nur ein ökonomischer Aufbau; die Ökonomik ist nur die Basis für den Aufbau des Sozialismus, die Grundlage, die Voraussetzung – den Kern des Aufbaus des Sozialismus bildet die Umgestaltung der gesamten gesellschaftlichen Struktur, die Umgestaltung auf der Grundlage des sozialistischen revolutionären Demokratismus.

Das ist im Grunde genommen wohl dasjenige, was Lenin und Trotzki dauernd am tiefsten voneinander getrennt hat. Trotzki verstand den demokratischen Geist, die demokratischen Grundlagen des Aufbaus des Sozialismus, den Prozeß [373] der Umbildung der gesamten Lebensformen der Massen nicht. Schon damals, 1916, waren die späteren Differenzen zwischen Lenin und Bucharin im Keim vorhanden. Bucharin ließ unter dem Pseudonym „Nota-bene“ in Nr. 6 der „Jugend-Internationale“ Ende August einen Artikel erscheinen, in dem man seine Unterschätzung der Rolle des Staats, der Rolle der Diktatur des Proletariats erkennen konnte. Lenin vermerkte in einer Notiz, betitelt „Jugend-Internationale“, diese Irrtümer Bucharins. Die Diktatur des Proletariats, die die führende Rolle des Proletariats bei der Umbildung der gesamten gesellschaftlichen Struktur gewährleistet, das war es, was Lenin in der zweiten Hälfte des Jahres 1916 besonders stark interessierte.

Die demokratischen Forderungen bilden einen Bestandteil des „Minimalprogramms“ – und im ersten Brief an Schljapnikow, den Lenin nach unserer Rückkehr aus Tschudiwiese schrieb, schimpft er auf Basarow wegen dessen Artikel in dem „Letopis“ (Jahrbuch), in dem sich dieser für die Aufhebung des „Minimalprogramms“ ausspricht. Er polemisiert gegen Bucharin, der die Rolle des Staats, die Rolle der Diktatur des Proletariats usw. unterschätzt. Er entrüstet sich über Kijewski, weil dieser die führende Rolle des Proletariats nicht versteht.

„Mißachten Sie nicht“, schrieb er an Schljapnikow, „die theoretische Einmütigkeit: Glauben Sie mir, sie ist in einer so schweren Zeit zur Arbeit unbedingt notwendig.“[182]

Lenin las von neuem aufmerksam alles, was Marx und Engels über den Staat geschrieben hatten, und machte sich Auszüge daraus. Diese Arbeit wappnete ihn mit einem besonders

[181] W. I. Lenin: Werke, Bd. 23, S. 64.
[182] W. I. Lenin; Werke, 4. Ausgabe, Bd. 35, S. 185, russ. [LW Bd. 35, S. 210]

tiefgehenden Verständnis für den Charakter der kommenden Revolution, war eine gründliche Vorbereitung für ihn, die ihn befähigte, die konkreten Aufgaben dieser Revolution richtig zu verstehen.

Am 30. November fand eine Konferenz der Schweizer Linken über ihren Standpunkt dem Kriege gegenüber statt. [374] A. Schmidt aus Winterthur verlangte, daß man die demokratische Staatsordnung der Schweiz unbedingt zu antimilitaristischen Zwecken ausnutzen müsse. Am nächsten Tage schrieb Lenin an A. Schmidt einen Brief, in dem er ihm vorschlug, die Frage zur allgemeinen Abstimmung gelangen zu lassen, und zwar: für die Enteignung der großkapitalistischen Betriebe in der Industrie und Landwirtschaft, als *einzigen Weg* zur völligen Beseitigung des Militarismus, oder gegen die Enteignung.

„In diesem Falle werden wir in unserer praktischen Politik dasselbe sagen", schrieb Lenin an A. Schmidt, „was wir theoretisch anerkennen, und zwar, daß die volle Beseitigung des Militarismus nur durch Beseitigung des Kapitalismus denkbar und möglich ist."[183]

In einem Brief, der im Dezember 1916 geschrieben und der erst fünfzehn Jahre später veröffentlicht wurde, schreibt Lenin darüber:

„Sie denken vielleicht, daß ich so naiv bin zu glauben, daß man solche Fragen wie die der sozialistischen Revolution ‚mittelst Überredung' entscheiden kann?

Nein. Ich will nur eine *Illustration* geben, und zwar nur zu einer *Sonderfrage*: welche *Änderung* müßte an der ganzen Parteipropaganda vorgenommen werden, wenn man zur Frage der *Ablehnung der Vaterlandsverteidigung* wirklich ernsthaft Stellung nehmen wollte! Das ist *nur* eine Illustration *nur* zu einer Sonderfrage – mehr beanspruche ich nicht."[184]

Die Fragen der dialektischen Auffassung aller Ereignisse beschäftigten Lenin in dieser Periode ebenfalls sehr stark. Er verbeißt sich geradezu in den Satz von Engels in der Kritik zum Erfurter Programmentwurf:

„Eine solche Politik kann nur die eigene Partei auf die Dauer irreführen. Man schickt allgemeine, abstrakte politische Fragen in den Vordergrund und verdeckt dadurch die nächsten konkreten Fragen, die Fragen, die bei den ersten [375] großen Ereignissen, bei der ersten politischen Krise sich selbst auf die Tagesordnung setzen."[185]

Diesen Satz schrieb Lenin ab und schrieb dann mit großen Buchstaben, in doppelte Klammern gesetzt, hinzu: „((Das Abstrakte im Vordergrund, das Konkrete vertuscht!!)) Notabene! Großartig! Das ist der Kernpunkt! NB."

„Die Marxsche Dialektik erfordert die konkrete Analyse der jeweiligen historischen Lage"[186], schreibt Lenin in seiner Analyse der Junius-Broschüre. In allen Zusammenhängen und Beziehungen alles zu erfassen – danach strebte Lenin in dieser Periode ganz besonders. Auch die Frage der Demokratie und die Frage des Selbstbestimmungsrechts der Nationen behandelte er von diesem Standpunkt aus.

Im Herbst 1916 und Anfang 1917 stürzte sich Lenin kopfüber in die theoretische Arbeit. Er bemühte sich, die Zeit. voll auszunutzen, in der die Bibliothek geöffnet war. Morgens ging er Punkt neun Uhr in die Bibliothek und saß bis zwölf Uhr mittags dort (von zwölf bis ein Uhr war die Bibliothek geschlossen) ; dann ging er nach Hause, wo er genau zehn Minuten nach zwölf Uhr eintraf; nach dem Mittagessen ging er sofort wieder in die Bibliothek und blieb bis sechs Uhr abends, bis sie geschlossen wurde, dort. Zu Hause war es damals nicht sehr günstig zu

[183] Ebenda, S. 206. [Ebenda, S. 235]
[184] Lenin-Sammelband XVII, S. 123, russ.
[185] Friedrich Engels: Zur Kritik des sozialdemokratischen Programmentwurfes 1891. In: Marx/Engels/Lenin/Stalin: Zur deutschen Geschichte, Bd. II, Dietz Verlag, Berlin 1954, S. 1134. [LW Bd. 25, S. 458]
[186] W. I. Lenin: Über Deutschland und die deutsche Arbeiterbewegung, S. 361. [LW Bd. 22, S. 322]

arbeiten. Zwar war unser Zimmer hell, aber seine Fenster gingen auf den Hof hinaus, in dem es fürchterlich roch, weil sich dort eine Wurstfabrik befand. Nur spät nachts konnten wir die Fenster öffnen. An Donnerstagen, wo die Bibliothek nachmittags geschlossen war, gingen wir ins Freie. Wenn Iljitsch aus der Bibliothek nach Hause ging, kaufte er an diesen Tagen gewöhnlich zwei kleine Tafeln Nußschokolade zu 15 Rappen das Stück; nachmittags nahmen wir dann unsere Bücher und die Schokolade [376] und gingen auf den Zürichberg. Wir hatten dort einen wenig besuchten Lieblingsplatz, wo Wladimir Iljitsch, im Grase liegend, ungestört lesen konnte.

Wir waren zu jener Zeit mit unseren Privatausgaben außerordentlich sparsam. Lenin suchte überall Verdienstmöglichkeiten, er schrieb deshalb an Granat, an Gorki, an Verwandte, und einmal entwickelte er sogar dem Manne seiner Schwester Anna, Mark Timofejewitsch Jelisarow, einen phantastischen Plan zur Herausgabe einer „Pädagogischen Enzyklopädie“, an der ich arbeiten sollte. Ich arbeitete damals viel auf dem Gebiet der Pädagogik und machte .mich mit dem Schulwesen in Zürich bekannt. Als Lenin diesen phantastischen Plan schilderte, war er selbst so davon hingerissen, daß er schrieb, man müsse aufpassen, daß niemand diese Idee stehle.

In bezug auf die literarischen Verdienstmöglichkeiten ging es nur langsam vorwärts, deshalb beschloß ich, mir in Zürich Arbeit zu suchen. In Zürich befand sich das Büro der Emigrantenkasse, unter der Leitung von Felix Jakowlewitsch Kon. Ich wurde Sekretärin des Büros und half Felix Kon bei der Arbeit.

Mein Verdienst war zwar ziemlich illusorisch, aber die Sache war wichtig; es mußte den Genossen geholfen werden, Arbeit zu finden, es mußten alle möglichen Unternehmungen eingerichtet und ärztliche Behandlung ermöglicht werden. Die Kasse war damals ziemlich leer, so daß wir uns mehr mit Projekten als mit realer Hilfe befaßten. Ich entsinne mich zum Beispiel des Plans, ein Sanatorium zu gründen, das sich selbst bezahlt machen sollte. Die Schweizer haben derartige Sanatorien: Die Kranken beschäftigten sich einige Stunden täglich mit Garten- und Gemüsewirtschaft oder auch mit Korbflechten in freier Luft usw., wodurch ihr Unterhalt bedeutend verbilligt wird. Unter den Emigranten gab es viele Tuberkulöse.

So lebten wir in Zürich still und zurückgezogen – die Situation aber wurde immer revolutionärer. Abgesehen von seiner Arbeit auf theoretischem Gebiet hielt Lenin die Ausarbeitung einer richtigen taktischen Link für äußerst wichtig. Er war [377] der Meinung, daß der Moment der Spaltung im internationalen Maßstab gekommen sei, daß man mit der II. Internationale, mit dem Internationalen Sozialistischen Büro brechen müsse, daß man für immer mit Kautsky und Konsorten brechen und beginnen müsse, aus den Kräften der Zimmerwalder Linken eine III. Internationale aufzubauen. In Rußland mußte der Bruch mit Tschcheïdse und Skobelew unverzüglich herbeigeführt werden, mit den Okisten[187], mit denjenigen, die wie Trotzki nicht verstanden, daß im Augenblick jedes Versöhnlertum und alles Einigungsgetue unzulässig waren. Es mußte der revolutionäre Kampf für den Sozialismus geführt und die Opportunisten mußten rücksichtslos entlarvt werden, bei denen die Worte nicht mit den Taten übereinstimmten, die in Wirklichkeit der Bourgeoisie dienten und die Sache des Proletariats verrieten. Niemals, so scheint es mir, war Lenin so unversöhnlich gestimmt wie in den letzten Monaten von 1916 und in den ersten Monaten von 1917. Er war zutiefst davon überzeugt, daß die Revolution herannahte.

Am 22. Januar 1917 sprach Lenin in einer Jugendversammlung im Züricher Volkshaus. Er sprach über die Revolution von 1905. In Zürich lebte, wie schon gesagt, zu dieser Zeit viel revolutionär gesinnte Jugend aus anderen Ländern – aus Deutschland, Italien usw. –, die nicht am imperialistischen Krieg teilnehmen wollte. Dieser Jugend wollte Lenin die Erfahrungen des revolutionären Kampfes der Arbeiterschaft möglichst eingehend erläutern, wollte ihr die Bedeutung des Moskauer Aufstands vor Augen führen. Er hielt die Revolution von 1905 für ein Vorspiel der kommenden europäischen Revolution.

---

[187] Okisten – Anhänger des OK, des Organisationskomitees, das vom Augustblock gewählt wurde, *Anm. d. russ. Red.*

„Es ist nämlich insofern unbestreitbar“, sagte er, „daß diese kommende Revolution auch nur eine proletarische – und zwar in viel tieferer Bedeutung, auch ihrem Inhalt nach –, nur eine proletarische, sozialistische Revolution sein kann! Diese kommende Revolution wird noch in viel größerem Umfange zei-[378]gen einerseits, daß nur harte Kämpfe und namentlich Bürgerkriege die Menschheit von dem Joche des Kapitals zu befreien vermögen, andererseits, daß nur die klassenbewußten Proletarier als Führer der großen Mehrheit der Ausgebeuteten auftreten können und auftreten werden.“[188]

Daß dies die Perspektiven waren, daran zweifelte Lenin keinen Moment. Aber wann diese kommende Revolution ausbrechen würde, das konnte er selbstverständlich nicht wissen.

„Wir, die Alten, werden vielleicht die entscheidenden Kämpfe dieser kommenden Revolution nicht erleben“[189], sagte er mit leiser Trauer im Schlußsatz seines Vortrages.

Und an nichts anderes als an diese kommende Revolution dachte Lenin, für sie lebte und wirkte er.

[379]

[188] W. I. Lenin: Werke, Bd. 23, S. 261.
[189] Ebenda.

DIE LETZTEN MONATE IN DER EMIGRATION DIE FEBRUARREVOLUTION

Abreise nach Rußland

Eines Tages, als Lenin nach dem Mittagessen gerade in die Bibliothek gehen wollte und ich eben das Geschirr weggeräumt hatte, kam Bronski mit den Worten angelaufen: „Haben Sie gehört?! In Rußland ist die Revolution ausgebrochen!“ und erzählte uns, was er in den Extrablättern gelesen hatte. Als Bronski gegangen war, eilten wir zum See, dort wurden an einer bestimmten Stelle sämtliche Zeitungen sofort nach ihrem Erscheinen ausgehängt.

Wir lasen die Telegramme mehrere Male. In Rußland war tatsächlich die Revolution ausgebrochen. Lenins Hirn arbeitete aufs intensivste. Ich weiß nicht mehr, wie dieser Tag und die Nacht zu Ende gingen. Am nächsten Tag trafen neue Regierungstelegramme über die Februarrevolution ein, und Lenin schreibt schon an die Genossin Kollontai in Stockholm:

„*In keinem Fall* wieder nach dem Muster der II. Internationale! *In keinem Fall* zusammen mit Kautsky! Unbedingt ein *revolutionäreres* Programm und eine *revolutionärere* Taktik!“ Und weiter ... „*Nach wie vor* revolutionäre Propaganda und Agitation und Kampf mit dem Ziel der proletarischen *Weltrevolution* und der Eroberung der Macht durch die Sowjets der ‚Arbeiterdeputierten‘ (und nicht durch kadettische Gauner).“[190]

Lenin schlug von Anfang an eine klare, unversöhnliche Linie ein, aber das Ausmaß der Revolution hatte er noch nicht [380] erfaßt, er legte noch den Maßstab der Revolution von 1905 an, sagte, daß die wichtigste Aufgabe in diesem Moment die Verbindung der legalen Arbeit mit der illegalen sei.

Am nächsten Tag, als Antwort auf das Telegramm der Genossin Kollontai, die Direktiven verlangte, schreibt Lenin schon anders, konkreter; hier spricht er schon nicht mehr von der Eroberung der Macht durch die Sowjets der Arbeiterdeputierten in der Zukunft, hier spricht er vielmehr von der konkreten Vorbereitung zur Machtergreifung, von der Bewaffnung der Massen, vom Kampf um Brot, um Frieden und Freiheit.

„Heran an die Massen! Neue Schichten mobilisieren! Überall neue Initiative wecken, neue Organisationen in allen Schichten schaffen und ihnen *beweisen*, daß nur der bewaffnete Sowjet der Arbeiterdeputierten, indem er die Macht ergreift, den *Frieden* bringen kann.“[191]

Er machte sich zusammen mit Sinowjew daran, eine Resolution über die Februarrevolution zu verfassen.

Vom ersten Augenblick an, nachdem die Nachricht von der Februarrevolution eingetroffen war, brannte Lenin darauf, nach Rußland zu fahren.

England und Frankreich hätten die Bolschewiki niemals nach Rußland durchgelassen. Darüber war sich Lenin völlig im klaren.

„Wir fürchten“, schrieb er an die Genossin Kollontai, „daß es uns nicht so schnell gelingen wird, aus der verfluchten Schweiz herauszukommen.“[192]

Und in seinen Briefen vom 16. und 17. März vereinbart er deswegen mit ihr die Herstellung von Verbindungen mit den Genossen in Petersburg.

Legale Reisewege gab es nicht, man mußte also illegal fahren. Aber wie? Lenin konnte nicht mehr schlafen, seit die Nachricht von der Revolution eingetroffen war, und des Nachts wurden die unwahrscheinlichsten Pläne entworfen: [381] Man könnte ja mit einem Flugzeug hinüberfliegen ... Aber diese Möglichkeit konnte man nur in nächtlichen Phantasien in Betracht ziehen.

---

[190] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 35, S. 239, russ. [LW Bd. 35, S. 273]
[191] Ebenda, S. 241. [Ebenda, S. 275]
[192] Ebenda. [Ebenda]

Man brauchte diesen Plan nur laut auszusprechen, um sofort die ganze Unmöglichkeit seiner Durchführung einzusehen. Am besten war es, sich den Paß irgendeines neutralen Ausländers, etwa eines Schweden, zu verschaffen. Schweden erregten am wenigsten Verdacht. Einen schwedischen Paß konnte man schließlich durch schwedische Genossen besorgen; aber die Unkenntnis der schwedischen Sprache war ein Hindernis. Vielleicht ginge es mit dem Paß eines stummen Schweden? Aber dabei konnte man sich zu leicht verraten. „Du schläfst ein, siehst im Traum Menschewiki und fängst an laut zu schimpfen: Schweinebande, Halunken! Da ist's dann mit der ganzen Konspiration vorbei", lachte ich.

Trotzdem fragte Lenin bei Hanecki an, ob es keine Möglichkeit gäbe, sich irgendwie durch Deutschland hindurchzuschmuggeln.

Am 18. März, dem Tag der Pariser Kommune, fuhr Lenin nach La Chaux-de-Fonds, einem großen Schweizer Arbeiterzentrum. Er fuhr besonders gern dorthin, weil dort Abramowitsch, ein junger Genosse, wohnte, der in einer dortigen Fabrik arbeitete und an der Schweizer Arbeiterbewegung aktiven Anteil nahm.

Lenin dachte in diesen Tagen sehr viel an die Pariser Kommune, dachte darüber nach, wie man ihre Erfahrungen für die begonnene russische revolutionäre Bewegung ausnutzen könnte, wie man vermeiden könnte, ihre Fehler zu wiederholen, und aus diesem Grunde fiel sein Vortrag, den er über dieses Thema hielt, so gut aus, daß er selbst zufrieden war. Auf unsere Genossen machte dieser Vortrag einen außerordentlich tiefen Eindruck, den Schweizern dagegen erschien er wenig real – so fern standen sogar die Arbeiter der Schweizer Zentren einem wirklichen Verständnis für die Ereignisse, die sich in Rußland abspielten.

Am 19. März fand eine Beratung der verschiedenen russi-[382]schen internationalistischen Emigrantengruppen der Schweiz statt, in der die Möglichkeit der Rückkehr nach Rußland besprochen wurde. Martow schlug vor, die Rückkehr der Emigranten durch Deutschland im Austausch gegen in Rußland internierte deutsche und österreichische Kriegsgefangene zu erwirken. Aber darauf ging niemand ein. Nur Lenin griff diesen Plan auf. Die Durchführung dieses Plans mußte mit großer Vorsicht bewerkstelligt werden. Am besten wäre es, wenn die Verhandlungen auf Anregung der Schweizer Regierung geführt würden. Grimm wurde beauftragt, mit der Schweizer Regierung dahingehend zu verhandeln.

Es wurde aber nichts daraus. Auf die nach Rußland abgesandten Telegramme traf keine Antwort ein. „Was für eine Qual für uns alle ist es", schrieb er nach Stockholm an Hanecki, „in solcher Zeit hier zu sitzen!" Aber trotz dieser Pein legte er Selbstbeherrschung an den Tag.

Am 18. März begann in Petrograd die „Prawda" (Wahrheit) zu erscheinen, und Lenin schrieb vom 20. März an die „Briefe aus der Ferne" für sie. Es waren insgesamt fünf Briefe („Die erste Etappe der ersten Revolution", „Die neue Regierung und das Proletariat", „Über die proletarische Miliz", „Wie erringen wir den Frieden", „Die Aufgaben der revolutionären proletarischen Staatsordnung"). Abgedruckt wurde nur der erste Brief, und zwar am Tag der Ankunft Lenins in Petrograd; die übrigen lagen alle in der Redaktion, bis auf den letzten, der gar nicht abgeschickt worden war; Lenin hatte ihn unmittelbar vor seiner Abreise nach Rußland begonnen.

Diese Briefe veranschaulichen besonders deutlich, woran Lenin in der letzten Zeit vor seiner Abreise nach Rußland dachte. Besonders lebhaft erinnere ich mich an das, was er damals über die Miliz sagte. Dieser Frage ist der dritte der „Briefe aus der Ferne" – „Über die proletarische Miliz" – gewidmet. Er wurde erst nach Lenins Tode, im Jahre 1924, veröffentlicht. Lenin äußerte darin seine Gedanken über den proletarischen Staat. Wer das Buch Lenins „Staat und Revolution" restlos verstehen will, der muß auch diesen „Brief aus [383] der Ferne" lesen. Der ganze Artikel ist außerordentlich konkret, beschreibt eine Miliz neuen Typs, die sich aus sämtlichen bewaffneten Bürgern, aus allen erwachsenen Bürgern *beiderlei* Geschlechts zusammensetzt. Diese Miliz soll, abgesehen von ihren militärischen Funktionen, auch die richtige und

schnelle Verteilung des Brotes und anderer Lebensmittelvorräte durchführen, die sanitäre Aufsicht führen, dafür sorgen, daß jede Familie Brot, jedes Kind eine Flasche guter Milch erhält und daß kein Erwachsener aus einer reichen Familie es wagen kann, Milch in Anspruch zu nehmen, solange nicht alle Kinder ausreichend versorgt sind; sie soll dafür sorgen, daß die Paläste und Luxuswohnungen der Reichen nicht leer stehen, sondern den Besitzlosen und Obdachlosen als Heim dienen.

„Wer kann diese Maßnahmen durchführen, wenn nicht eine allgemeine Volksmiliz, an der die Frauen unbedingt gleichberechtigt mit den Männern teilnehmen?

j Solche Maßnahmen sind *noch kein* Sozialismus. Sie betreffen die Regelung der Konsumtion, nicht aber die Reorganisierung der Produktion... Doch nicht darum geht es jetzt, wie diese Maßnahmen theoretisch zu klassifizieren sind. Es wäre der größte Fehler, wenn wir die komplizierten, aktuellen, sich rasch entwickelnden praktischen Aufgaben der Revolution in das Prokrustesbett einer zu eng verstandenen ‚Theorie' zwängten, statt in der Theorie vor allem und in erster Linie eine *Anleitung zum Handeln* zu sehen."[193]

Die proletarische Miliz würde die wirkliche Erziehung der Massen zur Teilnahme an allen Staatsgeschäften durchführen.

„Eine solche Miliz würde die Jugendlichen in das politische Leben einbeziehen und sie nicht nur durch das Wort, sondern auch durch die Tat, durch die *Arbeit* erziehen."[194]

„Auf der Tagesordnung steht die Aufgabe der *Organisation*, diese Aufgabe darf aber keinesfalls schablonenhaft aufgefaßt werden, in dem Sinne, daß man lediglich daran arbei-[384]tet, die der alten Schablone entsprechenden Organisationen zu entwickeln, sondern in dem Sinne, daß beispiellos breite Massen der unterdrückten Klassen zur Organisation herangezogen werden und daß eben diese Organisation die militärischen, staatlichen und volkswirtschaftlichen Aufgaben erfüllt."[195]

Wenn man jetzt, lange Jahre später, diese Worte wieder liest, ersteht vor einem der ganze Lenin – einerseits die ungewöhnliche Nüchternheit der Gedanken, das klare Bewußtsein von der Notwendigkeit unversöhnlichen bewaffneten Kampfes, von der Unzulässigkeit irgendwelcher Zugeständnisse, irgendwelcher Schwankungen in diesem Moment; und andererseits das gespannte Interesse für die Massenbewegung, für eine neuartige Organisierung der breitesten Massen, für die konkreten Bedürfnisse der Massen und die Sorge für unverzügliche Besserung ihrer Lage. Über das alles hat Lenin im Winter 1916/1917 viel gesprochen, besonders viel aber in der Zeit kurz vor der Februarrevolution.

Die Verhandlungen über die Abreise zogen sich in die Länge. Es lag auf der Hand, daß die Provisorische Regierung keine Lust verspürte, die Internationalisten nach Rußland hineinzulassen. Dazu kam, daß die Nachrichten, die aus Rußland eintrafen, von einem gewissen Schwanken unserer dortigen Genossen sprachen. All das mahnte zur möglichsten Beschleunigung der Abreise. Lenin schickte ein Telegramm an Hanecki, das dieser erst am 25. März erhielt:

„Bei uns unverständliche Verzögerung. Menschewiki verlangen Sanktion des Sowjets der Arbeiterdeputierten. Schicken Sie unverzüglich jemand nach Finnland oder Petrograd, um mit Tschcheïdse zum Einverständnis zu gelangen, soweit dies möglich. Erwünscht wäre die Meinung Belenins."[196]

Mit Belenin war das Büro des Zentralkomitees gemeint. Am 18. März traf die Genossin Kollontai in Rußland ein und berichtete dort, wie die Angelegenheit mit der Reise Lenins [385] stand.

---

[193] W. I. Lenin: Werke, Bd. 23, S. 344.
[194] Ebenda, S. 343.
[195] Ebenda, S. 346.
[196] W. I. Lenin: Werke, 3. Ausgabe, Bd. XXIX, S. 350, russ.

Briefe von Hanecki trafen ein. Das Büro des Zentralkomitees sandte durch Hanecki die Direktive: „Uljanow soll sofort kommen.“[197]

Dieses Telegramm gab Hanecki telegrafisch an Lenin weiter. Lenin bestand darauf, durch die Vermittlung Fritz Plattens, des Schweizer Sozialisten und Internationalisten, Verhandlungen zu beginnen. Platten traf ein genau formuliertes schriftliches Abkommen mit dem deutschen Gesandten in der Schweiz. Die Hauptpunkte dieses Abkommens waren: 1. Es reisen alle Emigranten ohne Unterschied ihres Standpunkts gegenüber dem Krieg; 2. den Waggon, in dem die Emigranten reisen, darf niemand ohne die Erlaubnis Plattens betreten. Weder Pässe noch Gepäck werden kontrolliert; 3. die Abreisenden verpflichten sich, in Rußland für die Freilassung einer entsprechenden Zahl von österreichischen und deutschen Internierten im Austausch gegen die durchgelassenen Emigranten einzutreten.

Lenin begann, sich energisch auf die Abreise vorzubereiten, und korrespondierte mit einer Reihe von Genossen in Bern und Genf. Die „Wperjod“-Gruppe, mit der er unterhandelte, weigerte sich zu reisen. Zwei schwerkranke Genossen, Karl und Kasparow, die später in Davos gestorben sind, mußten wir zurücklassen. Lenin sandte ihnen einen Abschiedsgruß.

Eigentlich war es nur ein Zusatz zu einem langen Brief von mir. Ich schrieb ausführlich darüber, wer fährt, wie wir uns zur Reise rüsten und welche Pläne wir hatten. Lenin schrieb nur einige Worte; aber aus ihnen war ersichtlich, wie gut er verstand, was die zurückbleibenden Genossen durchmachten, wie schwer ihnen zu Mute war, und er sagte das Wichtigste:

„Teurer Kasparow! Ich drücke Ihnen fest, fest die Hand. Ich wünsche Ihnen und Karl Mut. Sie müssen Geduld haben. Ich hoffe, daß wir uns in Petersburg treffen werden, und zwar bald. Noch einmal die besten Grüße an Sie alle beide. Ihr Lenin.“[198]

[386] „Ich wünsche Ihnen Mut, Sie müssen Geduld haben“... Ja, darauf kam es an. Wir sahen sie nicht wieder. Sowohl Kasparow als auch Karl starben bald.

Für die Züricher Zeitung „Volksrecht“ schrieb Lenin ein Autorreferat „Über die Aufgaben der SDAPR in der russischen Revolution“; außerdem schrieb er den „Abschiedsbrief an die Schweizer Arbeiter“, der mit den Worten schließt: „Es lebe die *beginnende* proletarische Revolution in Europa!“[199]

Ferner schrieb er einen Brief „An die Kameraden, die in der Kriegsgefangenschaft schmachten“, in dem er ihnen von der Revolution und von dem bevorstehenden Kampf erzählte. Man mußte ihnen unbedingt schreiben. Schon während wir noch in Bern lebten, hatten wir einen Briefwechsel mit den in deutschen Lagern internierten russischen Kriegsgefangenen organisiert und auf ziemlich breiter Basis ausgebaut. Eine bedeutende materielle Unterstützung konnten wir den Gefangenen nicht zukommen lassen, aber wir halfen, wie wir eben konnten, schickten Briefe und Literatur. Auf diese Weise hatten wir eine Reihe von sehr engen Verbindungen angeknüpft. Nach unserer Abreise aus Bern setzten die Safarows diese Arbeit fort. Wir sandten in die Gefangenenlager illegale Literatur, die Broschüre der Genossin Kollontai über den Krieg, die großen Erfolg hatte, eine Reihe Flugblätter usw.

Wenige Monate vor unserer Abreise aus Zürich erschienen zwei Kriegsgefangene bei uns, der eine ein Bauer, Michalew, aus Woronesh, der andere ein Arbeiter aus Odessa. Beide waren aus einem deutschen Kriegsgefangenenlager entflohen, hatten den Bodensee durchschwommen und tauchten nun in unserer Züricher Gruppe auf. Lenin unterhielt sich viel mit ihnen. Besonders interessant erzählte Michalew über die Gefangenschaft. Er berichtete, wie man die ukrainischen Gefangenen zuerst nach Galizien gebracht und eine ukrainophile Agitation unter ihnen

[197] Lenin-Sammelband XIII, S. 270, russ.
[198] Ebenda, S. 272.
[199] Ebenda, S. 387.

entfaltet hätte, wobei sie in jeder Weise gegen Rußland auf gehetzt wurden. Er selbst wurde dann nach [387] Deutschland gebracht und arbeitete in reichen Bauernwirtschaften. „Wie gut bei denen alles organisiert ist, keine Brotrinde kommt um! Wenn ich jetzt nach Hause ins Dorf zurückkomme, werde ich genauso wirtschaften!“ erklärte Michalew. Er entstammte einer „Altgläubigen“-Familie, seine Großeltern hatten ihm verboten, schreiben und lesen zu lernen, weil sie glaubten, der Teufel habe die Buchstaben erfunden. Aber in der Gefangenschaft lernte er es dann doch. Von den Großeltern erhielt er Pakete mit Hirse und Speck. Die Deutschen hätten sehr verwundert zugeschaut, wie er den Hirsebrei bereitete und aß, erzählte er. In Zürich wollte Michalew an der Volksuniversität studieren und war sehr empört, als er hörte, daß es in Zürich keine Volksuniversität gibt. Er wurde interniert und bei Erdarbeiten beschäftigt und wunderte sich, wie verängstigt die Schweizer Arbeiter sind. „Da gehe ich“, erzählte er, „ins Kontor, um meinen Lohn abzuholen, und sehe, wie Schweizer Arbeiter vor der Tür stehen und sich nicht hineintrauen, sich in den Ecken herumdrücken und verlegen zum Fenster hineinschauen. Was für ein eingeschüchtertes, verängstigtes Volk! Ich komme, mache sofort die Tür auf und gehe ins Kontor hinein – ich hole ja das Geld für meine Arbeit!“ Dieser Bauer aus dem Zentralen Schwarzerdegebiet, der soeben erst lesen und schreiben gelernt hatte und sich über das verängstigte Wesen der Schweizer Arbeiter wunderte, interessierte Lenin außerordentlich. Michalew erzählte noch, wie einmal, als er noch in deutscher Gefangenschaft war, ein russischer Pope das Lager aufsuchte. Aber die Soldaten wollten ihn nicht anhören, schrien und schimpften. Schließlich trat ein Gefangener an den Popen heran, küßte ihm die Hand und sagte: „Gehen Sie fort, Väterchen, hier ist kein Platz für Sie.“ Michalew und seine Kameraden baten, sie nach Rußland mitzunehmen, aber wir konnten nicht wissen, wie alles ablaufen würde, es konnte auch möglich sein, daß wir alle verhaftet wurden. Nach unserer Abreise schlug sich Michalew dann nach Frankreich durch, wo er zuerst in Paris lebte, dann in einer Traktorenfabrik arbeitete und schließlich [388] irgendwo im Osten Frankreichs unterkam, wo viele polnische Emigranten waren. 1918 (oder 1919, ich weiß es nicht mehr genau), kehrte Michalew nach Rußland zurück. Er kam zu Lenin und erzählte ihm, wie man in Paris ihn und noch andere russische Kriegsgefangene, die aus den deutschen Lagern entflohen waren, aufgefordert hatte, in die russische Botschaft zu kommen; dort schlug man ihnen vor, einen Aufruf zu unterschreiben, in dem von der Notwendigkeit die Rede war, den Krieg bis zum siegreichen Ende weiterzuführen. Und obwohl gewichtige, ordengeschmückte zaristische Beamte die Soldaten überreden wollten, unterzeichneten sie den Aufruf doch nicht: „Ich stand auf und sagte, der Krieg müsse ein Ende haben, und ging fort. Auch die andern schlichen sich leise hinaus.“ Weiter erzählte Michalew von der Agitation gegen den Krieg, die die Jugend in dem französischen Städtchen, in dem er gelebt hatte, entfaltete. Michalew selbst erinnerte in nichts mehr an einen Woronesher Bauern: auf dem Kopf ein französisches Käppi, um die Beine feldgraue Wickelgamaschen, das Gesicht sorgfältig rasiert. Lenin brachte Michalew in einer Fabrik als Arbeiter unter. Aber Michalews Gedanken waren auf sein heimatliches Dorf gerichtet. Dieses Dorf ging im Bürgerkrieg von einer Hand in die andere über, von den Roten zu den Weißen, die fast das ganze Dorf niederbrannten; aber sein Haus war heil geblieben, und die Großeltern lebten. Michalew kam zu mir in den „Glawpolitproswet“ und erzählte das alles, und daß es ihn nach Hause ziehe. „Warum fahren Sie denn nicht hin?“ fragte ich ihn. „Ich muß warten, bis mir der Bart wieder gewachsen ist, denn wenn die Großeltern mein glattrasiertes Gesicht sehen, so sterben sie vor Kummer!“ In diesem Jahr erhielt ich einen Brief von Michalew. Er arbeitet irgendwo in Mittelasien bei der Eisenbahn und schreibt, daß er am Lenin-Gedenktage im Arbeiterklub erzählt habe, wie er 1917 in Zürich Lenin kennengelernt hätte, und daß er unser Leben im Ausland geschildert habe. Alle hätten mit Interesse zugehört, dann aber zu zweifeln begonnen, ob das auch wahr sei, und deshalb bitte er mich [389] jetzt zu bestätigen, daß er wirklich in Zürich bei Lenin gewesen sei.

Michalew stellte für uns in Zürich ein Stück wirklichen Lebens dar. Und ein ebensolches Stück echten Lebens waren auch die Briefe der Kriegsgefangenen, die in unserer Kommission zur Unterstützung der Gefangenen einliefen; und Lenin konnte nicht nach Rußland reisen, ohne

ihnen vorher über das geschrieben zu haben, was ihn in diesem Augenblick am meisten bewegte.

Als aus Bern der Brief mit der Mitteilung eintraf, daß die Verhandlungen Plattens günstig ausgegangen waren, daß nur das Protokoll zu unterzeichnen war und wir dann nach Rußland fahren konnten, wollte Iljitsch sofort aufbrechen: „Wir fahren mit dem ersten Zug nach Bern!“ Bis zur Abfahrt blieben noch zwei Stunden. In diesen zwei Stunden mußten wir also unseren ganzen „Haushalt“ liquidieren, mit der Wirtin abrechnen, die Bücher in die Bibliothek zurückbringen, packen usw. „Fahre allein, ich komme morgen nach.“ Aber davon wollte Iljitsch nichts hören: „Nein, wir fahren zusammen. Und schließlich wurde alles in diesen zwei Stunden erledigt: Briefe vernichtet, Bücher verpackt, die notwendigen Kleidungsstücke und Sachen ausgesucht und der ganze Haushalt aufgelöst. Wir fuhren mit dem ersten Zug nach Bern.

Die nach Rußland reisenden Genossen trafen sich im Berner Volkshaus: wir, Sinowjews, Ussijewitschs, Inès Armand, Safarows, Olga Rawitsch, Abramowitsch aus La Chaux-de-Fonds, Grebelskaja, Charitonow, Linde, Rosenblum, Boizow, Micha Zchakaja, Marienhofs, Sokolnikow. Als angeblicher Russe fuhr auch Radek mit. Insgesamt waren wir 30 Personen, den vierjährigen krausköpfigen Robert, das Söhnchen einer Bundistin, das mit uns fuhr, nicht mitgerechnet. Fritz Platten begleitete uns.

Die „Vaterlandsverteidiger“ erhoben damals ein wüstes Geschrei über die Reise der Bolschewiki durch Deutschland. Die deutsche Regierung ging natürlich, als sie die Durchreiseerlaubnis erteilte, von dem Gedanken aus, daß eine Revolu-[390]tion das größte Unglück für ein Land sei und daß die bolschewistischen internationalistischen Emigranten, die mit ihrer Genehmigung Deutschland passierten, der Entfaltung der Revolution in Rußland förderlich sein würden. Gewiß hielten es die Bolschewiki für ihre Pflicht, in Rußland revolutionäre Agitation zu entfalten, die siegreiche proletarische Revolution war das Ziel ihrer Tätigkeit, und was die bürgerliche deutsche Regierung dachte, interessierte sie sehr wenig. Sie wußten, daß die „Vaterlandsverteidiger“ sie mit Schmutz überschütten würden, daß aber die Massen schließlich doch mit ihnen gehen würden. Damals, am 27. März, wagten nur die Bolschewiki diese Reise, einen Monat später jedoch benutzten über 200 andere Emigranten, darunter Martow und andere Menschewiki, ebenfalls den Weg durch Deutschland.

Weder nach unserem Gepäck noch nach Pässen wurde gefragt, als wir den Zug bestiegen. Lenin hatte sich ganz in sich selbst zurückgezogen, seine Gedanken weilten schon in Rußland. Unterwegs wurde mehr von Kleinigkeiten gesprochen. Durch den ganzen Wagen klang die vergnügte Stimme des kleinen Robert, der Sokolnikow gegenüber besondere Sympathien bezeugte und mit den weiblichen Mitreisenden keine Unterhaltung führen wollte. Die Deutschen bemühten sich zu zeigen, daß bei ihnen an allem Überfluß herrsche. Man servierte uns ein ausgezeichnetes Mittagessen, wie wir Emigranten es keineswegs gewöhnt waren. Wenn wir zu den Fenstern hinaussahen, fiel uns die völlige Abwesenheit erwachsener Männer auf, nur Frauen, Jugendliche und Kinder waren auf den Bahnhöfen, auf den Feldern und in den Straßen der Städte zu sehen. An dieses Bild mußte ich später in den ersten Petrograder Tagen häufig zurückdenken, wo es von Soldaten wimmelte, die alle Straßenbahnen überfüllten.

In Berlin wurde unser Zug auf ein Reservegleis geleitet. In der Nähe von Berlin bestiegen irgendwelche deutsche Sozialdemokraten ein Extraabteil. Niemand von unseren Genossen sprach mit ihnen, nur der kleine Robert schaute neugierig in ihr Abteil hinein und fragte sie auf französisch: „Was tut der [391] Kondukteur?“ Ich weiß nicht, ob die Deutschen dem kleinen Robert antworteten, was der Kondukteur tue; jedenfalls gelang es ihnen nicht, den Bolschewiki ihre Fragen vorzulegen. Am 31. März passierten wir die schwedische Grenze. In Stockholm wurden wir von den schwedischen sozialdemokratischen Abgeordneten Lindhagen, Karlsson, Ström, Ture Nerman und anderen empfangen. Im Saal hing eine rote Fahne, und es wurde eine Versammlung abgehalten. Ich besinne mich nicht recht auf Stockholm – die Gedanken waren schon

zu sehr in Rußland. Platten und Radek gestattete die Provisorische Regierung nicht die Einreise. Den Bolschewiki gegenüber getraute sie sich das nicht. Auf finnischen Schlitten fuhren wir aus Schweden nach Finnland. Alles war schon so lieb und vertraut: die schlechten Dritteklassewagen, die russischen Soldaten – wunderbar schön erschien uns das alles. Robert saß bald auf dem Arm irgendeines älteren Soldaten, umklammerte mit seinen kleinen Ärmchen dessen Hals, stammelte irgend etwas auf französisch und aß „Pascha“[200], mit der ihn der Soldat fütterte. Wir umdrängten alle die Fenster. Auf den Stationen, die wir passierten, standen die Soldaten in Gruppen beisammen. Ussijewitsch steckte den Kopf zum Fenster hinaus. „Es lebe die Weltrevolution!“ rief er. Die Soldaten blickten ihn verwundert an. Ein sehr blasser Leutnant ging einige Male an uns vorüber, und als Iljitsch mit mir in den benachbarten leeren Waggon hinüberging, setzte er sich zu uns und begann sich mit Iljitsch zu unterhalten. Der Leutnant teilte den Standpunkt der „Vaterlandsverteidiger“. Wladimir Iljitsch verteidigte seine Ansichten – auch er war außerordentlich bleich. Nach und nach kamen immer mehr Soldaten in den Waggon, bis er ganz voll war. Die Soldaten kletterten auf die Bänke, um denjenigen besser zu sehen und zu hören, der in einer Sprache, die ihnen so gut verständlich war, gegen den Raubkrieg sprach. Und von Minute zu Minute stieg ihre Aufmerksamkeit, wurde der Ausdruck ihrer Gesichter gespannter.

[392] In Beloostrow[201] empfingen uns Lenins Schwester Maria Iljinitschna, Schljapnikow, die Genossin Stal und andere Genossen. Auch Arbeiterinnen waren dabei. Die Genossin Stal redete mir zu, ihnen einige Worte zur Begrüßung zu sagen, aber mir war die Kehle wie zugeschnürt vor Aufregung. Wir fuhren gemeinsam weiter. Lenin fragte, ob man uns bei unserer Ankunft verhaften würde; die Genossen lächelten bei dieser Frage. Bald kamen wir in Petrograd an.

In Petrograd

Die Petrograder Massen – Arbeiter, Soldaten, Matrosen – waren gekommen, um ihren Führer zu empfangen. Viele uns nahestehende Genossen waren darunter, unter anderen Tschugurin, ein ehemaliger Schüler der Parteischule in Longjumeau, mit einer breiten roten Schärpe über der Schulter; sein Gesicht war feucht von Tränen. Rundherum ein wogendes Menschenmeer.

Wer keine Revolution erlebt hat, kann sich keinen Begriff machen von ihrer majestätischen feierlichen Schönheit. Rote Fahnen, eine Ehrenkompanie Kronstädter Matrosen, die Scheinwerfer der Peter-Pauls-Festung, die den Weg vom Finnländischen Bahnhof bis zum Palais der Krzesinska beleuchteten, Panzerautos, lange Ketten von Arbeitern und Arbeiterinnen längs des Weges.

Als offizielle Vertreter des Petrograder Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten waren Tschcheïdse und Skobelew zum Bahnhof gekommen. Die Genossen führten Lenin in die Zarengemächer auf dem Bahnhof, wo ihn Tschcheïdse und Skobelew erwarteten. Als Lenin auf den Bahnsteig hinaustrat, trat ein Hauptmann auf ihn zu und rapportierte in militärischer Haltung irgend etwas. Lenin, dem das unerwartet kam, war etwas verwirrt und legte die Hand salutierend an die Mütze. Auf dem Bahnsteig stand eine Ehren-[393]wache, an der Lenin und unsere ganze Emigrantengruppe vorüberschritten. Dann stiegen wir in bereitstehende Autos. Lenin stellte man auf ein Panzerauto und fuhr ihn zum Palais der Krzesinska. „Es lebe die sozialistische Weltrevolution!“ rief Lenin in die ihn umgebende vieltausendköpfige Menge hinein.

Den Anbruch dieser Revolution spürte Lenin bereits voll und ganz. Man brachte uns in das Palais der Krzesinska, wo damals das Zentralkomitee und das Petrograder Komitee untergebracht waren. Im oberen Stockwerk setzten wir uns zum Tee zusammen; die Petrograder wollten Begrüßungsreden halten, aber Lenin brachte das Gespräch auf das, was ihn am meisten interessierte, auf die anzuwendende Taktik. Vor dem Hause stand eine tausendköpfige Menge von Arbeitern und Soldaten. Lenin mußte vom Balkon aus zu ihnen sprechen. Der Eindruck

[200] Pascha – süße Osterspeise aus Weißkäse.
[201] Beloostrow – Grenzstation zwischen Rußland und Finnland.

von diesem Empfang, von diesen durch die Revolution in Bewegung geratenen Massen übertönte alles andere.

Dann fuhren wir nach Hause, zu den Unsrigen, zu Lenins Schwester Anna Iljinitschna und ihrem Mann Mark Timofejewitsch. Maria Iljinitschna lebte mit ihnen zusammen. Sie wohnten auf der sogenannten „Petrograder Seite“[202] in der Schirokaja-Straße. Ein Zimmer für uns war hergerichtet. Der kleine Junge von Anna Iljinitschna, Gora, hatte zum Empfang in unserem Zimmer die Losung angebracht: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ Wladimir Iljitsch und ich redeten in dieser Nacht fast nichts miteinander – wir hatten keine Worte, um das auszudrücken, was wir empfanden, aber auch ohne Worte war alles verständlich.

Es war keine Minute zu verlieren. Kaum war Lenin am nächsten Morgen aufgestanden, als auch schon Genossen kamen, um ihn zu einer Beratung der bolschewistischen Fraktion auf der Gesamtrussischen Konferenz der Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten zu holen. Die Konferenz wurde im Taurischen Palais, irgendwo in einem oberen Stockwerk, [394] abgehalten, Lenin legte in etwa einem Dutzend Thesen seine Ansichten darüber dar, was in diesem Augenblick getan werden mußte. In diesen Thesen gab er eine Einschätzung der Lage, nannte klar und deutlich die Ziele, denen man zustreben, und die Wege, die man einschlagen mußte, um sie zu verwirklichen. Die Unsrigen waren im ersten Augenblick fast etwas verwirrt. Vielen schien es, daß Lenin die Fragen zu scharf formulierte, daß es noch zu früh war, von einer sozialistischen Revolution zu sprechen.

Unten hielten die Menschewiki eine Sitzung ab. Ein Genosse von ihnen kam herauf und bestand darauf, daß Lenin auf einer gemeinsamen Sitzung der menschewistischen und bolschewistischen Delegierten dasselbe Referat halten sollte. Die Versammlung der Bolschewiki beschloß, daß Lenin auf einer gemeinsamen Versammlung aller Sozialdemokraten das Referat wiederholen sollte. Diese Versammlung fand unten, im großen Saal des Taurischen Palais statt. Das erste, was mir in die Augen fiel, war der im Präsidium sitzende Goldenberg (Meschkowski). Er war in der Revolution von 1905 ein standhafter Bolschewik, einer unserer nächsten Kampfgenossen gewesen. Jetzt war er Plechanow gefolgt und ins Lager der „Vaterlandsverteidiger“ übergegangen. Lenin sprach etwa zwei Stunden. Goldenberg trat gegen ihn auf und sprach mit außerordentlicher Schärfe; er sagte, daß Lenin das Banner des Bürgerkriegs in den Reihen der revolutionären Demokratie aufgepflanzt habe. Es wurde klar, wie weit sich unsere Wege getrennt hatten. Ich erinnere mich noch an die Rede der Genossin Kollontai, die leidenschaftlich für die Thesen Lenins eintrat.

Plechanow nannte in seiner Zeitung „Jedinstwo“ (Einigkeit) die Thesen Lenins „Fieberphantasien“.

Die Thesen Lenins wurden drei Tage später, am 7. April, in der „Prawda“ veröffentlicht. Schon am folgenden Tage erschien in der „Prawda“ ein Artikel Kamenews „Unsere Differenzen“, in dem er von diesen Thesen abrückte. In dem Artikel Kamenews wurde gesagt, daß die Thesen Lenins dessen [395] Privatmeinung ausdrückten, die weder die „Prawda“ noch das Büro des Zentralkomitees teilten. Die bolschewistischen Delegierten der Konferenz, der Lenin seine Thesen vorgelegt hatte, hätten nicht diese, sondern die Thesen des Büros des Zentralkomitees angenommen. Er erklärte, die „Prawda“ beharre auf ihrem früheren Standpunkt.

Nun begann der Kampf innerhalb der bolschewistischen Organisation. Er dauerte nicht lange. Eine Woche später fand die Petrograder Stadtkonferenz der Bolschewiki statt, die sich auf den Standpunkt Lenins stellte. Die Konferenz dauerte acht Tage (vom 14. bis 22. April); in diesen Tagen fand eine Reihe wichtiger Ereignisse statt, die bewiesen, wie recht Lenin hatte.

Am 7. April – dem Tag, an dem die Thesen Lenins veröffentlicht wurden – stimmte das Exekutivkomitee des Petrograder Sowjets noch für die „Freiheitsanleihe“.

---

[202] Stadtteil von Petrograd am rechten Ufer der Newa.

In den bürgerlichen Zeitungen und in den Blättern der „Vaterlandsverteidiger“ begann eine wütende Hetze gegen Lenin und die Bolschewiki. Kein Mensch schenkte der Erklärung Kamenews irgendwelche Beachtung, alle wußten, daß der Standpunkt Lenins innerhalb der bolschewistischen Organisation siegen würde. Die Hetze gegen Lenin begünstigte die rasche Popularisierung der Thesen. Lenin nannte den Krieg einen imperialistischen, räuberischen, alle sahen – Lenin war ernstlich für den Frieden. Das riß die Matrosen und Soldaten und alle diejenigen mit, für die der Krieg eine Frage von Leben und Tod war. Am 10. April sprach Lenin vor dem Ismailow-Regiment, am 15. erschien die erste Nummer der „Soldatskaja Prawda“, am 16. demonstrierten die Soldaten und Matrosen Petrograds bereits gegen die Hetze, die gegen Lenin und die Bolschewiki inszeniert wurde.

Am 1. Mai (18. April) fanden im ganzen Land grandiose Maidemonstrationen statt, wie sie Rußland nie zuvor gesehen hatte.

Am gleichen Tage erließ der Außenminister Miljukow im Namen der Provisorischen Regierung eine Note, die besagte, daß die Regierung den Krieg bis zum siegreichen Ende wei-[396]terführen würde und es für nötig halte, alle Verpflichtungen, die sie den Alliierten gegenüber übernommen habe, zu erfüllen. Wie reagierten die Bolschewiki darauf? Die Bolschewiki erklärten in der Presse, was dies für Verpflichtungen seien. Sie wiesen darauf hin, daß die Provisorische Regierung verspreche, diejenigen Verpflichtungen zu erfüllen, die die Regierung Nikolaus II. und die ganze zaristische Bande übernommen hatten. Sie legten dar, wem gegenüber sie diese Verpflichtungen auf sich genommen hatten. Es waren Verpflichtungen gegenüber der Bourgeoisie.

Und als die Massen das verstanden hatten, gingen sie auf die Straße. Am 21. April demonstrierten die Arbeiter auf dem Newski-Prospekt. Aber auch die Anhänger der Provisorischen Regierung demonstrierten auf dem Newski-Prospekt.

Diese Ereignisse schweißten die Bolschewiki fester zusammen. Die Resolutionen, die von der Petrograder bolschewistischen Organisation angenommen wurden, waren im Geiste Lenins.

Am 21. und 22. April nahm das Zentralkomitee Resolutionen an, die deutlich auf die Notwendigkeit hinwiesen, die Provisorische Regierung zu entlarven, die die kompromißlerische Taktik des Petrograder Sowjets verurteilten und Neuwahlen der Arbeiter- und Soldatendeputierten verlangten – Resolutionen, die dazu aufriefen, die Sowjets zu festigen, eine großzügige Aufklärungstätigkeit zu entfalten, und gleichzeitig darauf hinwiesen, daß der Augenblick für den Sturz der Provisorischen Regierung noch nicht gekommen sei.

Zur Zeit der Eröffnung der Gesamtrussischen Konferenz der Bolschewiki (am 24. April), drei Wochen, nachdem Lenin seine Thesen verkündet hatte, war die Einigkeit unter den Bolschewiki hergestellt.

Nach unserer Ankunft in Petrograd sah ich Lenin sehr wenig. Er arbeitete im Zentralkomitee und in der ,.Prawda“ und ging in viele Versammlungen. Ich fing ebenfalls an, im Sekretariat des Zentralkomitees zu arbeiten im Palais der Krzesinska, aber diese Arbeit ähnelte in nichts der Arbeit [397] im Ausland und meiner Sekretärtätigkeit in den Jahren 1905 bis 1907, als ich nach den unmittelbaren Direktiven Lenins ziemlich viel selbständige Arbeit leistete. Sekretärin war Genossin Stassowa, ihr standen technische Mitarbeiter zur Seite. Ich verhandelte mit den verschiedenen Funktionären, war aber mit der lokalen Arbeit damals noch wenig vertraut. Sehr oft kamen die Mitglieder des Zentralkomitees, am häufigsten Swerdlow. Ich war nicht genügend informiert, und es quälte mich sehr, daß ich keine bestimmten Funktionen hatte. Dafür nahm ich das mich umgebende Leben gierig in mich auf. Die Straßen boten damals ein äußerst interessantes Bild; überall standen die Menschen in Haufen zusammen, überall wurde lebhaft über die gegenwärtige Situation und über die Tagesereignisse diskutiert. Und man mischte sich in die Menge und hörte zu. Einmal brauchte ich von der Schirokaja-Straße bis zum Palais der

Krzesinska drei Stunden, so interessant waren diese Straßenversammlungen. Unseren Fenstern gegenüber lag irgendein Hof. Öffnete man nachts die Fenster, so hörte man die leidenschaftlichsten Debatten. Da sitzt ein Soldat, stets ist er von irgendwelchen Leuten umringt –Köchinnen, Stubenmädchen aus den benachbarten Häusern, Jugendlichen. Um ein Uhr nachts dringen einzelne Worte herüber: Bolschewiki, Menschewiki ... um drei Uhr: Miljukow, Bolschewiki ... um fünf Uhr früh – immer dasselbe, immer Politik, eine nicht enden wollende Versammlung. Die „weißen Nächte“ von Petersburg sind seit dieser Zeit in meinem Gedächtnis unlöslich verknüpft mit diesen endlosen nächtlichen Versammlungen.

Im Sekretariat des Zentralkomitees hatte ich Gelegenheit, viele Menschen kennenzulernen; im Palais der Krzesinska waren das ZK, die Militärorganisation und die Redaktion der „Soldatskaja Prawda“ untergebracht. Mitunter besuchte ich die Sitzungen des ZK, lernte die Menschen näher kennen, verfolgte die Arbeit des Petrograder Komitees. Auch für die Arbeiterjugend interessierte ich mich sehr. Es gab Anhänger der verschiedensten Richtungen unter dieser Jugend – Bol-[398]schewiki, Menschewiki, Sozialrevolutionäre, Anarchisten. Die Organisation umfaßte etwa 50.000 Jugendliche, aber in der ersten Zeit war die Bewegung fast ohne Leitung. Ich begann unter ihnen zu arbeiten. Im direkten Gegensatz zu dieser Arbeiterjugend standen die Schüler aus den obersten Klassen der höheren Schulen. Sie kamen häufig gruppenweise zum Palais der Krzesinska und stießen Drohungen und Beschimpfungen gegen die Bolschewiki aus. Fremder Einfluß war deutlich zu erkennen.

Bald nach unserer Ankunft – ich weiß nicht mehr das genaue Datum – besuchte ich den Lehrerkongreß. Es waren ungeheuer viel Menschen anwesend; die Lehrerschaft stand völlig unter dem Einfluß der Sozialrevolutionäre. Auf dem Kongreß traten bekannte „Vaterlandsverteidiger“ auf. Am gleichen Tage, an dem ich dort war, hatte, bevor ich hinkam, Alexinski gesprochen. Es waren insgesamt etwa 15 bis 20 Bolschewiki und internationalistische Menschewiki anwesend. Sie versammelten sich gesondert in einem kleinen Zimmer und berieten darüber, um welche Schule man kämpfen sollte. Viele von den Teilnehmern dieses Kongresses arbeiteten später in den Bezirksdumas. Die Masse der Lehrerschaft war vom chauvinistischen Taumel erfaßt.

Am 1. Mai (18. April) nahm Lenin an der Maidemonstration teil. Er sprach auf der Ochta und auf dem Marsfelde. Ich hörte seine Reden an diesem Tage nicht, weil ich krank war und nicht aufstehen konnte. Als Lenin nach Hause kam, fiel mir sein erregtes Gesicht auf. Während wir im Ausland lebten, hatten wir oft an Maidemonstrationen teilgenommen, aber es ist etwas anderes, ob man an einer Maidemonstration, die „mit polizeilicher Erlaubnis“ stattfindet, teilnimmt oder an der Maidemonstration eines revolutionären Volkes, des Volkes, das den Zarismus besiegt hat.

Am 21. April sollte ich mich mit Lenin bei Danski treffen. Ich ging zu Fuß den ganzen Newski-Prospekt hinunter, um zu deren Wohnung, Staro-Newski Nr. 3, zu gelangen. Von der Newskaja Sastawa her näherte sich eine große Arbeiter-[399]demonstration. Die Arbeiter, die die Gehsteige anfüllten, winkten ihr zu: „Komm!“ rief eine junge Arbeiterin einer anderen zu, die auf dem Gehsteig stand. „Komm! Wir werden die ganze Nacht gehen!“ Der Arbeiterdemonstration entgegen kam eine andere Demonstration, Herren in „Melonen“, Damen in Hüten; ihnen winkten die „Melonen“ und Damenhüte vom Gehsteig aus zu. In der Nähe der Newskaja Sastawa herrschten die Arbeiter vor, in der Nähe der Morskaja, an der Polizejski Most, die Herren und Damen. Unter diesen lief von Mund zu Mund die Legende, daß Lenin mit Hilfe deutschen Goldes die Arbeiter bestochen hätte, die jetzt alle für ihn seien. „Haut Lenin!“ schrie ein elegant gekleidetes junges Mädchen. „Diese Schurken müßte man alle vertilgen“, ereiferte sich ein Herr in steifem Hut. Klasse gegen Klasse! Die Arbeiterklasse war für Lenin.

Vom 24. bis 29. April tagte die Gesamtrussische Aprilkonferenz. An der Konferenz nahmen 151 Delegierte teil; es wurde ein neues Zentralkomitee gewählt. Auf der Konferenz wurden außerordentlich wichtige Fragen erörtert – die gegenwärtige Lage, der Krieg, die Vorbereitungen zur III. Internationale, die nationale Frage, die Agrarfrage, das Parteiprogramm.

Ich erinnere mich besonders an die Rede Lenins über die gegenwärtige Lage.

In dieser Rede trat das Verhältnis Lenins zu den Massen, trat die Aufmerksamkeit und Sorgfalt, mit der er das Leben der Massen verfolgte, ganz besonders deutlich zutage.

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Proletariat und das Halbproletariat als Klasse kein Interesse am Kriege haben. Sie machen mit unter dem Einfluß der Traditionen und des Betrugs. Sie haben noch keine politische Erfahrung. Daraus folgt unsere Aufgabe – beharrliche Aufklärung. Wir machen ihnen nicht die geringsten grundsätzlichen Konzessionen, aber wir können an sie nicht herangehen wie an die Sozialchauvinisten. Diese Elemente der Bevölkerung waren nie sozialistisch, haben vom Sozialismus keine Ahnung, sie [400] erwachen erst zum politischen Leben. Aber ihr Bewußtsein wächst und erweitert sich mit außergewöhnlicher Schnelligkeit. Man muß es verstehen, unsere Argumentation an sie heranzubringen, und das ist die schwierigste Aufgabe, besonders für eine Partei, die sich noch gestern in der Illegalität befand.“

„Viele von uns, auch ich persönlich, hatten Gelegenheit, vor den Massen, besonders vor Soldaten, zu sprechen, und ich glaube, wenn man ihnen alles vom Klassenstandpunkt aus erklärt, so ist ihnen an unserer Position am wenigsten klar, wie wir den Krieg beenden wollen, in welcher Weise, unserer Ansicht nach, der Krieg beendet werden kann. Unter den breiten Massen herrscht eine Unmenge von Mißverständnissen, sie verstehen sehr oft unsere Position überhaupt nicht, darum müssen wir uns in diesem Punkt besonders populär ausdrücken.“

„Wenn man vor die Massen hintritt, muß man ihnen konkrete Antworten geben.“[203]

Er sagte, man muß verstehen, nicht nur unter dem Proletariat, sondern auch unter den breiten Schichten des Kleinbürgertums Aufklärungsarbeit zu entfalten.

Über die Kontrolle sagte Lenin: „Um kontrollieren zu können, muß man die Macht haben. Wenn das der breiten Masse des kleinbürgerlichen Blocks unverständlich ist, dann muß man die Geduld haben, ihr das auseinanderzusetzen, darf ihr aber auf keinen Fall die Unwahrheit sagen.“[204]

Nicht die geringste Demagogie ließ Lenin zu, und das fühlten die Soldaten, das fühlten die Bauern, die mit ihm sprachen. Aber Vertrauen erwirbt man nicht auf einen Hieb. In dieser heißen Zeit wahrte Lenin die gewohnte Nüchternheit seiner Denkweise:

„Wir sind jetzt in der Minderheit, die Massen glauben uns einstweilen nicht. Wir können warten: Sie werden zu uns kommen, wenn die Regierung sich ihnen zeigen wird, wie sie ist.“[205]

[401] Oft genug hatte Lenin mit Soldaten und Bauern gesprochen, schon zu jener Zeit erhielt er zahlreiche Vertrauensbeweise, aber er machte sich keine Illusionen:

„Für eine proletarische Partei gibt es keinen gefährlicheren Fehler, als ihre Taktik auf subjektiven Wünschen aufzubauen, dort, wo Organisiertheit not tut. Zu sagen, daß die Mehrheit für uns ist, ist unmöglich; was wir im gegebenen Fall brauchen, ist Mißtrauen, Mißtrauen und nochmals Mißtrauen. Auf Wünsche die proletarische Taktik begründen heißt sie zum Mißerfolg verurteilen.“[206]

Am Schluß seiner Rede über die gegenwärtige Lage sagte Lenin: „Die russische Revolution hat die Sowjets geschaffen. In keinem bürgerlichen Land der Welt gibt es Staatseinrichtungen dieser Art oder kann es sie geben, und keine einzige sozialistische Revolution kann mit einer anderen Macht außer dieser operieren. Die Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten müssen die Macht übernehmen, nicht um eine gewöhnliche bürgerliche Republik zu schaffen oder um

[203] W. I. Lenin: Werke, Bd. 24, S. 224, 221, 226.
[204] Ebenda, S. 220.
[205] Ebenda.
[206] Ebenda, S. 225.

unmittelbar zum Sozialismus überzugehen. Das ist unmöglich. Also wozu denn? Sie müssen die Macht übernehmen, um die ersten konkreten Schritte für diesen Übergang zu tun, die man tun kann und muß. Angst ist dabei der schlimmste Feind. Mau muß den Massen klarmachen, daß diese Schritte sofort getan werden müssen, sonst wird die Macht der Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten sinnlos sein und dem Volke nichts geben.“[207]

Und weiter sprach er von den unmittelbaren Aufgaben, vor denen die Sowjets standen:

„Das Privateigentum am Grund und Boden muß aufgehoben werden. Das ist die Aufgabe, die vor uns steht, weil die Mehrheit des Volkes dafür eintritt. Dazu brauchen wir die Sowjets. Diese Maßnahme mit den alten Staatsbeamten durchzuführen ist unmöglich.“[208]

[402] Lenin schloß seine Rede mit einem Beispiel dafür, was die Eroberung der Macht in der Provinz bedeutet:

„Ich will schließen mit dem Hinweis auf eine Rede, die auf mich den größten Eindruck gemacht hat. Ein Bergmann hat eine ausgezeichnete Rede gehalten, in der er, ohne auch nur ein einziges gelehrtes Wort zu gebrauchen, berichtete, wie sie die Revolution gemacht haben. Ihnen ging es nicht darum, ob sie einen Präsidenten haben werden, sie interessierte die folgende Frage: als sie die Gruben übernahmen, mußte man die Seile schützen, damit die Produktion nicht zum Stillstand kam. Eine weitere Frage war die des Brotes, das sie nicht hatten, und sie sind auch übereingekommen, wie sie es auftreiben können. Das ist ein wirkliche~ Programm der Revolution, kein aus den Büchern herausgelesenes. Das ist die wirkliche Eroberung der Macht in der Provinz.“[209]

Sinaida Pawlowna Krshishanowskaja erinnerte sich einmal, daß ich, als ich ihr von dieser Rede des Bergarbeiters erzählte, geäußert hätte: „Jetzt müssen sie vor allem ihre Ingenieure haben. Wladimir Iljitsch ist der Meinung, daß es ausgezeichnet wäre, wenn Gleb (Krshishanowski) dahin fahren würde.“

Auf der Konferenz trafen wir viele Bekannte. Ich erinnere mich, daß ich unter anderen Prisjagin, einen ehemaligen Schüler der Schule von Longjumeau, dort traf. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er die Rede Lenins anhörte und wie seine Augen glänzten. Jetzt weilt Prisjagin schon nicht mehr unter den Lebenden. Er wurde im Jahre 1918 im Ural von den Weißen erschossen.

Anfang Mai 1917 machte Lenin einen Entwurf zu Änderungen am Parteiprogramm. Der imperialistische Krieg und die Revolution hatten große Umwälzungen auf jedem Gebiet zur Folge gehabt und forderten eine ganze Reihe neuer Beurteilungen, neuer Einstellungen, das Programm war darum ganz veraltet.

Der gesamte Entwurf des neuen Minimalprogramms [403] atmete das Bestreben, das Lebensniveau der Massen zu heben, ihrer Initiative weiten Spielraum einzuräumen.

Mich befriedigte meine Arbeit im Sekretariat nicht, ich wollte lieber unmittelbare Massenarbeit übernehmen; auch hatte ich den Wunsch, Iljitsch häufiger zu sehen. Ich beunruhigte mich seinetwegen sehr. Die Hetze gegen ihn wurde immer stärker. Einmal hörte ich auf der Straße eine Frau zu einer anderen sagen: „Und was soll man mit diesem Lenin anfangen, der da aus Deutschland gekommen ist, was? Sollte man ihn nicht im nächsten Brunnen ersäufen?“ Natürlich war es klar, woher alle diese Redereien über Verrat, über Bestechung Lenins usw. stammten. Es ist ein Unterschied, ob die Bourgeoisie solche Redensarten führt oder ob die Massen darüber sprechen. Unter dem Titel „Eine Seite aus der Parteigeschichte“ schrieb ich für die „Soldatskaja Prawda“ einen Artikel darüber, wer Lenin war. Lenin sah das Manuskript durch, machte einzelne Korrekturen, und am 13. Mai 1917 erschien der Artikel in der „Soldatskaja Prawda“ (Nr. 21).

---

[207] Ebenda, S. 230.
[208] Ebenda, S. 231.
[209] Ebenda, S. 231.

Wenn ich sah, wie todmüde Iljitsch nach Hause kam, bekam ich es nicht fertig, ihn zu fragen, wie die Dinge standen. Aber er hatte ebenso wie ich den Wunsch, sich auszusprechen, so wie wir es von früher bei unseren Spaziergängen gewohnt waren. Und so gingen wir mitunter, allerdings selten, in den abgelegenen Straßen der Petrograder Seite spazieren. Einmal machten wir einen solchen Spaziergang zusammen mit den Genossen Schaumian und Jenukidse. Schaumian überreichte Lenin dabei rote Abzeichen, die ihm seine Kinder für ihn mitgegeben hatten. Iljitsch nahm sie lächelnd in Empfang.

Genossen Schaumian, Stepan, der gewaltigen Einfluß unter dem Proletariat Bakus besaß, kannten wir schon seit langem. Sofort nach dem II. Parteitag schloß er sich den Bolschewiki an und wohnte auch dem Stockholmer und Londoner Parteitag bei. Auf dem Stockholmer Parteitag war er Mitglied der Mandatskommission. Der Zahl der Delegierten nach konnte man diesen Parteitag weder mit dem II. noch mit dem III. vergleichen. Auf jenen Parteitagen wußte man, [404] was jeder Delegierte darstellte, hier jedoch gab es viele sehr wenig bekannte Delegierte. Wegen jedes Delegierten wurde in der Mandatskommission ein scharfer Fraktionskampf geführt. Ich erinnere mich, wie Schaumian in dieser Kommission sich abplagte. Auf dem Londoner Parteitag war ich nicht. Später, während der zweiten Emigration, führten wir einen eifrigen Briefwechsel mit den Bakuer Genossen. Ich weiß noch, wie sie mich über die Ursachen der Spaltung mit den „Wperjod“-Leuten ausfragten und wie ausführlich wir ihnen antworten mußten; wir mußten schildern, wie die Streitigkeiten verliefen und welche Gründe sie hatten.

1913 belebte sich wieder der Briefwechsel Lenins mit Schaumian über die nationale Frage. Sehr interessant ist der Brief, in dem Lenin im Mai 1914 den Gedanken entwickelt, daß es notwendig sei, daß die Marxisten aller oder sehr vieler Nationalitäten einen Gesetzentwurf über die Gleichberechtigung der Nationen und über den Schutz der Rechte der nationalen Minderheiten aufstellten und in die Reichsduma einbrächten. Dieser Gesetzentwurf mußte, nach Lenins Idee, eine vollständige Klarstellung unserer Begriffe von Gleichberechtigung enthalten, darunter die Sprachenfrage, die Schulfrage, die Kulturfrage überhaupt, und zwar in allen Zusammenhängen und Beziehungen.

„Mir scheint“, schrieb Lenin, „daß man so die Dummheit der national-kulturellen Autonomie auf populäre Weise aufdecken und die Anhänger dieser Dummheit *endgültiger erledigen* kann.“

Lenin skizzierte sogar einen solchen Entwurf.

Auch 1917 war Lenin froh, Stepan zu sehen und mit ihm unmittelbar über alle Fragen, die in dieser Zeit für die Bolschewiki eine scharf zugespitzte Form angenommen hatten, zu sprechen.

Die Rede Lenins auf dem 1. Gesamtrussischen Sowjetkongreß der Arbeiter- und Soldatendeputierten ist mir deutlich im Gedächtnis geblieben. Der Kongreß tagte in der Kadettenanstalt auf der Wassiljew-Insel. Es ging durch endlose Kor-[405]ridore; die Klassenzimmer waren als Wohnräume für die Delegierten hergerichtet. Ganz hinten in dem überfüllten Saal saßen die Bolschewiki in einer kleinen Gruppe zusammen. Nach der Rede Lenins applaudierten nur die Bolschewiki, aber zweifellos hatte sie auf alle einen tiefen Eindruck gemacht. Irgend jemand erzählte später, daß Kerenski nach dieser Rede drei Stunden lang bewußtlos gelegen habe. Inwieweit dies der Wahrheit entspricht, kann ich nicht sagen.

Im Juni fanden die Wahlen in die Bezirksdumas statt. Ich ging, um den Verlauf der Wahlkampagne auf der Wassiljew-Insel zu beobachten. Die Straßen wimmelten von Arbeitern. Die meisten Arbeiter waren aus der Röhrenfabrik, auch von der Fabrik Laferme waren viele Arbeiterinnen da. Die Fabrik Laferme stimmte für die Sozialrevolutionäre. Überall waren heftige Debatten im Gange. Man diskutierte nicht über die Kandidaten, nicht über einzelne Personen, sondern über die Tätigkeit der Parteien, über ihren Standpunkt. Unwillkürlich dachte ich an die Bezirkswahlen in Paris, wo wir über das Fehlen politischer Bewertung und über die zahlreichen

persönlichen Momente, die im Wahlkampf zutage traten, so erstaunt gewesen waren. Hier war die Sache gerade umgekehrt. Ebenso fiel es auf, wie sehr sich die Massen seit den Jahren 1905–1907 entwickelt hatten. Es war zu merken, daß alle Zeitungen der verschiedensten Richtungen lasen. In einer Gruppe wurde darüber diskutiert, ob bei uns der Bonapartismus möglich sei. Unter der Menge fiel mir ein kleiner Mensch auf, der wie ein Spitzel aussah; er paßte in diese Arbeitermassen absolut nicht hinein.

Die revolutionäre Stimmung der Massen nahm zu.

Die Bolschewiki hatten für den 10. Juni eine Demonstration angekündigt. Der Sowjetkongreß verbot sie und verfügte, daß drei Tage lang überhaupt keine Demonstrationen stattfinden durften. Lenin bestand darauf, daß diese vom Petrograder Komitee angekündigte Demonstration abgesagt würde; er war der Ansicht, daß wir, da wir die Sowjetmacht anerkannten, nicht den Verfügungen des Kongresses zuwider-[406]handeln durften, da wir sonst dem Feind eine Waffe in die Hand gegeben hätten. In Anbetracht der Massenstimmung jedoch setzte der Sowjetkongreß für den 18. Juni selbst eine Demonstration fest. Doch das, was nun kam, hatte er nicht erwartet. An der Demonstration nahmen etwa 400.000 Arbeiter und Soldaten teil. 90 Prozent der Fahnen und Plakate trugen die Losungen des Zentralkomitees der Bolschewiki: „Alle Macht den Sowjets!“, „Nieder mit den zehn kapitalistischen Ministern!“ Für die Provisorische Regierung waren nur drei Plakate (eins gehörte dem „Bund“, eins dem Plechanowschen „Jedinstwo“, eins einem Kosakenregiment). Lenin charakterisierte den 18. Juni als einen der Tage des Umschwungs.

„Die Demonstration am 1. Juli (18. Juni) wurde zu einer Demonstration der Kräfte und der Politik des revolutionären Proletariats, das der Revolution die Richtung weist, das ihr den Ausweg aus der Sackgasse zeigt. Darin liegt die gewaltige geschichtliche Bedeutung der Sonntag-Demonstration, darin unterscheidet sie sich grundsätzlich von den Demonstrationen am Tage der Beerdigung der Revolutionsopfer und am Tage des 1. Mai. Damals war es eine allgemeine *Ehrung* des ersten Sieges der Revolution und ihrer Helden, ein Rückblick des Volkes auf die am raschesten und erfolgreichsten zurückgelegte erste Etappe zur Freiheit. Der 1. Mai war ein *Fest* der Wünsche und Hoffnungen, die mit der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung, mit ihrem Ideal von Frieden und Sozialismus verknüpft sind.

Weder die eine noch die andere Demonstration hatte sich das Ziel gesetzt, die *Richtung* der weiteren Bewegung der Revolution aufzuzeigen, und sie konnten sie auch nicht aufzeigen. Weder die eine noch die andere stellte vor den Massen und im Namen der Massen die konkreten, bestimmten, aktuellen Fragen, in welcher Richtung und auf welche Weise die Revolution zu verlaufen hat.

In diesem Sinne war der 1. Juli (18. Juni) die erste politische Demonstration *der Tat*, war eine Erläuterung, nicht in [407] Büchern oder Zeitungen, sondern auf der Straße, nicht durch die Führer, sondern durch die Massen, eine Erläuterung, wie die verschiedenen Klassen handeln, wie sie handeln wollen und handeln werden, um die Revolution weiterzutreiben.

Die Bourgeoisie hatte sich versteckt.“[210]

Die Wahlen in die Bezirksdumas waren vorüber. Ich war im Wiborger Bezirk gewählt worden. Im Wiborger Bezirk wurden nur Bolschewiki und eine geringe Zahl von internationalistischen Menschewiki gewählt, die aber nichts taten. In der Bezirksverwaltung arbeiteten ausschließlich Bolschewiki: L. M. Michailow, Kutschmenko, Tschugurin, noch ein anderer Genosse und ich. Unsere Bezirksverwaltung teilte anfangs den Raum mit dem Bezirksparteikomitee, dessen Sekretärin Shenja Jegorowa war; auch Genosse Lacis arbeitete dort. Zwischen der Arbeit unserer Verwaltung und der der Parteiorganisation bestand engster Zusammenhang. Dieser Arbeit im

[210] W. I. Lenin: Das Jahr 1917, Dietz Verlag, Berlin 1957, S. 185. [LW Bd. 25, S. 101–102]

Wiborger Bezirk habe ich außerordentlich viel zu verdanken, sie war für mich eine ausgezeichnete Schule der Partei- und Sowjetarbeit. Und für mich, die ich lange Jahre in der Emigration zugebracht hatte, die ich mich nicht dazu entschließen konnte, auch nur auf kleinen Versammlungen zu sprechen, die ich niemals zuvor in der „Prawda“ auch nur ein paar Zeilen veröffentlicht hatte, war eine solche Schule unbedingt notwendig.

Der Wiborger Bezirk hatte ein starkes bolschewistisches Aktiv, und die Bolschewiki besaßen das Vertrauen der Arbeitermassen. Bald nachdem ich meine Arbeit angetreten hatte, mußte ich die laufende Arbeit der Wiborger Abteilung der „Kommission zur Unterstützung von Soldatenfrauen“ von einer alten Bekannten übernehmen, Nina Alexandrowna Gerd, der Frau Struves, mit der zusammen ich einstmals das Gymnasium besucht und in der Sonntagsschule unterrichtet hatte. Sie war in den ersten Jahren der Entwicklung der Arbeiterbewegung Sozialdemokratin gewesen. Jetzt standen wir beide in ganz verschiedenen politischen Lagern. Als ich die [408] Arbeit von ihr übernahm, sagte sie: „Uns glauben die Soldatenfrauen nicht; was wir auch unternehmen, immer sind sie unzufrieden; sie glauben nur den Bolschewiki. Nun also –nehmen Sie die Sache in die Hand, vielleicht verstehen Sie’s besser!“ Und wir fürchteten uns nicht, diese Arbeit zu übernehmen, denn wir waren überzeugt, daß wir zusammen mit den Arbeitern, gestützt auf ihre Initiative, erfolgreich tätig sein würden.

Die Arbeitermassen waren nicht nur auf politischem, sondern auch auf kulturellem Gebiet außerordentlich aktiv. Sehr bald gründeten wir den Sowjet für Volksbildung, dem Vertreter aller Fabriken und Werke des Wiborger Bezirks angehörten. Unter den Vertretern der einzelnen Fabriken waren die Arbeiter Puryschew, Kajurow, Jurkin und Gordijenko. Wir versammelten uns jede Woche einmal und berieten über praktische Maßnahmen. Als die Notwendigkeit besprochen wurde, daß jeder lesen und schreiben lernen müsse, registrierten die Arbeiter in den Fabriken sehr rasch ihre Analphabeten. Von den Fabrikanten wurde gefordert, Räumlichkeiten zur Einrichtung der Analphabetenschulen zur Verfügung zu stellen. Als ein Fabrikbesitzer das ablehnte, machten die Arbeiterinnen furchtbaren Krach und stellten fest, daß ein zur Fabrik gehöriges Gebäude von einem „Stoßtrupp“ besetzt war (das waren Soldaten besonders chauvinistisch gesinnter Bataillone); und die Sache endete schließlich damit, daß der Fabrikbesitzer einen Raum für die Schule mietete. Die Arbeiter kontrollierten den Schulbesuch und den Unterricht. Nicht weit von der Bezirksverwaltung befand sich die Kaserne eines Maschinengewehrregiments. Das Regiment galt bei der Provisorischen Regierung anfangs als sehr „zuverlässig“, aber mit der Zuverlässigkeit war es bald vorbei. Sowie das Regiment auf die Wiborger Seite verlegt wurde, setzte die Agitation unter den Soldaten ein. Die ersten Agitatorinnen für den Bolschewismus waren die Straßenhändlerinnen, unter denen nicht wenige Arbeiterinnen waren, die ich aus den neunziger Jahren und sogar aus der [409] Revolution von 1905 her kannte. Sie waren gut gekleidet, hatten ein politisches Blickfeld und traten aktiv in Versammlungen auf. Eine Arbeiterin erzählte mir: „Mein Mann ist an der Front. Früher habe ich mit ihm gut gelebt. Wie es nun werden wird, wenn er von der Front zurückkommt, weiß ich nicht. Ich bin jetzt für die Bolschewiki und werde mit ihnen gehen. Was er da aber an der Front denkt, das weiß ich nicht ... Ob er es wohl begriffen hat, ob er’s einsieht, daß man mit den Bolschewiki gehen muß? Oft denke ich plötzlich in der Nacht, daß er es vielleicht doch nicht begriffen hat. Aber ich weiß ja auch nicht, ob er überhaupt zurückkommt, am Ende schlagen sie ihn noch tot. Und ich selbst – ich huste Blut, deshalb muß ich jetzt ins Krankenhaus.“ Deutlich erinnere ich mich an das hagere Gesicht dieser Arbeiterin mit den hektischen roten Flecken auf den Wangen, an ihre Besorgnis, ob sie sich vielleicht ihrer Ansichten wegen von ihrem Mann scheiden lassen müsse. In der kulturellen Arbeit jener Zeit schritten jedoch nicht die Arbeiterinnen, sondern die Arbeiter voran. Sie drangen in alles ein. Genosse Gordijenko zum Beispiel arbeitete außerordentlich viel für die Kindergärten, und Genosse Kuklin verfolgte aufmerksam die Arbeit der Jugend.

Ich wandte mich ebenfalls der Arbeit unter der Jugend zu. Die in dem Verband „Swet i Snanije“ (Licht und Wissen) vereinigte Jugend arbeitete ihr Programm aus. Unter der Jugend waren

Bolschewiki, Menschewiki, Anarchisten, Parteilose. Das Programm war unglaublich naiv und primitiv, aber der Streit, der um dieses Programm entbrannte, war außerordentlich interessant. So lautete zum Beispiel ein Punkt, daß alle nähen lernen müßten. Da sagte ein junger Bolschewik: „Warum müssen denn alle nähen lernen? Die Mädchen natürlich müssen's lernen, sonst können sie später mal ihrem Mann keinen Knopf an die Hosen nähen – aber warum sollen denn gleich alle nähen lernen?" Diese Worte riefen einen wahren Entrüstungssturm hervor. Nicht nur die Mädchen, sondern überhaupt alle waren empört und sprangen von ihren Plätzen auf. [410] „Die Frau soll dir einen Knopf an die Hosen nähen? Was?! Du willst wohl die alte Versklavung der Frau verteidigen? Die Frau ist die Genossin des Mannes und kein Dienstmädchen !" Der Antragsteller, der verlangt hatte, daß nur die Mädchen nähen lernen sollten, mußte klein beigeben. Ich entsinne mich auch noch des Gesprächs mit einem anderen jungen Burschen, Muraschew, der die Bolschewiki leidenschaftlich verteidigte. Ich fragte ihn: „Warum sind Sie denn nicht in der Organisation der Bolschewiki?" „Sehen Sie", antwortete er, „ich war zusammen mit einigen anderen in der Partei. Aber warum sind wir eingetreten? Denken Sie vielleicht, darum, weil wir eingesehen hatten, daß die Bolschewiki recht haben? Nein, nicht darum. Sondern weil die Bolschewiki Revolver verteilten. Und das ist selbstverständlich nicht richtig. Man muß diesen Schritt bewußt tun, deshalb habe ich das Mitgliedsbuch solange zurückgegeben, bis ich alles begriffen haben werde." In dem Verband „Swet i Snanije" war nur die revolutionär gesinnte Jugend organisiert, Leute mit rechten Ansichten wären in dem Verband nicht geduldet worden. Diese jungen Arbeiter waren sehr aktiv, sie sprachen auf ihren Versammlungen und in den Betrieben; aber sie waren zu vertrauensselig. Gegen diese Vertrauensseligkeit mußte gekämpft werden.

Auch unter den Frauen arbeitete ich viel. Ich hatte meine frühere Schüchternheit überwunden und trat überall auf, wo es nötig war.

Ich stürzte mich kopfüber in die Arbeit, denn ich wollte die Massen restlos zur gesellschaftlichen Arbeit heranziehen, wollte die Verwirklichung jener „Volksmiliz" herbeiführen helfen, von der Lenin gesprochen hatte.

Seitdem ich im Wiborger Bezirk arbeitete, bekam ich Lenin noch weniger zu sehen. Es war eine heiße Zeit, der Kampf war entbrannt. Der 18. Juni war nicht nur der Tag der Demonstration von 400.000 Arbeitern und Soldaten unter bolschewistischen Losungen – er war der Tag, an dem die Provisorische Regierung nach dreimonatigem Schwanken, unter [411] dem Druck der Alliierten, den Vormarsch an der Front begann. Die Bolschewiki schrieben in den Zeitungen, sprachen in den Versammlungen. Die Provisorische Regierung fühlte, daß der Boden unter ihren Füßen wankte. Am 28. Juni begannen die Niederlagen der russischen Armee; das versetzte die Truppen in größte Aufregung.

Ende Juni fuhr Lenin zusammen mit Maria Iljinitschna zu den Bontsch-Brujewitschs nach Neivola bei Mustamäki (in der Nähe von Petrograd), um sich ein paar Tage auszuruhen. In dieser Zeit spielten sich in Petrograd folgende Ereignisse ab: Das Regiment der Maschinengewehrschützen, das auf der Wiborger Seite lag, hatte sich zum bewaffneten Aufstand entschlossen. Zwei Tage vorher hatte unsere Aufklärungs- und Bildungskommission mit der entsprechenden Kommission des Maschinengewehrregiments vereinbart, am Montag zu einer Beratung über einige Fragen der Kulturarbeit zusammenzukommen. Natürlich kam niemand von dem Maschinengewehrregiment, denn es hatte seine Kaserne verlassen. Ich ging nach dem Palais der Krzesinska, und auf dem Samson-Prospekt holte ich die Maschinengewehrschützen ein. Die Soldaten marschierten in geschlossenen Reihen. Folgende Szene ist mir im Gedächtnis geblieben: Ein alter Arbeiter trat vom Gehsteig hinunter auf die Straße auf die Soldaten zu, verneigte sich vor ihnen und sagte laut: „Bleibt fest, Brüder, für das Arbeitervolk!" Von denjenigen, die in den Räumen des Zentralkomitees im Palais der Krzesinska anwesend waren, besinne ich mich auf die Genossen Stalin und Laschewitsch. Die Maschinengewehrschützen machten in der Nähe der Balkons halt und salutierten, dann gingen sie weiter. Später kamen noch zwei

Regimenter zum Zentralkomitee und schließlich noch eine Arbeiterdemonstration. Am Abend wurde ein Genosse nach Mustamäki geschickt, um Lenin zu holen. Das Zentralkomitee gab die Parole aus: Verwandlung der Demonstration in eine friedliche; aber inzwischen machte sich das Maschinengewehrregiment schon daran, Barrikaden zu errichten. Ich erinnere mich noch, wie in der Wiborger [412] Bezirksverwaltung der Genosse Laschewitsch, der die Arbeit in diesem Regiment leitete, lange auf dem Diwan lag und die Decke anstarrte, ehe er sich dazu entschloß, zu den Maschinengewehrschützen zu gehen, um sie zu überreden, von ihrer Aktion abzusehen. Es fiel ihm schwer, aber das Zentralkomitee hatte es so bestimmt. Fabriken und Werke streikten. Aus Kronstadt trafen Matrosen ein. Eine riesige Demonstration von bewaffneten Arbeitern und Soldaten zog zum Taurischen Palais; Lenin sprach vom Balkon des Palais der Krzesinska. Das Zentralkomitee erließ einen Aufruf, die Demonstrationen einzustellen. Die Provisorische Regierung rief Junker und Kosaken herbei. Auf der Sadowaja wurde auf Demonstranten geschossen.

Wieder in der Illegalität

Diese Nacht sollte Lenin bei den Sulimows, auf der Petrograder Seite, verbringen; die Wiborger Seite erschien uns aber geeigneter, um ihn zu verbergen, und es wurde beschlossen, daß er bei dem Arbeiter Kajurow wohnen sollte. Ich ging zu Sulimow, um Lenin abzuholen, und wir gingen auf die Wiborger Seite hinüber. Wir kamen an einem Moskauer Regiment vorbei zu einem Boulevard. Dort saß Kajurow; als er unserer ansichtig wurde, stand er auf und ging etwas vor uns her, Lenin folgte ihm, und ich bog ab.

Die Junker hatten die Redaktion der „Prawda“ zerstört. Es fand eine Versammlung des Petrograder Komitees im Wächterhäuschen der Renauld-Werke statt, an der auch Lenin teilnahm. Es wurde die Frage des Generalstreiks erörtert und beschlossen, keinen Generalstreik auszurufen. Von dort aus ging Lenin zu der Genossin Fofanowa, am Lesnoi-Prospekt, wo er eine Zusammenkunft mit einigen Mitgliedern des Zentralkomitees hatte. An diesem Tage wurde die Bewegung der Arbeiter unterdrückt. Alexinski, ehemaliges Mitglied der Duma, von den Arbeitern Petrograds gewählt, [413] „Wperjod“-Anhänger und früher ein naher Arbeitsgenosse, und der Sozialrevolutionär Pankratow, ein ehemaliger Insasse der Festung Schlüsselburg, verbreiteten die Verleumdung, daß Lenin auf Grund angeblich vorliegender Beweise deutscher Spion sei. Mit dieser Verleumdung gedachten sie den Einfluß Lenins lahmzulegen. Am 6. Juli faßte die Provisorische Regierung den Beschluß, Lenin, Sinowjew und Kamenew zu verhaften. Das Krzesinska-Palais wurde von Regierungstruppen besetzt. Lenin zog von Kajurow zu Allilujew, bei dem sich auch Sinowjew verbarg. Kajurows Sohn war Anarchist, er wirtschaftete mit seinen Genossen mit Bomben herum, was nicht gerade für einen streng konspirativen Aufenthalt geeignet war.

Am 7. Juli ging ich zusammen mit Maria Iljinitschna zu Lenin in die Allilujewsche Wohnung. Lenin hatte gerade einen Moment der Unentschlossenheit; er hielt es für richtig, sich dem Gericht zu stellen, und nannte seine Beweggründe. Maria Iljinitschna widersprach ihm leidenschaftlich. Aber Iljitsch sagte zu mir: „Grigori und ich haben beschlossen, uns zu stellen, geh und sage das Kamenew.“ Kamenew war gerade in einer Wohnung ganz in der Nähe. Ich beeilte mich zu gehen. „Wir wollen Abschied nehmen“, hielt Iljitsch mich zurück, „wir sehen uns vielleicht nicht mehr.“ Wir umarmten uns, und ich ging zu Kamenew und richtete Lenins Auftrag aus. Am Abend aber überzeugten Genosse Stalin und andere Lenin, daß er sich nicht stellen dürfe, und retteten damit sein Leben. Am gleichen Abend fand in unserer Wohnung auf der Schirokaja eine Haussuchung statt. Man durchsuchte nur unser Zimmer. Es war irgendein Oberst dabei und noch eine Militärperson in einem weißgefütterten Überrock. Sie nahmen vom Tisch einige meiner Papiere und fragten mich, ob ich nicht wüßte, wo Lenin sei. Daraus folgerte ich, daß er sich nicht gestellt hatte. Am nächsten Morgen ging ich zu dem Genossen Smilga, der ebenfalls in unserer Straße wohnte; dort waren Stalin und Molotow. Von ihnen erfuhr ich, daß Lenin und Sinowjew beschlossen hatten, sich weiter verborgen zu halten.

[414] Zwei Tage später, am 9. Juli, wälzte sich eine ganze Horde von Junkern zu uns in die Wohnung, um Haussuchung zu halten. Sie untersuchten sorgfältig die ganze Wohnung, fragten mich, ob der Mann Anna Iljinitschnas, Mark Timofejewitsch Jelisarow, Lenin wäre. Jelisarows hatten damals eine Hausgehilfin mit Namen Annuschka. Sie stammte aus einem kleinen entlegenen Dorf und hatte von allem keine Vorstellung. Sie hatte den leidenschaftlichen Wunsch lesen zu lernen und steckte jede freie Minute den Kopf in die Fibel, aber sie kam nur langsam vorwärts. „Ach, bin ich ein dummes Dorfmädel“, rief sie immer bekümmert aus. Ich bemühte mich, ihr zu helfen, lesen zu lernen, erklärte ihr, was es für Parteien gäbe, warum der Krieg ausgebrochen sei usw. Von Lenin hatte sie keinerlei Vorstellung. Am 8. war ich nicht zu Hause, später erzählte man mir, daß ein Auto vor dem Hause vorgefahren sei und eine feindselige Demonstration abgehalten wurde. Plötzlich stürmte Annuschka mit dem Ruf herein: „Jetzt sind die ‚Olenine‘ gekommen!“ Während der Haussuchung am 9. fragte man sie, auf Jelisarow weisend, wie er heiße. Sie wußte es nicht, aber die Junker glaubten, daß sie es nicht sagen wollte, gingen in die Küche und sahen unter ihrem Bett nach, ob sich da irgend jemand versteckt hielt. Die empörte Annuschka sagte: „Na, sehen Sie nur noch im Bratofen nach – vielleicht sitzt dort wer!“ Uns drei – Jelisarow, mich und Annuschka – nahmen sie mit und brachten uns in den Generalstab. Dort mußten wir uns in gewisser Entfernung voneinander hinsetzen. Bei einem jeden von uns nimmt ein Soldat mit dem Gewehr in der Hand Aufstellung. Nach einer Weile öffnet sich eine Tür und eine Horde Offiziere stürmt herein, bereit, sich auf uns zu stürzen. Aber da kommt jener Oberst, der bei uns die erste Haussuchung gehalten hatte, und sagt: „Das sind nicht die, die wir suchen.“ Wenn Lenin dabei gewesen wäre, so hätte man ihn in Stücke gerissen. Wir wurden entlassen. Jelisarow verlangte ein Automobil, um nach Hause zu fahren. Der Oberst versprach es und ging hinaus. Natürlich haben wir kein Auto bekommen, son-[415]dern mußten eine Droschke nehmen. Aber die Brücken waren hochgezogen, und wir kamen erst gegen Morgen nach Hause. Lange mußten wir klopfen, bevor uns geöffnet wurde, so daß wir schon fürchteten, es sei etwas passiert. Schließlich wurden wir eingelassen.

Dann kam eine dritte Haussuchung. Ich war gerade nicht zu Hause, sondern in der Bezirksverwaltung. Als ich nach Hause kam, sah ich von weitem, daß unser Haustor von Soldaten besetzt und die Straße voller Menschen war. Ich sah eine Weile von weitem zu, schließlich ging ich ins Bezirksbüro zurück – ich konnte ja sowieso nichts helfen. Es war schon ziemlich spät, als ich im Bezirksbüro ankam, und außer der Wächterin war niemand mehr da. Etwas später kam Sluzki, ein Genosse, der kurz vordem mit Wolodarski, Melnitschanski und anderen aus Amerika zurückgekommen war. Er fiel später an der Südfront. Jetzt war er soeben aus der Haft entkommen und redete mir zu, nicht nach Hause zu gehen, sondern erst am nächsten Morgen jemand hinzuschicken, um zu fragen, wie die Dinge standen. So ging ich denn mit ihm, um eine Unterkunft für die Nacht zu suchen. Aber wir kannten die Adressen der Genossen nicht genau und irrten lange im Bezirk umher, bis wir schließlich zu der Genossin Fofanowa kamen, die zusammen mit mir arbeitete und die uns unterbrachte. Am Morgen stellte es sich heraus, daß bei uns zu Hause niemand verhaftet worden war und daß die Haussuchung diesmal weniger grob vorgenommen worden war als die vorhergehende.

Lenin und Sinowjew hielten sich bei einem alten Parteigenossen, Jemeljanow, verborgen, einem Arbeiter der Sestrorezker Fabrik, der in Rasliw, unweit von Sestrorezk, wohnte. Für Jemeljanow und seine Familie hat Lenin bis an sein Lebensende wärmste Sympathie bewahrt.

Ich verbrachte die ganze Zeit im Wiborger Bezirk. In den Julitagen verblüffte einen der Unterschied in der Stimmung der Arbeiter und der Kleinbürger. In den Straßenbahnen und auf den Straßen im Stadtinnern zischte der erboste Kleinbür-[416]ger aus allen Ecken und Enden hervor; aber sowie man über die hölzerne Brücke auf die Wiborger Seite kam, schien man in eine andere Welt zu kommen. Zu tun gab es unheimlich viel. Durch den Genossen Sof und andere Genossen, die mit Jemeljanow in Verbindung standen, erhielt ich schriftliche Mitteilungen von Lenin mit verschiedenen Aufträgen. Die Reaktion nahm zu. Am 9. Juli erklärten das Gesamtrussische

Zentralexekutivkomitee und das Exekutivkomitee des Sowjets der Arbeiter- und Bauerndeputierten in gemeinsamer Sitzung die Provisorische Regierung für die „Regierung der Rettung der Revolution“. Am selben Tage begann diese „Rettung“ mit der Verhaftung Kamenews. Am 12. Juli erschien das Gesetz über die Wiedereinführung der Todesstrafe an der Front. Am 15. Juli wurden die „Prawda“ und die „Okopnaja Prawda“ (Schützengraben-Prawda) verboten; Versammlungen an der Front wurden verboten. In Helsingfors wurde eine Reihe von Bolschewiki verhaftet, die bolschewistische Zeitung „Wolna“ (Die Woge) wurde verboten, am 18. Juli wurde der Finnische Sejm aufgelöst. General Kornilow wurde zum Oberbefehlshaber ernannt, und am 22. Juli wurden Trotzki und Lunatscharski verhaftet.

Bald nach den Julitagen dachte sich Kerenski eine besondere Maßnahme aus, um die Disziplin in der Armee zu heben. Er beschloß, das Maschinengewehrregiment, das in den Julitagen den Aufstand begonnen hatte, entwaffnet durch die Straßen führen zu lassen und der öffentlichen Schmähung preiszugeben. Ich sah, wie das entwaffnete Regiment hinausgeführt wurde. Die entwaffneten Soldaten führten ihre Pferde am Zügel hinter sich her, in ihren Augen brannte ein solcher Haß, ein solcher Haß lag in ihrem langsamen Gang, daß es einem sofort klar wurde, etwas Dümmeres hätte sich .Kerenski nicht ausdenken können. Und wirklich – in den Oktobertagen bewies das Maschinengewehrregiment den Bolschewiki seine unverbrüchliche Treue, und Maschinengewehrschützen bewachten Lenin im Smolny.

Die Partei der Bolschewiki führte nun eine halb illegale [417] Existenz; aber sie wuchs und festigte sich. Im Moment der Eröffnung des VI. Parteitags, am 26. Juli, zählte die Partei bereits 177.000 Mitglieder, doppelt soviel als vor drei Monaten während der Gesamtrussischen Aprilkonferenz der Bolschewiki. Daß der Einfluß der Bolschewiki stieg, besonders in der Armee, unterlag keinem Zweifel. Der VI. Parteitag schloß die Bolschewiki noch fester zusammen. Im Aufruf des Parteitags war die Rede von dem konterrevolutionären Standpunkt der Provisorischen Regierung, von dem Herannahen der Weltrevolution, dem Zusammenstoß der Klassen.

„Unsere Partei zieht mit fliegenden Fahnen in diese Schlacht. Sie hält sie fest in ihren Händen. Sie hat sie vor den Gewalttätern und schmutzigen Verleumdern, vor den Verrätern der Revolution und Lakaien des Kapitals nicht gesenkt. Sie wird sie auch weiterhin hochhalten und für den Sozialismus, für die Verbrüderung der Völker kämpfen. Denn sie weiß, daß eine neue Bewegung kommt und die Todesstunde der alten Welt schlägt.“[211]

Am 25. August begann der Vormarsch Kornilows auf Petrograd. Die Petrograder Arbeiter – und der Wiborger Bezirk natürlich in erster Linie – bereiteten sich auf die Verteidigung von Petrograd vor. Den Kornilowschen Truppen, der sogenannten wilden Division, schickten wir unsere Agitatoren entgegen. Die Zersetzung griff unter den Kornilowschen Truppen schnell um sich, zu einem richtigen Angriff kam es nicht. General Krymow, der das gegen Petrograd anmarschierende Armeekorps kommandierte, erschoß sich. Ich entsinne mich eines unserer Arbeiter aus dem Wiborger Bezirk, eines jungen Burschen, der auf dem Gebiet der Liquidierung des Analphabetentums tätig war; er war einer der ersten, die an die Kornilowfront abgingen. Dann kam er zurück, und noch mit dem Gewehr auf der Schulter erschien er in der Bezirksduma: In der Schule fehle es an Kreide. Das Gesicht noch erregt vom Kampf, warf er das Gewehr von der Schulter, stellte es in eine Ecke und begann lebhaft [418] von Tafeln, von der fehlenden Kreide usw. zu sprechen. Bei der Arbeit im Wiborger Bezirk konnte man tagtäglich beobachten, wie eng die Arbeiter ihren revolutionären Kampf mit dem Kampf für Kultur und Wissen verbanden.

In der Laubhütte bei Rasliw, wo sich Lenin verborgen hielt, konnte man nicht länger leben, der Herbst war da. So entschloß sich Lenin, nach Finnland zu fahren, wo er die beabsichtigte Arbeit „Staat und Revolution“, für die er sich bereits eine Menge Auszüge gemacht und die er gut

[211] W. I. Lenin: Werke, 2. Ausgabe, Bd. XXI, S. 484, russ.

durchdacht hatte, schreiben wollte. In Finnland war es auch einfacher, die Zeitungen zu verfolgen. Jemeljanow besorgte Lenin den Paß eines Sestrorezker Arbeiters, und er maskierte sich durch eine Perücke und Schminke. Dmitri Iljitsch Leschtschenko, ein alter Parteigenosse aus den Jahren 1905 bis 1907 (früherer Sekretär unserer bolschewistischen Zeitungen, jetzt mein Helfer im Wiborger Bezirk), bei dem Wladimir Iljitsch seinerzeit oft übernachtete, fuhr nach Rasliw, um Lenin zu fotografieren (der Paß mußte mit Bild versehen sein). Jalawa, ein finnischer Genosse, Lokomotivführer auf der Finnländischen Bahn, den die Genossen Schotman und Rachja gut kannten, übernahm es, Lenin als Heizer verkleidet nach Finnland zu bringen. Die Verbindung mit Lenin wurde auch weiterhin durch den Genossen Jalawa aufrechterhalten, und mehr als einmal suchte ich ihn in seiner Wohnung auf, die sich ebenfalls im Wiborger Bezirk befand, um Briefe von Lenin abzuholen. Als sich Iljitsch in Helsingfors eingerichtet hatte, schickte er mir einen mit chemischer Tinte geschriebenen Brief, in dem er sogar einen Plan der Lage seiner Wohnung skizziert hatte, damit ich niemand zu fragen brauchte, wenn ich ihn besuchte. Aber als ich den Brief über der Lampe wärmte, um die Schrift sichtbar zu machen, brannte die eine Ecke des Plans weg. Jemeljanow besorgte auch mir einen Paß – den Paß einer alten Sestrorezker Arbeiterin. Ich band ein Kopftuch um und fuhr nach Rasliw zu den Jemeljanows, die mich über die Grenze brachten; für die Bewohner der Grenzzone genügten gewöhnliche Passierscheine zum Grenz-[419]übertritt. Irgendein Offizier prüfte meinen Paß, dann mußte man etwa fünf Kilometer weit durch den Wald bis nach der kleinen Station Ollila gehen, wo ich einen Soldatenzug bestieg. Alles ging ausgezeichnet, bloß die abgebrannte Ecke des Plans war ein Hindernis; ich suchte lange in den Straßen herum, bis ich die richtige fand. Iljitsch freute sich sehr, man sah ihm an, wie sehr er sich in diesem Augenblick, in dem es so wichtig war, den Kampfvorbereitungen nahe zu sein, in ihrem Mittelpunkt zu stehen, aus seinem Schlupfwinkel heraussehnte. Ich erzählte ihm alles was ich wußte und blieb ein paar Tage in Helsingfors. Iljitsch wollte unbedingt zum Bahnhof mitgehen, als ich wieder fortfuhr, und begleitete mich bis an die letzte Straßenecke. Wir verabredeten, daß ich bald wiederkommen würde.

Nach etwa zwei Wochen fuhr ich zum zweitenmal nach Helsingfors. Da ich mich etwas verspätet hatte, beschloß ich, die Jemeljanows nicht erst aufzusuchen, sondern direkt nach Ollila zu gehen. Im Walde wurde es schnell dunkel – es war schon im Spätherbst –, und der Mond ging auf. Meine Füße sanken im tiefen Sand ein, es schien mir, als hätte ich mich verirrt, und ich beeilte mich so sehr ich konnte. Aber als ich in Ollila ankam, war der Zug noch nicht einmal da, er kam erst nach einer halben Stunde. Die Waggons waren von Soldaten und Matrosen überfüllt. Ich mußte während der ganzen Fahrt stehen. Die Soldaten sprachen ganz offen über den Aufstand. Die Gespräche drehten sich nur um Politik, die ganze Reise war eine einzige erregte Versammlung. Außer den Soldaten waren keine anderen Passagiere in dem Waggon. Anfangs fuhr irgendein Mensch in Zivil mit, als er aber hörte, wie ein Soldat erzählte, daß sie in Wiborg die Offiziere ins Wasser geworfen hätten, verschwand er auf der ersten Station. Mich beachtete niemand. Als ich Iljitsch von diesen Gesprächen der Soldaten erzählte, wurde sein Gesicht sehr nachdenklich, und dieser nachdenkliche Ausdruck verließ ihn später nicht mehr, worüber wir auch sprachen. Man merkte es ihm an, daß seine Gedanken nicht mehr bei dem waren, [420] worüber wir uns unterhielten, sondern beim Aufstand und wie man ihn am besten organisieren könne.

Am 13. und 14. September schreibt Lenin schon seinen Brief „Marxismus und Aufstand“ an das Zentralkomitee, und Ende September übersiedelt er von Helsingfors nach Wiborg, um näher bei Petrograd zu sein. Von Wiborg aus schreibt er an Smilga nach Helsingfors (Smilga war damals Vorsitzender des Gebietskomitees der Armee und Flotte und der Arbeiter Finnlands), daß man die *ganze Aufmerksamkeit* auf die *kriegstechnische* Vorbereitung der finnischen Armee und Flotte auf den bevorstehenden Sturz der Kerenski-Regierung konzentrieren müsse. Ständig denkt Lenin jetzt darüber nach, wie der ganze Staatsapparat umgebaut, wie die Massen

umorganisiert werden, wie überhaupt das ganze gesellschaftliche „Gewebe“ – wie er sich ausdrückte – umgewebt werden muß. Darüber schrieb er in dem Artikel „Werden die Bolschewiki die Staatsmacht behaupten?“, darüber schrieb er in dem Aufruf an die Bauern und Soldaten, in dem Brief an die Petrograder Stadtkonferenz zur Verlesung in geschlossener Sitzung, in dem er schon die konkreten Maßnahmen angab, die zur Machtergreifung notwendig waren. Darüber schrieb er auch an die Mitglieder des Zentralkomitees, des Moskauer und des Petrograder Komitees und an die bolschewistischen Mitglieder der Sowjets von Petrograd und Moskau.

Am Vorabend des Aufstands

Am 7. Oktober kam Lenin von Wiborg nach Petrograd. Es war beschlossen worden, streng konspirativ vorzugehen. Sogar die Mitglieder des Zentralkomitees sollten nicht erfahren, wo er sich aufhielt. Wir brachten ihn auf der Wiborger Seite, an der Ecke des Lesnoi-Prospekts, in einem großen, fast nur von Arbeitern bewohnten Haus bei der Genossin Margarita Wassiljewna Fofanowa unter. Die Wohnung war sehr günstig, da sich während der Sommermonate niemand [421] in der Stadt aufhielt, auch das Dienstmädchen war weg, und die Genossin Fofanowa selbst war eine leidenschaftliche Bolschewikin, die alle Aufträge Lenins ausführte. Drei Tage später, am 10. Oktober, nahm Lenin an einer Sitzung des Zentralkomitees in der Wohnung der Genossin Suchanowa teil, wo eine Resolution über den bewaffneten Aufstand angenommen wurde. Zehn Mitglieder des Zentralkomitees (Lenin, Swerdlow, Stalin, Dzierzynski, Trotzki, Urizki, Kollontai, Bubnow, Sokolnikow, Lomow) stimmten für den bewaffneten Aufstand, Sinowjew und Kamenew dagegen.

Am 15. Oktober fand im Smolny eine Sitzung der Petrograder Organisation statt. Es waren die Delegierten der Bezirke anwesend (vom Wiborger Bezirk acht). Für den bewaffneten Aufstand sprach Dzierzynski, dagegen Tschudnowski. Tschudnowski war an der Front verwundet worden, er trug den Arm in der Binde. Aufgeregt erklärte er, daß wir unbedingt eine Niederlage erleiden würden, daß wir nichts überstürzen dürften: „Nichts ist leichter, als für die Revolution zu sterben, aber wir schaden der Sache der Revolution, wenn wir uns erschießen lassen!“ Tschudnowski starb wirklich für die Sache der Revolution – er fiel im Bürgerkrieg. Er war kein Phrasenheld, aber sein Standpunkt war durch und durch falsch. Auf andere Reden besinne ich mich nicht. Bei der Abstimmung war die überwiegende Mehrheit für den sofortigen Aufstand, der Wiborger Bezirk stimmte einstimmig dafür.

Am nächsten Tage, am 16., fand eine erweiterte Sitzung des Zentralkomitees in der Bezirksduma des Lesnoi-Bezirks statt, an der außer den Mitgliedern des Zentralkomitees auch die Mitglieder des Exekutivkomitees, des Petrograder Komitees, der Militärorganisation, des Petrograder Gewerkschaftsrats, der Fabrikkomitees, Vertreter der Eisenbahner und des Petrograder Gebietskomitees teilnahmen. Auf dieser Sitzung wurden zwei Standpunkte erörtert: der Standpunkt der Mehrheit, die für den sofortigen Aufstand war, und der Standpunkt der Minderheit, die gegen den sofortigen Auf-[422]stand war. Die Resolution Lenins erhielt die überwiegende Mehrzahl der Stimmen, nämlich 19; 2 waren dagegen, 4 enthielten sich der Stimme. Die Frage war entschieden. Auf einer geschlossenen Sitzung des Zentralkomitees wurde ein revolutionäres Militärzentrum gewählt.

Direkt mit Lenin traten so wenig Personen wie möglich in Verbindung: ich, Maria Iljinitschna, auch Genosse Rachja einmal. Eines Tages spielte sich folgende Szene ab: Lenin hatte die Genossin Fofanowa irgendwohin geschickt. Es war verabredet worden, daß er niemand die Tür öffnen und auf ein Klingeln überhaupt nicht reagieren sollte. Ich pflegte auf vereinbarte Weise zu klopfen. Die Genossin Fofanowa hatte einen Vetter, der an irgendeiner Militäranstalt studierte. Wie ich abends nach der Wohnung komme, sehe ich diesen jungen Menschen ziemlich ratlos und aufgeregt auf der Treppe stehen. Wie er mich erkennt, fängt er an zu erzählen: „Wissen Sie, in Margaritas Wohnung muß irgend jemand eingedrungen sein.“ „Wieso?“ frage ich. „Jawohl: ich komme, klingle, und von innen ruft eine männliche Stimme etwas; ich klingle

wieder, noch einmal – niemand öffnet und niemand antwortet mehr.“ Ich schwindelte dem jungen Menschen irgend etwas vor, Margarita nehme heute an einer Versammlung teil und daß er sich getäuscht haben müsse, und atmete erst auf, als er sich in die Straßenbahn gesetzt hatte und davongefahren war. Dann kehrte ich zurück, und als mir Iljitsch auf das verabredete Klopfzeichen hin öffnete, fiel ich über ihn her: „Der junge Mensch hätte doch Leute herbeirufen können!“ „Ich dachte, es sei vielleicht etwas Eiliges“, antwortete Iljitsch. Auch ich war beständig unterwegs, um seine Aufträge zu erledigen. Am 24. Oktober schrieb er an das Zentralkomitee, daß es notwendig sei, die Macht noch an demselben Tag in die Hand zu nehmen. Er schickte Margarita mit diesem Brief fort, wartete aber ihre Rückkehr nicht ab, sondern setzte die Perücke auf und ging in den Smolny. Es war keine Minute mehr zu verlieren.

Der Wiborger Bezirk bereitete sich auf den Aufstand vor. [423] In den Räumen der Wiborger Bezirksverwaltung saßen fünfzig Arbeiterinnen, denen eine Ärztin die ganze Nacht hindurch Unterricht im Verbinden usw. gab. Hier wurden die Arbeiter bewaffnet, eine Gruppe nach der anderen kam und erhielt Gewehre. Aber im Wiborger Bezirk war nichts niederzuschlagen – man verhaftete nur irgendeinen Oberst und ein paar Junker, die gekommen waren, um im Arbeiterklub Tee zu trinken. In der Nacht fuhr ich mit Shenja Jegorowa auf einem Lastwagen in den Smolny, um zu erfahren, wie die Dinge standen.

Am 25. Oktober (7. November) 1917 morgens wurde die Provisorische Regierung gestürzt. Die Staatsgewalt ging an das Revolutionäre Militärkomitee, ein Organ des Petrograder Sowjets, das an der Spitze des Petrograder Proletariats und der Garnison stand, über. Am gleichen Tag wurde auf dem Zweiten Gesamtrussischen Kongreß der Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten die Arbeiter-und-Bauern-Regierung gebildet und der Rat der Volkskommissare, zu dessen Vorsitzenden Lenin bestimmt wurde.

[425]

TEIL III

[427]

VORWORT ZUM III. TEIL DER ERINNERUNGEN

Ich habe lange geschwankt, ob ich diesen dritten Teil der Erinnerungen, der sich auf die Zeit nach dem Oktober bezieht, schreiben soll. Bis zu unserer Ankunft in Rußland 1917 habe ich ständig Hand in Hand mit Iljitsch gearbeitet, meine Arbeit bedeutete eine unmittelbare Unterstützung seiner Arbeit, ich hatte Gelegenheit, ihn tagein, tagaus zu beobachten und seinen Gesprächen beizuwohnen; ich kannte bis ins kleinste alles, was ihn beschäftigte und beunruhigte. In der Zeit nach dem Oktober war es ganz anders. Unter den Bedingungen, wie sie nach dem Oktober entstanden, hatte sich der Charakter meiner Arbeit als Sekretärin geändert, und der Aufgabenkreis war enger geworden; Iljitsch bestand darauf, daß ich an der Bildungsfront tätig sein sollte. Die Arbeit zog mich völlig in ihren Bann, und noch mehr war ich von dem stürmisch brodelnden Leben in seiner ganzen Vielfalt und Kompliziertheit gefesselt. Gewiß, dieses ganze Leben brachte uns einander noch näher. Sobald Iljitsch ein wenig frei war, ließ er mich aus dem Volkskommissariat für Bildungswesen kommen, um einen kleinen Spaziergang durch den Kreml zu machen oder eine Fahrt nach außerhalb, in den Wald, oder er kam einfach zu mir, um zu plaudern; aber er war die ganze Zeit äußerst beschäftigt. Bei uns war folgendes üblich: Ich habe Iljitsch nie über etwas ausgefragt, und er hatte auch für gewöhnlich nicht die Art, sofort über alle Erlebnisse ausführlich zu berichten, er ließ so nebenbei einige Bemerkun-[428]gen fallen und sprach dann später einmal, bei irgendeiner Gelegenheit darüber. Gewöhnlich äußerte er seine Gedanken, die ihm in Verbindung mit dem, was er eben erlebt hatte, durch den Sinn gingen. Wenn ich jetzt, nach vielen Jahren, manchmal die Artikel Wladimir Iljitschs wieder lese, so höre ich seine Stimme, den Tonfall, in dem er den einen oder anderen Satz ausgesprochen hatte, der dann später im Artikel auftauchte; aber wie soll man das schildern, das kann doch nicht gelingen. Daher können die Erinnerungen nicht vollständig sein und nur einzelne Episoden wiedergeben. Ich war deshalb entschlossen, keine Erinnerungen zu schreiben, die sich auf die Sowjetperiode beziehen. Später kam ich zu der Meinung, daß diese lückenhaften Erinnerungen auf dem Hintergrund des allgemeinen Ablaufes der Ereignisse doch von gewissem Interesse sein könnten. Es kann sich hierbei nicht um eine geschichtliche Darlegung der Ereignisse handeln; sie müssen und können nur den Hintergrund bilden, ich weiß nicht, ob es mir gelingt. Da aber die Genossen alles interessiert, was Iljitsch betrifft, will ich es versuchen. Die folgenden Kapitel sollen der Anfang von Erinnerungen dieser Art sein.

12. Dezember 1933 *N. Krupskaja*

[429]

OKTOBER 1917

Der Machtergreifung im Oktober 1917 war eine allseitige Vorbereitung seitens der Partei des Proletariats, der bolschewistischen Partei, vorangegangen. Alle Umstände waren reiflich durchdacht. Schon im Juli war spontan ein Aufstand ausgebrochen. Aber die Partei hatte klaren Kopf bewahrt; sie hielt die Zeit noch nicht für gekommen. Man durfte sich keinesfalls über die Tatsache hinwegtäuschen, daß die Massen noch nicht zu entscheidenden Aktionen bereit waren. Das Zentralkomitee beschloß deshalb, den Aufstand zu stoppen. Die aufgewühlten, zu allem entschlossenen Massen zu zügeln war gewiß keine leichte Aufgabe, es war eine schwere Aufgabe für die Bolschewiki. Doch sie taten, was ihre Pflicht war, denn sie wußten, wieviel von der Wahl des rechten Augenblicks für den Aufstand abhing.

Wenige Monate waren ins Land gegangen. Die Situation hatte sich geändert. Zwischen dem 12. und 14. September schrieb Lenin aus Finnland, wo er sich verbergen mußte, einen Brief an das Zentralkomitee, das Petrograder und das Moskauer Komitee der Partei: „Nachdem jetzt die Bolschewiki in den Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten beider Hauptstädte die Mehrheit erhalten haben, können und müssen sie die Staatsmacht in ihre Hände nehmen.“[212] Weiter führte er aus, warum man gerade jetzt zur Machtergreifung schreiten müsse. Man war im Begriff, Petrograd dem Feind [430] auszuliefern. Die Aussichten auf den Sieg verringerten sich dadurch. Alles sprach dafür, daß ein Separatfrieden zwischen den englischen und den deutschen Imperialisten zustande kommen würde. „Gerade jetzt den Völkern den Frieden anbieten, heißt *siegen*“[213], schrieb Lenin.

In einem Brief an das Zentralkomitee legte Lenin eingehend dar, zu welchem Zeitpunkt man den Aufstand beginnen und auf welche Weise man ihn vorbereiten müsse: „Um erfolgreich zu sein, darf sich der Aufstand nicht auf eine Verschwörung, nicht auf die Partei stützen, sondern muß sich auf die fortgeschrittenste Klasse stützen. Dies zum ersten. Der Aufstand muß sich auf den *revolutionären Aufschwung des Volkes* stützen. Dies zum zweiten. Der Aufstand muß sich auf einen solchen *Wendepunkt* in der Geschichte der anwachsenden Revolution stützen, wo die Aktivität der vordersten Reihen des Volkes am größten ist, wo die *Schwankungen* in den Reihen der Feinde und *in den Reihen der schwachen, halben, unentschlossenen Freunde der Revolution* am stärksten sind. Dies zum dritten.“[214]

Am Schluß seines Briefes erläuterte Lenin, wie man an den Aufstand, der vom marxistischen Standpunkt aus eine Kunst ist, heranzugehen habe. „Um uns aber zum Aufstand marxistisch, d. h. als zu einer Kunst zu verhalten, müssen wir gleichzeitig, ohne eine Minute zu verlieren, einen *Stab* der aufständischen Abteilungen organisieren, die Kräfte verteilen, die ergebenen Regimenter an den wichtigsten Punkten einsetzen, das Alexandertheater umzingeln, die Peter-Pauls-Festung besetzen, den Generalstab und die Regierung verhaften, gegen die Offiziersschüler und gegen die Wilde Division solche Truppen schicken, die eher zu sterben bereit sind als den Feind in die Zentren der Stadt vordringen zu lassen; wir müssen die bewaffneten Arbeiter mobilisieren, sie zum letzten, verzweifelten Kampf aufrufen; wir müssen sofort das Telegrafen- und das Telefonamt besetzen, *unseren* Aufstands-[431]stab beim zentralen Telefonamt unterbringen, mit ihm alle Fabriken, alle Regimenter, alle Punkte des bewaffneten Kampfes usw. telefonisch verbinden.

Das alles natürlich beispielsweise, nur als *Illustration* dafür, daß man im jetzigen Augenblick dem Marxismus, der Revolution nicht treu bleiben kann, *wenn man sich nicht zum Aufstand als zu einer Kunst verhält*.“[215]

Lenin machte sich in Finnland große Sorgen, daß der günstigste Augenblick zum Losschlagen ungenützt verstreichen könnte. Am 7. Oktober schreibt er an die Petrograder Stadtkonferenz,

---

[212] W. I. Lenin: Das Jahr 1917, S. 351. [LW Bd. 26, S. 1]
[213] Ebenda, S. 353. [Ebenda, S. 3]
[214] Ebenda, S. 354/355. [Ebenda, S. 4/5]
[215] Ebenda, S. 360. [Ebenda, S. 5]

ferner an das Zentralkomitee, das Moskauer, das Petrograder Komitee der Partei und an die bolschewistischen Mitglieder der Sowjets von Moskau und Petrograd. Am 8. folgt ein Brief an die Genossen Bolschewiki, die Teilnehmer des Sowjetkongresses des Nordgebiets; Lenin ist höchst besorgt, ob dieser Brief auch ankommen würde. Am 9. reist Lenin nach Petrograd, wo er illegal im Wiborger Bezirk untertaucht. Von hier aus leitet er die Vorbereitung des Aufstandes.

Im letzten Monat war Lenin ausschließlich vom Gedanken an den Aufstand beherrscht; nur das erfüllte ihn. Seine Stimmung und sein Optimismus teilten sich auch seinen Gefährten mit.

Besonders wichtig ist Lenins letzter Brief aus Finnland, der Brief an die Genossen Bolschewiki, die Teilnehmer des Kongresses der Sowjets des Nordens. Er lautet:

„... der bewaffnete Aufstand ist eine *besondere* Form des politischen Kampfes, die besonderen Gesetzen unterworfen ist, und diese müssen gründlich durchdacht werden. Außerordentlich plastisch hat Karl Marx diese Wahrheit ausgedrückt, als er schrieb, daß der bewaffnete ‚*Aufstand genau wie der Krieg eine Kunst*‘ ist.

Die wichtigsten Regeln dieser Kunst sind nach Marx:

1. Nie mit dem Aufstand *spielen*, hat man ihn aber einmal begonnen, so muß man genau wissen, daß man *bis zu Ende gehen* muß. [432]

2. Am entscheidenden Ort und im entscheidenden Augenblick muß ein *großes Kräfteübergewicht* konzentriert werden, denn sonst wird der Feind, der besser ausgebildet und organisiert ist, die Aufständischen vernichten.

3. Sobald der Aufstand begonnen hat, gilt es, mit der größten *Entschiedenheit* zu handeln und unter allen Umständen und unbedingt *die Offensive* zu ergreifen. ‚Die Defensive ist der Tod des bewaffneten Aufstandes.‘

4. Man muß bestrebt sein, den Feind zu überrumpeln und den Augenblick abzupassen, wo seine Truppen zerstreut sind.

5. Es gilt, *täglich* (handelt es sich um eine Stadt, so können wir sagen stündlich), wenn auch kleine Erfolge zu erreichen, und dadurch um jeden Preis das ‚*moralische Übergewicht*‘ festzuhalten.

Marx hat die Lehren aus allen Revolutionen bezüglich des bewaffneten Aufstands mit ‚den Worten Dantons, des größten bisher bekannten Meisters revolutionärer Taktik‘, so zusammengefaßt: ‚De l’audace, de l’audace, encore de l’audace!‘

Auf Rußland und auf den Oktober 1917 angewandt, heißt das: gleichzeitige, möglichst überraschende und schnelle Offensive auf Petrograd, unbedingt sowohl von außen wie von innen, sowohl aus den Arbeitervierteln wie aus Finnland, aus Reval und aus Kronstadt, Offensive der *gesamten* Flotte und Konzentrierung eines *ungeheuren* Kräfte*übergewichtes* gegen unsere 15.000- bis 20.000köpfige (vielleicht auch stärkere) ‚Bürgerwehr‘ (Offiziersschüler), unsere ‚Vendée-Truppen‘ (ein Teil der Kosaken) usw.

Unsere *drei* Hauptkräfte: die Flotte, die Arbeiter und die Truppenteile, sind so zu kombinieren, daß unbedingt besetzt und um den Preis *beliebiger Verluste* behauptet werden: a) das Telefonamt, b) das Telegrafenamt, c) die Bahnhöfe und vor allem d) die Brücken.

Aus den *entschlossensten* Elementen (aus unseren ‚Stoßtruppen‘ und der *Arbeiterjugend* und ebenso aus den besten Matrosen) sind kleine Abteilungen zu bilden, die die wich-[433]tigsten Punkte besetzen und überall, bei allen wichtigen Operationen *eingesetzt* werden, zum Beispiel:

Petrograd umzingeln und abschneiden, es durch einen kombinierten Angriff der Flotte, der Arbeiter und der Truppen einnehmen – das ist eine Aufgabe, die *Geschick* und *dreifache Kühnheit* erfordert.

Aus den besten Arbeitern sind mit Gewehren und Bomben bewaffnete Abteilungen zu bilden, um die ‚Zentren' des Feindes (Offiziersschulen, Telegrafen-, Telefonamt und so weiter) anzugreifen und zu umzingeln. Die Losung dieser Abteilungen muß sein: *Auch wenn wir alle zugrunde gehen, der Feind wird nicht durchgelassen*.

Wir wollen hoffen, daß, wenn die Aktion beschlossen wird, die Führer mit Erfolg das große Vermächtnis von Danton und Marx befolgen werden.

Der Erfolg der russischen sowohl wie der Weltrevolution hängt von zwei, drei Tagen des Kampfes ab."[216]

Dieser Brief wurde am 21. (8.) Oktober geschrieben. Am 22. (9.) Oktober weilte Lenin bereits in Petrograd. Tags darauf fand die Sitzung statt, in der Lenin die Resolution über den bewaffneten Aufstand zur Abstimmung vorlegte. Gegen den Aufstand waren Sinowjew und Kamenew; sie forderten, daß eine außerordentliche Plenarsitzung des Zentralkomitees einberufen würde. Kamenew erklärte demonstrativ, er werde aus dem Zentralkomitee austreten. Lenin verlangte Verhängung der strengsten Parteistrafe über ihn.

Im harten Kampf gegen die opportunistischen Strömungen bereitete die Partei mit aller Energie den Aufstand vor. Am 26. (13.) Oktober faßte das Exekutivkomitee des Petrograder Sowjets den Beschluß, das Revolutionäre Militärkomitee zu gründen. Am 29. (16.) fand eine erweiterte Sitzung des Zentralkomitees mit Vertretern der Parteiorganisationen statt. Am gleichen Tag wurde in der ZK-Sitzung das Parteizentrum zur militärischen Leitung des Aufstandes gebildet; ihm gehörten Stalin, Swerdlow, Dzierzynski und andere an.

[434] Am 30. (17.) wurde der Vorschlag zur Gründung des Revolutionären Militärkomitees sowohl vom Exekutivkomitee des Petrograder Sowjets wie auch vom Sowjet in seiner Gesamtheit bestätigt. Nach weiteren fünf Tagen erkannte die Versammlung der Regimentskomitees das Petrograder Revolutionäre Militärkomitee als leitendes Organ aller Truppenteile der Petrograder Garnison an und beschloß, keinen Befehl des Stabes auszuführen, der nicht vom Revolutionären Militärkomitee gegengezeichnet war.

Am 5. November (23. Oktober) entsandte das Revolutionäre Militärkomitee bereits Kommissare in die Truppenteile. Einen Tag später, am 6. November (24. Oktober), entschloß sich die Provisorische Regierung, Strafverfahren gegen die Mitglieder des Komitees einzuleiten, und erließ Haftbefehle gegen die bei den Truppenteilen eingesetzten Kommissare. Die Offiziersschüler wurden am Winterpalast zusammengezogen. Doch es war zu spät. Die Truppen standen auf seiten der Bolschewiki, die Arbeiter wollten die Übergabe der Macht an die Sowjets; das Revolutionäre Militärkomitee stand unter unmittelbarer Leitung des Zentralkomitees, dessen Mitglieder in ihrer Mehrzahl, darunter Stalin, Swerdlow, Molotow, Dzierzynski, Bubnow und andere, dem Komitee angehörten. Der Aufstand nahm seinen Anfang.

Am 6. November (24. Oktober) hielt sich Lenin noch illegal im Wiborger Bezirk in der Wohnung unserer Genossin Margarita Wassiljewna Fofanowa (Ecke Bolschoi Sampsonjewski und Serdobolskaja 92/1, Wohnung 42) verborgen. Er war über alle Vorbereitungsaktionen unterrichtet und litt natürlich furchtbar unter der Tatsache, daß er selber der Entwicklung der Dinge in einem solchen Augenblick fernstehen mußte. Durch Margarita schickte er mir Briefchen, die ich weitergeben sollte; es stand darin, daß man keinesfalls mit dem Aufstand zögern dürfe. Abends kam endlich Eino Rachja zu ihm, ein finnischer Genosse, der gute Verbindung zu den Betrieben und zur Parteiorganisation hatte und Verbindungsmann zwischen Lenin und der Organisation war. Eino be-[435]richtete Lenin, daß der Patrouillendienst in der Stadt verstärkt sei. Die Provisorische Regierung habe angeordnet, die Newa-Brücken aufzuziehen, um auf diese Weise die Arbeiterbezirke voneinander zu isolieren; die Brücken wurden von Truppen bewacht.

[216] Ebenda, S. 445–447. [Ebenda, S. 166–168]

Eins war klar – wir standen unmittelbar vor dem Aufstand. Iljitsch wollte Eino bitten, den Genossen Stalin zu ihm zu bringen. Aber im Gespräch stellte sich heraus, daß dies so gut wie unmöglich war: Stalin weilte vermutlich im Revolutionären Militärkomitee, im Smolny, aller Wahrscheinlichkeit nach verkehrte die Straßenbahn nicht mehr, kurz, es würde viel Zeit in Anspruch nehmen. Da beschloß Iljitsch, selber in den Smolny zu gehen, und machte sich eilig auf den Weg. Er ließ einen Zettel für Margarita zurück: „Ich bin dorthin gegangen, wohin Sie nicht wollten, daß ich gehe. Auf Wiedersehen. Iljitsch."

In dieser Nacht bewaffnete sich der Wiborger Bezirk und traf die letzten Vorbereitungen zum Aufstand. Eine Arbeitergruppe nach der andern kam ins Bezirkskomitee, um Waffen und Instruktionen in Empfang zu nehmen. Ich ging nachts zu Iljitsch, in die Wohnung der Genossin Fofanowa; dort wurde mir gesagt, daß Iljitsch zum Smolny gegangen war. Ein Lastwagen, den unsere Leute aus irgendeinem Grunde zum Smolny schickten, nahm mich und Shenja Jegorowa, die Sekretärin des Wiborger Bezirkskomitees, mit. Ich wollte Gewißheit haben, daß Lenin wohlbehalten im Smolny angelangt war. Ob ich ihn damals selber gesehen oder nur von andern gehört habe, daß er dort ist, kann ich nicht mehr mit Sicherheit sagen. Jedenfalls habe ich nicht mit ihm gesprochen, denn Lenin war voll und ganz mit der Leitung des Aufstandes beschäftigt, und wie immer, wenn er eine Sache leitete, drang er in alle Einzelheiten ein.

Der hell erleuchtete Smolny glich einem Bienenstock. Aus allen Stadtteilen kamen Rotgardisten, Abgesandte der Arbeiter und Soldaten, um sich Anweisungen zu holen. Schreibmaschinen klapperten, Fernsprecher schrillten, unsere jungen Genossinnen entzifferten Berge von Telegrammen, im dritten [436] Stock tagte ununterbrochen das Revolutionäre Militärkomitee. Auf dem Platz vor dem Smolny dröhnten Panzerwagen, ein dreizölliges Geschütz war aufgefahren, Holzstöße lagen bereit, falls es zum Barrikadenbau kommen sollte. Vor dem Tor standen Maschinengewehre und Geschütze, der Eingang wurde von Posten bewacht.

Am 25. Oktober (7. November), um zehn Uhr früh, wurde der Aufruf des Revolutionären Militärkomitees des Petrograder Sowjets „An die Bürger Rußlands!" bereits gedruckt. Es hieß dort:

„Die Provisorische Regierung ist gestürzt. Die Staatsmacht ist in die Hände des Organs des Petrograder Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten, des Revolutionären Militärkomitees, übergegangen, das an der Spitze des Petrograder Proletariats und der Petrograder Garnison steht.

Die Sache, für die das Volk gekämpft hat: das sofortige Angebot eines demokratischen Friedens, die Aufhebung des Eigentums der Gutsbesitzer an Grund und Boden, die Arbeiterkontrolle über die Produktion, die Bildung einer Sowjetregierung – diese Sache ist gesichert.

Es lebe die Revolution der Arbeiter, Soldaten und Bauern!"[217]

Obgleich der Sieg der Revolution eine Tatsache war, arbeitete das Revolutionäre Militärkomitee am Morgen des 25. Oktober mit unverminderter Anspannung weiter; es besetzte die Regierungsstellen und -ämter und sorgte für ihre Bewachung.

Um 2 Uhr 30 begann die Sitzung des Petrograder Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten. Mit jubelnder Begeisterung nahm der Sowjet die Mitteilung entgegen, daß die Provisorische Regierung nicht mehr bestand. Einige Minister waren bereits festgenommen, die anderen würden ebenfalls in Haft genommen werden, das Vorparlament war aufgelöst, die Bahnhöfe, die Post, das Telegrafenamt sowie die Staatsbank befanden sich in den Händen des Volkes. Um den [437] Winterpalast wurde hart gekämpft, noch war der Sturmangriff nicht abgeschlossen, doch das Schicksal des Palasts war bereits besiegelt. Mit unerhörtem Heldenmut schlugen sich die Soldaten. Der Umsturz war ohne Blutvergießen verlaufen.

[217] Ebenda, S. 474. [Ebenda, S.227]

Donnernder Beifall brach aus, als Lenin den Saal betrat. Er hielt das Referat. Ohne große Worte schilderte er kurz den Sieg, den die Arbeiterklasse errungen hatte. Und das war ein charakteristischer Wesenszug Iljitschs. Das Hauptgewicht seiner Rede legte er auf etwas anderes: auf die dringenden Aufgaben, die die Sowjetmacht nun zu lösen hatte.

Eine neue Epoche in der Geschichte Rußlands ist angebrochen, sagte er. Die Sowjetregierung wird ohne die Bourgeoisie das Land lenken. Ein Dekret über die Abschaffung des Privateigentums an Grund und Boden wird erlassen. Die Produktion wird unter wirksame Arbeiterkontrolle gestellt. Der Kampf um den Sozialismus hat begonnen und wird immer breitere Formen annehmen. Der alte Staatsapparat wird zerschlagen, zerbrochen, an seine Stelle tritt eine neue Macht, die der Sowjetorganisationen. Die Massenorganisationen sind in unserm Land eine Kraft, die alles bezwingt. Die nächste Aufgabe ist jetzt, daß das Land Frieden erhält. Doch das wird nur möglich sein, wenn das Kapital besiegt wird. Das internationale Proletariat, in dessen Reihen sich bereits Anzeichen einer revolutionären Gärung bemerkbar machen, wird uns helfen, Frieden zu erlangen.

Diese Rede entsprach dem Denken und Fühlen der Mitglieder des Petrograder Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten. In der Tat, eine neue Phase in der Geschichte Rußlands war angebrochen. Nichts ist stärker als die gesammelte Kraft der Massenorganisationen. Die Massen haben sich erhoben, die Macht der Bourgeoisie ist gestürzt. Den Grundbesitzern nehmen wir das Land weg, den Fabrikanten legen wir Zügel an, die Hauptsache aber ist, daß wir den Frieden erzwingen. Die Weltrevolution wird uns zu Hilfe kommen. Iljitsch hatte recht. Die letzten Worte seiner Rede gingen in stürmischem Beifall unter.

[438] Abends stand die Eröffnung des II. Sowjetkongresses bevor; auf ihm sollte die Sowjetmacht verkündet und der Sieg gesetzeskräftig verankert werden.

Die Delegierten trafen bereits in Petrograd ein. Unter ihnen wurde heftig agitiert. Die Arbeitermacht mußte sich auf die Bauernschaft stützen und ihr Führer sein. Als Partei der Bauernschaft galten aber die Sozialrevolutionäre. Die reichen Bauern, die sogenannten Kulaken, hatten ihre Ideologen in Gestalt der rechten Sozialrevolutionäre. Die Ideologen der Kleinbauernschaft, die Linken, waren typische Vertreter des Kleinbürgertums mit allen dieser Schicht eigenen Schwankungen zwischen Bourgeoisie und Proletariat. Das Petrograder Komitee der Sozialrevolutionäre wurde von Natanson, Spiridonowa und Kamkow geleitet. Mit Natanson war Lenin schon aus seiner ersten Emigrationszeit bekannt. Damals, im Jahre 1904, stand Natanson dem Marxismus nahe, meinte aber, daß die Sozialdemokraten die Bedeutung der Bauernschaft unterschätzten. Spiridonowa war zu jener Zeit sehr bekannt. Als Siebzehnjährige hatte sie in der ersten Revolution, im Jahre 1906, einen gewissen Lushenowski getötet, der die Bauernbewegung im Tambower Gouvernement blutig niedergeschlagen hatte. Nach brutalen Folterungen war sie zu einer Zuchthausstrafe verurteilt worden, die sie bis zur Februarrevolution in Sibirien verbüßte. Die Linken in Petrograd standen unter dem starken Einfluß der bolschewistisch gestimmten Massen; ihr Verhältnis zu den Bolschewiki war positiver als das der übrigen Gruppen und Strömungen. Sie sahen, daß die Bolschewiki ernstlich darangingen, den gesamten Bodenbesitz der Gutsherren zu konfiszieren und den Bauern zu übergeben. Die Linken waren für eine ausgleichende Bodennutzung, während die Bolschewiki eine grundlegende sozialistische Umgestaltung in der Agrarwirtschaft für notwendig hielten. Iljitsch war jedoch der Ansicht, das Dringendste sei im Augenblick die Konfiskation der Gutsbesitzerländereien; das Leben selbst würde schon zeigen, wie die weitere Umgestaltung verlaufen soll. [439] Im Geiste überlegte er Inhalt und Wortlaut des Dekrets über den Boden.

In den Memoiren von M. W. Fofanowa findet sich eine bemerkenswerte Stelle: „Ich entsinne mich“, schreibt sie, „daß Wladimir Iljitsch mir eines Tages auftrug, ihm alle bereits erschienenen Nummern der ‚Nachrichten des Gesamtrussischen Sowjets der Bauerndeputierten‘ zu beschaffen, was ich natürlich erledigte. Ich weiß nicht mehr, wieviel Nummern ich ihm brachte,

jedenfalls waren es sehr viele, kurz, ein ansehnlicher Berg Material zum Bearbeiten. Zwei Tage lang saß Iljitsch sogar in den Nachtstunden an diesem Material, dann sagte er an einem Morgen zu mir: ‚So, nun habe ich die Sozialrevolutionäre, glaube ich, von A bis Z kennengelernt. Heute bleibt mir nur noch der Wählerauftrag der Bauern zu lesen.‘ Zwei Stunden später rief er mich. Er war gut aufgelegt und sagte, wobei er mit der Hand auf eine Zeitung klopfte (ich sah, es waren die ‚Bauernnachrichten‘ vom 19. August): ‚Nun, das Abkommen mit den linken Sozialrevolutionären wäre fertig. Allerhand, der Wählerauftrag ist von 242 Deputierten aus dem ganzen Land unterzeichnet. Wir legen ihn dem Gesetz über den Boden zugrunde, und dann wollen wir doch einmal sehen, ob die linken Sozialrevolutionäre dazu nein sagen können.‘ Er zeigte mir das an vielen Stellen mit Blaustift bekritzelte Zeitungsblatt und setzte hinzu: ‚Wir müssen nur einen kleinen Anhaltspunkt haben, dann können wir ihre Sozialisierung nachher nach unserer Art ummodeln.‘“

Margarita war von Beruf Agronomin, sie hatte in ihrer Arbeit mit diesen Fragen zu tun. Daher unterhielt sich Iljitsch besonders gern mit ihr über solche Themen.

Werden die Sozialrevolutionäre den Kongreß verlassen oder nicht?

Der II. Gesamtrussische Sowjetkongreß wurde am 25. um 22 Uhr 45 eröffnet. Er sollte sich in dieser Abendsitzung konstituieren, eine Versammlungsleitung wählen sowie seine Machtbefugnisse festlegen. Von den 670 Delegierten waren [440] nur 300 Bolschewiki; die Sozialrevolutionäre verfügten über 193 Delegierte, die Menschewiki über 68. Die rechten Sozialrevolutionäre, Menschewiki und Bundisten tobten, sie waren außer sich vor Entrüstung und beschimpften die Bolschewiki in der tollsten Weise. Sie verlasen eine Protesterklärung gegen „die von den Bolschewiki hinterm Rücken der anderen im Sowjet vertretenen Parteien und Fraktionen organisierte bewaffnete Verschwörung und Machtergreifung“. Sodann verließen sie den Kongreß. Ein Teil der internationalistischen Menschewiki schloß sich ihnen an. Die linken Sozialrevolutionäre, die unter den Deputierten ihrer Partei die überwiegende Mehrheit hatten (169 von 193), blieben. Insgesamt hatten 50 Delegierte den Kongreß verlassen. Iljitsch wohnte der Sitzung am 25. Oktober nicht bei.

Im Augenblick der Eröffnung des II. Sowjetkongresses tobte der Kampf um den Winterpalast. Kerenski hatte sich schon am Vorabend, als Matrose verkleidet, davongemacht und war im Auto nach Pskow geflohen. Das Pskower Revolutionäre Militärkomitee verhaftete ihn nicht, obgleich ein von Dybenko und Krylenko unterzeichneter dahingehender Befehl vorlag. Und Kerenski reiste nach Moskau weiter, um den Marsch auf das siegreiche Petrograd der Arbeiter und Soldaten vorzubereiten. Die andern Minister, voran Kischkin, hatten sich im Winterpalast verkrochen, wo sie sich unter dem Schutz der dort zusammengezogenen Offiziersschüler und des Frauenbataillons sicher glaubten. Die Menschewiki, die rechten Sozialrevolutionäre und die Bundisten ergingen sich auf dem Kongreß in hysterischen Entrüstungsausbrüchen wegen der Belagerung des Winterpalastes. Ehrlich erklärte, ein Teil der Abgeordneten der Stadtduma werde sich unbewaffnet auf den Platz vor dem Winterpalast begeben, direkt vor die Läufe der Geschütze, um auf diese Weise gegen die fortdauernde Beschießung des Palastes zu protestieren. Das Exekutivkomitee des Sowjets der Bauerndeputierten sowie die Fraktionen der Menschewiki und der Sozialrevolutionäre schlossen sich dieser Erklärung an. Nach dem Abzug [441] der Menschewiki und der Sozialrevolutionäre trat eine Verhandlungspause ein. Als die Sitzung um 3 Uhr 10 wieder begann, wurde bekanntgegeben, daß der Winterpalast eingenommen worden ist, die Minister verhaftet, die Offiziere und Offiziersschüler entwaffnet worden sind und das 3. Radfahrerbataillon, das Kerenski gegen Petrograd ausgesandt hatte, auf die Seite des revolutionären Volkes übergegangen ist.

Iljitsch hatte in der vorangegangenen Nacht fast kein Auge zugetan; die Leitung des Aufstandes nahm ihn voll und ganz in Anspruch. Nun aber, wo der Sieg feststand und es klar war, daß die linken Sozialrevolutionäre nicht den Kongreß verlassen würden, ging er zu den Bontsch-Brujewitschs, die in der Nähe des Smolny in der Peskistraße wohnten, um dort zu übernachten.

Obwohl ihm dort ein eigenes Zimmer zur Verfügung stand, fand er doch keinen Schlaf. Schließlich stand er leise auf und begann das bereits in allen Einzelheiten durchdachte Dekret über den Grund und Boden niederzuschreiben.

Am 26. Oktober (8. November) abends hielt Lenin auf dem Kongreß ein Referat, in dem er das Dekret über den Grund und Boden begründete. Er sagte: „Hier wurden Stimmen laut, das Dekret und der Wählerauftrag selbst seien ja von den Sozialrevolutionären abgefaßt worden. Sei‘s drum. Es ist einerlei, von wem sie abgefaßt worden sind, als demokratische Regierung können wir jedoch einen Beschluß der Volksmassen nicht umgehen, auch wenn wir mit ihm nicht einverstanden wären. Sobald die Bauern ihn in der Praxis anwenden und bei sich zu Hause durchführen, werden sie in der lebendigen Wirklichkeit selbst erkennen, wo die Wahrheit liegt ... Das Leben ist der beste Lehrmeister, es wird zeigen, wer recht hat; sollen die Bauern an die Lösung dieser Frage von dem einen Ende herangehen und wir von dem anderen. Das Leben wird es mit sich bringen, daß wir in dem allgemeinen Strom der revolutionären schöpferischen Arbeit, bei der Ausarbeitung der neuen Staatsformen einander näher-[442]kommen ... Die Bauern haben in den acht Monaten unserer Revolution manches gelernt, sie wollen selber alle Bodenfragen lösen. Deshalb sind wir gegen jede Abänderung dieses Gesetzentwurf s, wir wollen keine Detaillierung, weil wir eben ein Dekret und kein Aktionsprogramm schreiben.“[218]

In dieser Rede atmete alles Iljitschs Geist; da war keine Spur von kleinlichem Ehrgeiz – es ging Lenin nicht darum, wer etwas ausgesprochen hatte, die Hauptsache, es war richtig. Er berücksichtigte stets die Meinung der Massen, er wußte um die schöpferische Kraft der Revolution und daß die Massen vor allem durch Tatsachen, durch das praktische Leben überzeugt werden, und er war zutiefst gewiß, daß eben diese Tatsachen die Massen dahin führen werden, daß sie den Standpunkt der Bolschewiki als richtig erkennen. Das Dekret über den Grund und Boden, das Lenin vertrat, wurde vom Kongreß bestätigt. Seither sind sechzehn Jahre vergangen.[219] Das Eigentum der Gutsbesitzer an Grund und Boden ist aufgehoben; im steten Kampf gegen die alte Kleineigentümermentalität und die überkommenen Lebensgewohnheiten ist eine neue Wirtschaftsform entstanden – die Kollektivierung der Landwirtschaft, von der heute die meisten Bauernwirtschaften erfaßt sind. Der Kleinbesitz von ehemals und die alte Kleineigentümermentalität gehören immer mehr der Vergangenheit an. Eine stabile, leistungsfähige Grundlage der sozialistischen Wirtschaft ist geschaffen worden.

In der Abendsitzung vom 26. Oktober (8. November) wurden die Dekrete über den Frieden und über den Grund und Boden angenommen. In diesen Fragen konnte eine Verständigung mit den Sozialrevolutionären erzielt werden. Schlimmer verhielt es sich mit der Frage der Regierungsbildung. Die linken Sozialrevolutionäre waren auf dem Kongreß geblieben; sie konnten ihn nicht verlassen, weil sie wußten, daß sie dadurch ihren Einfluß unter der Bauernschaft völlig ein-[443]gebüßt hätten. Doch der Abzug der rechten Sozialrevolutionäre und der Menschewiki am 25. Oktober, ihre hysterischen Beschuldigungen, die Bolschewiki hätten einen Handstreich verübt und die Macht an sich gerissen usw. usf., blieben nicht ohne Wirkung auf ihre linken Fraktionsgenossen und lösten große Unruhe bei ihnen aus. Nachdem die rechten Sozialrevolutionäre nebst Gleichgesinnten dem Kongreß den Rücken gekehrt hatten, verkündete Kamkow, einer der Führer der linken Sozialrevolutionäre, seine Gruppe sei für eine einheitliche demokratische Regierung und werde alles daransetzen, eine solche zu schaffen. Die linken Sozialrevolutionäre erboten sich, zwischen den Bolschewiki und den Parteien, deren Vertreter den Kongreß verlassen hatten, zu vermitteln. Die Bolschewiki lehnten Verhandlungen nicht ab, jedoch war sich Iljitsch im klaren, daß dabei nichts herauskommen würde. Nicht dazu hatte man die Macht erobert und eine Revolution gemacht, um jetzt den Schwan, den Hecht und den Krebs[220] vor den Sowjetkarren zu spannen, das heißt eine Regierung zu bilden, bei der an eine einigermaßen ersprießliche

[218] Ebenda. S. 493/494. [Ebenda, S. 252]
[219] Nadeshda Krupskaja hat diese Erinnerungen 1933 geschrieben.
[220] Aus einer bekannten russischen Fabel von Krylow.

Zusammenarbeit nicht zu denken war und die ihren Aufgaben keineswegs gerecht werden konnte. Eine Koalition mit den linken Sozialrevolutionären hielt Lenin dagegen für möglich.

Wenige Stunden vor Beginn der Sitzung am 26. Oktober fand mit den Vertretern der linken Sozialrevolutionäre eine Beratung über diese Frage statt. Das Bild habe ich noch deutlich vor Augen: ein Zimmer im Smolny mit weichen dunkelroten Polsterbänken; auf einer dieser Bänke sitzt Spiridonowa, eine der Führerinnen der linken Sozialrevolutionäre, neben ihr steht Lenin und spricht leise, doch leidenschaftlich und eindringlich auf sie ein. Es kam zu keiner Verständigung mit den linken Sozialrevolutionären; sie lehnten die Regierungsbeteiligung ab. So beantragte Lenin denn, die Ministerposten in der sozialistischen Regierung ausschließlich mit Bolschewiki zu besetzen.

[444] Die Sitzung am 26. Oktober (8. November) begann um 21 Uhr. Ich war anwesend und erinnere mich noch gut an Lenins Rede: er sprach sehr ruhig, als er das Dekret über den Grund und Boden befürwortete. Der Saal hörte gespannt zu. Während Iljitsch das Dekret verlas, fiel mir der Gesichtsausdruck eines Delegierten auf, der in meiner Nähe saß. Es war ein älterer, bäuerlich aussehender Mann. Er war so bewegt, daß sein Gesicht etwas fast Durchscheinendes, Wachsartiges annahm, in seinen Augen leuchtete ein seltsames Feuer.

Der Kongreß schaffte die Todesstrafe ab, die Kerenski an der Front eingeführt hatte, bestätigte die Dekrete über den Frieden, über den Grund und Boden, die Arbeiterkontrolle und nominierte den Rat der Volkskommissare, der ausnahmslos aus Bolschewiki bestand. Vorsitzender des Rates der Volkskommissare wurde Wladimir Uljanow (Lenin); Volkskommissar für Innere Angelegenheiten A. I. Rykow; für Landwirtschaft W. P. Miljutin; für Arbeit A. G. Schljapnikow; für Heer- und Marineangelegenheiten wurde ein leitender Ausschuß, bestehend aus W. A. Owsejenko (Antonow), N. W. Krylenko und P. J. Dybenko, gebildet; für Handel und Industrie W. P. Nogin; für Volksbildung A. W. Lunatscharski; für Finanzen I. I. Skworzow (Stepanow); für Auswärtige Angelegenheiten L. D. Bronstein (Trotzki); für Justizwesen G. I. Oppokow (Lomow); für Lebensmittelangelegenheiten I. A. Teodorowitsch; für Post und Telegraf N. P. Awilow (Glebow); Vorsitzender für Nationalitätenangelegenheiten J. W. Dshugaschwili (Stalin). Der Posten des Volkskommissars für Verkehrswesen blieb unbesetzt.

Genosse Eino Rachja erzählte später, er habe in einer Ecke gesessen und zugehört, während die bolschewistische Fraktion die Liste der ersten Volkskommissare aufstellte. Einer der Vorgeschlagenen sträubte sich und begründete seine Weigerung damit, daß er in dieser Arbeit keine Erfahrung habe. Darauf lachte Lenin hell auf und sagte: „Meinen Sie vielleicht, wir hätten Erfahrung?!“ Natürlich hatte niemand [445] je eine solche Arbeit geleistet. Doch Wladimir Iljitsch sah im Geist bereits deutlich die Gestalt des Volkskommissars vor sich, eins Ministers von neuem Typ, der in engem Kontakt mit den Massen Organisator und Führer im jeweiligen Ressort der Staatsführung ist.

Wladimir Iljitsch dachte viel und angestrengt über die neuen Formen der Verwaltung nach. Wie mußte ein Staatsapparat beschaffen sein, der, fern von jedem Bürokratismus, auf die Massen gestützt, diese in einer Weise organisiert, daß sie ihrerseits bei der Staatsarbeit helfen, und der imstande ist, einen neuen Funktionärtyp heranzubilden. In dem Beschluß des II. Sowjetkongresses über die Bildung der Arbeiter-und-Bauern-Regierung findet man das folgendermaßen formuliert: „Die Leitung der einzelnen Zweige des staatlichen Lebens wird Kommissionen übertragen, deren Zusammensetzung die Durchführung des vom Kongreß verkündeten Programms ermöglichen muß, in engster Zusammenarbeit mit den Massenorganisationen der Arbeiter, Arbeiterinnen, Matrosen, Soldaten, Bauern und Angestellten. Die Regierungsgewalt wird von dem Kollegium der Vorsitzenden dieser Kommissionen ausgeübt, d. h. von dem Rat der Volkskommissare.“[221]

[221] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 26, S. 230, russ. [LW Bd. 26, S. 254]

Ich erinnere mich noch an Gespräche mit Iljitsch über diese Probleme in der Zeit, als er bei Genossin Fofanowa wohnte. Ich arbeitete damals im Wiborger Bezirk und ging restlos in meiner Arbeit auf. Mit ungeheurem Interesse beobachtete ich, wie sich im Laufe der Revolution die schöpferische Initiative der Massen entfaltete, wie sich das ganze Leben von Grund auf veränderte und mit neuem Inhalt erfüllt wurde. Bei jeder Begegnung mit Wladimir Iljitsch erzählte ich ihm vom Leben und Treiben in unserem Bezirk. Einmal schilderte ich auch eine eigenartige Volksgerichtsverhandlung, der ich beigewohnt hatte. Gerichtsverhandlungen dieser Art hatte es schon da und dort während der Revolution 1905 gegeben, zum Beispiel in Sormowo. Genosse Tschugurin, ein Arbeiter, [446] den ich bereits aus der Parteischule von Longjumeau bei Paris gut kannte und mit dem ich nun bei der Arbeit in der Wiborger Bezirksverwaltung zu tun hatte, war ein Sormower. Von ihm stammte der Vorschlag, auch in unserm Bezirk solche Gerichtsverfahren zu veranstalten. Die erste Gerichtsverhandlung fand im Volkshaus statt, der Saal war gesteckt voll, die Leute standen dicht gedrängt; man stand auf den Bänken und sogar auf den Fensterbrettern. Ich erinnere mich nicht mehr genau, welche Fälle damals verhandelt wurden. Im Grunde genommen waren es gar keine Verbrechen im eigentlichen Sinn, sondern eher allerhand kleine Vorkommnisse aus dem täglichen Leben. So standen unter anderem zwei verdächtige Typen vor Gericht, die versucht hatten, Tschugurin zu verhaften. Ein anderer „Delinquent“ war ein hochgewachsener dunkelhäutiger Nachtwächter, der seinen halbwüchsigen Sohn prügelte, ihn ausbeutete und nicht in die Schule gehen ließ. Aus dem überfüllten Saal traten Arbeiter und Arbeiterinnen vor und hielten leidenschaftliche Reden. Der „Angeklagte“ wischte sich fortwährend den Schweiß von der Stirn, aber schließlich rollten Tränen über sein Gesicht, und er versprach, er werde den Jungen von nun an gut behandeln. Faktisch war das kein Gericht, sondern es handelte sich eher darum, daß das Verhalten der Menschen unter öffentliche Kontrolle gestellt wurde, wobei es hauptsächlich darauf ankam, die neue, proletarische Ethik herauszubilden. Wladimir Iljitsch zeigte riesiges Interesse für dieses „Gericht“ und wollte alle Einzelheiten von mir wissen.

Doch meist erzählte ich ihm von den neuen Formen der Kulturarbeit. Ich leitete die Volksbildungsabteilung im Bezirk. Im Sommer waren die Schulen geschlossen, daher hatte ich vorwiegend mit politischer Aufklärungsarbeit zu tun. Dabei kamen mir meine fünfjährigen Erfahrungen aus den neunziger Jahren, als ich in der Sonntagsschule hinter der Newskaja-Sastawa unterrichtete, gut zu statten. Allerdings hatten sich die Zeiten inzwischen gründlich geändert, und wir konnten die Arbeit in ganz anderm Ausmaß ankurbeln.

[447] Allwöchentlich riefen wir die Vertreter von etwa vierzig Betrieben zusammen. Dann wurde gemeinsam beraten, was zu tun war und in welcher Weise das eine oder andere am besten durchzuführen sei. Jeder Beschluß wurde sogleich in die Tat umgesetzt. So beschlossen wir beispielsweise, das Analphabetentum zu liquidieren. In jedem der Betriebe wurden die Analphabeten von den Belegschaftsvertretern registriert, man beschaffte Räume für den Unterricht und gab der Fabrikleitung keine Ruhe, bis die erforderlichen Mittel bewilligt waren. Jeder Lese- und Schreibschule wurde ein Arbeiter als Bevollmächtigter zugeteilt, dem die Sorge oblag, daß alles Notwendige für den Unterricht – wie Schultafeln, Kreide, Fibeln – vorhanden war. Außerdem wurden Bevollmächtigte ernannt, die kontrollierten, ob der Unterricht in der richtigen Weise geführt wurde, und die auch die Arbeiter über ihre Meinung befragten. Wir instruierten die Beauftragten und ließen uns von ihnen Bericht erstatten, riefen die Vertreter der Soldatenfrauen zu uns, besprachen mit ihnen die Lage in den Kinderheimen und Waisenhäusern, die sie unter ihre Kontrolle nahmen, standen ihnen mit Rat und Tat zur Seite und leisteten überhaupt eine umfassende Aufklärungsarbeit unter ihnen. Wir führten auch Beratungen mit den Bibliothekaren des Bezirks über die Arbeit der Volksbibliotheken durch, zu denen Arbeiter hinzugezogen wurden, die eine nie dagewesene Initiative an den Tag legten. Die Volksbildungsabteilung war für viele von ihnen ein Zentrum, wo sie stets Hilfe und Unterweisung erhielten. Iljitsch pflegte damals zu sagen, daß unser Staatsapparat und die künftigen Minister ihre Arbeit nach unserem Muster

gestalten müßten, nämlich in Form von Ausschüssen, gebildet aus Arbeitern und Arbeiterinnen, die mitten im Leben stehen, die Lebens- und Arbeitsbedingungen kennen und stets genau wissen, was die Arbeiter zur Zeit am meisten bewegt. Wladimir Iljitsch fand, daß ich gut die Arbeiter zur Staatsarbeit heranzuziehen verstünde, deshalb unterhielt er sich gern mit mir über diese Themen. Vor allem machte er dann seinem Ärger über den [448] „lausigen“ Bürokratismus Luft, der buchstäblich durch alle Ritzen dringe. Später, als es notwendig wurde, die Verantwortlichkeit der Volkskommissare und Abteilungsleiter in den Volkskommissariaten zu erhöhen, weil diese ihre Verantwortung nicht selten auf die Kollegien und Ausschüsse abwälzten, tauchte eine neue Frage auf, die der individuellen Leitung. Ganz unerwartet ernannte mich Iljitsch zum Mitglied der Kommission beim Rat der Volkskommissare, die sich mit dieser Frage beschäftigen sollte. Iljitsch war der Auffassung, daß die individuelle Leitung auf keinen Fall die Initiative und Selbständigkeit der Kommissionen erdrücken und zu einer Lockerung der Verbindungen mit den Massen führen dürfe; man müsse im Gegenteil die individuelle Leitung mit guter Massenarbeit zu verbinden wissen. Iljitsch war bestrebt, die Erfahrungen jedes einzelnen für den Aufbau des Staates von neuem Typus auszuwerten. Die Sowjetmacht, deren Staatsoberhaupt Iljitsch nun war, hatte die Aufgabe, einen Staatsapparat zu schaffen, für den es bisher in der Welt noch kein Vorbild gegeben hat, der sich auf die breitesten werktätigen Massen stützt und die gesamte Gesellschaft, alle menschlichen Beziehungen auf neue, sozialistische Weise umbildet.

Doch zunächst galt es, die Sowjetmacht vor dem Feind zu schützen, der sie von außen gewaltsam zu stürzen und von innen zu zersetzen trachtete. Dazu mußten vor allem die eigenen Reihen gefestigt werden.

Die Zeit vom 9. bis 16. November stand im Zeichen des Kampfes um das Bestehen der Sowjetmacht.

Die Erfahrungen der Pariser Kommune, des ersten proletarischen Staates der Welt, die Lenin sorgfältig studierte, zeigten ihm, wie verhängnisvoll sich die Nachsicht der Arbeiterschaft und ihrer Regierung gegenüber notorischen Feinden auf das Geschick der Pariser Kommune ausgewirkt hat. Daher pflegte Iljitsch sozusagen „die Zügel straff zu ziehen“, wenn vom Kampf gegen die Feinde die Rede war; er fürchtete seine eigne Weichherzigkeit und die der Massen.

[449] Zu Beginn der Oktoberrevolution war noch häufig übertriebene Milde zu beobachten. Man hatte Kerenski entwischen lassen, desgleichen zahlreiche Minister, man ließ die Offiziersschüler, die sich im Winterpalast verschanzt hatten, gegen Ehrenwort in Freiheit und verhängte über General Krasnow, den Befehlshaber der angreifenden Kerenski-Truppen, nur Hausarrest. Als ich eines Tags in einem der Durchgangszimmer des Smolny auf einem Haufen Soldatenmäntel saß und auf jemanden wartete, hörte ich unfreiwillig eine Unterredung zwischen Genossen Krylenko und dem nach Petrograd überführten verhafteten General Krasnow an. Sie kamen herein, nahmen an einem Tischchen Platz, das etwas unmotiviert inmitten des großen leeren Raumes stand, und unterhielten sich ganz ruhig miteinander. Ich weiß noch, daß mich der friedliche Ton ihres Gesprächs sehr verwunderte. Am 17. (4) November, auf der Sitzung des Zentralexekutivkomitees, erklärte Iljitsch: „Wir sind mit Krasnow milde umgegangen. Er bekam nur Hausarrest. Wir sind gegen den Bürgerkrieg. Wenn er aber trotzdem fortdauert, was bleibt uns dann zu tun übrig?“[222]

Kerenski, den die Pskower hatten laufen lassen, organisierte umgehend den Marsch auf Petrograd; die gegen Ehrenwort freigelassenen Offiziersschüler organisierten am ii. November einen Aufstand; Krasnow machte sich aus dem Hausarrest davon, ging an den Don und brachte dort mit Hilfe der deutschen Regierung eine fast hunderttausend Mann starke weiße Armee zusammen.

[222] Ebenda, S. 252. [Ebenda, S. 279]

Das Volk war vom imperialistischen Gemetzel erschöpft, es sehnte sich nach einer unblutigen Revolution. Doch die Feinde zwangen es, zu kämpfen. Und Iljitsch, dem vor allem die sozialistische Umgestaltung der Gesellschaft am Herzen lag, mußte sich vor allem der Verteidigung der Revolution zuwenden.

Am 9. November nahm Kerenski Gatschina ein. Genosse Podwoiski schildert in dem Artikel „Lenin in den Tagen des [450] Umsturzes“ („Krasnaja Gaseta“ vom 6. November 1927) sehr lebendig die gewaltige Arbeit Lenins bei der Verteidigung Petrograds. Er beschreibt, wie Lenin in den Bezirksstab kam und einen Bericht über die Lage verlangte. Antonow-Owsejenko erläuterte in großen Zügen den Plan der Aktion, zeigte an Hand einer Karte die Stellungen unserer Truppen sowie die vermutlichen Stellungen des Gegners und nannte die ungefähre Stärke der gegnerischen Kräfte. „Genosse Lenin studierte lange die Karte. Dann stellte er Fragen, die jedem erfahrenen Strategen und Feldherrn Ehre gemacht hätten: Warum ist dieser oder jener Punkt nicht gesichert? Warum ist dieser Schritt und nicht ein anderer vorgesehen? Warum wird keine Unterstützung aus Kronstadt, Wiborg, Helsingfors usw. angefordert... Im Austausch der Meinungen stellte sich dann heraus, daß wir wirklich einiges versäumt hatten und nicht in dem Maße, wie es die bedrohte Lage Petrograds erfordert hätte, alle Kräfte und Mittel zur Verteidigung der Stadt aufgeboten hatten.“ Am 9. abends setzte sich Lenin über die direkte Leitung mit Helsingfors in Verbindung; er bat um Entsendung zweier Torpedoboote und des Linienschiffes „Republik“ zum Schutz Petrograds, zur Sicherung seines Vorgeländes.

Iljitsch fuhr mit dem Genossen Antonow-Owsejenko ins Putilow-Werk, um sich zu vergewissern, wie die Arbeit an dem so dringend benötigten Panzerzug voranschritt. Er sprach dort mit den Arbeitern. Der Stab wurde in den Smolny verlegt; Lenin überblickte die gesamte Tätigkeit des Stabes und half tatkräftig, die Aktivität der Massen zu entfachen. Genosse Podwoiski schreibt, er habe Lenins Fähigkeiten besonders während der von Lenin einberufenen Beratung der Vertreter der Arbeiterorganisationen, Bezirkssowjets, Fabrikkomitees, Gewerkschaften und Truppenteile schätzengelernt. „Hier begriff ich, worin Lenins Kraft lag. In einem entscheidenden Augenblick konzentrierte er unsere Kräfte und Mittel bis zum Äußersten. Wir zersplitterten uns oft, gingen planlos an die Verteilung und Zusammenfassung der Kräfte heran, [451] das machte unsere Aktionen unbestimmt, verschwommen, ließ Unbestimmtheit und Verschwommenheit auch in den Stimmungen der Massen aufkommen, und die Folge war Mangel an Aktivität, Initiative und Entschlossenheit. Die Massen spürten keinen eisernen Willen und keinen festen Plan, wo wie bei einer Maschine alles aufeinander abgestimmt ist und ineinandergreift. Lenin hämmerte unablässig den einen Gedanken in die Köpfe ein – alles für die Verteidigung. Und aus diesem Gedanken heraus entwickelte er seinen Plan, der jedem verständlich war und in dem jeder Mann, jeder Betrieb und jeder Truppenteil wie die einzelnen Teile in einem komplizierten Getriebe seine Bestimmung hatten. Er konnte sich hier, während der Beratung, ganz konkret die weitere Arbeit vorstellen, wobei er nie das Gefühl des Zusammenhangs zwischen seiner Tätigkeit und der Arbeit der ganzen Republik verlor. Daher empfand er die ganze Verantwortung, die die Diktatur des Proletariats ihm auferlegte. Die Massen heranziehen, ihnen das feste Bewußtsein geben, daß nicht die Führer die Revolution machen, sondern daß die Massen mit eigner Kraft ihr Leben umgestalten und ihren Staat verteidigen müssen – in diesem unablässigen Bestreben offenbarte sich Lenin als ein echter Volksführer. Er wußte nicht nur die Massen von der Lebensnotwendigkeit eines Schrittes zu überzeugen, er brachte sie dahin, daß sie diesen Schritt selber taten, nicht blind, im Gefolge eines Führers, sondern mit vollem Bewußtsein.“

Genosse Podwoiski hat das richtig gesehen. Iljitsch verstand es, die Aktivität der Massen anzufachen und ihnen stets konkrete Ziele zu stellen.

Die Arbeiter Petrograds erhoben sich zur Verteidigung ihrer Stadt, alt und jung strömte an die Front, um den Kerenski-Truppen den Weg zu versperren. Die Kosaken und die aus den Provinzen herangezogenen Truppen waren an und für sich wenig kampfgestimmt. Die Agitation der Petrograder Arbeiter brachte sie vollends dazu, daß sie ihre Stellungen verließen und auch die

Geschütze und Waffen mitnahmen. [452] Die Front der Kerenski-Truppen war in voller Auflösung. Trotzdem kamen viele Petrograder bei der Verteidigung ihrer Stadt ums Leben. Unter den Opfern war Wera Sluzkaja, eine Kommunistin aus dem Bezirk Wassiljewski Ostrow. Sie fuhr auf einem Lastwagen zur Front; der Wagen erhielt einen Volltreffer. Auch aus unserm Wiborger Stadtteil fielen zahlreiche Genossen; an ihrer Beisetzung nahm der ganze Bezirk teil.

Am 11. November (29. Oktober), als Kerenski seinen Angriff noch mit aller Kraft fortsetzte, brach ein Aufstand der Offiziersschüler aus, die man gegen Ehrenwort freigelassen hatte. Er war als eine Hilfsaktion für Kerenski gedacht. Ich wohnte damals noch nicht im Smolny, sondern bei Verwandten Wladimir Iljitschs auf der Petrograder Seite. Bei Tagesanbruch begannen die Kämpfe bei der nahe gelegenen Pawlower Offiziersschule. Die Wiborger Rotgardisten und die Arbeiter der Wiborger Betriebe rückten aus, um den Aufstand niederzuschlagen. Vom Geschützfeuer bebte unser Haus. Die Spießer waren zu Tode erschrocken. Als ich frühmorgens zur Arbeit ging, kam mir ein Stubenmädchen aus dem Nebenhaus aufgeregt entgegengestürzt und schrie: „Um Gottes willen, was ich eben gesehen habe! Da haben sie einen Offiziersschüler aufs Bajonett gespießt wie einen Käfer!“ Unterwegs sah ich noch einen Trupp Wiborger Rotgardisten anmarschieren, der ebenfalls ein Geschütz bei sich hatte. Der Aufstand wurde schnell niedergeschlagen.

An diesem Tag sprach Iljitsch in der Versammlung der Regimentsvertreter der Petrograder Garnison. „Der Versuch Kerenskis ist ein ebenso klägliches Abenteuer wie der Versuch Kornilows. Aber der Augenblick ist jetzt schwierig. Wir müssen energische Maßnahmen ergreifen zur Regelung der Lebensmittelversorgung, zur Beseitigung der Kriegsnöte. Wir können nicht warten, können keinen einzigen Tag den Aufstand Kerenskis dulden. Wenn die Kornilow-Leute einen neuen Vormarsch organisieren, so werden wir ihnen ebenso antworten, wie wir heute auf den Aufstand der Offiziersschüler geantwortet haben. Mögen die Offiziersschüler die Vor-[453]würfe an ihre eigene Adresse richten. Wir haben die Macht fast ohne Blutvergießen ergriffen. Wenn es Opfer gegeben hat, so nur auf unserer Seite ... Die durch den Willen der Arbeiter-, Soldaten- und Bauerndeputierten gebildete Regierung wird es nicht dulden, daß die Kornilow-Leute sie verhöhnen.“[223]

Am 14. November war der Kerenski-Aufstand unterdrückt, Gatschina befand sich wieder in unserer Hand, Kerenski hatte die Flucht ergriffen. In Petrograd war die Revolution siegreich. Doch im Lande entbrannte der Bürgerkrieg. Schon am 8. November (26. Oktober) hatte General Kaledin im Dongebiet den Kriegszustand verhängt; er mobilisierte die Kosaken gegen die Sowjetmacht. Am 9. November eroberte der Kosakenataman Dutow die Stadt Orenburg. In Moskau stand die Entscheidung noch aus; die Weißen hatten dort den Kreml besetzt; die Kämpfe verliefen erbitterter als in Petrograd.

Die rechten Sozialrevolutionäre, die Menschewiki und andere Fraktionen, die am 8. November (26. Oktober) den II. Sowjetkongreß verlassen hatten, gründeten ein „Komitee zur Rettung des Vaterlandes und der Revolution“, um das sie alle Gegner der Sowjetmacht zu vereinigen gedachten. Dem Komitee gehörten neun Vertreter der Zentralen Stadtduma an, das gesamte Präsidium des Vorparlaments, je drei Vertreter des Exekutivkomitees des Gesamtrussischen Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten und des Sowjets der Bauerndeputierten, Vertreter der Fraktion der Sozialrevolutionäre und der Menschewiki, Vertreter der Menschewiki-Objedinenzen und des Zentroflot sowie zwei Vertreter der Plechanowschen Gruppe „Jedinstwo“. Ihr Ziel war, die Heimat und die Revolution vor den bolschewistischen „Abenteurern“ zu retten, die, wie sie behaupteten, hinter ihrem Rücken die Macht erobert hatten. Aber sie vermochten so gut wie nichts auszurichten. Die Losungen „Frieden“ und „Land“ waren unter den Massen derart populär, daß diese mit größter Begeisterung und ohne Bedenken den Bolschewiki folg-[454]ten. In Moskau entstand ein „Komitee der öffentlichen Sicherheit“, das sich dem Petrograder „Komitee zur Rettung des Vaterlandes und der Revolution“ anschloß. Das Moskauer

[223] Ebenda, S. 236. [Ebenda, S. 261, 262]

Komitee war auf Initiative der dortigen Stadtduma, an deren Spitze der rechte Sozialrevolutionär Rudnew stand, gebildet worden. Es unterstützte unverhüllt die Konterrevolution.

Moskau brauchte Hilfe. Aber man konnte keine Truppen nach Moskau senden, weil das Gesamtrussische Exekutivkomitee der Eisenbahnarbeiter und -angestellten, abgekürzt Wikshel, dem im Wege stand. Das Wikshel unterstützte die Fraktionen, die den Kongreß verlassen hatten; die Arbeiter besaßen keinen Einfluß in dieser Organisation. Das Wikshel erklärte, es werde im beginnenden Bürgerkrieg „Neutralität“ wahren und keine Truppen, weder die der einen noch die der andern Seite, befördern. Diese sogenannte Neutralität schadete aber faktisch nur den Bolschewiki und hinderte sie, Hilfstruppen nach Moskau zu entsenden. Die Eisenbahner machten selber dieser Sabotage ein Ende und fertigten die Truppenzüge ab. Am 16. (3.) November gingen die vom Revolutionären Militärkomitee abgesandten Transporte von Petrograd nach Moskau, doch ehe die Truppen dort ankamen, war der Widerstand der Weißen bereits gebrochen.

Im schwersten Augenblick, als in Petrograd der Offiziersschüleraufstand gerade erst niedergeschlagen worden war, als Kerenski seinen Angriff noch fortsetzte und in Moskau hart gekämpft wurde, machten sich bei einigen Mitgliedern des Zentralkomitees Schwankungen bemerkbar. Sie waren der Ansicht, man müsse Zugeständnisse machen, und hielten die Lage überhaupt für aussichtslos. Besonders deutlich zeigten sich diese Stimmungen bei den Verhandlungen mit dem Wikshel. Am 9. November faßte das Wikshel einen Beschluß über die Notwendigkeit der Gründung einer Regierung aus sämtlichen sozialistischen Parteien, von den Bolschewiki bis zu den Volkssozialisten, und bot seine Dienste als Vermittler an. Anfangs verhandelte nur der linke Teil des Wikshels mit dem Zentralkomitee, das seinerseits L. B. Kamenew und [455] G. J. Sokolnikow mit der Führung der Verhandlungen beauftragt hatte. Die Menschewiki und die rechten Sozialrevolutionäre sahen zuerst von einer Einmischung ab. Doch als sie annahmen, die Bolschewiki seien durch die Kerenski-Offensive und die Ereignisse in Moskau zum Nachgeben gezwungen, und als überdies beginnende Schwankungen im Zentralkomitee bekannt wurden, stieg ihre Unverschämtheit bis zum äußersten. Sie kamen am 12. und 13. November (30.–31. Oktober) in die Wikshelsitzung und stellten ihre Forderungen: Verzicht auf die Sowjetmacht, Ausschluß sämtlicher am Oktoberumsturz Schuldigen aus der Regierung, vor allem Absetzung Lenins und Bildung einer neuen Regierung unter Vorsitz von Tschernow oder Awksentjew. Die bolschewistische Delegation unter Leitung Kamenews verließ hierauf nicht die Sitzung und duldete somit, daß die Vorschläge der Menschewiki und rechten Sozialrevolutionäre überhaupt zur Erörterung kamen. Tags darauf, am 14. (1.) November, wurde eine Sitzung des Zentralkomitees einberufen. Lenin verlangte sofortigen Abbruch der Verhandlungen mit dem Wikshel, das sich faktisch auf die Seite von Kaledin und Kornilow gestellt hatte. Das Zentralkomitee nahm eine entsprechende Resolution an. Am 17. (4.) November traten Nogin, Rykow, W. Miljutin und Teodorowitsch von ihren Posten als Volkskommissare zurück mit der Begründung, der Augenblick erfordere eine aus sämtlichen sozialistischen Parteien gebildete Regierung. Ihnen folgten einige andere Kommissare. Kamenew, Rykow, Sinowjew, Nogin und W. Miljutin erklärten ebenfalls ihren Austritt aus dem Zentralkomitee. Sie alle befürworteten zu einer Zeit, als die Oktoberrevolution bereits gesiegt hatte, eine aus sämtlichen Parteien bestehende Koalitionsregierung. Das Zentralkomitee verlangte von ihnen, daß sie sich der Parteidisziplin fügten. Iljitsch war empört und versuchte sie auf jede Weise zu einer Änderung ihrer Stellungnahme zu bewegen. Sinowjew veröffentlichte schließlich eine Erklärung, daß er ins Zentralkomitee zurückkehren werde.

Durch die weiteren Siege der Bolschewiki und die schroff [456] ablehnende Stellung der Petrograder und der Moskauer Organisation zum Verhalten der genannten Genossen konnte die Partei diesen Zwischenfall in verhältnismäßig kurzer Zeit überwinden. Unwillkürlich drängte sich die Erinnerung an die Vergangenheit auf, an den II. Parteitag, der 1903, vierzehn Jahre vor den genannten Ereignissen, stattgefunden hatte. Die Partei war damals erst im Entstehen, und als Martow sich weigerte, der Redaktion der „Iskra“ beizutreten, hatte das zu einer überaus

schweren Parteikrise geführt, die Lenin manche schwere Stunde bereitet hatte. Diesmal ergaben sich nur zeitweilige Schwierigkeiten aus dem Verhalten der Genossen, die ihre Posten in der Regierung und in der Partei niedergelegt hatten. Der allgemeine Aufschwung der revolutionären Bewegung half rasch über diesen Zwischenfall hinweg. Iljitsch pflegte bei unsern gemeinsamen Spaziergängen stets über das zu sprechen, was ihn im Augenblick am meisten bewegte; doch er erwähnte kein einziges Mal diesen Vorfall. Sein Denken war jetzt ausschließlich mit der Frage beschäftigt, wie man schon jetzt sozialistische Verhältnisse schaffen und die Beschlüsse des II. Sowjetkongresses in die Tat umsetzen könne.

Am 17. (4.) November sprach Lenin in der Sitzung des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees und auf einer gemeinsamen Sitzung des Petrograder Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten mit Abgesandten von der Front. Lenins Reden waren von Siegeszuversicht durchglüht, von der festen Überzeugung. daß die politische Linie der Bolschewiki richtig ist und volle Unterstützung bei den Massen findet.

„Die verbrecherische Passivität der Kerenski-Regierung hat das Land und die Revolution an den Fand des Abgrunds gebracht. Zögern wäre hier wirklich gleichbedeutend mit Untergang. Indem die neue Regierung Gesetze erläßt, die den Hoffnungen und Wünschen der breiten Volksmassen entgegenkommen, errichtet sie Marksteine auf dem Wege der Entwicklung neuer Lebensformen. Die örtlichen Sowjets können die grundlegenden Bestimmungen der Regierung je nach [457] den örtlichen Verhältnissen, je nach der Zeit modifizieren, erweitern und ergänzen. Die lebendige, schöpferische Tätigkeit der Massen ist der Hauptfaktor des neuen öffentlichen Lebens. Die Arbeiter müssen an die Organisierung der Arbeiterkontrolle in ihren Fabriken und Werken gehen, müssen das Land mit Industrieerzeugnissen versorgen und sie gegen Brot austauschen. Über jedes Erzeugnis, jedes Pfund Brot muß Buch geführt werden, denn Sozialismus ist vor allen Dingen Rechnungslegung. *Der Sozialismus wird nicht auf Befehl von oben geschaffen. Seinem Wesen ist der amtlich-bürokratische Automatismus fremd. Der lebendige, schöpferische Sozialismus ist das Werk der Volksmassen selbst.*“[224] (Hervorhebung von mir. N. K.)

Welch herrliche Worte!

„Die Macht gehört unserer Partei, die sich auf das Vertrauen der breiten Volksmassen stützt. Wenn auch einige unserer Genossen eine Stellung einnehmen, die nichts mit dem Bolschewismus gemein hat, so werden doch die Arbeitermassen Moskaus den Rykow und Nogin keine Gefolgschaft leisten“[225], sagte Lenin. „Das Zentralexekutivkomitee beauftragt den Rat der Volkskommissare, zur nächsten Sitzung Kandidaturen für die Posten der Volkskommissare für Inneres, für Industrie und Handel aufzustellen, und schlägt dem Genossen Kolegajew vor, den Posten des Volkskommissars für Landwirtschaft zu übernehmen“[226], schloß Lenin seine Rede auf der Sitzung des Zentralexekutivkomitees. Kolegajew war linker Sozialrevolutionär, er lehnte den ihm angetragenen Posten ab. Die Partei der linken Sozialrevolutionäre wollte sich noch immer nicht bereit finden, die Verantwortung mitzutragen.

Die Menschewiki, die rechten Sozialrevolutionäre und die andern Parteien hetzten zu Sabotage auf. Die Beamten weigerten sich, unter Leitung der Bolschewiki zu arbeiten, und [458] blieben ihren Ämtern fern. In seiner Rede am 17. (4.) November im Petrograder Sowjet sagte Lenin: „Man behauptet, wir seien isoliert. Die Bourgeoisie hat um uns eine Atmosphäre der Lügen und der Verleumdungen geschaffen, aber ich habe noch keinen Soldaten gesehen, der nicht mit Begeisterung den Übergang der Macht an die Sowjets begrüßt hätte. Ich habe keinen Bauern gesehen, der sich gegen die Sowjets ausgesprochen hätte.“[227] Und aus dieser Gewißheit schöpfte

[224] Ebenda, S. 254/255. [Ebenda, S. 282/283]
[225] Ebenda, S. 256. [Ebenda, S. 284]
[226] Ebenda, S. 259. [Ebenda, S. 287]
[227] Ebenda, S. 262. [Ebenda, S. 290]

Lenin seine Siegeszuversicht.

Am 21. November 1917 wurde Jakow Michailowitsch Swerdlow an Stelle von L. B. Kamenew, der abgesetzt worden war, zum Vorsitzenden des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees gewählt. Lenin selber hatte Swerdlow für diesen Posten nominiert. Die Wahl war sehr günstig getroffen. Swerdlow war ein Mensch von großer Charakterfestigkeit. Im Kampf um die Sowjetmacht, im Kampf gegen die Konterrevolution stand er wie kein anderer seinen Mann. Für die unabsehbare Arbeit, die geleistet werden mußte, um den Staat von neuem Typus zu schaffen, war ein Organisator von großem Format erforderlich. Diese Eigenschaft besaß Jakow Michailowitsch Swerdlow in vollem Maße.

Zwei Jahre später wurde Jakow Michailowitsch durch den Tod aus seiner unermüdlichen, dem Lande so nützlichen Tätigkeit herausgerissen. Er starb am 18. März 1919. Auf der Außerordentlichen Sitzung des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees widmete ihm Iljitsch eine Abschiedsrede, die als das schönste Denkmal für diesen selbstlosen Kämpfer der Arbeiterklasse in die Geschichte eingegangen ist.

„Vollständiger und reiner als irgend jemand anders vermochte Genosse Swerdlow im Verlauf unserer Revolution und ihrer Siege die wichtigsten Wesenszüge der proletarischen Revolution zu verkörpern ...“, erklärte Lenin „... die Fähigkeit, die proletarischen Massen, die Werktätigen zu organisieren“, fuhr Iljitsch fort, „war und bleibt eine viel wesentlichere, ständige Eigenschaft dieser Revolution und [459] Voraussetzung ihres Sieges. Eben in der Organisierung von Millionen Werktätigen liegen die besten Entwicklungsbedingungen der Revolution, liegt die unerschöpfliche Quelle ihrer Siege... Dieser Wesenszug der proletarischen Revolution hat auch einen solchen Menschen hervorgebracht wie J. M. Swerdlow, der vor allem und in erster Linie ein Organisator war. Iljitsch bezeichnete Swerdlow als den „ausgeprägtesten Typus eines Berufsrevolutionärs“, der uneingeschränkt und selbstlos der Revolution ergeben war, durch lange Jahre der Illegalität gestählt, niemals die Verbindung mit den Massen verlor, niemals Rußland verließ, als einen Revolutionär, der nicht nur zu einem von den Arbeitern geliebten Führer wurde, „der die praktische Arbeit am umfassendsten und gründlichsten kannte, sondern auch zu einem Organisator der fortgeschrittensten Proletarier ... nur das außergewöhnliche Organisationstalent dieses Menschen gab uns das, worauf wir bisher so stolz waren, worauf wir mit vollem Recht stolz waren. Er ermöglichte uns in vollem Umfang eine einmütige, zweckentsprechende, wirklich organisierte Arbeit, eine Arbeit, die der organisierten proletarischen Masse würdig war und den Erfordernissen der proletarischen Revolution entsprach – jene einträchtige organisierte Arbeit, ohne die wir keinen einzigen Erfolg hätten erringen können, ohne die wir nicht eine der zahllosen Schwierigkeiten überwunden, nicht eine der schweren Prüfungen überstanden hätten, durch die unser Weg bisher geführt hat und noch immer führt.“ Iljitsch bezeichnete Swerdlow als einen Organisator von „absolut unanfechtbarer Autorität“, als einen Organisator der „ganzen Sowjetmacht in Rußland“, als einen „mit einzigartigem Wissen ausgerüsteten Organisator der Arbeit jener Partei, die die Sowjets geschaffen und die Sowjetmacht praktisch verwirklicht hat ...“[228]

Die Oktoberrevolution schuf neue Kampfbedingungen. Diese neuen Kampfbedingungen erforderten mehr Entschlossenheit, Beharrlichkeit, mehr „Griffestigkeit“, wie Lenin es [460] nannte, ‘kurz, sie erforderten Organisationstalent von großem Format. „Der Angelpunkt beim Aufbau des Sozialismus ist die Organisation“, pflegte Iljitsch zu sagen. Und es war kein Zufall, daß durch den Gang der Ereignisse nun solche Menschen in den Vordergrund rückten, die keine Verantwortung scheuten, Menschen, die in den illegalen Verhältnissen durch die ständigen Verhaftungen und Verbannungen nicht voll zur Geltung hatten kommen können. Zu diesen Menschen gehörte Genosse, Stalin, der bedeutendste Organisator der Partei und des Oktobersieges. Nicht zufällig hatte Iljitsch auf dem II. Sowjetkongreß, als die Volkskommissare nominiert

[228] W. I. Lenin: Über den Parteiaufbau, Dietz Verlag, Berlin 1958, S. 553/554, 555, 556, 557. [LW Bd. 29. S. 74, 75, 76, 77, 78]

wurden, ihn zum Vorsitzenden für Nationale Angelegenheiten vorgeschlagen. Iljitsch hatte Jahrzehnte für die Befreiung der Nationalitäten gekämpft, dafür, daß ihnen ermöglicht wird, sich allseitig zu entwickeln. In den letzten Jahren kämpfte er ganz besonders für das Recht der Nationen auf Selbstbestimmung. Ich erinnere mich, wie Iljitsch jede Kleinigkeit naheging, die diese Frage betraf. Ich weiß noch, wie zornig er einst wurde, als er von mir hörte, daß man im Volkskommissariat für Bildungswesen noch schwankte, ob man gewisse wertvolle Denkmäler der Vergangenheit den Polen zurückerstatten solle oder nicht. Lenin haßte den Großmachtchauvinismus, und es war sein leidenschaftlicher Wunsch, daß die Sowjetrepublik der imperialistischen Unterdrückungspolitik gegenüber den schwachen Völkern eine Politik der vollen nationalen Befreiung und brüderlichen Hilfe entgegensetzte. Lenin kannte gut Stalins Auffassung über die nationale Frage, sie hatten in Krakau viel über diese Frage gesprochen, und er war überzeugt, daß es für Stalin Ehrensache sei, nicht in Worten, sondern in der Tat das zu verwirklichen, was seit langem durchdacht und allseitig erörtert war. Die Völker mußten das Recht auf Selbstbestimmung erhalten. Erschwerend war allerdings, daß dieses Recht in einer Zeit erbitterten Klassenkampfes verwirklicht werden mußte. Es galt somit, die gesamte Tätigkeit, die den Nationen die Ausübung ihres Selbstbestimmungsrechtes gewährleisten sollte, mit dem [461] Kampf um die Diktatur des Proletariats und die Sowjetmacht zu verbinden. In engem Zusammenhang damit standen die Probleme des internationalen revolutionären Kampfes und des Bürgerkrieges. Der Mann, der für die Arbeit an der nationalen Front hauptverantwortlich war, mußte einen weiten Gesichtskreis, tiefe Überzeugung und die Fähigkeit besitzen, die Sache praktisch zu organisieren. Deshalb fiel Lenins Wahl für diesen Posten auf Stalin.*

Allen Parteifunktionären erwuchs nun eine neue Aufgabe: Sie mußten lernen, auf neue Weise zu arbeiten, mußten ihre alten Gewohnheiten ablegen, denn aus revolutionären Oppositionellen galt es zu verantwortungsbewußten, klugen und tüchtigen Erbauern der sozialistischen Gesellschaftsordnung zu werden.

Iljitsch und ich übersiedelten nach dem Smolny, wo uns das Zimmer einer ehemaligen Erzieherin zugewiesen wurde. Hinter einem Wandschirm stand ein Bett. Um in das Zimmer zu gelangen, mußte man durch den Waschraum gehen. Iljitschs Arbeitszimmer konnte man mit dem Fahrstuhl erreichen. Ein kleines Zimmer gegenüber diente als Empfangszimmer. Eine Delegation löste die andere ah. Besonders viele Delegationen kamen von der Front. Wenn man zu Iljitsch ging, traf man ihn meistens im Empfangszimmer an. Dicht gedrängt standen hier die Soldaten, reglos lauschten sie den Worten Iljitschs, der am Fenster stand und sie über irgend etwas aufklärte. Hier, in diesem ewig überfüllten Smolny, lebte und wirkte Lenin. Alle zog es zum Smolny hin. Ein Regiment Maschinengewehrschützen bewachte den Smolny. Dieses Regiment stand im Sommer 1917 auf der Wiborger Seite und befand sich völlig unter dem Einfluß der Arbeiter jenes Stadtteils. Am 3. Juli 1917 erhob sich dieses Regiment als erstes, bereit, sich in den Kampf zu stürzen. Kerenski hatte beschlossen, an diesem Regiment ein Exempel zu statuieren. Die Soldaten wurden entwaffnet, auf einen Platz geführt und als Verräter gebrandmarkt. Der Maschinengewehrschützen [462] bemächtigte sich jetzt ein noch stärkerer Haß gegen die Provisorische Regierung. Im Oktober hatten sie für die Sowjetmacht gekämpft, und danach übernahmen sie den Schutz des Smolny. Lenin wurde einer der Maschinengewehrschützen beigegeben, und zwar Genosse Sheltyschow, ein Bauer aus dem Gouvernement Ufa. Er hing mit großer Liebe an Iljitsch, war um ihn sehr besorgt, bemühte sich in jeder Weise um ihn und brachte ihm das Mittagessen aus der Küche des Smolny. Sheltyschow war grenzenlos naiv. Es gab nichts, worüber er sich nicht wunderte; er staunte über den Spirituskocher und besonders darüber, daß er brannte. Eines Tages komme ich ins Zimmer, da hockt er neben dem auf dem Fußboden stehenden glühenden Spirituskocher und übergießt ihn mit Spiritus. Jedes Leitungsrohr, jeder Wasserhahn im Hause, das Geschirr – alles setzte ihn in Erstaunen. Die Maschinengewehrschützen, die den Smolny bewachten, fanden irgendwo Schatullen, die den ehemaligen

* Ein von Stalin erzwungener Kniefall der Krupskaja. In Wirklichkeit hatte sie Stalin verachtet. *KWF*

Zöglingen des Smolny-Instituts gehörten. Es interessierte sie sehr, was sie enthielten. Mit den Bajonetten rissen sie sie auf und fanden Tagebücher, allerlei Krimskrams, Bänder usw. Die Maschinengewehrschützen verteilten all diese Dinge an die im Umkreis wohnenden Kinder. Sheltyschow brachte mir auch eine Kleinigkeit – ein rundes Spiegelchen in einem geschnitzten Rahmen mit der Inschrift „Niagara“. Bis heute habe ich mir dieses Spiegelchen aufbewahrt. Manchmal wechselte Iljitsch ein paar Worte mit Sheltyschow, der jederzeit bereit war, für Iljitsch durchs Feuer zu gehen. Sheltyschow mußte auch Trotzki betreuen, der mit seiner Familie uns gegenüber wohnte, im Zimmer der ehemaligen Direktorin des Instituts. Aber Trotzki mochte er nicht. „Er hat so etwas Herrisches an sich“, schrieb er mir einmal.

Sheltyschow lebt jetzt in einer Kollektivwirtschaft in der Republik Baschkirien. Er hat eine große Familie; mit seiner Gesundheit steht es nicht zum Besten; er beschäftigt sich mit Bienenzucht. Ab und zu bekomme ich Briefe von ihm, und in jedem Brief erwähnt er Iljitsch.

[463] Ich arbeitete von früh bis spät, anfangs im Wiborger Bezirk und später im Volkskommissariat für Bildungswesen. Es konnte sich niemand so recht um Iljitsch kümmern, Sheltyschow brachte ihm das Mittagessen und Brot – Iljitsch erhielt die für alle übliche Ration. Manchmal brachte ihm Maria Iljinitschna etwas zu essen; da ich aber nicht zu Hause war, gab es niemand, der sich darum kümmerte, daß Iljitsch regelmäßig die Mahlzeiten einnahm. Vor kurzem erzählte mir ein junger Bursche namens Korotkow, der damals zwölf Jahre alt war und bei seiner Mutter wohnte, einer Reinemachefrau in der Küche des Smolny, sie hätte einmal Schritte im Speisesaal vernommen, habe hineingeschaut und Iljitsch gesehen, der ein Stück Schwarzbrot mit Hering verzehrte. Als er die Reinemachefrau gesehen habe, sei er ein wenig verlegen geworden und habe lächelnd gesagt: „Ich habe Hunger bekommen.“ Korotkowa kannte Wladimir Iljitsch. Als jedoch Iljitsch einige Tage nach der Revolution einmal die Treppe hoch ging und sah, wie sie, vom Treppenwischen müde, sich auf das Treppengeländer stützte, sei er mit ihr ins Gespräch gekommen. Damals habe sie noch nicht gewußt, wer er war. Iljitsch habe sie gefragt: „Nun, Genossin, was meinen Sie, lebt es sich unter der Sowjetmacht besser als unter der alten Regierung?“ Darauf hatte sie erwidert: „Mir ist es gleich, wenn man nur für seine Arbeit bezahlt bekommt.“ Als sie später erfahren habe, daß sie mit Lenin gesprochen hatte, sei sie ganz außer sich gewesen. Nie hatte sie vergessen, was sie ihm damals geantwortet hatte. Jetzt lebt sie als Rentnerin; ihr Sohn, der damals in der Expedition des Smolny arbeitete, hat die Kunsthochschule beendet und ist Maler geworden.

Zu guter Letzt hatte sich die Mutter Schotmans, eine Finnin, unserer angenommen. Sie hing mit großer Liebe an ihrem Sohn und war sehr stolz darauf, daß er als Delegierter am II. Parteitag teilgenommen hatte und Lenin behilflich gewesen war, sich in den Julitagen zu verbergen. Nun herrschte eine solche Sauberkeit und Ordnung in unserem Heim, wie Lenin sie liebte. Sie belehrte jetzt Sheltyschow, die Reine-[464]machefrauen und die Serviererinnen im Speisesaal. Beruhigt konnte ich jetzt aus dem Hause gehen, da ich wußte, daß für Lenins leibliches Wohl gesorgt wurde.

Abends, wenn es schon dämmerte, kehrte ich von der Arbeit zurück, und wenn Lenin nicht gerade sehr beschäftigt war, machten wir einen Spaziergang in der Gegend des Smolny und unterhielten uns über alles, was uns bewegte. Sehr wenige kannten damals Lenin, und er ging noch ohne jede Bewachung aus, doch jedesmal, wenn er das Haus verließ, sorgten sich die Maschinengewehrschützen sehr. daß ihm nur nichts zustoße; sie gaben acht, daß sich keinerlei feindliche Elemente in der Nähe des Smolny ansammelten. Einmal haben sie ein Dutzend Hausfrauen festgenommen, die an einer Straßenecke zusammenstanden und über Lenin schimpften. Am nächsten Morgen ließ mich der Kommandant des Smolny, Genosse Malkow, zu sich kommen und sagte: „Wir haben da gestern einige Frauen festgenommen, sie skandalierten, was soll ich nun mit ihnen machen?“ Wie sich herausstellte, hatten die meisten bereits selbst das Weite gesucht, übriggeblieben waren nur einige richtige Kleinbürgerinnen, die von nichts eine Ahnung hatten; es wäre lächerlich gewesen, sie weiter in Haft zu behalten, und ich gab Malkow

den Rat, sie so schnell wie möglich freizulassen. Eine von diesen Frauen kehrte noch einmal zurück und fragte mich, auf Malkow zeigend, im Flüsterton: „Ist das Lenin?“ Ich winkte ab. Im Smolny wohnten wir bis zum März 1918, bis zu unserer Übersiedelung nach Moskau.

[465]

VON DER OKTOBERREVOLUTION BIS ZUM BRESTER FRIEDEN

In seinem Artikel vom 5. November 1921 „Über die Bedeutung des Goldes jetzt und nach dem vollen Sieg des Sozialismus“ schreibt Lenin: „Wir hatten mit so schwindelerregender Schnelligkeit, *in den wenigen Wochen* vom 25. Oktober 1917 bis zum Brester Frieden, den Sowjetstaat errichtet, waren auf revolutionärem Wege aus dem imperialistischen Krieg ausgeschieden, hatten die bürgerlich-demokratische Revolution zu Ende geführt, so daß uns *sogar* die gewaltige Rückzugsbewegung (der Brester Friede) immer noch durchaus genügend Positionen beließ, um die ‚Atempause‘ auszunutzen und gegen Koltschak, Denikin, Judenitsch, Pilsudski, Wrangel siegreich vorzustoßen.“[229] Die wenigen Wochen, von denen Lenin hier spricht, fallen in der Hauptsache in die Zeit seines Aufenthalts in Petrograd, im Smolny, bis zur Übersiedlung nach Moskau Mitte März. Lenin stand im Mittelpunkt der gesamten Arbeit; er organisierte sie. Es handelte sich dabei nicht um eine angespannte Arbeit im üblichen Sinne, sondern diese Arbeit verlangte den Einsatz aller Kräfte, sie hielt die Nerven in dauernder Spannung; ungewöhnliche Schwierigkeiten galt es zu überwinden, harte Kämpfe mußten ausgetragen werden, oft sogar mit den nächsten Genossen. Ist es da verwunderlich, daß Iljitsch keinen Schlaf fand, wenn er sich in den späten Nachtstunden zur Ruhe begab? Er stand auf, lief irgendwohin telefonieren, gab unaufschiebbare An-[466]weisungen. Und wenn er dann endlich eingeschlafen war, sprach er im Schlaf über die Dinge, die ihn beschäftigten.

Tag und Nacht wurde im Smolny gearbeitet. In der ersten Zeit spielte sich alles im Smolny ab – hier wurden alle Parteiversammlungen abgehalten, hier tagte der Rat der Volkskommissare, hier arbeiteten die einzelnen Kommissariate, von hier aus gingen Telegramme und Befehle ins Land, nach dem Smolny strömten die Menschen von überallher. Und wie sah der Apparat des Rates der Volkskommissare aus? Erst waren es vier Mitarbeiter, Menschen, die über keinerlei Erfahrungen verfügten, die alles machten, was die Stunde erforderte, ohne sich Ruhe zu gönnen. Niemandem fiel es damals ein, die einzelnen Funktionen festzulegen und abzugrenzen, zu umfassend waren die Aufgaben und zu schwer bestimmbar. Trotz angespanntester Arbeit reichten die Kräfte nicht aus, und so mußte Lenin eine Fülle von technischen Arbeiten selbst erledigen, wie telefonieren usw. Man nahm natürlich auch den Parteiapparat, den Apparat des Gesamtrussischen Exekutivkomitees und anderer Organisationen in Anspruch, aber um diese Kräfte richtig einzusetzen, bedurfte es auch einer recht umfangreichen organisatorischen Vorarbeit. Alles war äußerst primitiv. Man mußte den alten Staatsapparat zerbrechen, ein Glied nach dem anderen. Der bürokratische Apparat leistete Widerstand, die Angestellten der alten Ministerien und der verschiedenen staatlichen Institutionen waren bemüht, die Arbeit auf jede Weise zu sabotieren, um so der Sowjetmacht den Aufbau des neuen Staatsapparates zu erschweren. Ich erinnere mich, wie wir im Ministerium für Volksbildung „die Macht ergriffen“. Anatoli Wassiljewitsch Lunatscharski und wir, ein kleines Häuflein Parteimitglieder, begaben uns zum Gebäude des Ministeriums an der Tschernyschow-Brücke. Vor dem Ministerium hatten sich Saboteure postiert. Im Ministerium werde nicht gearbeitet, sagten sie den Angestellten und Besuchern, um sie vom Betreten des Ministeriums abzuhalten. Auch an uns trat jemand in gleicher Weise heran. Außer den Reinemachefrauen und Boten [467] war kein einziger Angestellter im Hause. Wir gingen durch die leeren Zimmer – überall lagen auf den Tischen Akten herum; dann gingen wir in irgendein Arbeitszimmer, und hier fand die erste Beratung des Kollegiums des Volkskommissariats für Bildungswesen statt. Wir teilten die Funktionen unter uns auf. Es wurde beschlossen, daß Anatoli Wassiljewitsch sich mit einer Ansprache an das technische Personal wenden sollte, was auch geschah. Lunatscharski sprach leidenschaftlich. Das ziemlich große Auditorium hörte ihm aufmerksam, wenn auch ein wenig erstaunt zu; denn bisher hatte noch nie ein Mensch aus den herrschenden Kreisen über ein solches Thema zu ihnen gesprochen.

Ganz so tragisch war die Situation im Volkskommissariat für Bildungswesen doch nicht. Die Bourgeoisie maß diesem Kommissariat keine besondere Bedeutung bei, und außerdem fanden

[229] Lenin/Stalin: Zu Fragen der sozialistischen Industrie, S. 264. [LW Bd. 33, S. 97]

wir uns in dieser Arbeit leicht zurecht. Die meisten von uns kannten sich auf dem Gebiet der Volksbildung gut aus. Die Menshinskis waren viele Jahre als Lehrerinnen an einer Grundschule in Petersburg tätig gewesen, auch ich hatte lange Zeit unterrichtet und mich viel mit Pädagogik befaßt, wir alle waren Propagandisten und Agitatoren. Die Arbeit in den Bezirksdumas in den Monaten vor dem Oktober hatte uns beträchtliche organisatorische Erfahrungen vermittelt, wir hatten auch viele Verbindungen angeknüpft. Mir oblag die Erwachsenenbildung (politische Aufklärungsarbeit), darin hatte ich bereits Erfahrungen. Hier kam es besonders auf die Unterstützung durch die Partei und die Arbeitermassen an. So wurde es möglich, gestützt auf die Massen, diese Arbeit auf neue Weise in Angriff zu nehmen. Schlechter stand es mit der Finanzierung, der administrativen Arbeit, der Planung und Rechnungslegung. Aber wir kamen doch schnell voran, denn die Massen selbst drängten, groß war ihr Wissensdurst. Und die Sache kam in Gang.

Eine ganz andere Lage hatte sich an solchen Knotenpunkten ergeben wie die Versorgung, die Finanzen und die Banken, wo einerseits die Bourgeoisie ihre Hauptkräfte konzen-[468]trierte und ihre Sabotage besonders wirksam werden ließ, wir andererseits aber über die wenigsten Erfahrungen und Sachkenntnisse verfügten. Hier glaubten unsere Feinde, uns schlagen zu können, sie hofften, daß wir damit „nicht fertig werden“ würden. Besonderen Druck auszuüben, verstanden wir auch nicht so recht. Unsere Jugend, und nicht nur die Jugend, sondern auch diejenigen, die in den späteren Jahren zu uns gestoßen waren, meinen, es wäre alles so einfach gewesen: der Winterpalast wurde besetzt, die Junker geschlagen und der Angriff Kerenskis zurückgeschlagen – und damit wäre alles erledigt gewesen. Aber wie der neue Apparat aufgebaut und wie die Arbeit der Volkskommissariate in Gang gebracht wurde – dafür interessiert man sich weniger, während gerade unsere ersten Schritte auf dem Gebiet der Verwaltungsarbeit, die Frage, wie wir es lernten, in der täglichen Verwaltungsarbeit für die Sache des Proletariats zu kämpfen, natürlich von ganz besonderem Interesse ist. In seinen Erinnerungen kommt N. P. Gorbunow darauf zu sprechen, wie in den Oktobertagen der Apparat des Rates der Volkskommissare geschaffen wurde, und schildert besonders ausführlich, wie wir beispielsweise die Macht an der Finanzfront in die Hand nahmen. „Die entsprechenden Dekrete der Regierung“, schreibt Genosse Gorbunow, „wurden von der Staatsbank auf gemeinste Weise sabotiert; sie verweigerte die Herausgabe der notwendigen Mittel an die Regierung. Dem Volkskommissar für Finanzen, Genossen Menshinski (gegenwärtig Vorsitzender der Staatlichen Politischen Verwaltung [OGPU] *N. K.*) gelang es durch keinerlei Maßnahmen, eine Änderung herbeizuführen. Auch nach der Verhaftung des Direktors der Staatsbank, Schipow, verweigerte die Bank nach wie vor der Regierung die für die Revolution notwendigen Mittel. Schipow wurde nach dem Smolny gebracht und befand sich dort einige Zeit im Arrest. Er schlief in einem Zimmer mit dem Genossen Menshinski und mir. Tagsüber diente dieses Zimmer als Büroraum irgendeiner Institution (möglicherweise des Volkskommissariats der [469] Finanzen?). Aus Höflichkeit mußte ich ihm, zu meinem großen Ärger, mein Bett zur Verfügung stellen ... und selbst mit Stühlen vorliebnehmen.“[230] Zum Direktor der Staatsbank wurde Pjatakow ernannt; er konnte anfangs auch nichts erreichen. Genosse Gorbunow erzählte, daß Wladimir Iljitsch ihm ein mit seiner Unterschrift versehenes Dekret aushändigte, wonach die Staatsbank angewiesen wurde, ohne jegliche Formalitäten dem Sekretär des Rates der Volkskommissare zehn Millionen Rubel auszuzahlen. Als Regierungskommissar bei der Staatsbank fungierte Genosse Ossinski. Bei der Aushändigung des Dekrets sagte Iljitsch zu Gorbunow und Ossinski: „Ohne Geld braucht ihr gar nicht wiederzukommen.“ Und sie bekamen das Geld, Unterstützt von den unteren Angestellten und Boten und mit der Roten Garde drohend, zwangen sie den Kassierer. die verlangte Summe auszuzahlen. Dieser Akt vollzog sich im Beisein der Bankwache, die mit schußbereiten Waffen dastand. „Aber nun tauchte eine neue Schwierigkeit auf, uns hehlten Säcke für das Geld“, schreibt Gorbunow. „Wir hatten keine mitgenommen. Einer von den Boten gab uns dann leihweise große alte Säcke. Wir stopften sie bis oben voll, luden sie uns auf den Rücken und

[230] N. P. Gorbunow: Erinnerungen an Lenin, Moskau 1933, S. 15/16, russ.

schleppten sie zum Wagen. Freudestrahlend fuhren wir zum Smolny. Wir trugen die Säcke in Iljitschs Arbeitszimmer. Er selbst war nicht da. ‚Zum Schutz' des Geldes, mit einem geladenen Revolver in der Hand, setzte ich mich auf die Säcke und erwartete Iljitsch. Ganz feierlich übergab ich ihm das Geld. Lenin tat so, als wäre nichts besonderes geschehen, als hätte es gar nicht anders sein können, aber in Wirklichkeit war er sehr zufrieden. In einem der Nebenzimmer wurde das erste Staatsgeld der Sowjetregierung in einem Kleiderschrank aufbewahrt, der im Halbkreis mit Stühlen umstellt wurde, vor denen ein Soldat postiert war. Durch ein besonderes Dekret des Rates der Volkskommissare wurde [470] die Aufbewahrung und Verwendung dieses Geldes festgelegt. So entstand das erste Budget der Sowjetregierung."[231]

W. D. Bontsch-Brujewitsch beschreibt, wie die Nationalisierung der Banken vor sich gegangen ist. Diese Operation wurde von Genossen Stalin geleitet. Bontsch-Brujewitsch, dem die Vorbereitung dieser Aktion und die Abfassung der Verfügungen oblag, der den Transport, die 28 Schützenabteilungen und anderes organisierte, beriet sich in allem mit Genossen Stalin. Es galt, 28 Banken zu besetzen, 28 Bankdirektoren mußten verhaftet werden. „Den Kommandanten des Smolny, Genossen Malkow", schreibt W. D. Bontsch-Brujewitsch, „ersuchte ich, einen anständigen Raum, der weit vom Publikumsverkehr lag, vorzubereiten: hier sollten 28 Betten, Tische und Stühle untergebracht werden. Außerdem sollte Verpflegung für 28 Mann beschafft werden und vor allem für 8 Uhr morgens das Frühstück bereitstehen." Die Besetzung der Banken verlief reibungslos. Das war am 27. Dezember 1917. „Es dauerte nicht lange, und der Finanzkommissar konnte die Posten mit neuen Leuten besetzen. Viele von den verhafteten Direktoren äußerten den Wunsch, ihre Arbeit unter der Sowjetmacht fortzusetzen, sie wurden sofort auf freien Fuß gesetzt. In allen Banken wurden Kommissare eingesetzt, und gearbeitet wurde nur insofern, als es die Konzentrierung aller Mittel und Geldoperationen in der Staatsbank erforderlich machte."

So eroberten wir die Macht.

Es herrschte eine furchtbare Nervosität. Die meisten verfügten nicht über die nötigen Sachkenntnisse, trauten sich nicht viel zu, und nicht selten konnte man von den Genossen hören: „So kann ich nicht weiterarbeiten" – aber sie arbeiteten weiter, und im Prozeß der Arbeit lernten sie schnell.

Neue Gebiete, neue Formen der staatlichen Arbeit entstanden.

Am 12. November wurde das Dekret über den Achtstundentag veröffentlicht.

[471] Im Aufruf des II. Sowjetkongresses war die Rede von der Arbeiterkontrolle, und die Arbeiter gingen sofort daran, diese Kontrolle auszuüben. Die Periode vor dem Oktober hatte sie schon im wesentlichen für diese Funktion vorbereitet. Die Fabrikanten hatten sich schon daran gewöhnt, mit der Meinung der Arbeiter zu rechnen, und die Arbeiter hatten es gelernt, beharrlich auf ihren Forderungen zu bestehen. Doch verlief die ganze Sache ziemlich spontan. Im Smolny tagte unter dem Vorsitz von Lenin eine Kommission, der M. Tomski, A. Schljapnikow, W. Schmidt, Glebow-Awilow, Losowski, Zyperowitsch und andere angehörten. Ein Teil der Genossen plädierte für die Einführung einer staatlichen Kontrolle an Stelle der spontan verlaufenen Arbeiterkontrolle; es war gang und gäbe, daß Fabriken, Werke und Gruben in Besitz genommen wurden; andere wieder meinten, man dürfe die Arbeiterkontrolle nicht überall einführen, sie müsse sich nur auf die Großbetriebe der Metallindustrie, die Eisenbahnen usw. beschränken. Iljitsch aber wandte sich gegen jegliche Einschränkung, man dürfe die Initiative der Arbeiter auf diesem Gebiet nicht einengen. Wenn auch manches nicht so verlief, wie es sein sollte, aber die Arbeiter würden nur im Kampf lernen, eine wirkliche Kontrolle auszuüben. Dieser Standpunkt basierte auf der Grundauffassung Lenins vom Sozialismus. „Der Sozialismus wird nicht auf Befehl von oben geschaffen ... Der lebendige, schöpferische Sozialismus ist das Werk der Volksmassen selbst."[232] Die Kommission machte sich schließlich die Leninsche

[231] Ebenda, S. 16/17.
[232] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 26, S. 253, russ. [LW Bd. 26, S. 283]

Auffassung zu eigen, ein entsprechender Entwurf wurde ausgearbeitet und dem Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitee vorgelegt. Am 29. November wurden die Bestimmungen über die Arbeiterkontrolle veröffentlicht. Die Arbeitermassen waren äußerst aktiv, sie entwickelten große Initiative. Bereits in den ersten Tagen nach der Machtergreifung hatte der Zentralrat der Fabrikkomitees auf die Notwendigkeit der Bildung des Obersten Volkswirtschaftsrates hingewiesen, eines [472] Kampforgans der proletarischen Diktatur, dem die Leitung der gesamten Industrie übertragen werden sollte. Dem Obersten Volkswirtschaftsrat sollten Vertreter der Arbeiter und Bauern angehören. Es wurde ein Organ neuen Typus geschaffen. Das Dekret über die Bildung des Obersten Volkswirtschaftsrates wurde am 18. Dezember 1917 veröffentlicht.

Was den Grund und Boden anbelangt, so zog sich die Regelung dieser Angelegenheit etwas hinaus. Genosse Teodorowitsch, der erste Volkskommissar für Landwirtschaft, hatte in Verbindung mit der Angelegenheit des Gesamtrussischen Exekutivkomitees des Eisenbahnerverbandes sein Amt niedergelegt und war nach Sibirien abgereist. Für diesen Posten war Genosse Schlichter, der in Moskau lebte, in Aussicht genommen; man hatte es aber unterlassen, ihn sofort zu benachrichtigen, daß er sich nach Petrograd begeben sollte. Unterdessen wurde Lenin im Smolny von den Bauern belagert, die wissen wollten, wie sie mit dem Boden verfahren sollten. Am 18. November schrieb Wladimir Iljitsch die „Antwort auf Anfragen von Bauern“ und den Aufruf „An die Bevölkerung“. In der „Antwort“ bestätigt er das Dekret über die Aufhebung des Eigentums der Gutsbesitzer an Grund und Boden und fordert die Amtsbezirks-Bodenkomitees auf, sofort die Verfügungsgewalt über alle Ländereien der Gutsbesitzer zu übernehmen. In dem Aufruf „An die Bevölkerung“ wendet er sich an die Bevölkerung mit folgenden Worten: „Schützt und hütet wie euren Augapfel den Boden, das Getreide, die Fabriken, die Maschinen, die Produkte, das Verkehrswesen – das alles wird von nun an *gänzlich* euer Eigentum, wird Gemeingut des ganzen Volkes sein.“[233] Dieses Dokument diente dem gleichen Ziel wie das Dekret über die Arbeiterkontrolle: die Massen selbst sollten aktiv werden, ihr Bewußtsein sollte im Kampfe wachsen. Als Genosse Schlichter nach Petrograd kam, beauftragte ihn Iljitsch sofort, die Bauerndelegationen zu empfangen, ihnen konkrete Hin-[473]weise zu geben, die sich aus dem Gesetz über die Konfiskation des Bodens ergaben. Danach galt es den Apparat des Ministeriums in die Hand zu nehmen, die Sabotage zu brechen und auf schnellstem Wege „Bestimmungen“ über den Grund und Boden auszuarbeiten.

Am 23. November wurde der Außerordentliche Kongreß der Bauerndeputierten eröffnet. Wladimir Iljitsch, der diesem Kongreß große Bedeutung beimaß, nahm zweimal das Wort. Von 330 Delegierten gehörten ’95 den linken Sozialrevolutionären an, das war die ausschlaggebende Gruppe; auf dem Kongreß wurde der Kampf gegen die rechten Sozialrevolutionäre (sie waren nur mit 65 Delegierten vertreten) geführt. Nach dem zweiten Referat von Lenin wurde eine Resolution angenommen, die sowohl die Arbeit des Rates der Volkskommissare als auch die Bedingungen eines Abkommens mit den linken Sozialrevolutionären billigte. Die linken Sozialrevolutionäre hatten sich bereit erklärt, in die Regierung einzutreten; sie schickten – wenn auch nicht sofort – ihre Vertreter in die Volkskommissariate; Kolegajew – ein linker Sozialrevolutionär – wurde Volkskommissar für Landwirtschaft, doch trat er nicht gleich sein Amt an.

Iljitsch sah ich während unseres Aufenthalts in Petrograd sehr wenig, er war sehr beschäftigt: Er empfing Delegationen von Soldaten, Arbeitern und Bauern, führte Beratungen durch und arbeitete angespannt an den Dekreten, die die Grundlage des neuen Sowjetstaates bilden sollten. Es kam vor, daß wir gegen Abend, wenn es schon dämmerte, oder spät nachts ein wenig im Bereich des Smolny auf und ab gingen; Iljitsch hatte jetzt mehr als je das Bedürfnis, sich über all das auszusprechen, was ihn besonders stark beschäftigte. Aber die Zeit war knapp. Über den Gang der Dinge wußte ich mehr von anderen als von ihm selbst. In den Gängen des Smolny konnte man stets viele Parteigenossen treffen. Es waren Genossen, die mich vom Ausland her

[233] W. I. Lenin: Das Jahr 1917, S. 511. [LW Bd. 26, S. 295]

kannten, vom Jahre 1905 oder aus der Zeit der Arbeit im Wiborger Bezirk, und sie sprachen mit mir aus alter Gewohnheit über all das, [474] was sie bewegte, und so wußte ich gut Bescheid über alle Vorgänge. Auch der Sektor für Erwachsenenbildung beim Volkskommissariat für Bildungswesen wurde von vielen aufgesucht. Damals gab es weder die Zentralstelle für Aufklärungs- und Bildungsarbeit noch Kultursektionen bei den Gewerkschaften, und man wandte sich in allen Fragen an das Volkskommissariat für Bildungswesen. Hier konnte man so nebenbei sehr viel Interessantes über die Stimmung der Massen erfahren. Ich denke immer noch an die Ausführungen eines Genossen, der gekommen war, um sich Ratschläge für die Entfaltung der Kulturarbeit an der Front zu holen. Er erzählte von dem tiefen Haß, der in den Soldatenmassen gegenüber der bürgerlichen Schule und der alten Kultur überhaupt lebendig war. Soldaten hatten in einer Realschule Nachtquartier bezogen. Sie zerfetzten und zertraten alle Bücher, Karten und Hefte, die sie in den Tischen und Schränken vorfanden, und vernichteten alle Lehrmittel: „Die verfluchten Herren, hier haben sie ihre Kinder lernen lassen.“ Da erinnerte ich mich daran, wie mir in den neunziger Jahren einmal ein Arbeiter – ein Schüler der Sonntagsschule –, nachdem er recht ausführlich bewiesen hatte, daß die Erde die Form einer Kugel hat, höhnisch lächelnd sagte: „Aber glauben kann man es doch nicht, denn das haben die Herren ausgedacht.“ Oft sprach ich mit Iljitsch über das Mißtrauen der Massen zu der überkommenen Wissenschaft und zur alten Schule. Später, auf dem III. Sowjetkongreß, führte Lenin folgendes aus: „Früher war das gesamte menschliche Denken, das menschliche Genie nur darauf gerichtet, den einen alle Güter der Technik und Kultur zu geben und den anderen das Notwendigste vorzuenthalten – Bildung und Entwicklung. Jetzt dagegen werden alle Wunder der Technik, alle Errungenschaften der Kultur zum Gemeingut des Volkes, und von nun an wird das menschliche Denken, das menschliche Genie nie wieder ein Mittel der Gewalt, ein Mittel der Ausbeutung sein. Das wissen wir. Und lohnt es etwa nicht, für diese gewaltige geschichtliche Aufgabe zu arbeiten, lohnt [475] es nicht, alle Kräfte dafür einzusetzen? Die Werktätigen werden dieses gewaltige geschichtliche Werk vollbringen, denn in ihnen schlummern die großen Kräfte der Revolution, der Wiedergeburt und Erneuerung.“[234] Mit diesen Worten wollte Iljitsch den rückständigen Massen klarmachen, daß die alte, ihnen so verhaßte Wissenschaft der Vergangenheit angehöre, daß die Wissenschaft nunmehr den Interessen der Massen dienen werde und daß es notwendig sei, sich dieser Wissenschaft zu bemächtigen.

Der Sektor für Erwachsenenbildung (für politische Aufklärungsarbeit) stützte sich in seiner Arbeit auf die Verbindung mit den Arbeitern, vor allem auf die Arbeiter des Wiborger Bezirks. Ich erinnere mich, wie wir gemeinsam an einer sogenannten Bürgerfibel arbeiteten, deren origineller Lehrstoff jeden Arbeiter befähigen sollte, an der gesellschaftlichen Arbeit teilzunehmen, an der Arbeit der Sowjets und aller jener Organisationen, die sich im Laufe der Zeit in immer größerer Anzahl noch bilden würden. Die Arbeiter erzählten dabei aber auch über alles, was sich in ihren Bezirken abspielte. Die Produktion wurde eingeschränkt, Jugendliche aus den Betrieben entlassen, es gab Lebensmittelschwierigkeiten. Am 10. Dezember hatte der Rat der Volkskommissare, auf Lenins Vorschlag, eine besondere Kommission beauftragt, sich mit den Grundproblemen der ökonomischen Politik der Regierung zu befassen und eine Beratung der an der Ernährungsfront tätigen Genossen einzuberufen, die praktische Maßnahmen zum Kampf gegen die Spekulanten und für die Verbesserung der Lage der Werktätigen erörtern sollte. Zwei Tage später wurden auf der Sitzung des Rates der Volkskommissare die von Lenin ausgearbeiteten Bestimmungen angenommen, wonach allen Betrieben, die bisher Aufträge der Marineverwaltung ausführten, produktive, der Gesellschaft nützliche Arbeit zugewiesen werden sollte. Es ging nicht an, die Rüstungsbetriebe einfach zu schließen, man mußte der Arbeitslosigkeit Einhalt gebieten.

[476] Lenin drängte mit der Organisierung der Arbeit des Volkskommissariats für Ernährungswesen das an die Stelle des früheren Ministeriums für Ernährungswesen treten sollte; hier war

[234] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 26, S. 436/437, russ. [LW Bd. 26, S. 480/481]

der Widerstand des alten Apparats besonders stark – das war die eine Seite, aber andererseits mußten auch neue Wege beschritten werden, man mußte die Arbeiter zur Mitarbeit heranziehen, es mußten Formen gefunden werden, wie es sich am besten bewerkstelligen ließe.

So vollzog sich in den ersten Wochen nach dem Oktober der Aufbau des Sowjetapparats; die alten Ministerien und ihre Verwaltungsapparate wurden zerschlagen und ein neuer Sowjetapparat mit Kräften geschaffen, denen Erfahrungen und vielfach die notwendigen Sachkenntnisse fehlten. Vieles galt es noch zu verbessern aber wenn man berücksichtigt, was alles bis Anfang 1918 in dieser Hinsicht geschaffen worden war, so kann man erst die ganze Größe der bewältigten Arbeit ermessen.

Der Wiborger Bezirk hatte eine Silvesterfeier organisiert. Man begrüßte das neue Jahr, gleichzeitig verabschiedete man Genossen – die Rotgardisten des Wiborger Bezirks –, die an die Front gingen. Viele von ihnen hatten an den Kämpfen mit den Kerenski-Truppen, die gegen Petrograd marschierten, teilgenommen. Diese Rotgardisten fuhren an die Front, um für die Sowjetmacht zu agitieren, die Aktivität der Soldaten zu wecken, ihren revolutionären Kampfgeist zu stärken. Die Silvesterfeier fand im größten Saal der Michailowschen Offiziersschule statt. Alle – die abreisenden sowie die zurückbleibenden Wiborger Genossen – hatten den Wunsch, mit Iljitsch zusammen zu sein. Ich überredete Iljitsch, und er war auch sofort dafür, die erste sowjetische Neujahrsfeier im Kreise von Arbeitern zu verleben. Wir machten uns auf den Weg. Mit Mühe und Not überquerten wir den Platz. Da es keine Hauswarte mehr gab, lagen überall Berge von Schnee, und der Chauffeur mußte alle Kunst anwenden, um sie zu umfahren. So kamen wir erst um 11 Uhr 30 an. Der große „weiße“ Saal der Offiziersschule erinnerte an eine Manege. Von den Anwesenden freudig begrüßt, bestieg Iljitsch die Rednertri-[477]büne. Das besondere Fluidum, das von der Versammlung ausging, feuerte ihn an: Er sprach sehr einfach, ohne besondere Rhetorik, aber er sprach über all das, woran er in der letzten Zeit ständig gedacht hatte. Er sprach davon, wie die Arbeiter durch die Sowjets ihr Leben auf neue Weise organisieren müßten. Auch gab er denjenigen, die an die Front gingen, mit auf den Weg, wie sie am besten die Arbeit unter den Soldaten führen könnten. Als Iljitsch seine Rede schloß, wurden ihm jubelnde Ovationen bereitet. Vier Arbeiter ergriffen den Stuhl, auf dem er saß, und warfen ihn hoch. Auch mir wurde das gleiche zuteil. Dann begann das Konzert. Iljitsch trank noch im Stab Tee, unterhielt sich mit den Genossen, und dann verschwanden wir unbemerkt. An diesen Abend erinnerte sich Iljitsch immer sehr gern. 1920 forderte er mich auf, zu den Arbeitern in die einzelnen Bezirke zu gehen – das war schon in Moskau –, um mit ihnen gemeinsam das neue Jahr zu feiern; wir nahmen an drei Neujahrsfeiern teil.

Weihnachten (24. bis 29. Dezember alten Stils, 6. bis 11. Januar neuen Stils) verbrachten wir mit Maria Iljinitschna irgendwo in Finnland. Genossin Kosjura, die damals im Smolny tätig war, hatte uns in einem finnischen Erholungsheim untergebracht, wo gerade auch Genosse Bersin zur Erholung weilte. Die spezifische finnische Sauberkeit, die weißen Vorhänge an den Fenstern – alles erinnerte Iljitsch an die Zeit seines illegalen Aufenthalts in Helsingfors 5907 und 1917, vor dem Oktober, als er an seinem Werk „Staat und Revolution“ arbeitete. Aus der Erholung wurde nichts Rechtes, Iljitsch sprach zuweilen sogar nur halblaut, wie in der Zeit, als er sich verborgen halten mußte; wir machten zwar täglich Spaziergänge, aber ohne richtigen Genuß. Iljitsch war zu stark mit seinen Gedanken beschäftigt und schrieb fast immer. Die von ihm in diesen vier Tagen verfaßten Artikel veröffentlichte er nicht, da sie seiner Meinung nach einer Überarbeitung bedurften. Erst fünf Jahre nach seinem Tode wurden sie der Öffentlichkeit bekannt. Es handelt sich dabei um folgende Artikel: „Durch den Zusammenbruch des Alten Verängstigte [478] und für das Neue Kämpfende“, „Wie soll man den Wettbewerb organisieren?“, „Entwurf des Dekrets über die Verbraucherkommunen“. Diese Artikel geben am besten Aufschluß darüber, was Iljitsch damals besonders beschäftigte. Er dachte viel darüber nach, wie man am besten das Wirtschaftsleben organisieren könnte, um den Alltag der Arbeiter und ihre Lebensbedingungen zu verbessern, wie man Verbraucherkommunen organisieren, die

Kinder mit Milch versorgen, die Arbeiter in besseren Wohnungen unterbringen könnte und wie die hierzu notwendige Rechnungsführung und ständige Kontrolle zu organisieren wäre, wie man die Massen zu dieser Arbeit heranziehen, ihre Initiative wecken und entwickeln könnte. Iljitsch machte sich auch Gedanken darüber, wie man die fähigsten Organisatoren aus der Arbeiterschaft zu dieser Arbeit heranziehen könnte, und er schrieb über den Wettbewerb und seine organisierende Rolle.

Sich eine längere „Erholung“ zu gönnen war nicht möglich. Nach vier Tagen fuhren wir wieder nach Petrograd zurück. Ich erinnere mich heute noch an die Fahrt: Es war ein herrlicher Wintermorgen, der Weg führte durch finnische Fichtenwälder, Wladimir Iljitsch aber saß tief in Gedanken versunken. Er dachte wohl an die bevorstehenden Kämpfe. In den nächsten Tagen mußte die Entscheidung über die Konstituierende Versammlung fallen. Sie sollte am 18. (5.) Januar zusammentreten. Zu Beginn des Jahres 1918 bestand über die Frage der Konstituierenden Versammlung bereits volle Klarheit. Als wir auf dem II. Parteitag im Jahre 1903 das Parteiprogramm annahmen, erschien die sozialistische Revolution noch als etwas, was noch in ferner Zukunft lag, das nächste Kampfziel der Arbeiterklasse war der Sturz der Selbstherrschaft. Die Forderung nach einer Konstituierenden Versammlung galt damals als Kampflosung, für die die Bolschewiki nach dem Parteitag bedeutend entschiedener und kühner eintraten als die Menschewiki. Niemand konnte sich damals eine andere demokratische Staatsform als die bürgerlich-demokratische Republik konkret vorstellen. Im Verlauf [479] der revolutionären Kämpfe des Jahres 1905 entstanden spontan die Sowjets der Arbeiterdeputierten, als Keimzellen einer neuen, den Massen nahen Staatsform. In den Jahren der Reaktion hatte sich Lenin gründlich mit dieser neuen Form der Organisation beschäftigt und sie mit den Formen der staatlichen Organisation verglichen, wie sie sich während der Pariser Kommune entwickelt hatten. Die Februarrevolution 1917 hat neben der Provisorischen Regierung auch die gesamte russische Organisation der Arbeiter- und Soldatendeputierten ins Leben gerufen. Anfangs befanden sich die Sowjets im Schlepptau der Bourgeoisie, die durch ihre Handlanger – die Menschewiki und rechten Sozialrevolutionäre – bemüht waren, mit Hilfe der Sowjets die Massen irrezuführen und ihr Klassenbewußtsein zu trüben. Seit der Rückkehr Lenins nach Rußland, im April, setzte eine breite Propagandaarbeit der Bolschewiki unter den Massen mit dem Ziel ein, das Klassenbewußtsein der Arbeiter und der armen Bauern zu heben und den Klassenkampf mit allen Mitteln zu entfachen.

Die Losung „Alle Macht den Sowjets“, die die Arbeiter und Bauern auf ihr Banner geschrieben harten, bestimmte schon im wesentlichen die Richtung, in der sich der Kampf in der Konstituierenden Versammlung abspielen würde: Die eine Seite würde für die Macht der Sowjets eintreten, die andere für die Macht der Bourgeoisie, die die eine oder andere Form der bürgerlichen Republik annehmen würde. Der II. Sowjetkongreß hatte den künftigen Staatstypus bereits vorausbestimmt. Der Konstituierenden Versammlung blieb nur übrig, diesen Typus zu bestätigen und einige Details auszuarbeiten – so dachten die Bolschewiki. Die Bourgeoisie dagegen meinte, daß die Konstituierende Versammlung das Rad der Geschichte zurückdrehen und durch die Errichtung einer bürgerlichen Republik die Macht der Sowjets liquidieren oder zumindest deren Rolle unbedeutend machen könnte. Die vor dem Oktober vorgenommenen Neuwahlen brachten den Bolschewiki, die die Beschlüsse der Partei durchsetzten, die Mehrheit in den Sowjets.

[480] Schon lange vor dem Oktober war sich die Partei darüber im klaren, daß die Konstituierende Versammlung nicht in irgendeiner klassenlosen Gesellschaft abgehalten würde. Lenin schrieb bereits 1905 in seiner Broschüre „Zwei Taktiken der Sozialdemokratie in der demokratischen Revolution“, wobei er auf die von den Menschewiki auf ihrer „Konferenz“ im Sommer desselben Jahres – sie tagte zugleich mit dem III. Parteitag im Sommer 1905 – angenommene Resolution einging, daß die Menschewiki die Losung einer „Konstituierenden Versammlung“ als einen „entscheidenden Sieg“ bezeichnen, während diese „Losung einer vom ganzen Volk gewählten konstituierenden Versammlung von der monarchistischen Bourgeoisie *übernommen*

worden ist (siehe das Programm des ‚Bundes der Befreiung'), und sie ist übernommen worden eben im Interesse der Eskamotierung der Revolution, im Interesse der Verhinderung ihres vollen Sieges und im Interesse des Kuhhandels der Großbourgeoisie mit dem Zarismus"[235].

Und zwölf Jahre später – im Jahre 1917 – haben die Bolschewiki im Oktober die Macht ergriffen, ohne die Konstituierende Versammlung abzuwarten.

Die Provisorische Regierung hatte aber in Verbindung mit der Konstituierenden Versammlung eine Reihe von Illusionen entstehen lassen. Um diese Illusionen zu zerschlagen, mußte die Konstituierende Versammlung einberufen und der Versuch gemacht werden, sie in den Dienst der Revolution zu stellen, sollte sich das aber als unmöglich erweisen, dann galt es, die Massen von der Schädlichkeit der Konstituierenden Versammlung zu überzeugen, alle vorhandenen Illusionen zu zerstreuen und dem Gegner dieses Agitationsmittel gegen die neue Macht zu entreißen. Die Einberufung der Konstituierenden Versammlung zu verschieben war sinnlos, und bereits am 10. November wurde der Beschluß des Rates der Volkskommissare über die Einberufung der Konstituierenden Versammlung zur festgesetzten Frist veröffentlicht. [481] Am 21. November hatte das Zentralexekutivkomitee einen entsprechenden Beschluß gefaßt. Hatten die Bolschewiki die Mehrheit in der Konstituierenden Versammlung? Hinter ihnen stand das Proletariat in seiner übergroßen Mehrheit. Die Menschewiki hatten inzwischen fast ihren ganzen Einfluß auf das Proletariat eingebüßt. In den entscheidenden Zentren, in Petrograd und Moskau, war das Proletariat nicht nur bolschewistisch gestimmt, es war durch den fünfzehnjährigen Kampf gestählt, klassenbewußt und revolutionär. Es erwies sich als fähig, die Bauernschaft in den Kampf zu führen. Die vom II. Sowjetkongreß verkündeten Losungen „Für Frieden" und „Für Grund und Boden" bewirkten, daß die Bolschewiki die Hälfte der von den Angehörigen der Armee und Flotte abgegebenen Stimmen erhielten. Die Bauern gaben in ihrer Mehrheit ihre Stimmen den Sozialrevolutionären. Die Sozialrevolutionäre spalteten sich in linke und rechte. Die Mehrheit war für die linken Sozialrevolutionäre, ihnen folgten vor allem die armen und ein Großteil der Mittelbauern. Nach dem II. Sowjetkongreß hat das ZK der Sozialrevolutionäre bekanntlich alle linken Sozialrevolutionäre – Teilnehmer dieses Kongresses – aus der Partei ausgeschlossen. Der Außerordentliche Kongreß der Sowjets der Bauerndeputierten, der am 8. Dezember (23. November) eröffnet wurde, erkannte die Sowjetmacht an. Auf diesem Kongreß sprach dann Lenin. Am Tage darauf begaben sich alle Teilnehmer des Kongresses vollzählig nach dem Smolny, wo das Gesamtrussische Zentralexekutivkomitee der Arbeiter- und Soldatendeputierten tagte; beide setzten ihre Beratungen gemeinsam fort. Der Außerordentliche Kongreß der Sowjets der Bauerndeputierten beschloß den Eintritt der Vertreter der linken Sozialrevolutionäre in die Regierung. Am gleichen Tage veröffentlichte Lenin in der „Prawda" den Artikel „Das Bündnis der Arbeiter mit den werktätigen und ausgebeuteten Bauern"[236]. Der Außerordentliche Kongreß der Bauerndeputierten zeigte, daß das Dorf, insbesondere die Schichten der armen und Mit-[482]telbauern, unter dem Einfluß des Oktoberumsturzes und der Soldatenbriefe von der Front, in denen sich die Schreiber immer mehr auf die Seite der Bolschewiki stellten, auch für die Sowjetmacht war. Die Bauernschaft unterschied noch nicht so recht zwischen den linken und rechten Sozialrevolutionären. Sie stimmte für die Sozialrevolutionäre insgesamt, in Wirklichkeit war die Mehrheit offenkundig für die linken Sozialrevolutionäre. Im Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitee trat Lenin für das Abberufungsrecht der früher gewählten Deputierten ein. Das Abberufungsrecht, sagte er, bedeute nichts anderes als die Kontrolle über die Worte und Taten der Deputierten. Ein solches Recht bestehe heute noch dort, wo die alten revolutionären Traditionen sich erhalten haben, in einzelnen Staaten der USA und in einigen Kantonen der Schweiz. Das Abberufungsrecht wurde vom Gesamtrussischen Exekutivkomitee gebilligt und ein entsprechendes Dekret am 6. Dezember 1917 veröffentlicht. Die Provisorische Regierung hatte bereits im August eine Wahlkommission für die Konstituierende

[235] Siehe W. I. Lenin: Das Jahr 1917, S. 522–524. [LW Bd. 9, S. 32]
[236] W. I. Lenin: Werke, Bd. 9, S. 32.

Versammlung eingesetzt, die sich aus Kadetten und rechten Sozialrevolutionären zusammensetzte. Die Kommission hemmte auf jede Weise die Vorbereitungsarbeiten für die Wahlen und verweigerte dem Rat der Volkskommissare die Berichte über den Verlauf der Wahlen. Am Tage der Veröffentlichung des Dekrets über das Abberufungsrecht, am 6. Dezember, wurde Kommissar Urizki zum Leiter dieser Kommission ernannt. Die Kommission lehnte es ab, unter seiner Leitung zu arbeiten, und wurde verhaftet; am 10. Dezember wurden die Mitglieder der Kommission auf Anordnung Lenins wieder auf freien Fuß gesetzt. Am 6. Dezember beschloß das Gesamtrussische Zentralexekutivkomitee, die Konstituierende Versammlung nach Eintreffen von 400 Delegierten in Petrograd zu eröffnen. Am 11. Dezember versuchten die rechten Sozialrevolutionäre und Kadetten, eine Demonstration zu organisieren, an der außer einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Intellektuellen weder Arbeiter noch Soldaten teilnahmen. [483] Am 13. Dezember wurde die Wahlkommission aufgelöst. Die Bolschewiki entfalteten eine breite Agitation und klärten die Massen über alle mit der Konstituierenden Versammlung zusammenhängenden Fragen auf. Am 14. Dezember sprach Lenin in der Sitzung des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees über die Konstituierende Versammlung. Er führte folgendes aus:

„Man schlägt uns vor, die Konstituierende Versammlung so einzuberufen, wie es ursprünglich gedacht war. Nein, darauf lassen wir uns nicht ein! Sie war gegen das Volk gedacht. Wir haben den Umsturz durchgeführt, damit wir die Garantie haben, daß die Konstituierende Versammlung nicht gegen das Volk ausgenutzt werden wird ... Das Volk soll wissen, daß die Konstituierende Versammlung nicht so zusammentreten wird, wie Kerenski es wollte. Wir haben das Abberufungsrecht eingeführt, und die Konstituierende Versammlung wird nicht so aussehen, wie die Bourgeoisie sich das gedacht hat. Jetzt, einige Tage vor der Einberufung der Konstituierenden Versammlung, organisiert die Bourgeoisie den Bürgerkrieg, sie verstärkt die Sabotage, um den Waffenstillstand zu torpedieren. Wir werden uns nicht durch formale Losungen betrügen lassen. Sie wollen in der Konstituierenden Versammlung sitzen und zugleich den Bürgerkrieg organisieren (es fanden gerade blutige Kämpfe im Süden, bei Rostow am Don, statt, die von General Kaledin organisiert waren. *N. K.*) ... Wir werden dem Volk die Wahrheit sagen. Wir werden dem Volk sagen, daß seine Interessen über den Interessen einer demokratischen Einrichtung stehen. Wir dürfen nicht zu den alten Vorurteilen zurückkehren, die die Interessen des Volkes der formalen Demokratie unterordnen. Die Kadetten schreien: ‚Alle Macht der Konstituierenden Versammlung!‘, in Wirklichkeit aber bedeutet das bei ihnen: ‚Alle Macht Kaledin!‘ Das muß man dem Volke sagen, und das Volk wird uns zustimmen.“[237]

Am nächsten Tag, am 15. Dezember, sprach Lenin auf dem [484] II. Gesamtrussischen Kongreß der Bauerndeputierten, der unter dem Vorsitz Spiridonowas tagte. Hier ging es recht heiß her, die rechten Sozialrevolutionäre verließen den Kongreß.

Es wurde immer deutlicher, daß um die Frage der Konstituierenden Versammlung ein ernster Kampf entbrennen würde; in der bolschewistischen Fraktion der Konstituierenden Versammlung traten Schwankungen auf, es machten sich rechte Tendenzen bemerkbar. Am 24. Dezember beschäftigte sich das ZK mit dieser Frage. Lenin wurde beauftragt, in einer Fraktionssitzung der Bolschewiki den Standpunkt des ZK darzulegen und Thesen über die Konstituierende Versammlung auszuarbeiten. Am Tage darauf referierte Lenin bei den Mitgliedern der bolschewistischen Fraktion im Smolny und verlas die von ihm ausgearbeiteten Thesen, die einstimmig angenommen wurden. Am nächsten Tag wurden diese Thesen in der „Prawda“ veröffentlicht. Hier waren die Forderungen an die Konstituierende Versammlung ganz klar formuliert: Anerkennung der Sowjetmacht und der von ihr bezogenen revolutionären Linie in der Frage des Friedens, des Grund und Bodens, der Arbeiterkontrolle sowie des Kampfes gegen die Konterrevolution.

Am 18. (5.) Januar 1918 sollte die Konstituierende Versammlung eröffnet werden.

---

[237] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 26, S. 316 u. 317/318, russ. [LW Bd. 26, S. 351, 352]

Die Vorbereitungen zur Konstituierenden Versammlung, die von der Partei unter der Leitung und unmittelbaren Mitwirkung Lenins mit viel Überlegung und Sorgfalt durchgeführt worden waren, bildeten eine wichtige Etappe in der Festigung der Sowjetmacht; das war ein Kampf gegen den formalen bürgerlichen Demokratismus, ein Kampf für den wahren Demokratismus, der den werktätigen Massen die Möglichkeit bot, eine große revolutionäre Arbeit auf allen Gebieten des Aufbaus der sozialistischen Ordnung zu entfalten.

Die der Einberufung der Konstituierenden Versammlung vorangegangene Arbeit zeigt, wie diese Arbeit sich von Tag zu Tag vertiefte, wie sich ihre Massenbasis erweiterte, wie sie die Massen zum Kampf organisierte und wie im Verlauf [485] dieser Arbeit die Partei- und Sowjetkader mit den Massen zu einer Einheit verschmolzen.

Es stand aber noch eine große Arbeit bevor, und zwar die organisatorische Vorbereitung und eigentliche Durchführung der Konstituierenden Versammlung.

Die rechten Sozialrevolutionäre sprachen nur vom Kampf gegen die Bolschewiki. Die äußersten Rechten der Sozialrevolutionäre hatten eine militärische Organisation geschaffen, die am 1. Januar ein Attentat auf Lenin verübt hatte, das mißglückt war. Diese Organisation bereitete für den Tag der Eröffnung der Konstituierenden Versammlung – am 18. (5.) Januar – einen bewaffneten Aufstand vor. Das ZK der Sozialrevolutionäre unterstützte zwar nicht offiziell diese militärische Organisation, aber sie war sehr wohl über ihre Tätigkeit informiert und ließ sie gewähren. Diese militärische Organisation stand in Verbindung mit der „Vereinigung zum Schutz der Konstituierenden Versammlung“, deren Aufgabe darin bestand, die Tätigkeit aller antibolschewistischen Organisationen zu koordinieren. Der „Vereinigung zum Schutze der Konstituierenden Versammlung“ hatten sich die am weitesten rechts stehenden Sozialrevolutionäre, die menschewistischen „Vaterlandsverteidiger“, die Volkssozialisten und einzelne Kadetten angeschlossen. Trotz ihrer großen Aktivität gelang es dieser Vereinigung nicht, Arbeiter oder Mitglieder der Petrograder Garnison zu gewinnen; einzig und allein unter den Kleinbürgern hatten sie Erfolg.

Die Demonstration am 18. (5.) Januar trug einen spezifisch kleinbürgerlichen Charakter, doch durch die Stadt schwirrten Gerüchte über einen bevorstehenden bewaffneten Aufstand. Die Bolschewiki bereiteten sich zum Gegenschlag vor. Die Konstituierende Versammlung sollte im Taurischen Palast tagen. Es wurde ein Militärstab organisiert, dem Swerdlow, Podwoiski, Proschian, Urizki, Bontsch-Brujewitsch u. a. angehörten. Die ganze Stadt, besonders der Stadtteil um den Smolny, wurde in einzelne Reviere aufgeteilt, deren Schutz die Arbeiter übernommen hatten. Zur Aufrechterhaltung der [486] Ordnung im Taurischen Palast selbst wurde die Mannschaft des Kreuzers „Aurora“ und zwei Kompanien des Panzerkreuzers „Respublika“ herangezogen, die vor dem Palast und in den anliegenden Straßen Posten bezogen. Aus dem bewaffneten Aufstand, den die „Vereinigung zum Schutz der Konstituierenden Versammlung“ vorbereitet hatte, wurde nichts; sie brachte nur eine kleinbürgerliche Demonstration unter der Losung „Alle Macht der Konstituierenden Versammlung“ zustande. Ecke Newski und Litejny kam es zu einem bewaffneten Zusammenstoß mit unserer Arbeiterdemonstration, die unter der Losung „Es lebe die Sowjetmacht“ durchgeführt wurde. Dieser Zusammenstoß wurde schnell liquidiert. Bontsch-Brujewitsch hatte alle erdenklichen Vorbereitungen getroffen, um die Fahrt Lenins aus dem Smolny nach dem Taurischen Palast so konspirativ wie möglich zu organisieren. Er selbst begleitete Wladimir Iljitsch. In das gleiche Auto wurden noch Maria Iljinitschna, Wera Michailowna Bontsch-Brujewitsch und ich verfrachtet. Zum Taurischen Palast gelangten wir durch irgendeine Querstraße. Das Tor war geschlossen und wurde auf ein verabredetes Hupen hin geöffnet, um dann wieder, nachdem wir das Tor passiert hatten, geschlossen zu werden. Die Wache geleitete uns zu den Räumen, die für Iljitsch vorgesehen waren. Sie lagen rechts vom Haupteingang; von hier führte ein verglaster Gang zum Sitzungssaal. Vor dem Haupteingang drängten sich die Delegierten, umgeben von einer großen Menge von Zuschauern. Iljitsch war natürlich auf bequemere Weise ins Gebäude gelangt, aber ihm behagte nicht das ganze

geheimnisvolle Getue, das er für überflüssig hielt. Wir saßen und tranken Tee. Genossen kamen und gingen, besonders erinnere ich mich noch an Kollontai und Dybenko. Ziemlich lange saßen wir hier, es fand gerade die Fraktionssitzung der Bolschewiki statt, die recht stürmisch verlief. Den Vorsitz hatte Warwara Nikolajewna Jakowlewa – eine Moskauerin. Die Moskauer waren in der Frage der Konstituierenden Versammlung besonders konsequent, es gab welche, die zu weit gingen und die sofortige [487] Auflösung der Konstituierenden Versammlung verlangten; sie ließen außer acht, daß man so etwas vorbereiten mußte, damit die Massen die Notwendigkeit einer solchen Aktion auch begreifen.

Die Konstituierende Versammlung sollte von Jakow Michailowitsch Swerdlow eröffnet werden.

Die Sitzung war für vier Uhr nachmittags anberaumt. Als Iljitsch schon auf dem Wege zum Sitzungssaal war, erinnerte er sich, daß er seinen Revolver in der Manteltasche gelassen hatte. Er ging zurück, um ihn zu holen; der Revolver aber war weg, obwohl kein Unbefugter den Raum betreten hatte. Demnach konnte ihn nur jemand von der Wache genommen haben. Iljitsch rügte Dybenko wegen der schlechten Disziplin, die unter den Wachhabenden herrschte. Dybenko war ganz außer sich. Als Iljitsch von der Sitzung zurückkehrte, übergab ihm Dybenko den Revolver, den die Wache inzwischen abgeliefert hatte.

Swerdlow verspätete sich ein wenig, und die Konstituierende Versammlung beschloß, daß die Sitzung vom ältesten Mitglied, dem Deputierten Schwezow (Sozialrevolutionär), eröffnet werden sollte. Der hatte sich bereits zur Tribüne begeben und machte umständlich Anstalten zu sprechen, da erschien Swerdlow, nahm Schwezow die Klingel aus der Hand und verkündete mit lauter tiefer Stimme, daß er im Auftrage des Zentralexekutivkomitees der Sowjets der Arbeiter-, Soldaten- und Bauerndeputierten die Tagung der Konstituierenden Versammlung eröffne, und brachte im Namen des Zentralexekutivkomitees die am Vortage in der „Prawda“ veröffentlichte „Deklaration der Rechte des werktätigen und ausgebeuteten Volkes“[238], die von Lenin verfaßt und gemeinsam mit Stalin und Bucharin redigiert worden war, zur Verlesung. Diese Deklaration war vom Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitee angenommen worden, ebenso der Beschluß, daß „jeder Versuch, sich diese oder jene Funktionen der Staatsmacht anzueignen, von wem immer, von wel-[488]cher Institution immer er ausgehen mag, als konterrevolutionäre Handlung betrachtet werden wird. Jeder derartige Versuch wird mit allen der Sowjetmacht zu Gebote stehenden Mitteln, die Anwendung von Waffengewalt mit einbegriffen, unterdrückt werden“[239].

In der „Deklaration“ heißt es: „Rußland wird zu einer Republik der Sowjets der Arbeiter-, Soldaten- und Bauerndeputierten erklärt. Die gesamte zentrale und lokale Staatsmacht gehört diesen Sowjets ... Die Sowjetrepublik Rußland wird auf Grund eines freien Bundes freier Nationen als Föderation nationaler Sowjetrepubliken errichtet“[240] und anerkennt die Beschlüsse des II. Sowjetkongresses. Die Beschlüsse des Rates der Volkskommissare sollten von der Konstituierenden Versammlung bestätigt werden. „Die Konstituierende Versammlung, die die Sowjetmacht und die Dekrete des Rates der Volkskommissare unterstützt, erachtet, daß ihre Aufgaben mit der Festlegung der grundlegenden Richtlinien für die sozialistische Umgestaltung der Gesellschaft erschöpft sind.“[241] Die Rechte des Hauses hatte sich die Tätigkeit der Konstituierenden Versammlung ganz anders vorgestellt, sie rechnete fest damit, daß die ganze Macht in ihre Hände übergehen würde. Die Mehrheit in der Konstituierenden Versammlung hatten die rechten Sozialrevolutionäre. Sie schlugen als Vorsitzenden Tschernow vor, die Bolschewiki und linken Sozial revolutionäre – Spiridonowa. Tschernow erhielt 244, Spiridonowa – 151 Stimmen.

---

[238] Siehe W. I. Lenin: Das Jahr 1917, S. 564–567. [LW Bd. 26, S. 422–426]
[239] Ebenda, S. 568. [Ebenda, S. 428]
[240] Ebenda, S. 564. [Ebenda, S. 422]
[241] Ebenda, S. 566. [Ebenda, S. 426]

Die Bolschewiki stimmten für Spiridonowa, kam es doch jetzt in der Hauptsache darauf an, festzustellen, ob die Konstituierende Versammlung sich für oder gegen die Sowjetmacht entscheiden würde. Die linken Sozialrevolutionäre gingen zu jener Zeit mit den Bolschewiki. Die Unterstützung der Kandidatur Spiridonowas sollte auch den Bauernnassen zeigen, daß die Arbeiterklasse ein enges Bündnis mit der [489] Bauernschaft anstrebt, daß die Bolschewiki für ein solches Bündnis eintreten. Die Kandidatur Spiridonowas war dabei von großer agitatorischer Bedeutung.

Nach der Wahl Tschernows zum Vorsitzenden begann die Debatte. Tschernow sprach für die rechten Sozialrevolutionäre über die Bodenfrage; aus den Reihen der Linken kamen die Rufe: „Hoch die Sowjets, die den Bauern das Land gegeben haben!“ Nach Tschernow nahm Bucharin das Wort: er beantragte, daß vor allem über die Deklaration des Zentralexekutivkomitees beraten werde, damit Klarheit bestehe, für wen sich die Konstituierende Versammlung entscheide, ob sie „mit Kaledin, den Junkern, Fabrikanten, Kaufleuten und Bankdirektoren oder aber mit denen im grauen Rock, den Arbeitern, Soldaten und Matrosen“, gehen wolle. Zereteli, der für die Menschewiki sprach, wandte sich scharf gegen die Bolschewiki, schreckte mit dem Bürgerkrieg und forderte die ganze Macht der Konstituierenden Versammlung zu übergeben.

Inzwischen sind viele Jahre vergangen. Wir haben es erlebt, wie die Sozialdemokraten in Deutschland und anderen kapitalistischen Ländern mit der gleichen Taktik – mit salbungsvollen Reden, Schrecken mit dem Bürgerkrieg und allerlei Versprechungen – die Sache der Arbeiterklasse verraten und so den Faschisten die Macht in die Hände gespielt haben. So gelangten diese Pogromhelden, diese entmenschten Anhänger der untergehenden Gutsbesitzer und Kapitalisten an die Macht, die vor den Kommunisten zitterten, die in Worten den Burgfrieden predigten, in Wirklichkeit aber den Gutsbesitzern und Kapitalisten halfen, die Werktätigen auszubeuten und sie in den Abgrund eines neuen Krieges zu stürzen, der an Grausamkeit den letzten Krieg bei weitem übertreffen wird.

Die Bolschewiki aber sahen von vornherein sehr deutlich, wohin eine versöhnlerische Haltung gegenüber den rechten Sozialrevolutionären und den Menschewiki führen würde. Genosse Skworzow wandte sich mit folgenden Worten an die [490] rechten Sozialrevolutionäre und Menschewiki: „Zwischen uns ist alles aus. Wir führen die Oktoberrevolution gegen die Bourgeoisie bis zu Ende durch. Wir stehen auf verschiedenen Seiten der Barrikade.“

Wladimir Iljitsch nahm nicht das Wort. Er saß auf den Stufen der Tribüne, lächelte spöttisch, scherzte, machte sich Notizen, fühlte sich in dieser Versammlung irgendwie überflüssig. In einem unvollendeten Artikel schildert er folgendermaßen seine Eindrücke von dieser Sitzung der Konstituierenden Versammlung:

„Ein schwerer, langweiliger, verdrießlicher Tag in den eleganten Räumen des Taurischen Palastes, der sich auch äußerlich von dem Smolny etwa so unterscheidet wie der elegante, aber tote bürgerliche Parlamentarismus von dem proletarischen, einfachen, in vieler Hinsicht noch ungeordneten und unfertigen, aber lebendigen und lebensfähigen Sowjetapparat... Nach der lebendigen, ernsthaften Arbeit in den Sowjets unter den Arbeitern und Bauern, die handeln, die die gutsherrliche und kapitalistische Ausbeutung mit Stumpf und Stiel ausrotten, mußte man sich plötzlich in eine ‚fremde Welt‘ versetzen, zu den Gespenstern aus dem Jenseits, aus dem Lager der Bourgeoisie und ihrer freiwilligen und unfreiwilligen, bewußten und unbewußten Verteidiger, Kostgänger, Lakaien und Beschützer. Aus der Welt der gegen die Ausbeuter kämpfenden werktätigen Massen und ihrer Sowjetorganisation in eine Welt rührseliger Phrasen, gedrechselter, hohler Deklamationen, endloser Versprechungen, denen nach wie vor das Paktieren mit den Kapitalisten zugrunde liegt.“[242]

Für die Beratung der Deklaration des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees stimmten 146 Deputierte, dagegen 247. Die Bolschewiki und die linken Sozialrevolutionäre beantragten eine

[242] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 26, S. 393, 392, russ. [LW Bd. 26, S. 431]

Unterbrechung der Sitzung. Die bolschewistische Fraktion beriet über die entstandene Situation. Es wurde beschlossen, nicht mehr in den Sitzungssaal zurückzukehren. Die Genossen Raskolnikow und Lobow sollten die [491] Erklärung verlesen, in der die Gründe für das Verlassen der Konstituierenden Versammlung dargelegt waren. Die Fraktion war der Meinung, daß man die Versammlung nicht auflösen, sondern ihr die Möglichkeit geben sollte, bis zu Ende zu tagen. Erst in den frühen Morgenstunden des 6. Januar – um 4 Uhr 40 – wurde die Sitzung geschlossen, und die Deputierten verließen das Haus. Am nächsten Tag beschloß das Zentralexekutivkomitee: „Die Konstituierende Versammlung wird aufgelöst." Weitere Sitzungen fanden dann auch nicht mehr statt.

Die Auflösung wurde von den Massen ganz gelassen aufgenommen, niemand regte sich besonders darüber auf, denn die Konstituierende Versammlung besaß keinerlei Autorität bei den Massen. Ein Hindernis war aus dem Wege geräumt, das die weitere Arbeit nur störte. Allen versöhnlerischen Stimmungen war nun Einhalt geboten.

Ein Hindernis, das die Vorwärtsentwicklung hemmte, war beseitigt, die Konstituierende Versammlung existierte nicht mehr, aber daneben war eine noch bedeutend schwierigere Aufgabe zu lösen – es galt aus dem Krieg herauszukommen, aus dem Abgrund des imperialistischen Krieges herauszufinden, der das Land zugrunde richtete.

Am 8. November wurde vom II. Sowjetkongreß das „Dekret über den Frieden" angenommen. Die ersten Tage der Sowjetmacht waren ausgefüllt von militärischen Aktionen gegen die angreifenden Kerenski-Truppen und die aufständischen Offiziersschäler, aber auch mit dem Kampf gegen die versöhnlerischen Schwankungen innerhalb des Zentralkomitees. Am 20. November erteilte der Rat der Volkskommissare dem Oberbefehlshaber, General Duchonin, den Befehl, die Kriegshandlungen einzustellen und in Waffenstillstandsverhandlungen mit den zum Vierbund gehörenden Ländern (Deutschland, Österreich, Türkei, Bulgarien) einzutreten. Als es sich am 22. November während einer telefonischen Unterredung herausstellte, daß General Duchonin den Befehl des Rates der [492] Volkskommissare sabotierte, wurde er seines Postens enthoben und Genosse Krylenko zum Oberbefehlshaber ernannt. Am gleichen Tage richtete Lenin einen Funkspruch an alle Regiments-, Divisions-, Armeekorps-, Armee- und sonstigen Komitees, an alle Soldaten der revolutionären Armee und Matrosen der revolutionären Flotte, in dem er die Soldaten und die Matrosen dazu aufrief, sich aktiv in den Kampf einzuschalten. Seine Hoffnungen setzte Iljitsch nicht auf die Generale, sondern in der Hauptsache auf die Soldatenmassen.

„Soldaten!" hieß es im Funkspruch. „Die Sache des Friedens liegt in euren Händen. Duldet es nicht, daß die konterrevolutionären Generale die große Sache des Friedens vereiteln, stellt sie unter Bewachung, uni Lynchgerichten, die einer revolutionären Armee unwürdig sind, vorzubeugen, und um diese Generale daran zu hindern, dem Gericht zu entgehen, das ihrer wartet. Wahrt strengste revolutionäre und militärische Ordnung.

Mögen die Regimenter, die in den Stellungen liegen, sofort Bevollmächtigte zur offiziellen Aufnahme von Waffenstillstandsverhandlungen mit dem Gegner wählen.

Der Rat der Volkskommissare erteilt euch das Recht dazu.

Informiert uns auf jede Weise über jeden Schritt eurer Verhandlungen. Zur Unterzeichnung des endgültigen Waffenstillstandsvertrags ist nur der Rat der Volkskommissare berechtigt.

Soldaten! Die Sache des Friedens liegt in euren Händen! Wachsamkeit, Ausdauer, Energie, und die Sache des Friedens wird siegen!

Im Namen der Regierung der Republik Rußland
Vorsitzender des Rates der Volkskommissare

W. Uljanow (*Lenin*)

Volkskommissar für Kriegswesen und Oberbefehlshaber

N. Krylenko“[243]

[493] Am 21. November hatte sich die Sowjetregierung an die Botschafter der Ententestaaten mit dem Ersuchen gewandt, zum Dekret über den Frieden Stellung zu nehmen.

Am 23. November nahm Lenin in einer Sitzung des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees das Wort. Er sprach davon, daß unsere Chancen sehr günstig seien, und von der revolutionären Verbrüderung an der Front: „Wir haben die Möglichkeit, über den Funk mit Paris in Verbindung zu treten, und wenn der Friedensvertrag abgefaßt sein wird, werden wir dem französischen Volk mitteilen können, daß er unterzeichnet werden könne und daß es vom französischen Volk abhänge, innerhalb von zwei Stunden einen Waffenstillstand abzuschließen. Wir werden ja sehen, was Clemenceau dann sagen wird.“[244] Am 23. November begannen wir mit der Veröffentlichung der Geheimverträge mit anderen Ländern. Sie zeigten mit aller Deutlichkeit, wie die Massen von ihren Regierungen belogen und irregeführt wurden.

Am 23. November wandte sich die Sowjetregierung auch an die neutralen Staaten, die am Krieg nicht interessiert waren, mit dem Ersuchen, den feindlichen Regierungen von der Bereitschaft der Sowjetregierung, in Friedensverhandlungen einzutreten, offiziell Mitteilung zu machen.

Am 27. November traf die Antwort des deutschen Oberbefehlshabers ein. Er erklärte seine Bereitschaft, Friedensverhandlungen aufzunehmen.

In seiner Rede in der Sitzung des Zentralexekutivkomitees am 23. November führte Lenin folgendes aus:

„Der Friede kann nicht allein von oben geschlossen werden. Der Friede muß von unten erkämpft werden. Wir glauben der deutschen Generalität nicht das geringste, aber wir glauben dem deutschen Volk. Ohne aktive Mitwirkung der Soldaten ist ein von den Oberkommandierenden geschlossener Friede nicht von Dauer.“[245]

Die Lage in Deutschland war durchaus nicht einfach. Es [494] gab Lebensmittelschwierigkeiten, zudem war das Volk kriegsmüde. Deutschland glaubte, durch einen Friedensschluß mit Rußland freie Hand gegen Frankreich zu erhalten und nach einem Sieg über Paris leichter mit Rußland fertig zu werden.

Als die deutsche Antwort eintraf, fragte der Rat der Volkskommissare bei den Alliierten (Frankreich, England, Italien, USA) an, ob sie bereit seien, am i. Dezember Friedensverhandlungen mit den Mächten des Vierbundes aufzunehmen.

Von den Alliierten kam keine Antwort, sie wandten sich aber über den Kopf der Sowjetregierung an den abgesetzten General Duchonin mit einem Protest gegen einen Separatfrieden.

Am 1. Dezember begab sich unsere Delegation, geführt von Genossen Joffe, an die Front. Dieser Delegation gehörten außer den Genossen Karachan, Kamenew, Sokolnikow, Bizenko, Mstislawski je ein Vertreter der Arbeiter, Bauern, Matrosen und Soldaten an.

Am nächsten Tag erließ der Rat der Volkskommissare einen Aufruf an die deutschen Arbeiter.

Am 3. Dezember begannen die Waffenstillstandsverhandlungen. Die Sowjetdelegation gab die Deklaration bekannt, in der das Ziel der Verhandlungen folgendermaßen formuliert war: „Allgemeiner Frieden ohne Annexionen und Kontributionen, Gewährung des Selbstbestimmungsrechtes der Nationen“, außerdem enthielt es die Aufforderung an alle kriegführenden Staaten, „an den Verhandlungen teilzunehmen“. Am 5. Dezember wurde ein Waffenstillstandsabkommen für eine Woche abgeschlossen. Am 7. Dezember ersuchte das Volkskommissariat für

[243] W. I. Lenin: Das Jahr 1917, S. 520. [LW Bd. 26, S. 310]
[244] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 26, S. 282, russ. [Ebenda, S. 312]
[245] Ebenda, S. 284. [Ebenda, S. 314]

Auswärtige Angelegenheiten erneut die Botschafter der Alliierten um ihre „Stellungnahme zu den Friedensverhandlungen“. Aber auch dieses Mal blieb eine Antwort aus.

Am 11. Dezember begab sich unsere Delegation, die durch die Genossen Pokrowski und Weltman (Pawlowitsch) verstärkt worden war, wieder nach Brest.

[495] Am 13. Dezember wurden die Friedensverhandlungen wieder aufgenommen und ein Waffenstillstandsabkommen bis zum 14. Januar geschlossen. Die Friedensverhandlungen verliefen ergebnislos.

Am 25. Dezember erklärten die Deutschen im Namen des Vierbundes ihre Bereitschaft zu einem Frieden ohne Annexionen und Kontributionen, vorausgesetzt, daß alle kriegführenden Länder sich diesem Friedensvertrag anschließen würden. Sie wußten genau, daß es dazu nicht kommen würde, und sie verfolgten mit ihrer Erklärung nur das Ziel, die ganze Verantwortung für die Fortführung des Krieges durch die Länder des Vierbundes auf die Entente abzuwälzen.

Bis Ende Dezember trugen die Verhandlungen einen mehr agitatorischen Charakter; das einzig Positive daran war der Abschluß eines begrenzten Waffenstillstands und die Möglichkeit, eine Friedensagitation sowohl unter den eigenen wie unter den deutschen Truppen durchzuführen.

Zu Beginn des Jahres 1918 nahmen die Verhandlungen einen anderen Charakter an. Anfang Januar richteten die extremen Militaristen und Verfechter einer annexionistischen Politik, Ludendorff und Hindenburg, ein Ultimatum an Wilhelm II. Sie verlangten eine entschiedene annexionistische Politik in Brest-Litowsk und drohten mit ihrem Rücktritt, falls die Oberste Heeresleitung nicht mit der Führung der Verhandlungen betraut werden würde. Daraufhin wurde General Hoffmann zum Führer der deutschen Delegation ernannt.

Am 7. Januar begab sich unsere Delegation, diesmal unter Führung von Trotzki, nach Brest. Am 9. Januar begannen die Friedensverhandlungen. Diesmal stellte die deutsche Delegation ultimative Forderungen. Am 20. Januar war der Inhalt des deutschen Ultimatums bereits bekannt: Entweder Fortsetzung des Krieges oder annexionistischer Frieden, das heißt ein Frieden unter der Bedingung, daß wir das ganze von uns besetzte Territorium abtreten, daß die Deutschen das *ganze* von ihnen besetzte Territorium behalten und uns eine Kontribution auferlegen (unter dem Deckmantel einer [496] Bezahlung für den Unterhalt der Kriegsgefangenen), eine Kontribution von ungefähr drei Milliarden Rubel, die im Laufe einiger Jahre gezahlt werden müssen.

Mitte Januar 1918 brach in Wien ein Generalstreik aus:

Hunger, Friedenssehnsucht und die Empörung der Arbeiter gegen die annexionistische Taktik der Mittelmächte in Brest-Litowsk hatten ihn ausgelöst. Dieser Streik dehnte sich fast über das ganze Land aus, es kam zur Bildung eines Arbeiterrates. Wenige Tage später traten in Berlin, nach offiziellen Angaben, 500.000 Arbeiter in den Streik. Auch in anderen Städten legten die Arbeiter die Arbeit nieder. Arbeiterräte wurden gebildet. Die Streikenden verlangten die Ausrufung der Republik und Frieden. Aber bis zur Revolution war es noch weit. Die ganze Macht befand sich in den Händen Wilhelms II., Hindenburgs, Ludendorffs, in den Händen der Bourgeoisie.

Iljitsch hoffte fest auf die kommende Weltrevolution. Bei der Verabschiedung der ersten Truppenteile der sozialistischen Armee am 14. Januar 1918 sagte Lenin: „Schon erwachen die Völker, schon hören sie den flammenden Ruf unserer Revolution. Bald sind wir nicht mehr allein, unserer Armee werden die proletarischen Kräfte anderer Länder zuströmen.“[246]

Aber das lag noch in der Ferne. Das Besondere an Iljitsch war, daß er sich keiner Selbsttäuschung hingab, wie traurig auch die Wirklichkeit sein mochte; Erfolge machten ihn nicht trunken, denn er verstand es, die Wirklichkeit stets mit nüchternen Augen zu sehen. Aber das war nicht immer leicht für ihn. Er war durchaus kein kalter Verstandesmensch, hatte nichts von

[246] Ebenda, S. 381. [Ebenda, S. 420]

einem berechnenden Schachspieler. Äußerst leidenschaftlich reagierte er auf alles, aber er war willensstark; vieles hatte er durchmachen und durchdenken müssen, aber er scheute sich nicht, der Wahrheit ins Auge zu sehen. Auch in diesem Falle stellte er die Frage ganz konkret: Ein annexionistischer Frieden ist eine sehr schlimme Sache, aber sind wir denn in der [497] Lage, Krieg zu führen? Iljitsch unterhielt sich viel mit Soldatendelegationen, die von der Front kamen, beschäftigte sich eingehend mit der Lage an der Front, mit dem Zustand unserer Armee. Er nahm teil am I. Kongreß zur Demobilisierung der Armee. In seinen Erinnerungen schreibt Genosse Podwoiski über diesen Kongreß: „Der Kongreß war für den 25. Dezember 1917 anberaumt, wurde aber erst am 30. Dezember eröffnet ... In diesen fünf Tagen fanden Vorbesprechungen mit den wichtigsten Delegationen statt, die von entscheidender Bedeutung waren. In einer dieser Beratungen war auch der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare, Genosse Lenin, anwesend. Nachdem einzelne Delegierte ausführlich berichtet hatten, stellte Lenin drei Fragen an die anwesenden Vertreter der Truppenteile: 1. Besteht Grund zur Annahme, daß die Deutschen eine Offensive eröffnen werden? 2. Wäre unsere Armee im Falle einer Offensive der Deutschen in der Lage, aus dem Frontgebiet die Armeebestände an Lebensmitteln, Ausrüstungen, Artillerie ins weite Hinterland zu evakuieren? 3. Ist unsere Armee gegenwärtig imstande, eine deutsche Offensive aufzuhalten?

Auf die erste Frage antwortete die Mehrheit mit einem Ja, auf die zweite und dritte Frage erfolgte angesichts der Demobilisierungsstimmung, von der die Soldaten erfaßt waren, eine negative Antwort; immer mehr Leute verließen ihre Truppenteile, die Pferde waren aus Futtermangel völlig entkräftet.“ An dieser Beratung nahmen etwa 300 Delegierte teil. Diese Beratung überzeugte Iljitsch von der Unmöglichkeit, in diesem Augenblick den Kampf gegen die Deutschen fortzusetzen. Iljitsch verfiel aber keineswegs in Pessimismus, er verstärkte die Kampagne für die Organisierung der Roten Armee zum Schutz des Landes, doch war er sich völlig darüber im klaren: Im gegenwärtigen Augenblick können wir nicht kämpfen. „Gehen Sie an die Front!“, sagte Iljitsch den Genossen, die der Meinung waren, man könne den Krieg fortführen. „Sprechen Sie mit den Soldaten!“ riet er ihnen.

[498] Vor kurzem schilderte mir Genossin Krawtschenko ein Gespräch, das sie in jenen Tagen mit Iljitsch hatte. Sie arbeitete damals im Ural, in Motowilicha. Petrograd oder Perm beziehungsweise der Ural – das war durchaus nicht ein und dasselbe. Dort drohte keine sofortige Offensive der Deutschen, bis dorthin waren noch wenige Soldaten von der Front gekommen. Daher war die Stimmung im Ural sehr kämpferisch. Die Arbeiter waren bereit, sich in den Kampf zu stürzen, schlossen sich zu Abteilungen zusammen, stellten Kanonen bereit. Genossin Krawtschenko wurde zu Iljitsch geschickt, um ihm von der Bereitschaft des Urals Mitteilung zu machen. In Petrograd angekommen, suchte sie ihren Landsmann, den Uraler Genossen Spunde, auf, der damals in der Staatsbank arbeitete und auch dort wohnte. Die einfache eiserne Bettstelle verlor sich gleichsam in den großen Sitzungssaal, paßte so gar nicht hinein. Ein kleines Detail aus der damaligen Zeit, das auch das Bild vervollständigt von dem Leben des inhaftierten Direktors jener Bank, Schipow. Auf Anraten Spundes begab sich Genossin Krawtschenko zum Smolny, zu Iljitsch. In einem der Gänge traf sie den Genossen Goloschtschokin, der mit dem gleichen Auftrag wie sie aus dem Ural hierhergeschickt worden war. Er wollte auch zu Iljitsch. Und während sie so dastanden und sich unterhielten, kam Lenin aus seinem Arbeitszimmer auf sie zu. Als er Goloschtschokin erblickte, begann er ihn über die Lage im Ural auszufragen; beide berichteten ihm von der Stimmung und teilten ihm den Grund ihres Hierseins mit. „Wir wollen abends darüber weitersprechen“, sagte Iljitsch, und sein Gesicht bekam dabei einen so leidenden Ausdruck. „Vorerst geht in die Stadt und hört euch an, was die Soldaten reden.“ „Von alldem, was wir zu hören bekamen“, erzählte Krawtschenko, „wußten wir am Abend nicht mehr, wo uns der Kopf stand, die Eindrücke waren so stark, daß sie alles andere verdrängten.“ Genossin Krawtschenko wußte nicht einmal mehr, ob die Unterredung mit Lenin an diesem Abend überhaupt stattgefunden hatte.

[499] Genosse Goloschtschokin erinnert sich auch noch an diese Begegnung. Lenin hate ihn beauftragt, Soldatendelegationen zu empfangen. Er hörte sich ihre Berichte an, machte sich mit ihrer Stimmung bekannt und mit all dem, was sie beschäftigte, und informierte Lenin darüber. Lenin begab sich dann zu den Delegierten, beantwortete ihre Fragen, klärte sie über die Lage auf, erfüllte sie mit glühendem Enthusiasmus. Während dieser Arbeit konnte sich Goloschtschokin immer mehr davon überzeugen, wie recht Lenin hatte. Auf dem VII. Parteitag brauchte er nicht mehr davon überzeugt zu werden, denn er hatte bereits alle Schwankungen überwunden.

Auf dem VII. Parteitag – Anfang März – sprach Lenin davon, daß wir in den ersten Wochen und Monaten nach der Oktoberrevolution – im Oktober, November, Dezember – an der inneren Front, im Kampf gegen die Konterrevolution, gegen die Feinde der Sowjetmacht, von Triumph zu Triumph schritten. Das war nur deshalb möglich, weil der Weltimperialismus andere Sorgen hatte, als sich mit uns zu beschäftigen. Unsere Revolution ging gerade in einem Augenblick vor sich, als durch die Vernichtung von Millionen Menschenleben unerhörte Leiden über die Mehrzahl der imperialistischen Länder hereingebrochen waren, als die kriegführenden Länder im vierten Kriegsjahr in eine Sackgasse geraten, am Scheidewege angelangt waren und sich durch die objektiven Umstände die Frage aufdrängte: Können die bis zu einem solchen Zustand gebrachten Völker weiter Krieg führen? Es war ein Augenblick, wo keine der beiden gigantischen Räubergruppen imstande war, sich sofort auf die andere zu stürzen oder sich gegen uns zusammenzuschließen. Die erste Periode der Brester Friedensverhandlungen charakterisierte Lenin auf dem VII. Parteitag mit folgenden Worten: „Ein friedliches Haustier lag neben einem Tiger und wollte ihn überzeugen, daß ein Frieden ohne Annexionen und Kontributionen geschlossen werden müsse ...“[247] In der zweiten Januarhälfte nahmen die Verhandlungen einen anderen Cha-[500]rakter an Das Raubtier, der deutsche Imperialismus, war uns an die Gurgel gesprungen, wir mußten unverzüglich eine Antwort geben – entweder annexionistischer Frieden oder Fortsetzung des Krieges mit der Perspektive, geschlagen zu werden. Lenin gelang es zu guter Letzt, seinen Standpunkt durchzusetzen, doch hatte ihm der innerparteiliche Kampf, der sich über zwei Monate hinzog, viel zu schaffen gemacht. Iljitsch bestand auf den Abschluß eines Friedens. Er wurde in dieser Frage vor allem von Swerdlow und Stalin unterstützt, Smilga und Sokolnikow hatten sich auch ohne zu schwanken seinem Standpunkt angeschlossen. Doch die ZK-Mitglieder und die Genossen, die sich um das ZK zusammengeschlossen hatten und mit denen die Oktoberrevolution durchgeführt werden mußte, waren gegen Lenin und bekämpften seine Linie; in diesen Kampf wurden auch die einzelnen Parteikomitees hineingezogen. So nahmen auch das Petrograder und das Moskauer Gebietskomitee gegen Lenin Stellung. Die Fraktion der „linken“ Kommunisten gab in Petrograd eine eigene Tageszeitung, „Kommunist“, heraus, wo sie sich zu der Behauptung verstiegen, es wäre besser, die Sowjetmacht preiszugeben, als einen Schandfrieden zu schließen; sie redeten viel vom revolutionären Kampf, ohne die realen Kräfte in Betracht zu ziehen. Sie meinten, der Abschluß eines Friedens mit der deutschen imperialistischen Regierung bedeute die Aufgabe aller revolutionären Positionen und sei Verrat an der Sache des internationalen Proletariats. Den „linken“ Kommunisten hatten sich viele Genossen angeschlossen, mit denen Lenin durch jahrelange gemeinsame Arbeit verbunden war, die ihn in den schwersten Augenblicken des Kampfes unterstützt hatten. Um Lenin herum entstand eine Leere. Und was wurde ihm nicht alles an den Kopf geworfen! Eine besondere Position nahm Trotzki ein. Er liebte es, schöne Worte zu machen. Es kam ihm wohl mehr auf die schöne Pose an als darauf, wie man das Sowjetland aus dem Krieg herausführen und eine Atempause erlangen könnte, um neue Kräfte zu sammeln und die Massen [501] zu mobilisieren. Weder Schandfrieden noch Krieg war seine Losung. Iljitsch nannte diesen Standpunkt einen Herrenstandpunkt, der einem Schlachtschitzen gezieme; er betonte, diese Losung sei nichts anderes als ein Abenteuer, geeignet, das Land, in dem das Proletariat die Macht ergriffen und sich

[247] W. I. Lenin: Werke, Bd. 27, S. 80.

einem gigantischen Aufbauwerk zugewandt hatte, der Verheerung und der Ausplünderung preiszugeben.

In der ersten Zeit stimmte die Mehrheit im ZK gegen Lenin. Am 24. (11.) Januar wurde Trotzkis Antrag: kein Friedensschluß, Demobilisierung der Armee, mit 9 gegen 7 Stimmen angenommen. Am 3. Februar (11. Januar) stimmten für den sofortigen Abschluß eines Friedens 5 Mitglieder des ZK, dagegen 9; am 17. Februar stimmten für ein sofortiges Friedensangebot an Deutschland 5, dagegen 6; am 18. Februar wurde darüber abgestimmt, ob man sich an die Deutschen erneut um die Aufnahme von Friedensverhandlungen wenden sollte: Dafür wurden 6, dagegen 7 Stimmen abgegeben.

Erst am 23. Februar, als die deutschen Friedensbedingungen eintrafen, die innerhalb von 48 Stunden beantwortet werden mußten, und die Deutschen mittlerweile zum Angriff übergegangen waren und eine Stadt nach der anderen besetzten – da veränderte sich das Kräfteverhältnis im ZK. Lenin erklärte, daß er aus dem ZK und aus der Regierung austreten werde, wenn die Politik der revolutionären Phrase fortgesetzt werden würde. Für die Annahme der deutschen Bedingungen stimmten 7, dagegen 4, der Stimme enthielten sich 4, darunter Trotzki, der in diesem entscheidenden Augenblick in einer so entscheidenden Frage keinerlei Verantwortung übernehmen wollte. Der Fünfergruppe (Lenin, Swerdlow, Stalin, Sokolnikow, Smilga), die immer für den Abschluß eines Friedensvertrages, selbst auf der Grundlage der deutschen Bedingungen, gestimmt hatte, schlossen sich noch Sinowjew und Stassowa an. Den Gegnern des Friedensabschlusses wurde Agitationsfreiheit gewährt.

Der Vormarsch der Deutschen bewirkte jedoch eine schnelle Ernüchterung. Bis zur Eröffnung des VII. Parteitages [502] hatte sich der Standpunkt Lenins durchgesetzt. Der VII. Parteitag nahm am 8. März eine Resolution über die Ratifikation des in Brest-Litowsk unterzeichneten Friedensvertrages mit 30 gegen 12 Stimmen, bei 4 Stimmenthaltungen, an. Am 16. März wurde durch den IV. Sowjetkongreß in Moskau der Brester Friedensvertrag ratifiziert. Es wurden 784 Stimmen dafür abgegeben, 261 dagegen, und 115 enthielten sich der Stimme.

Aus der Periode des Kampfes um den Brester Frieden kann ich mich an zwei Begebenheiten erinnern. Am 21. Januar 1918 fand eine erweiterte Sitzung des ZK statt. Iljitsch hielt sein Schlußwort; die Genossen warfen ihm feindliche Blicke zu. Iljitsch legte seinen Standpunkt dar, doch hatte er wohl wenig Hoffnung, die Anwesenden zu überzeugen. Als er mit seiner Rede fertig war, sagte er zu mir – noch heute höre ich seine Stimme, die grenzenlose Müdigkeit und Bitternis verriet –: „Nun, wir wollen gehen!“ Über nichts hätte sich Iljitsch wohl mehr gefreut, als wenn unsere Armee in der Lage gewesen wäre, zum Angriff überzugehen, oder wenn in Deutschland die Revolution ausgebrochen wäre, die dem Krieg ein Ende bereitet hätte; er wäre über alle Maßen froh gewesen, hätte sich seine Einschätzung als unrichtig erwiesen. Je optimistischer die Genossen waren, desto zurückhaltender war Iljitsch. Ich erinnere mich noch an folgenden Fall: In den schweren Tagen – zwischen der zweiten Hälfte Januar und Ende Februar – gingen wir des öfteren um den Smolny herum, die Newa entlang spazieren. Schwer lasteten die Ereignisse auf ihm, und er hatte das Bedürfnis, sich einem nahen Menschen mitzuteilen, das laut auszusprechen, was ihn bedrückte. Ich weiß heute nicht mehr genau, was Iljitsch mir damals gesagt hat, aber sinngemäß entsprach es seinen Ausführungen auf dem VII. Parteitag. Diese Rede kann ich noch heute nicht ohne innere Erregung lesen. Mir ist so, als wenn ich seine Stimme vernehme und den besonderen Tonfall. Da heißt es: „Gut, wenn das deutsche Proletariat imstande sein wird, in Aktion zu treten. Habt ihr das aber ausgemessen, habt ihr ein [503] Gerät gefunden, um zu bestimmen, daß die deutsche Revolution an dem und dem Tage ausbrechen wird? Nein, ihr wißt das nicht, und wir wissen es ebenfalls nicht. Ihr setzt alles aufs Spiel. Wenn die Revolution ausbricht, dann ist alles gerettet. Natürlich! Aber wenn sie nicht so kommt, wie wir es wünschen, wenn sie vielleicht nicht schon morgen siegt, was dann? Dann wird die Masse euch sagen: Ihr habt wie Abenteurer gehandelt, ihr habt auf diesen glücklichen Verlauf der Ereignisse gesetzt, der ausgeblieben ist, ihr habt versagt in der Situation, die an

Stelle der internationalen Revolution eingetreten ist, die zwar unvermeidlich kommen wird, aber jetzt noch nicht ausgereift ist.“[248]

Wenn ich diese Rede wieder lese, so erstehen vor meinen Augen die vergangenen Tage. Wir gehen die Newa entlang. Es wird Abend. Die Sonne senkt sich. Über der Newa glüht der Westen im Sonnenuntergang des winterlichen Petersburgs. Dieser Abendhimmel erinnert mich an meine erste Begegnung mit Iljitsch bei Klassons, in der Fastnachtswoche im Jahre 1894; auf dem Rückweg von der Ochta entlang der Newa erzählten mir damals die Genossen von Iljitschs Bruder. Und während unseres Spazierganges wiederholte Iljitsch immer wieder seine Argumente, warum die Losung „weder Krieg noch Frieden“ von Grund auf falsch war. Als wir uns schon dem Smolny näherten, blieb er plötzlich stehen, sein müdes Gesicht belebte sich, er erhob seinen Kopf und meinte: „Und wenn doch?“ – Das heißt, wenn doch die Revolution in Deutschland bereits ausgebrochen ist. Wir sind nach dem Smolny zurückgekehrt. Telegramme waren eingegangen: Die Deutschen greifen an. Ganz düster wird Lenins Gesicht, er fällt gleichsam in sich zusammen, und nun beginnt er zu telefonieren. Erst am 9. November 1918 brach in Deutschland die Revolution aus, und am 13. November 1918 annullierte das Gesamtrussische Zentralexekutivkomitee den Brester Vertrag.

[504]

[248] Ebenda, S. 88/89.

LENINS ÜBERSIEDLUNG NACH MOSKAU UND DIE ERSTEN MONATE SEINER TÄTIGKEIT IN MOSKAU

Der Vormarsch der Deutschen, die Besetzung Pskows – das zeigte, welcher Gefahr die Regierung in Petrograd ausgesetzt war. In Finnland tobte der Bürgerkrieg. Es wurde die Evakuierung nach Moskau beschlossen. Das war auch vom organisatorischen Standpunkt eine Notwendigkeit. Man mußte im Zentrum des wirtschaftlichen und politischen Lebens arbeiten.

Am 12. März übersiedelte die Sowjetregierung nach Moskau – dem Zentrum der RSFSR, das weiter von der Grenze entfernt und mehreren Gouvernements näher lag, mit denen engste Verbindung hergestellt werden mußte.

Am 11. März, am Tage seiner Übersiedlung nach Moskau, schrieb Lenin den Artikel „Die Hauptaufgabe unserer Tage". Dieser Artikel, der programmatischen Charakter trug, wurde am 12. März in der „Iswestija des ZEK" veröffentlicht. Hier kam die damalige Stimmung Iljitschs besonders gut zum Ausdruck.

Der Artikel wird eingeleitet mit einem Zitat aus der Nekrassowschen Dichtung „Wer lebt glücklich in Rußland?":

„Du bist armselig und reich,
mächtig und ohnmächtig zugleich,
Mütterchen Rußland !"

In kurzer, gedrängter Form würdigt Iljitsch in diesem Artikel die ganze Bedeutung der großen proletarischen Revolution und weist auf das Entwürdigende des Brester Friedensvertrages hin.

[505] Weiter geht er auf den Kampf um ein mächtiges und reiches Rußland ein.

„Rußland wird das werden, wenn es allen Kleinmut und alle Phrasen abstreift, wenn es die Zähne zusammenbeißt und alle seine Kräfte ballt, wenn es jeden Nerv anstrengt, jeden Muskel anspannt, wenn es begreift, daß die Rettung *nur* auf dem Wege der internationalen sozialistischen Revolution möglich ist, den wir beschritten haben. Auf diesem Wege voranschreiten, bei Niederlagen nicht verzagen, Stein um Steinchen zusammentragen für ein festes Fundament der sozialistischen Gesellschaft, unermüdlich arbeiten an der Schaffung von Disziplin und Selbstdisziplin, überall und allenthalben arbeiten an der Stärkung der Organisiertheit, der Ordnung, der Sachlichkeit, des harmonischen Zusammenwirkens der Kräfte des ganzen Volkes, der allgemeinen Rechnungsführung und Kontrolle über die Produktion und die Verteilung der Produkte – das ist der Weg zur Schaffung einer militärischen Macht und einer sozialistischen Macht."[249]

„Seit dem 25. Oktober 1917 sind wir Vaterlandsverteidiger", schrieb Lenin. „Wir sind für die ‚Verteidigung des Vaterlands', aber der vaterländische Krieg, dem wir entgegengehen, ist ein Krieg für das sozialistische Vaterland, für den Sozialismus als Vaterland, für die Sowjetrepublik als *Trupp* der Weltarmee des Sozialismus."[250]

Inzwischen sind achtzehn Jahre vergangen, seit dieser Artikel geschrieben wurde. Wir haben einen weiten Weg zurückgelegt, sind im Aufbau des Sozialismus weit vorangekommen, und der Sozialismus hat in unserem Lande entscheidende Siege errungen; jetzt, wo wir „mit dem Liede das Leben durchschreiten" und schon mit vollem Recht vom Reichtum und von der Macht unserer sozialistischen Heimat sprechen können, jetzt, wo Millionen von Menschen mit einer bisher nie dagewesenen Energie und Initiative die von Lenin in seinem Artikel „Die Hauptaufgabe unserer Tage" aufge-[506]stellten Ziele verwirklichen – erscheint dieser Artikel so einfach, so selbstverständlich. Wenn man aber an die Zeit zurückdenkt, in der er entstanden ist, dann kann man erst seine ganze Bedeutung für die damalige Zeit ermessen.

---

[249] Ebenda, S. 148.
[250] Ebenda, S. 150.

Iljitsch war voller Energie und Kampfbereitschaft.

In der ersten Zeit lebten wir (Iljitsch, Maria Iljinitschna und ich) in Moskau im „National“ (dem ersten Haus der Sowjets). Man hatte uns im zweiten Stock zwei Zimmer mit Bad zur Verfügung gestellt. Es war Frühling, die Sonne schien über Moskau. Dicht am Hotel „National“ begann der „Ochotny Rjad“ mit seinen Verkaufsläden, wo der Straßenhandel florierte; hier bot sich das alte Moskau dar; hier nistete noch das alte Krämergesindel, das die Haufen der Schwarzhunderter stellte, die in früheren Jahren die Studenten hingemordet hatten. Iljitsch wurde von vielen Menschen aufgesucht, häufig kamen Angehörige der Armee zu ihm.

Am 18. März hatten die Engländer 400 bis 500 Matrosen in Murmansk gelandet, angeblich zum Schutz der Heeresbestände der Entente, die seinerzeit für die zaristische Regierung bereitgestellt worden waren. Die wahren Absichten dieser Landungstruppe waren klar.

Im „National“ bekamen wir englische Fleischkonserven zu essen, die gleichen, wie sie die englischen Frontsoldaten erhielten. Einmal bemerkte Lenin beim Essen: „Und womit werden wir unsere Soldaten an der Front verpflegen ...“ Unser Leben im „National“ glich irgendwie einem Biwak, und Iljitsch drängte darauf, daß man uns möglichst bald eine feste Unterkunft zuwies, um mit der Arbeit richtig beginnen zu können.

Die Regierungsinstitutionen und die führenden Mitglieder der Regierung sollten im Kreml untergebracht werden. Auch wir sollten dort wohnen.

Ich erinnere mich, wie Jakow Michailowitsch Swerdlow und Wladimir Dmitrijewitsch Bontsch-Brujewitsch uns zum erstenmal in den Kreml brachten, um unsere künftige Woh-[507]nung zu besichtigen. Wir sollten im ehemaligen „Senatsgebäude“ Quartier erhalten. Eine alte, von den vielen Besuchern der vergangenen Jahrzehnte abgenutzte Steintreppe führte zum dritten Stock, zur Wohnung des ehemaligen Staatsanwalts beim Obersten Gerichtshof. Es waren für uns die Küche und die angrenzenden drei Zimmer mit besonderem Eingang vorgesehen. Die übrigen Räume standen zur Verfügung des Rates der Volkskommissare. Das größte Zimmer sollte als Sitzungssaal (dort werden auch jetzt noch die Sitzungen des Rates der Volkskommissare der UdSSR abgehalten) dienen. Anschließend das Arbeitszimmer Wladimir Iljitschs, das dem Haupteingang, durch den die Besucher zu ihm gelangen konnten, am nächsten lag. Es war sehr bequem. Aber im ganzen Hause war es unheimlich schmutzig, die Öfen waren beschädigt, die Decken ließen Wasser durch. Besonders verwahrlost waren die Räume, in die wir einziehen sollten und in denen vorerst die Wache hauste. Die Zimmer mußten unbedingt renoviert werden.

Vorübergehend wurden wir in dem sogenannten Kavalier-Haus untergebracht; uns standen hier zwei saubere Zimmer zur Verfügung.

Iljitsch liebte es, im Kreml spazierenzugehen. Von hier bot sich eine herrliche Aussicht auf die Stadt. Am liebsten benutzte er den Bürgersteig gegenüber dem Großen Palais, hier konnte sich das Auge an so manchem erfreuen, auch liebte er die Wege dicht an der Kremlmauer, die im Grünen lagen und wenig benutzt waren.

In einem der Zimmer, das wir im „Kavalier-Haus“ bewohnten, lag auf dem Tisch eine alte Ausgabe eines Albums, das Aufnahmen vom Kreml und die Geschichte des Kreml enthielt, ebenso Angaben über die einzelnen Bauten, über die Geschichte und die Bedeutung jedes einzelnen Turms. Iljitsch blätterte gern in diesem Album. Der Kreml des Jahres 1918 hatte wenig Ähnlichkeit mit dem Kreml von heute. Damals spürte man noch den Hauch der Vergangenheit. Neben dem „Senatsgebäude“ befand sich das rosa angestrichene Tschu-[508]dow-Kloster mit seinen kleinen Gitterfenstern; am Abhang das Denkmal Alexanders II.; unten an der Mauer stand eine uralte Kirche. Gegenüber dem „Senatsgebäude“, im Kremlgebäude, waren Arbeiter beschäftigt. Neue Bauten gab es noch nicht, auch gab es keine Grünanlagen. Bewacht wurde der Kreml von Rotarmisten.

Die alte Armee war zersetzt und wurde demobilisiert. Es mußte eine neue, starke, revolutionäre Armee geschaffen werden, die erfüllt war von Begeisterung und vom Willen zum Sieg.

In der ersten Zeit hatte die Rote Armee sehr wenig Ähnlichkeit mit einer Armee im üblichen Sinne. Sie war voller glühender Begeisterung – doch das Äußere der Rotarmisten war durchaus nicht militärisch: es gab keine einheitliche Uniform – jeder trug, was er gerade hatte –, keine feste Ordnung, kein Reglement. Die Feinde der Sowjetmacht spotteten über die Rotarmisten, sie glaubten nicht daran, daß es den Bolschewiki gelingen würde, eine mächtige und kampffähige Armee zu schaffen. Die Spießer fürchteten die Rotarmisten, in ihren Augen waren es einfach Räuber. Ich erinnere mich an einen Fall aus dem Jahre 1919: Eine Übersetzerin, die für den Genossen Adoratski arbeitete, sollte sich ein Manuskript aus dem Kreml abholen, sie konnte sich nicht dazu entschließen, weil sie Angst vor den Rotarmisten hatte, die den Kreml bewachten. Die Ausländer konnten sich nicht genug darüber wundern, daß unsere Posten sich nicht an das allgemeine Reglement hielten.

Iljitsch erzählte mir gelegentlich von einem Besuch Mirbachs. Der Posten, der vor Lenins Arbeitszimmer Wache hielt, saß wie immer am Tischchen und las. Damals nahm niemand Anstoß daran. Der deutsche Botschafter Graf Mirbach, der nach dem Abschluß des Friedens mit Deutschland nach Rußland kam, machte, wie es sich geziemt, eine „Antrittsvisite“ beim Regierungsoberhaupt im Kreml, beim Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare, Lenin. Der Wachhabende saß und las und nahm keinerlei Notiz von Mirbach, der in Lenins [509] Arbeitszimmer ging. Mirbach sah ihn recht erstaunt an. Als er nach dem Empfang wieder am Wachhabenden vorbeikam, saß der immer noch und las, ohne auch nur für einen Augenblick aufzusehen. Mirbach blieb stehen, nahm das Buch vom Tisch und bat den Übersetzer, ihm den Titel des Buches zu übersetzen. Es war Bebels Werk „Die Frau und der Sozialismus“. Ohne ein Wort zu sagen, gab Mirbach dem Soldaten das Buch zurück.

Die Rotarmisten lernten eifrig. Sie begriffen, daß Wissen unerläßlich ist für den Sieg.

Wenn Lenin schnellen Schrittes den Korridor entlang zu seinem Arbeitszimmer ging, mit Zeitungen, Papieren und Büchern schwer beladen, begrüßte er immer recht herzlich die Wachhabenden. Er kannte ihre Stimmung und ihre Bereitschaft, ihr Leben für die Sowjetmacht einzusetzen.

Auf dem VII. Parteitag (6. bis 8. März 1918) wurde der Abschluß eines Friedensvertrages mit Deutschland beschlossen, trotz noch so harter und noch so erniedrigender Bedingungen. Diesem Beschluß ging ein harter Kampf voraus. Die Frage der Ratifikation des Friedensvertrages mit Deutschland behandelte Lenin im politischen Rechenschaftsbericht des Zentralkomitees, als Korreferent trat N. I. Bucharin von der Gruppe „linker Kommunisten“ auf. Alle Fragen wurden äußerst konkret gestellt. Am Parteitag nahmen 46 Genossen, die 300.000 Mitglieder vertraten, mit beschließender Stimme teil. Damals sah es in der Partei nicht so aus wie heute, es fehlte noch die Einheit und Geschlossenheit, wie wir sie jetzt haben. Von den 46 waren 30 für die Ratifikation des Brester Vertrages, 12 stimmten dagegen, und 4 enthielten sich der Stimme; mit anderen Worten – etwa ein Drittel der Parteitagsdelegierten stimmte gegen die Linie des ZK, gegen den Leninschen Standpunkt. Darunter waren viele führende Bolschewiki. Am 23. Februar hatten 6 von ihnen ihre verantwortlichen Posten in der Partei und im Sowjet niedergelegt, wobei sie sich die Freiheit der Agitation, sowohl in der Partei als auch außerhalb der Partei, vorbehielten. Am 24. Februar [510] hatte das Moskauer Gebietsbüro ein Mißtrauensvotum gegen das ZK ausgesprochen und erklärt, daß es sich keinerlei Beschlüssen unterordnen werde, „die der Realisierung des mit Österreich und Deutschland abgeschlossenen Friedensvertrages dienen“. In der Zusatzerklärung zur Resolution hieß es, daß das Büro „eine Spaltung der Partei in der nächsten Zeit als kaum vermeidbar betrachte“. Das Moskauer Gebietsbüro spielte Anfang 1918 die Rolle eines organisatorischen Zentrums der „linken Kommunisten“ im gesamtrussischen Maßstab.

Es ist durchaus begreiflich, daß Lenin sich besonders leidenschaftlich gegen die „linken Kommunisten“ und gegen die revolutionäre Phrase wandte. Am 21. Februar 1918 schrieb er in der „Prawda“:

„Es gilt, gegen die revolutionäre Phrase zu kämpfen, man muß sie bekämpfen, muß sie unbedingt bekämpfen, damit nicht einst von uns die bittere Wahrheit erzählt werde: ‚Die revolutionäre Phrase vom revolutionären Krieg hat die Revolution zugrunde gerichtet.‘“[251]

Iljitsch wußte, daß die Massen ihm folgen würden und nicht den „linken Kommunisten“. Der IV. Außerordentliche Sowjetkongreß mußte den Friedensvertrag ratifizieren. Die „linken Kommunisten“ waren sogar bereit, die Sowjetmacht aufzugeben. In ihrer Erklärung vom 24. Februar hieß es: „Im Interesse der Weltrevolution halten wir es für zweckmäßig, unter Umständen selbst die Sowjetmacht preiszugeben, die sich zu einer rein formalen Angelegenheit entwickelt.“ Tief entrüstet war Lenin über diese Phrase. Am 12. März sprach er in der Sitzung des Moskauer Sowjets der Arbeiter-, Bauern- und Rotarmistendeputierten, voller Leidenschaft waren seine Worte, die er an die Vertreter der Massen richtete:

„Die russische Revolution *schuf etwas, wodurch sie sich kraß von den Revolutionen in Westeuropa unterscheidet* (von mir hervorgehoben. *N. K.*). Sie schuf eine revolutionäre [511] Masse, die durch das Jahr 1905 zur selbständigen Aktion vorbereitet worden war; sie schuf die Sowjets der Arbeiter-, Soldaten- und Bauerndeputierten, die unendlich demokratischere Organe sind als alle früheren Organe und es ermöglichen, die rechtlose Masse der Arbeiter, Soldaten und Bauern zu erziehen, zu heben, sie mitzureißen ...“[252]

In dieser Rede charakterisierte Lenin auch die Provisorische Regierung und die Paktierer. Auf die Februarrevolution eingehend, sagte er folgendes:

„Wenn damals die Macht an die Sowjets übergegangen wäre, wenn die Paktierer damals, anstatt Kerenski dabei zu helfen, die Armee ins Feuer zu treiben, einen demokratischen Frieden angeboten hätten, dann wäre die Armee nicht so zugrunde gerichtet worden. Sie hätten ihr sagen müssen: Gewehr bei Fuß! In der einen Hand hätte sie den zerrissenen Geheimvertrag mit den Imperialisten und das Angebot eines demokratischen Friedens an alle Völker und in der anderen Hand das Gewehr und die Kanone halten müssen, und die Front hätte ganz unversehrt bleiben müssen. Dann hätte man die Armee und die Revolution retten können.“[253]

Jetzt, da unsere Rote Armee mit modernsten Waffen ausgerüstet, mächtig und gut organisiert „Gewehr bei Fuß“ steht, da sind diese Worte Iljitschs jedem bewußten Bürger unserer großen Heimat verständlich und vertraut. Und als Iljitsch damals, auf dem IV. Sowjetkongreß, der in der Zeit vom 14. bis 16. März tagte, vor den Vertretern der Sowjets mit der ihm eigenen Aufrichtigkeit und Leidenschaft sprach, machte er so nebenbei eine Äußerung, die für ihn als revolutionären Kämpfer besonders kennzeichnend war:

„Man sagt, wir gäben die Ukraine preis, die Tschernow, Kerenski und Zereteli zugrunde richten wollen; man sagt uns: ihr Verräter, ihr habt die Ukraine verraten! Ich sage: Genossen, ich habe genug gesehen und erlebt in der Geschichte der Revolution, um mich nicht durch feindliche Blicke und [512] Schreiereien von Leuten irremachen zu lassen, die sich dem Gefühl überlassen und nicht urteilen können.“[254]

Iljitsch ließ sich weder von feindlichen Auffassungen noch vom Geschrei beirren, das bisweilen seine nächsten Kampfgenossen anstimmten, aber er war doch nur ein Mensch und litt besonders schwer, wenn es galt, sich von jenen zu trennen, mit denen er bis dahin Hand in Hand gearbeitet

[251] Ebenda, S. 12.
[252] Ebenda, S. 152/153.
[253] Ebenda, S. 153.
[254] Ebenda, S. 273.

hatte; er konnte nachts nicht schlafen, seine Nerven gingen durch ... Diesmal kam es nicht zur Spaltung. Der IV. Gesamtrussische Sowjetkongreß ratifizierte den Vertrag mit 784 gegen 261 Stimmen; 115 Deputierte enthielten sich der Stimme. Auf dem IV. Sowjetkongreß waren nicht nur Bolschewiki vertreten. Gegen den Abschluß des Friedensvertrages stimmten die Menschewiki, die Anarcho-Kommunisten und die rechten und linken Sozialrevolutionäre. Ihre Vertreter hatten sich am 23. Februar in der Sitzung des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees gegen die Annahme der deutschen Friedensbedingungen gewandt. Unter diesen Umständen bedeutete das Abstimmungsergebnis – 784 gegen 265 – einen ernsten Sieg der Leninschen Linie.

Da die Frage des Friedensvertrages mit Deutschland entschieden war, rechnete Lenin mit einer Atempause, die von der Sowjetmacht zur breiten Entfaltung der Arbeit innerhalb des Landes genutzt werden mußte. Iljitsch machte sich daran, die Broschüre „Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht“ zu schreiben. Solange wir noch im „Kavalier-Haus“ wohnten, besuchte uns des öfteren Jakow Michailowitsch Swerdlow. Er sah, wie Lenin seine Arbeiten mit der Hand schrieb, und versuchte ihn zu überreden, einen Stenografen in Anspruch zu nehmen. Lange sträubte sich Iljitsch dagegen, doch schließlich hatte er sich doch überreden lassen, und Swerdlow schickte den besten Stenografen. Aber es klappte nicht; der Stenograf bat zwar Lenin, auf ihn keinerlei Rücksicht zu nehmen und so zu tun, als wäre er gar nicht da, aber es ging eben nicht. Iljitsch hatte seinen eigenen Arbeitsstil: Er schrieb gewöhn-[513]lich 1–2 Seiten, und dann dachte er lange darüber nach, ob man nicht das eine oder andere besser ausdrücken könnte, und dabei störte ihn die Anwesenheit eines fremden Menschen. Nur während seiner schweren Krankheit im Jahre 1923, als er selbst nicht schreiben konnte, diktierte er seine Artikel, aber das kostete ihn viel Mühe. Zum Diktat kamen Fotijewa, Gljasser, Manutscharjanz und Woloditschewa, die schon seit längerem im Sekretariat arbeiteten und Lenin gut bekannt waren, und doch hörte man ihn ab und zu nervös auflachen.

Angespannt arbeitete Iljitsch Ende März/April 1918 an seinem Artikel „Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht“, der am 28. April in den „Iswestija“ abgedruckt wurde. Dieser Artikel war für die Bolschewiki viele Jahre hindurch die Anleitung zum Handeln. Mir scheint, daß Lenin an keiner anderen Stelle so einfach, so klar, so eindrucksvoll und anschaulich die besonderen Schwierigkeiten beim Aufbau des Sozialismus in unserem Lande in jener Periode aufgezeigt hat wie in dieser Broschüre. Unser Land war vor dem Oktober ein kleinbäuerliches Land. Millionen von Bauern waren von der Psychologie der Kleineigentümer beherrscht. Jeder dachte nur an sich, an seine Wirtschaft, an sein Stück Land, die anderen interessierten ihn nicht. „Jeder für sich, und Gott für alle“ – hieß es bei den Bauern. Dutzende Male schrieb Lenin über diese Psychologie der Kleineigentümer und über ihre Schädlichkeit, aber jetzt, wo nach der Auflösung der Konstituierenden Versammlung die Machtfrage endgültig entschieden war und der Brester Friedensvertrag eine gewisse Atempause gewährte, gewann die Frage der Umerziehung der Massen, der Veränderung ihrer Psychologie, die Anerziehung eines Kollektivgeistes besondere Bedeutung.

Die große proletarische Revolution hatte die Gutsbesitzer und Kapitalisten gestürzt, gleichzeitig aber brach das kleinbürgerliche Element durch. Man war mit der Aufteilung des Eigentums der Gutsbesitzer beschäftigt und trieb Schacher mit dem eroberten Gut. Wie sollte dieses kleinbürgerliche [514] Element gebannt, die Massen umerzogen, eine neue, sozialistische Ordnung geschaffen und die Verwaltung organisiert werden? Das waren die Fragen, die im März/April 1918 die ganze Aufmerksamkeit Lenins in Anspruch nahmen.

Über die Organisierung einer allumfassenden Rechnungsführung und Kontrolle, über die Hebung der Arbeitsproduktivität, darüber, wie man lernt, richtig zu arbeiten, wie man die Teilnahme der Massen am gesellschaftlichen Leben fördert, ihr Bewußtsein hebt, wie man die Arbeit auf neue Weise organisiert und eine neue Arbeitsdisziplin schafft – all das behandelte Lenin in seiner Broschüre „Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht“. Ein Kapitel ist speziell dem *sozialistischen Wettbewerb* gewidmet.

Aus dieser Broschüre kann man auch heute noch vieles lernen. Jetzt begreift ein jeder die große Rolle, die der sozialistische Wettbewerb beim Aufbau des Sozialismus gespielt hat und noch spielt, aber damals ging man an dieser Frage irgendwie vorbei (zum Teil mag es an dem bald darauf ausgebrochenen Bürgerkrieg gelegen haben). Der sozialistische Wettbewerb fand seine breite Anwendung in den Jahren des Kampfes um die Erfüllung des ersten Fünfjahrplanes, so etwa 1928 – zehn Jahre nach dem Erscheinen der Broschüre.

Diese Broschüre enthält ein besonderes Kapitel: „Die Hebung der Arbeitsproduktivität". Wie immer behandelte Iljitsch auch diese Frage nicht isoliert, sondern im Zusammenhang und in Wechselwirkung mit einer Reihe anderer grundlegender Fragen.

„Die Hebung der Arbeitsproduktivität erfordert vor allem die Sicherung der materiellen Grundlage der Großindustrie: die Entwicklung der Produktion von Brennstoffen und Eisen, des Maschinenbaus, der chemischen Industrie ...

Eine andere Bedingung für die Steigerung der Arbeitsproduktivität ist erstens die Hebung des Bildungs- und Kulturniveaus der Masse der Bevölkerung. Dieser Aufstieg geht jetzt mit ungeheurer Schnelligkeit vor sich, was die von der bürgerlichen Routine geblendeten Menschen nicht sehen, die [515] nicht begreifen können, welcher Drang zum Licht und wieviel Initiative sich jetzt dank der sowjetischen Organisation im ‚niederen' Volk entfaltet. Voraussetzung des wirtschaftlichen Aufstiegs ist zweitens die Hebung der Disziplin der Werktätigen, ihres produktiven Könnens, ihrer Geschicklichkeit, die Steigerung der Arbeitsintensität und die bessere Arbeitsorganisation."[255]

Die Frage der Hebung der Arbeitsproduktivität verband Lenin mit der Frage des Wettbewerbs.

In der Broschüre „Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht" weist Wladimir Iljitsch besonders darauf hin, daß die Hebung der Arbeitsproduktivität ein langwieriger Prozeß ist:

„Wenn man sich der zentralen Staatsgewalt in ein paar Tagen bemächtigen kann, wenn man den militärischen (und den durch Sabotage geübten) Widerstand der Ausbeuter sogar in den verschiedenen Ecken und Enden eines großen Landes in ein paar Wochen brechen kann, so erfordert eine dauerhafte Lösung der Aufgabe, die Arbeitsproduktivität zu steigern, auf jeden Fall (besonders nach dem qualvollen und verheerenden Krieg) mehrere Jahre. Die objektiven Umstände verleihen der Arbeit hier zwangsläufig einen langwierigen Charakter."[256]

Gegenwärtig, zu Beginn des Jahres 1936, erleben wir die Stachanowbewegung, wir sehen, wie auf der Basis einer neuen, im Verlauf der ersten zwei Planjahrfünfte entstandenen Technik sich eine mächtige Bewegung zur Steigerung der Arbeitsproduktivität von unten her, aus der Arbeitermasse selbst entwickelt. Wir sind Zeugen eines gewaltigen Aufschwungs der Arbeitsproduktivität, und Lenins Broschüre „Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht" erscheint uns in neuem Licht, die ganze Bedeutung der von ihm darin aufgezeigten Linie wird uns klar.

Wladimir Iljitsch hatte oft Gelegenheit, mit Arbeitern und Bauern zu sprechen, auf Schritt und Tritt konnte er beobach[516]ten, wie schlecht sie noch zu arbeiten verstanden, aber nicht nur das sah er, sondern vor allem die durch die jahrhundertelange Knechtschaft überkommene Einstellung zur Arbeit, die sie als Fluch empfanden, als etwas, von dem man sich soweit wie möglich frei machen sollte. Die Revolution hatte die Aufseher, die Gesellen, die die Arbeiter ständig antrieben, sie beschimpften und mit Ohrfeigen nicht kargten, beseitigt. Glücklich war der Arbeiter, daß er von keinem mehr angetrieben wurde, daß er sich auch mal hinsetzen und rauchen konnte, wenn er müde war. In der ersten Zeit haben die Betriebsorganisationen ohne weiteres die Arbeiter zur Teilnahme an Versammlungen beurlaubt. Ich erinnere mich an folgenden Fall: Eine Arbeiterin kam zu mir ins Volkskommissariat für Bildungswesen, um Auskünfte einzuholen. Wir kamen ins Gespräch. Ich fragte sie, in welcher Schicht sie arbeite. Ich nahm an, daß sie Nachtschicht

[255] Ebenda, S. 248.
[256] Ebenda, S. 247/248.

hätte und daher am Tage hierher kommen konnte. „Heute wird bei uns nicht gearbeitet. Wir hatten gestern Betriebsversammlung, und da sich bei uns allen Haushaltsarbeiten angehäuft haben, haben wir abgestimmt und beschlossen, heute nicht zu arbeiten. Schließlich sind wir doch jetzt die Herren.“ Wenn man das heute, nach 18 Jahren, den Genossen erzählt, so erscheint ihnen ein solcher Fall unglaubwürdig und keineswegs typisch, während das Anfang 1918 gang und gäbe war. Man hatte die Herren Ausbeuter, ihre Handlanger und die Antreiber verjagt, aber es fehlte noch das Bewußtsein, daß die Werke in den Besitz der Gesellschaft übergegangen sind und daß man dieses gesellschaftliche Eigentum hüten und festigen muß, daß die Steigerung der Arbeitsproduktivität unumgänglich ist. Gerade darum betonte Lenin mit besonderem Nachdruck diese Seite der Sache: Er verstand es, der Wahrheit ins Auge zu sehen. Man mußte das Bewußtsein der Arbeiter heben, ihr bewußtes Verhalten zur Arbeit fördern, die Arbeit in ihrem gesamten Ablauf sinnvoll organisieren.

Besonders scharf wandte sich Iljitsch in der Broschüre „Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht“ gegen die linken Sozial-[517]revolutionäre – die Repräsentanten des Kleinbürgertums, die die Bedeutung praktischer, sachlicher Arbeit nicht begriffen, sie als Praktizismus, als „Allmählichkeitstheorie“ abtaten und von einem „revolutionären Krieg“ usw. usf. träumten.

Die einzige Klasse, auf die Iljitsch seine Hoffnungen setzte, an deren führende Kraft er glaubte, war das Proletariat, obwohl es noch eine höhere Stufe erreichen, noch viel an sich arbeiten und noch wachsen mußte:

„Führen kann die werktätigen und ausgebeuteten Massen nur eine Klasse, die ohne Schwankungen ihren Weg geht, nicht kleinmütig wird und auch bei den mühsamsten, schwersten und gefährlichsten Übergängen nicht in Verzweiflung gerät. Hysterische Aufwallung brauchen wir nicht. Wir brauchen den gemessenen Schritt der eisernen Bataillone des Proletariats.“[257]

Das waren die Worte, mit denen Iljitsch seinen Artikel „Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht“ schloß.

Am 28. April erschien dieser Artikel in der „Iswestija des ZEK“, am 29. April referierte Iljitsch in der Sitzung des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees.

Um dem Moskauer Arbeiteraktiv die Möglichkeit zu geben, dem Referat Lenins über die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht beizuwohnen, fand die Sitzung im Polytechnischen Museum statt. Begeistert begrüßten die Anwesenden Lenin, mit größter Aufmerksamkeit lauschten sie seinen Worten; behandelte er doch eine Frage, die allen besonders am Herzen lag. Ungewöhnlich leidenschaftlich war seine Rede, noch heute kann man nicht ohne innere Anteilnahme seine damaligen Ausführungen lesen. Iljitsch sprach von den Besonderheiten unserer Revolution, von den Ursachen, die zu ihrem Siege führten, von den Schwierigkeiten des sozialistischen Aufbaus in einem kleinbürgerlichen Lande; er kennzeichnete unsere Bourgeoisie und ihre Schwäche, forderte auf, bei der westlichen und amerikanischen Bourgeoisie, bei den [518] Organisatoren der Truste zu lernen, wie man die Produktion organisiert; er geißelte die linken Sozialrevolutionäre, die Vertreter des kleinbürgerlichen Elements, fand scharfe Worte gegen die „linken Kommunisten“, die sich diesen Einflüssen unterworfen hatten, obwohl er sie immer noch als unsere Freunde von gestern, heute und morgen bezeichnete. Lenin sprach über die Rolle des Proletariats, den Einfluß des kleinbürgerlichen Elements, über die Bedeutung der sozialistischen Organisation, darüber, daß unser Proletariat sich auf neue Weise organisieren müsse: nur dann würde es imstande sein, die gesamte werktätige Masse zu führen.

„... solange die fortgeschrittenen Arbeiter es nicht lernen werden, Dutzende von Millionen zu organisieren“, sagte Iljitsch, „solange werden sie keine Sozialisten und keine Schöpfer einer sozialistischen Gesellschaft sein und nicht die notwendigen organisatorischen Kenntnisse erlangen. Der Weg der Organisation ist ein langer Weg, und die Aufgaben des sozialistischen

[257] Ebenda, S. 268.

Aufbaus erfordern hartnäckige, langwierige Arbeit und entsprechende Kenntnisse, an denen es uns mangelt.“[258]

In seiner Rede in der Sitzung des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees am 29. April sprach Lenin auch davon, daß das Proletariat, welches in der Großindustrie Disziplin gelernt hat, es vom Standpunkt der augenblicklichen Aufgaben verstehen wird, die Losung des ZK zum 1. Mai richtig zu würdigen: „Wir haben das Kapital besiegt, wir werden auch unsere eigene Unorganisiertheit besiegen.“ Auf die Bedeutung der Eisenbahnen eingehend, sagte er: „Ohne Eisenbahnen aber wird es nicht nur keinen Sozialismus geben, sondern alle werden einfach vor Hunger krepieren wie die Hunde, während nebenan Getreide liegt“, denn „die Eisenbahnen sind der Angelpunkt, sind eine der Erscheinungsformen engster Verbindung zwischen Stadt und Land, zwischen Industrie und Landwirtschaft, auf die sich der Sozialismus voll und ganz stützt. Um diese Verbindung zwecks planmäßi-[519]ger Tätigkeit im Interesse der gesamten Bevölkerung herzustellen, dazu braucht man die Eisenbahnen.“[259]

Wie verständlich und vertraut ist uns jetzt, nach 18 Jahren, diese Rede!

Damals haben gewiß nicht alle ihre Bedeutung begriffen, aber sie bewog zum Nachdenken und erfüllte die Massen mit Enthusiasmus.

Nach dem IV. Sowjetkongreß, am 29. März, beschlossen die „linken Kommunisten“, die an der Spitze des Moskauer Gebietsbüros der KPR (B) standen, dennoch die Herausgabe einer eigenen Wochenzeitschrift „Kommunist“, um dort ihre Auffassungen zu verteidigen. Die erste, am 20. April erschienene Nummer dieser Zeitschrift brachte die von der Redaktion veröffentlichten „Thesen über die gegenwärtige Lage“. Iljitschs Rede in der Sitzung des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees vom 29. April war gleichsam eine Antwort auf die dort von ihnen entwickelten Auffassungen. Noch ausführlicher ging Lenin darauf in seinem Artikel „Über ‚linke‘ Kinderei und über Kleinbürgerlichkeit“ ein (erschienen in der „Prawda“ vom 9. und 11. Mai 1918), wo er ihren Standpunkt genauer analysierte. Von besonderem Interesse ist die Stelle, wo Lenin von der Vergesellschaftung spricht.

„Gehen wir nun“, schrieb Lenin, „über zu den Mißgeschicken unserer ‚linken‘ Kommunisten auf dem Gebiet der Innenpolitik. Man kann kaum ohne ein Lächeln solche Phrasen in den Thesen über die *gegenwärtige* Lage lesen, wie:

‚Eine planmäßige Ausnutzung der unversehrt gebliebenen Produktionsmittel ist nur bei entschlossenster Vergesellschaftung denkbar‘... ‚Keine Kapitulation vor der Bourgeoisie und ihren kleinbürgerlichen intelligenzlerischen Handlangern, sondern gänzliche Vernichtung der Bourgeoisie und endgültiges Brechen der Sabotage ...‘

Diese lieben ‚linken Kommunisten‘, wieviel Entschlossenheit ist bei ihnen zu finden ... und wie wenig Überlegung! Was heißt das – ‚entschlossenste Vergesellschaftung‘?

[520] Man kann in der Frage der Nationalisierung, der Konfiskation entschlossen oder unentschlossen sein. Aber das ist es ja gerade, daß selbst die allergrößte ‚Entschlossenheit‘ nicht hinreicht, um den Übergang *von* der Nationalisierung und der Konfiskation *zur* Vergesellschaftung zu vollziehen. Das ist eben das Pech unserer ‚Linken‘, daß sie mit dieser naiven, kindischen Wortverbindung ‚entschlossenste... Vergesellschaftung‘ offenbaren, daß sie den Angelpunkt der Frage, den Angelpunkt der ‚gegenwärtigen‘ Lage absolut nicht verstehen. Darin besteht ja das Mißgeschick der ‚Linken‘, daß sie das eigentliche Wesen der ‚gegenwärtigen Lage‘, den Übergang von den Konfiskationen (bei deren Durchführung die Haupteigenschaft des Politikers Entschlossenheit ist) zur Vergesellschaftung (bei deren Durchführung von einem Revolutionär eine *andere* Eigenschaft gefordert wird) nicht bemerkt haben.

---

[258] Ebenda, S. 291.
[259] Ebenda, S. 300.

Gestern war es der Angelpunkt der gegebenen Lage, möglichst entschieden zu nationalisieren, zu konfiszieren, die Bourgeoisie zu schlagen und zu vernichten, die Sabotage zu brechen. Heute sehen nur Blinde nicht, daß wir mehr nationalisiert, konfisziert, zerschlagen und zerbrochen haben, *als wir zu erfassen vermochten*. Die Vergesellschaftung aber unterscheidet sich gerade dadurch von einfacher Konfiskation, daß zum Konfiszieren bloße ‚Entschlossenheit', ohne die Fähigkeit, richtig zu registrieren und richtig zu verteilen, genügt, *während man ohne eine solche Fähigkeit nicht vergesellschaften kann*."[260]

Jetzt, wo ein langer Weg des Kolchosaufbaus hinter uns liegt und wir Gelegenheit hatten zu beobachten, wie man „vor Erfolgen von Schwindel befallen" wird, verstehen wir erst die Worte Iljitschs richtig zu schätzen.

Auf die in der Zeitschrift „Kommunist" veröffentlichten Materialien eingehend, gab Lenin den „linken Kommunisten" folgende negative Einschätzung:

„An der Zeitschrift ‚Kommunist' sehen wir auf Schritt und [521] Tritt, daß unsere ‚Linken' keine Ahnung haben von der proletarischen eisernen Disziplin und ihrer Vorbereitung, daß sie völlig durchtränkt sind von der Mentalität des deklassierten kleinbürgerlichen Intellektuellen."[261]

Mit der vierten Nummer stellte der „Kommunist" sein Erscheinen im Juni ein.

Bedeutend entschiedener kämpften gegen die Leninsche Linie die linken Sozialrevolutionäre.

Am 2. und 3. Mai 1918 verlangten die linken Sozialrevolutionäre, geführt von Spiridonowa und Karelin, ultimativ, daß ihnen das Volkskommissariat für Landwirtschaft völlig ausgeliefert wird. Lenin beriet sich mit den in diesem Volkskommissariat tätigen Bolschewiki (W. N. Meschtscherjakow, S. Sereda und anderen). Die bolschewistische Fraktion sprach sich entschieden dagegen aus, und das Zentralkomitee lehnte den Antrag der linken Sozialrevolutionäre ab. Der Einfluß der linken Sozialrevolutionäre im Volkskommissariat für Landwirtschaft ging zurück.

Am 22. Mai schrieb Lenin in seinem Brief an die Petrograder Arbeiter:

„Genossen! Dieser Tage war ein Delegierter von Euch bei mir, ein Parteigenosse, ein Arbeiter aus den Putilow-Werken. Dieser Genosse schilderte mir eingehend das außerordentlich drückende Bild der Hungersnot in Petrograd. Wir alle wissen, daß es in einer ganzen Reihe von Industriegouvernements um die Versorgung ebenso kritisch bestellt ist, daß der Hunger ebenso quälend an die Tür der Arbeiter und der Armen überhaupt pocht.

Daneben aber beobachten wir eine Orgie von Schiebungen mit Getreide und anderen Lebensmitteln. Die Hungersnot rührt nicht daher, daß es in Rußland kein Getreide gäbe, sondern daher, daß die Bourgeoisie und alle Reichen der Herrschaft der Werktätigen, dem Staat der Arbeiter, der Sowjetmacht in der wichtigsten und brennendsten Frage, der Frage des Brotes, das entscheidende, letzte Gefecht liefern. [522] Die Bourgeoisie und alle Reichen, einschließlich der Dorfreichen, der Kulaken, hintertreiben das Getreidemonopol, sie untergraben die staatliche Verteilung des Getreides zugunsten und im Interesse der Brotversorgung der ganzen Bevölkerung, in erster Linie der Arbeiter, der Werktätigen, der Bedürftigen. Die Bourgeoisie sabotiert die festen Preise, spekuliert mit Getreide, profitiert hundert, zweihundert und mehr Rubel an einem Pud Getreide, zerrüttet das Getreidemonopol und die richtige Verteilung des Getreides, zerrüttet es durch Bestechungsgelder, durch Korruption, durch böswillige Unterstützung alles dessen, was der Arbeitermacht verderblich ist, die danach strebt, das erste, grundlegende Hauptprinzip des Sozialismus zu verwirklichen: ‚Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen.'"[262]

---

[260] Ebenda, S. 325/326.
[261] Ebenda, S. 321.
[262] Ebenda, S. 385.

In Moskau blühte die Spekulation. Ich denke gerade an eine amüsante Episode. Ich fuhr mit Iljitsch nach den Worobjowy Gory. Iljitsch kannte man damals noch wenig von Angesicht; auf der Straße fiel er nicht weiter auf. Da sitzt so ein gut genährter Bauer mit einem leeren Sack und dreht sich eine Zigarette. Ich ging an ihn heran und begann ein Gespräch mit ihm, wie es ihm ginge, wie es mit dem Brot stände. „Ach ja, es lebt sich jetzt nicht schlecht, an Brot haben wir keinen Mangel, man kann gut Handel damit treiben. In Moskau da fehlt es an Brot, die Leute befürchten, daß es bald überhaupt keins geben wird. Brot wird jetzt gut bezahlt, man bekommt ganz schönes Geld dafür. Man muß es nur verstehen, zu handeln. Ich kenne einige Familien, denen bringe ich regelmäßig Brot, und bekomme mühelos mein Geld ..."

Iljitsch kam hinzu und hörte sich das Gespräch an. „Da am ‚Sumpf', da lebt eine Familie ..." „An welchem ‚Sumpf'?" fragte ich. Da stierte mich der Bauer an und meinte: „Woher stammst du denn, wenn du nicht einmal den ‚Sumpf' kennst?" Später erfuhr ich, daß man in Moskau den Markt, der sich neben dem jetzigen Haus der Regierung befand, so bezeichnete. Dort wurde hauptsächlich mit Gemüse und Äpfeln ge-[523]handelt. „Ich bin Petrograderin", antwortete ich, „und vor kurzem erst nach Moskau gekommen."

„Pe-tro-gra-de-rin", und seine Gedanken nahmen eine andere Richtung, sie wandten sich Petrograd und Lenin zu. Er schwieg eine Weile, und dann kam es: „Lenin allein stört nur. Ich kann diesen Lenin nicht begreifen. Ist doch ein ganz blöder Kerl. Da brauchte seine Frau eine Nähmaschine, und nun ordnete er an, daß man den Leuten in den Dörfern die Nähmaschinen wegnimmt. Meiner Nichte hat man auch die Nähmaschine weggenommen. Der ganze Kreml soll jetzt, wie man sagt, voll Nähmaschinen stehen ..." Ich gab mir die größte Mühe, nur nicht Iljitsch anzusehen, damit ich nicht herausplatzte.

Dieser Kleineigentümer, ein wohlhabender Bauer, konnte sich überhaupt nicht vorstellen, daß Lenin nicht für sich persönlich die Sachen verwendet. Es ist ihm zu Gehör gekommen, daß Lenin von Maschinen sprach. Der im Vorort lebende Bauer konnte nicht begreifen, warum sich Lenin für Maschinen interessierte, um was für Maschinen es sich überhaupt handelte, wozu er sie benötigte, welchen Nutzen er davon haben könnte.

So lächerlich auch dieses Gespräch gewesen sein mochte, so zeigt es doch, welch schweren Weg die Partei und die Sowjetregierung noch zurückzulegen hatten im Ringen um den Sozialismus, im Kampf gegen die Reichen, die Kulaken, gegen die Psychologie der Kleineigentümer, die niedrige Arbeitsproduktivität, gegen Unwissenheit und wirtschaftliche Rückständigkeit.

Ende Mai richtete Iljitsch einen Brief an die Petrograder Arbeiter. Die Artikel und Reden Iljitschs waren sehr unterschiedlich abgefaßt. Entscheidend war, für wen sie geschrieben, an wen sie gerichtet waren. Mit dem Brief vom 22. Mai wandte sich Lenin an diejenigen, auf die er die größten Hoffnungen setzte, an deren schöpferische Kräfte er besonders glaubte, an die Petrograder Arbeiter. In diesem Brief schrieb er:

[524] „Petrograd ist nicht Rußland. Die Petrograder Arbeiter sind ein kleiner Teil der Arbeiter Rußlands. Sie sind jedoch einer der besten, führenden, klassenbewußtesten, revolutionärsten, standfestesten, für hohle Phrasen, charakterlose Verzweiflung und Einschüchterung durch die Bourgeoisie am wenigsten anfälligen Trupps der Arbeiterklasse und aller Werktätigen Rußlands. Und in kritischen Augenblicken im Leben der Völker ist es mehr als einmal vorgekommen, daß selbst zahlenmäßig schwache führende Trupps der führenden Klassen alle mit sich rissen, in den Massen das Feuer des revolutionären Enthusiasmus entzündeten und größte historische Heldentaten vollbrachten."[263]

Wladimir Iljitsch schrieb den Petrograder Arbeitern von der großen organisatorischen Arbeit, die ihnen bevorstand. Er maß der organisatorischen Arbeit außerordentliche Bedeutung bei.

[263] Ebenda, S. 389.

„Der Heroismus einer langwierigen und beharrlichen organisatorischen Arbeit im gesamtstaatlichen Maßstab ist unermeßlich viel schwieriger, dafür aber auch unermeßlich viel größer als der Heroismus von Aufständen. Die Stärke der Arbeiterparteien und der Arbeiterklasse bestand jedoch stets darin, der Gefahr kühn, gerade und offen ins Gesicht zu schauen, sie furchtlos anzuerkennen, nüchtern abzuwägen, welche Kräfte in ‚ihrem' und welche im ‚fremden' Lager, im Lager der Ausbeuter, stehen. Die Revolution schreitet vorwärts, entwickelt sich und wächst. Es wachsen auch die Aufgaben, vor denen wir stehen. Der Kampf wächst in die Breite und in die Tiefe."[264]

Durch seine tiefe Überzeugung und seinen festen Glauben an den Sieg der Revolution begeisterte Iljitsch die Massen und spornte sie an.

Mit Hingabe und hartnäckig arbeitete er; seine Arbeitsweise war ein Beispiel jenes Heroismus der organisatorischen Arbeit, von der er sprach.

[525] Wladimir Iljitsch organisierte nicht nur die Verteidigung des Landes vor äußeren und inneren Feinden, leitete nicht nur den Bürgerkrieg, der gerade begonnen hatte, sondern leistete auch eine gewaltige Arbeit für den sozialistischen Aufbau. Er erließ Dekrete über die Nationalisierung der Industrie, verfaßte Instruktionen für die Arbeiter der nationalisierten Betriebe, referierte auf dem Gewerkschaftskongreß, im Obersten Volkswirtschaftsrat, auf dem 1. Kongreß der Volkswirtschaftsräte, sprach auf dem Kongreß der Kommissare für Arbeit, in der Versammlung der Betriebszellen-Vertreter, auf der Konferenz der Fabrikkomitees, empfing Arbeiter aus Petrograd, Jelez usw., verabschiedete mobilisierte Kommunisten vor ihrer Abfahrt zur Front; gleichzeitig aber –in den schwersten Augenblicken, wie etwa am 25. Mai, vor der Verkündung des Kriegszustandes in Moskau – legt er dem Rat der Volkskommissare den Entwurf eines Dekrets über die Sozialistische Akademie für Gesellschaftswissenschaften vor, am 5. Juni spricht er bei den internationalistischen Lehrern, am 10. Januar verfaßt er einen Aufruf anläßlich des tschechoslowakischen konterrevolutionären Aufstandes, am gleichen Tage wirft er im Rat der Volkskommissare die Frage auf, die Ingenieure zur Arbeit heranzuziehen; zwei Tage vor seiner Verwundung spricht er auf der Konferenz für Bildungswesen von der gewaltigen Bedeutung der Schule für den Aufbau des Sozialismus.

Einmal in der Woche begab sich Iljitsch in die Bezirke; nicht selten sprach er an einem Tage in mehreren Versammlungen.

Die Arbeit mit den Massen, die organisatorische, richtunggebende Arbeit war nicht umsonst. Gerade sie trug zum Siege bei.

Wenn man heute, da man sich schon ein klares Bild von dem verzweifelten Kampf der gutsbesitzerlich-kapitalistischen Ordnung um ihre Existenz machen kann, sich wieder mal der Geschichte des Bürgerkrieges von 1918 zuwendet, sieht man, daß die Revolution nur siegen konnte, weil man [526] die Arbeiter zum Kampf aufrief und unter ihnen eine gigantische Arbeit geleistet wurde, weil die Massen immer deutlicher erkannten, worum es in diesem Kampf ging, weil sie diesen Kampf als ihren empfanden und ihn begriffen.

Den Frühling und den Sommer 1918 verlebte Lenin in Moskau, die Arbeit hatte völlig von ihm Besitz ergriffen. Wenn er mal eine freie Minute fand, fuhr er mit mir und Maria Iljinitschna in die Umgebung Moskaus; er liebte es, immer neue Orte aufzusuchen, während der Fahrt seinen Gedanken nachzuhängen und aus voller Brust zu atmen. Kein Detail entging seinem Auge.

Die Mittelbauern sympathisierten mit der Sowjetmacht: Die Sowjetmacht kämpfte für den Frieden, war gegen die Gutsbesitzer; aber die Bauern glaubten nicht an ihre Dauerhaftigkeit und waren nicht abgeneigt, sich dann und wann einen harmlosen Scherz zu erlauben.

Einmal kamen wir an eine Brücke, die nicht sehr stabil aussah. Wladimir Iljitsch wandte sich an einen Bauern, der an der Brücke stand, mit der Frage, ob man wohl mit dem Auto über diese

[264] Ebenda, S. 390.

Brücke fahren könnte. Der Bauer schüttelte mit dem Kopf und sagte spöttisch lächelnd: „Das kann ich Ihnen nicht sagen, denn mit Verlaub gesagt: es ist doch eine sowjetische Brücke.“ Iljitsch hat später des öfteren diesen Ausspruch des Bauern lächelnd wiederholt.

Ein andermal kehrten wir von einer Spazierfahrt mit dem Auto zurück. Wir mußten über eine Eisenbahnbrücke. Eine Kuhherde kam uns seelenruhig entgegen und gab uns den Weg nicht frei; auch Schafe liefen verwirrt vor uns hin und her. Ein Bauer, der des Weges kam, sah Lenin an und meinte ironisch: „Und den Kühen mußten Sie sich doch fügen.“

Sehr bald mußten die Bauern jedoch ihre Kleineigentümer-Neutralität aufgeben: In der zweiten Hälfte des Monats Mai entbrannte der Klassenkampf in voller Stärke.

Besonders schwer war der Sommer 1918. Iljitsch schrieb nichts mehr, er schlief keine Nacht. Ein Foto, das Ende August, kurz vor seiner Verwundung, gemacht worden ist, ist [527] erhalten geblieben: Lenin steht da, in Gedanken versunken, er sieht so aus, als hätte er eine schwere Krankheit hinter sich.

Es war eine schwere Zeit.

Die Bourgeoisie, die durch die große proletarische Revolution alles verloren hatte, wandte sich hilfesuchend an das Ausland: Heute ließ sie sich von den Alliierten Geld zur Organisierung eines Aufstandes geben, morgen rief sie die deutschen Truppen zu Hilfe, überließ die Bevölkerung ihrem Schicksal und gab sie der Ausplünderung preis; sie schwankte hin und her, von einer Orientierung zur anderen. Die Deutschen halfen den Weißen in Finnland, okkupierten die Ukraine, die Türken kamen den aserbaidshanischen Mussawatisten und den georgischen Menschewiki zu Hilfe, die Deutschen besetzten die Krim, die Engländer Murmansk, die Alliierten halfen den Tschechoslowaken und den rechten Sozialrevolutionären, Sibirien von den Zentralgebieten abzuschneiden. Die Getreidelieferungen aus der Ukraine und Sibirien blieben aus, beide Hauptstädte hungerten. Die Fronten rückten immer näher, immer enger schloß sich der Ring.

Am 21. Mai sandte Iljitsch ein Telegramm an die Petrograder Arbeiter, in dem es hieß:

„... die Lage der Revolution ist kritisch. Denkt daran, daß *nur Ihr* die Revolution retten könnt, sonst niemand ...

Die Zeit drängt: auf den maßlos schweren Mai werden die noch schwereren Monate Juni und Juli und vielleicht auch noch ein Teil des August folgen.“[265]

Eine Periode konterrevolutionärer Aufstände brachte das Kulakentum auf die Beine, organisierte es. Die Kulaken versteckten das Getreide. Der Kampf gegen den Hunger verschmolz mit dem Kampf gegen die Konterrevolution. Wladimir Iljitsch bestand auf der Organisierung der Komitees der Dorfarmut, führte eine verstärkte Agitation dafür, daß die Arbeiter den Beschaffungskomitees beitreten und ihre revolutionären Erfahrungen ins Darf bringen sollten. Gegen-[528]wärtig sei der Kampf um das Brot dem Kampf um den Sozialismus gleichzusetzen, sagte er den Arbeitern.

Es ist notwendig, „daß der fortgeschrittene Arbeiter *als Leiter* der Armen, *als Führer* der dörflichen werktätigen Masse, *als Erbauer des Staates der Arbeit* ‚ins Volk‘“[266] geht, schrieb Wladimir Iljitsch an die Petrograder Arbeiter. Er hob hervor, daß die im Kampf erprobten und gestählten Arbeiter die Avantgarde der Revolution bilden.

„Eben diese Avantgarde der Revolution – in Petrograd wie im ganzen Land – muß den Kampfruf ertönen lassen, muß *sich als Masse erheben*, muß begreifen, daß in ihren Händen die Rettung des Landes liegt, daß von ihr nicht weniger Heroismus gefordert wird als im Januar und Oktober 1905, als im Februar und im Oktober 1917, daß ein großer ‚*Kreuzzug*‘ gegen die

[265] Ebenda, S. 384.
[266] Ebenda, S. 392.

Getreidespekulanten, die Kulaken, die Blutsauger des Dorfes, die Desorganisatoren und die Schmiergeldnehmer organisiert werden muß, ein großer ‚*Kreuzzug*' gegen alle, die die strenge staatliche Ordnung bei der Beschaffung, Zufuhr und Verteilung des Brots für Menschen und des Brots für Maschinen stören.

Nur wenn die fortgeschrittenen Arbeiter sich in Massen erheben, sind das Land und die Revolution zu retten. Man braucht Zehntausende von Vorkämpfern, von gestählten Proletariern, die klassenbewußt genug sind, um den Millionen von Armen in allen Ecken und Enden des Landes die Sache klarzumachen und sich an die Spitze dieser Millionen zu stellen ..."[267]

Die Petrograder Arbeiter folgten dem Ruf Iljitschs. Sie organisierten den ‚Kreuzzug'. Immer enger schloß sich die Dorfarmut um die Sowjetmacht zusammen. Am 11. Juni nahm das Gesamtrussische Zentralexekutivkomitee das Dekret über die Bildung von Komitees der Dorfarmut an. Die Dorfarmut begann Iljitsch, von dem die Arbeiter und Soldaten ihr soviel erzählten, als ihren Führer zu betrachten. Aber nicht [529] nur Iljitsch sorgte sich um die Armen, die Armen sorgten sich auch um Iljitsch. Lidia Alexandrowna Fotijewa, die Sekretärin Iljitschs, erzählte von einem Rotarmisten – einem armen Bauern –, der in den Kreml gekommen war, um mit Iljitsch seinen Laib Brot zu teilen. Er meinte: „Soll er nur essen, wir leben doch in einer Hungerzeit" – er hatte nicht einmal darum gebeten, zu Lenin vorgelassen zu werden, er wollte ihn nur von weitem sehen und bat, ihm Lenin zu zeigen, wenn er gerade hier vorbeikommen sollte.

Iljitsch konnte außer sich sein, wenn man für ihn besonders günstige Bedingungen schaffen, ihm ein höheres Gehalt festsetzen wollte oder ähnliches. Ich erinnere mich, wie wütend er war, als ihm der damalige Kremlkommandant, Genosse Malkow, einmal einen Eimer Chalwa brachte.

Am 23. Mai 1918 schrieb Iljitsch folgende Zeilen an W. D. Bontsch-Brujewitsch:

„An den Chef der Kanzlei beim Rat der Volkskommissare, Wladimir Dmitrijewitsch Bontsch-Brujewitsch.

Da Sie meiner dringenden Forderung, mir den Grund für die Erhöhung meines Gehalts ab 1. März 1918 von 500 auf 800 Rubel mitzuteilen, nicht nachgekommen sind, und es sich ganz offensichtlich um eine gesetzwidrige Erhöhung handelt, die von Ihnen im Einverständnis mit dem Sekretär des Rates, Genossen Nikolai Petrowitsch Gorbunow, eigenmächtig beschlossen worden ist und gegen das Dekret des Rates der Volkskommissare vom 23. November 1917 verstößt, erteile ich Ihnen eine strenge Rüge.

Vorsitzender des Rates der Volkskommissare

W. Uljanow (*Lenin*)."[268]

Die Deutschen hatten nach dem Abschluß des Brester Friedens mit der RSFSR und mit der Einstellung der Kriegshandlungen noch keineswegs ihre Pläne, Rußland zu erobern, aufgegeben. Bereits während der Brester Verhandlungen hatte die deutsche Regierung ein Abkommen mit der Ukrainischen [530] Rada getroffen, ihr im Kampf gegen die Bolschewiki beizustehen. Nachdem die Deutschen die Ukraine besetzt und die Sowjetmacht gestürzt hatten, trieben sie die Rada auseinander und setzten den Zarengeneral Skoropadski als Hetman – zum Beherrscher der Ukraine – ein. Die Ukraine wurde faktisch zur deutschen Kolonie. Getreide, Vieh, Zucker und Rohstoffe wurden in großen Mengen aus der Ukraine nach Deutschland ausgeführt.

Die deutschen Imperialisten bemühten sich in jeder Weise, den Bürgerkrieg zu entfachen. Der zum Don geflüchtete Ataman Krasnow wandte sich um Hilfe an Deutschland, und die Deutschen halfen ihm, weiße Kosakenabteilungen aufzustellen und sie zu einem Heer zu vereinen.

---

[267] Ebenda, S. 389/390.
[268] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 35, S. 272, russ. [LW Bd. 35, S. 310]

Mit Hilfe der Deutschen gelang es den Weißfinnen, die Revolution in Finnland zu unterdrücken und mit den finnischen Revolutionären grausam abzurechnen.

Aber nicht nur die Deutschen drangen vor. Anfang April landeten die Japaner und Engländer Truppen in Wladiwostok.

Bereits im April hatte sich eine Reihe sowjetfeindlicher Parteien im „Bund der Wiedergeburt“ zusammengeschlossen. Ihm gehörten Sozialrevolutionäre, Kadetten, Volkssozialisten, Menschewiki und die Gruppe „Jedinstwo“ an. Der „Bund der Wiedergeburt“ hatte mit der Entente ein Abkommen geschlossen, wonach die Entente Truppen gegen die Bolschewiki senden sollte, außerdem sollte mit Hilfe des Tschechoslowakischen Korps der Umsturz in Rußland vorbereitet und die Sowjetmacht gestürzt werden. Zur Zeit Kerenskis zählte das Tschechoslowakische Korps 42.000 Mann; dort gab es unzählige russische Generale und Offiziere aus den Reihen der Schwarzhunderter. Gemeinsam mit der französischen Militärmission berieten die Mitglieder des ZK der Sozialrevolutionäre und die Vertreter der Sozialrevolutionäre Sibiriens den Umsturzplan. Es wurde beschlossen, daß die tschechoslowakischen Truppen, die nach dem Fernen Osten evakuiert werden sollten, Stützpunkte an der Uraler, der Sibirischen und der Ussurischen Eisenbahnlinie besetzen sollten.

[531] Ende Mai hatten die Tschechoslowaken Tscheljabinsk, Petropawlowsk, die Eisenbahnstation Taiga und Tomsk besetzt, Anfang Juni Omsk und Samara. Ende Mai wurde in Moskau die weißgardistische Verschwörung, angeführt vom „Bund zum Schutz der Freiheit und des Vaterlandes“, aufgedeckt; es gab eine konterrevolutionäre Erhebung auf der Krim; ein Umsturz in der Baltischen Flotte war in Vorbereitung; am 4. Juni hatte sich auf der Krim eine bürgerlich-nationalistische Regierung gebildet; am 19. Juni organisierten die Konterrevolutionäre einen Aufstand in Irkutsk; am 20. Juni in Koslow und Jekaterinburg; am 29. Juni wurde eine monarchistische Verschwörung in Kostroma aufgedeckt; am 30. Juni wurde von der Sibirischen Gebietsduma eine bürgerliche Regierung eingesetzt. Hand in Hand mit der Bourgeoisie gingen die Sozialrevolutionäre. Am 8. Juni, nach der Besetzung Samaras durch die Tschechoslowaken, wurde dort ein Komitee der Konstituierenden Versammlung gebildet, am 19. Juni erhoben sich die rechten Sozialrevolutionäre in Tambow, am Tag darauf wurde Genosse Wolodarski von ihnen in Petrograd ermordet.

Auch die linken Sozialrevolutionäre waren auf den Weg der Konterrevolution abgeglitten.

Sie hatten am 24. Juni den Beschluß gefaßt, den deutschen Gesandten Graf Mirbach zu ermorden und einen bewaffneten Aufstand gegen die Sowjetmacht zu organisieren. Am 27. Juni landeten englische Truppen in Murmansk, am 1. Juli wurden in Moskau mehrere Militärzüge angehalten, in denen sich weißgardistische Einheiten befanden, die mit Unterstützung der französischen Mission aufgestellt worden waren, am 4. Juli wurde der V. Gesamtrussische Sowjetkongreß eröffnet, und am 6. Juli ermordeten die Sozialrevolutionäre Graf Mirbach und organisierten einen Aufstand in Moskau und Jaroslawl.

Am 5. Juli geißelte Iljitsch noch in seiner Rede auf dem V. Gesamtrussischen Sowjetkongreß die linken Sozialrevolutionäre wegen ihrer Charakterlosigkeit, Panikmacherei und [532] Ignoranz gegenüber der wirklichen Lage, aber er dachte nicht, daß sie zum Aufstand greifen würden.

Am 6. Juli erschienen die linken Sozialrevolutionäre Bljumkin und Andrejew in der deutschen Botschaft, in der Deneshny-Gasse und baten um eine persönliche Unterredung mit dem deutschen Botschafter Graf Mirbach. Als sie zu Mirbach vorgelassen wurden, warfen sie eine Bombe, die ihn tödlich verletzte, und flüchteten. Sie fanden Unterschlupf bei der in der Trjochswjatite-Gasse stationierten Abteilung der Tscheka, die unter dem Kommando des Sozialrevolutionärs Popow stand. Hierher hatte auch das gesamte ZK der linken Sozialrevolutionäre seinen Sitz verlegt. Als der Vorsitzende der Gesamtrussischen Tscheka, Dzierzynski, sich dorthin begab, um die Mörder zu verhaften, wurde er selbst festgenommen. Gleichzeitig wurden in die benachbarten Straßen

von Popow Patrouillen ausgesandt, die den Vorsitzenden des Moskauer Sowjets, Smidowitsch, den Volkskommissar für Post- und Telegrafenwesen, Podbelski, das Mitglied des Kollegiums der Tscheka Lacis und andere in Haft nahmen und das Post- und Telegrafenamt besetzten. Das ZK der linken Sozialrevolutionäre verbreitete in ganz Rußland und an der tschechoslowakischen Front die Nachricht vom Aufstand in Moskau und rief zum Krieg gegen Deutschland auf. Die militärischen Aktionen der linken Sozialrevolutionäre veranlaßten den Rat der Volkskommissare, gegen die Abteilung Popows, die 2.000 Infanteristen zählte, über 8 Geschütze und einen Panzerwagen verfügte, vorzugehen. Am Morgen des 8. Juli wurde die Trjochswjatite-Gasse umzingelt und mit Artilleriefeuer belegt. Die Sozialrevolutionäre versuchten, den Kreml unter Beschuß zu nehmen, aber nur einige wenige Geschosse erreichten den Kremlhof. Nach kurzem Widerstand trat die Abteilung Popows den Rückzug zur Wladimir-Chaussee an, wo sie sich bald auflöste. Etwa 300 Personen wurden gefangengenommen.

Nachdem die Sozialrevolutionäre aus der Trjochswjatitel-Gasse herausgeschlagen worden waren, wollte Iljitsch die Villa besichtigen, die zeitweilig den aufständischen Sozial-[533]revolutionären als Stabsquartier gedient hatte. Er ließ ein Auto kommen, und wir fuhren im offenen Wagen dorthin. Als unser Wagen am Oktober-Bahnhof vorbeikam, hörten wir jemand „Halt!“ schreien Da niemand zu sehen war, fuhr der Chauffeur, Genosse Gil, weiter. Aber da fielen schon Revolverschüsse, und eine Gruppe Bewaffneter eilte auf das Auto zu. Wie sich herausstellte, waren das Rotgardisten. Iljitsch begann auf sie einzureden: „So geht es doch nicht, Genossen, man kann doch nicht einfach drauflosschießen, ohne zu sehen, auf wen man schießt.“ Sie wurden ganz verlegen. Iljitsch fragte noch einmal nach dem Weg zur Trjochswjatitel-Gasse. Ohne weiteres konnten wir das Haus betreten, und man führte uns durch die Zimmer. Iljitsch interessierte es, warum die Sozialrevolutionäre ausgerechnet dieses Haus zu ihrem Stabsquartier gewählt und wie sie den Schutz des Hauses organisiert hatten, aber bald erlosch sein Interesse, denn weder die Gesamtlage des Hauses noch seine innere Einrichtung waren von diesem Standpunkt aus irgendwie interessant. Das einzige, was in meinem Gedächtnis haftenblieb, war der Fußboden, der mit einer Unmenge zerfetzten Papiers bedeckt war. Offensichtlich vernichteten die Sozialrevolutionäre während der Belagerung auf diese Weise ihre Dokumente.

Obwohl es schon Abend geworden war, hatte Iljitsch noch den Wunsch, durch den Park von Sokolniki zu fahren. Als wir uns der Eisenbahnunterführung näherten, stießen wir auf eine Komsomolzen-Patrouille. „Halt!“ Wir hielten. „Ausweise!“ Iljitsch zeigte seinen Ausweis: „Vorsitzender des Rates der Volkskommissare W. Uljanow.“ „Kann jeder erzählen!“ Iljitsch wurde von den Jugendlichen verhaftet und zum nächsten Polizeirevier gebracht. Dort hatte man ihn sofort erkannt, und es gab ein großes Gelächter. Iljitsch kehrte zurück, und wir setzten unsere Fahrt fort. Wir bogen in den Park ein. Als wir auf eine der Parkstraßen kamen, fielen wieder Schüsse. Es stellte sich heraus, daß hier in der Nähe ein Munitionslager war. Unsere Ausweise wurden kontrolliert, man ließ uns weiterfahren, aber nicht ohne brummige Bemerkung, daß [534] wir des Nachts der Teufel weiß wo herumkutschierten. Auf dem Rückweg in die Stadt mußten wir wieder an der Jugend-Patrouille vorbei; aber als die Jugendlichen unser Auto von weitem erblickten, verschwanden sie sofort.

Am 8. Juli beschloß der V. Sowjetkongreß, alle linken Sozialrevolutionäre, die sich mit dem Aufstand am 6. und 7. Juli solidarisierten, aus den Sowjets auszuschließen. Am Io. Juli nahm der Kongreß die Sowjetverfassung an und beendete seine Tagung.

Während des ganzen Monats Juli war die Lage ungemein schwer.

Die Truppen, die gegen die Tschechoslowaken eingesetzt waren, standen unter dem Kommando des linken Sozialrevolutionärs Murawjow. Nach der Oktoberrevolution ging er auf die Seite der Sowjetmacht über, kämpfte gegen die Truppen Kerenskis und Krasnows, die auf Petrograd marschierten, stand im Kampf gegen die Zentralrada und auch an der Rumänischen Front. Als es aber am 6. und 7. Juli zum Aufstand der Sozialrevolutionäre gekommen war,

schlug er sich auf ihre Seite und wollte seine Truppen gegen Moskau in Bewegung setzen. Doch die Truppenteile, auf die er seine Hoffnungen setzte, versagten ihm die Gefolgschaft; er glaubte sich auf den Simbirsker Sowjet stützen zu können, aber der Sowjet machte nicht mit. Murawjow, der bei seiner Verhaftung Widerstand leistete, wurde erschossen. Kurz darauf besetzten die Tschechoslowaken Simbirsk und näherten sich Jekaterinburg, wo Nikolaus II. in Haft gehalten wurde. Am 16. Juli wurden Nikolaus II. und seine Familienangehörigen von uns erschossen; es gelang den Tschechoslowaken nicht, ihn zu retten, da sie erst am 23. Juli in Jekaterinburg einmarschierten.

Im Norden hatten die englisch-französischen Truppen einen Teil der Murmansker Eisenbahn in ihren Händen.

Die Bakuer Menschewiki hatten englische Truppen nach Baku gerufen.

Die Freiwilligen-Armee besetzte die Eisenbahnstation Tichorezkaja und anschließend Armawir.

[535] Die Deutschen forderten die Stationierung eines Bataillons deutscher Soldaten zum Schutz der deutschen Botschaft in Moskau.

Trotz der äußerst schwierigen Lage ließ Iljitsch nicht den Mut sinken. In seinem Brief an Clara Zetkin vom 26. Juli kommt seine Stimmung voll zum Ausdruck.

„Sehr geehrte Genossin Zetkin!

Besten und wärmsten Dank für Ihren Brief vom 27.6., den mir Genossin Herta Gordon gebracht hat. Ich werde alles tun, um der Genossin Gordon zu helfen.

Es freut uns alle in höchstem Maße, daß Sie, Genosse Mehring und andere ‚Spartakusgenossen' in Deutschland ‚mit Kopf und Herz mit uns' sind. Das bringt uns Zuversicht, daß die besten Elemente der westeuropäischen Arbeiterschaft uns doch – trotz aller Schwierigkeiten – zu Hilfe kommen werden.

Wir erleben hier jetzt vielleicht die schwierigsten Wochen der ganzen Revolution. Der Klassenkampf und Bürgerkrieg sind in die Tiefe der Bevölkerung gegangen: in allen Dörfern Spaltung – die Armen sind für uns, die Großbauern wütend gegen uns. Die Entente hat die Tschechoslowaken gekauft, der konterrevolutionäre Aufstand tobt, die gesamte Bourgeoisie macht alle Anstrengungen, um uns zu stürzen. Wir hoffen jedoch mit Zuversicht, daß wir diesen ‚gewöhnlichen' (wie 1794 und 1849) Gang der Revolution vermeiden und die Bourgeoisie besiegen werden.

Mit großer Dankbarkeit, besten Grüßen und wärmster Hochachtung

Ihr Lenin."[269]

Und dann fügte er noch hinzu:

„Man hat mir soeben das neue Staatssiegel gebracht. Hier der Abdruck. Die Aufschrift heißt: Sozialistische Föderative Sowjet-Republik Rußland. Proletarier aller Länder, vereinigt euch!"[270]

[536] Der konterrevolutionäre Aufstand wütete weiter. Die Tschechoslowaken besetzten Kasan und die englisch-französischen Truppen Archangelsk, wo sich eine sozialrevolutionäre „Regierung Nordrußlands" gebildet hatte. In Ishewsk organisierten die Sozialrevolutionäre einen Aufstand, Sarapul wurde von den Truppen der Ishewsker rechten Sozialrevolutionäre erobert. Die Sowjettruppen hatten Tschita geräumt, Jekaterinodar war in den Händen der Freiwilligen-Armee; doch die mißglückten Aufstände in Moskau und Jaroslawl lösten gewisse Schwankungen

[269] Clara Zetkin: Erinnerungen an Lenin, Dietz Verlag, Berlin 1957, S. 101.
[270] Ebenda, S. 102.

bei den Sozialrevolutionären aus; die Kämpfe zwischen den Deutschen und Alliierten, die mit neuer Kraft wieder entbrannten, schwächten die Intervention und lenkten ihre Aufmerksamkeit von Rußland ab. Am 16. August erlitten die Tschechoslowaken am Fluß Belaja eine Niederlage; unsere bewaffneten Streitkräfte begannen sich zusammenzuschließen; eine Reihe wichtiger organisatorischer Maßnahmen wurde ergriffen, es wurden Dekrete erlassen, die die Mitwirkung der Arbeiterorganisationen an der Getreidebeschaffung, die Bildung von Ernteeinsatzabteilungen und Sperrabteilungen festlegtet – die Brotversorgung wurde etwas besser, die bürgerliche Presse wurde verboten und konnte keine Unruhe mehr in die Massen tragen. Es setzte eine verstärkte Agitation unter den ausländischen Arbeitern gegen die Intervention ein. Am 9. August wandte sich das Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten an die amerikanische Regierung mit einem Friedensangebot an die alliierten Mächte.

Die rechten Sozialrevolutionäre spürten, daß sie den Boden unter den Füßen verloren, und beschlossen, eine Reihe bolschewistischer Führer zu ermorden, darunter auch Lenin.

Am 30. August erhielt Iljitsch aus Petrograd die Nachricht, daß um zehn Uhr morgens der Vorsitzende der Petrograder Tscheka, Genosse Urizki, ermordet worden war.

Am Abend des gleichen Tages sollte Iljitsch im Auftrag des Moskauer Komitees in zwei Stadtbezirken Moskaus – im Basmanny und Samoskworezki – sprechen.

[537] Bucharin, der an diesem Tage bei uns zu Mittag aß, gab sich die größte Mühe, Iljitsch vom Besuch dieser Versammlungen abzuhalten. Iljitsch lachte nur darüber, winkte ab, und um endlich diesem Gespräch ein Ende zu machen, sagte er, daß er möglicherweise nicht dahin fahren werde. Maria Iljinitschna hatte an diesem Tage nicht das Haus verlassen, da sie sich nicht wohl fühlte. Vor seiner Abfahrt, schon in Mantel und Mütze, ging Iljitsch zu ihr ins Zimmer. Sie bat ihn, er möge sie mitnehmen. „Kommt gar nicht in Frage, bleib schön zu Hause“, sagte er und begab sich, ohne jegliche Bewachung, zur Versammlung.

In der 2. Staatlichen Moskauer Universität fand eine Beratung über Fragen der Volksbildung statt. Vor zwei Tagen hatte Lenin hier gesprochen. Die Sitzung ging dem Ende zu, ich machte mich schon zur Heimfahrt fertig und wollte noch eine Lehrerin im Wagen mitnehmen, die im Bezirk Samoskworetschje wohnte. Vor der Tür wartete ein Auto aus dem Kreml, aber der Chauffeur war mir nicht bekannt. Er fuhr zum Kreml; ich sagte ihm, daß ich erst meine Bekannte nach Hause bringen möchte; der Chauffeur reagierte mit keinem Wort darauf, hielt am Kreml, machte die Wagentür auf und ließ meine Gefährtin aussteigen. Ich wunderte mich über sein eigenwilliges Verhalten, wollte schon meinem Unwillen Ausdruck geben, aber da hielt das Auto schon vor unserer Einfahrt zum Hof des Zentralexekutivkomitees. Dort wurde ich von Genossen Gil, unserem ständigen Chauffeur, erwartet, und er erzählte mir, daß er Iljitsch nach dem Michelson-Werk gefahren hätte und daß eine Frau dort auf Iljitsch einen Schuß abgefeuert und ihn leicht verletzt hätte. Es war ganz offensichtlich, daß er mich vorbereiten wollte. Er sah ganz verstört aus. „Sagen Sie mir bloß, ob Iljitsch am Leben ist oder nicht“, fragte ich. Gil erwiderte, er sei am Leben, und ich eilte nach oben. In unserer Wohnung waren viele Menschen, am Kleiderhaken hingen irgendwelche Mäntel, die Türen standen sperrangelweit auf, wie es bei uns nie üblich war. An der Flurgarderobe stand Jakow Michailowitsch [538] Swerdlow, sein Gesicht war ernst und entschlossen. Als ich ihn ansah, glaubte ich, alles wäre schon zu Ende. „Was soll nun weiter werden?“ entschlüpfte es mir. „Ich habe mit Iljitsch alles vereinbart“, antwortete er. „Vereinbart, also muß doch wohl alles zu Ende sein“, ging es mir durch den Kopf. Ich mußte durch das kleine Zimmer in unser Schlafzimmer, doch dieser kurze Gang dahin schien mir eine Ewigkeit. Iljitschs Bett stand in der Mitte des Zimmers, und er lag da, ganz blaß, keinen Blutstropfen im Gesicht. Er sah mich, eine Minute verstrich, und dann sagte er mit leiser Stimme: „Du bist gekommen, bist müde. Geh, leg dich.“ Die Worte waren ohne Sinn, doch die Augen sprachen etwas ganz anderes: „Es geht zu Ende.“ Ich verließ das Zimmer, um ihn nicht aufzuregen, stellte mich so an die Tür, daß ich ihn sehen konnte, ohne daß er mich

sah. Als ich im Zimmer war, hatte ich von den Anwesenden keinerlei Notiz genommen, erst jetzt stellte ich fest, wer noch dort war. Am Bett stand Anatoli Wassiljewitsch Lunatscharski – ich wußte nicht, ob er eben erst gekommen oder schon länger da war – und sah Lenin mit einem erschrockenen mitleidigen Blick an. Iljitsch sagte: „Nun, was gibt es da zu sehen.“ Unsere Wohnung verwandelte sich in ein Feldlager. Um den Kranken bemühten sich Wera Michailowna Bontsch-Brujewitsch und Wera Moissejewna Krestinskaja – beide Ärztinnen. Im kleinen Nebenzimmer wurde so etwas wie eine Sanitätsstelle eingerichtet: Sauerstoffkissen wurden gebracht, Feldschere herbeigerufen, hier lag Watte, standen Büchsen und Glasgefäße mit verschiedenen Lösungen herum.

Die Hausangestellte, die vorübergehend bei uns war, eine Lettin, war so erschrocken, daß sie sich in ihrem Zimmer einschloß. In der Küche hantierte jemand mit dem Petroleumkocher; Genossin Kisas wusch in der Wanne die blutigen Binden und Handtücher. Als ich sie so bei dieser Arbeit sah, wurde in mir die Erinnerung an die ersten Nächte im Smolny –während der Oktoberrevolution – wach, damals saß Genossin Kisas Tag und Nacht, ohne ein Auge zu schließen, über [539] Bergen von Telegrammen, die von überallher kamen, und sortierte sie.

Endlich kamen die Chirurgen: Wladimir Nikolajewitsch Rosanow, Minz und andere. Zweifellos schwebte Iljitsch in Lebensgefahr, sein Leben hing an einem Haar. Als der Chauffeur Gil und die Genossen aus dem Michelson-Werk den verwundeten Lenin in den Kreml gebracht hatten und ihn die Treppe hinauftragen wollten, sträubte sich Iljitsch und ging selbst die drei Stockwerke hoch. Das Blut ergoß sich in die Lunge. Die Ärzte befürchteten auch, daß die Kugel die Speiseröhre durchbohrt haben könnte, und verboten Iljitsch das Trinken. Ihn plagte aber der Durst. Kurz nachdem die Ärzte das Haus verlassen hatten, bat er die aus dem städtischen Krankenhaus zu seiner Betreuung herbeigerufene Krankenschwester, das Zimmer zu verlassen und mich zu rufen. Ich trat ein. Iljitsch schwieg eine Weile, dann sagte er: „Hör mal, bring mir doch ein Glas Tee.“ „Du weißt doch, die Ärzte haben dir das Trinken verboten.“ Diese List hat ihm nichts genutzt. Iljitsch schloß die Augen: „Geh.“ Maria Iljinitschna kümmerte sich um die Ärzte, um die Arzneien. Ich stand an der Tür. Während der Nacht ging ich einige Male in Iljitschs Arbeitszimmer am entgegengesetzten Ende des Korridors. Dort hatten Swerdlow und andere Genossen, zusammengekauert, auf Stühlen die Nacht zugebracht.

Die Verwundung Iljitschs beunruhigte nicht nur alle Parteiorganisationen, sondern auch die breitesten Massen der Arbeiter, Bauern und Rotarmisten: allen wurde es besonders bewußt, was Lenin für die Revolution bedeutete. Voll Besorgnis verfolgte das Land die ärztlichen Bulletins.

Am Abend des 30. August veröffentlichte Swerdlow eine Mitteilung über den Mordanschlag auf Lenin. Darin hieß es: „Jedes Attentat auf ihre Führer wird die Arbeiterklasse mit noch größerem Zusammenschluß ihrer Kräfte und mit schonungslosem Terror gegen alle Feinde der Revolution beantworten.“

Das Attentat bewirkte, daß das Proletariat disziplinierter auftrat, sich enger zusammenschloß, noch intensiver arbeitete.

[540] Die Partei der Sozialrevolutionäre verfiel der Zersetzung. Am Tage nach der Verwundung Wladimir Iljitschs erklärte das Moskauer Büro in der Presse, daß die Sozialrevolutionäre mit dem Attentat nichts zu tun hätten. Bereits nach dem Juliaufstand der linken Sozialrevolutionäre kehrten viele dieser Partei den Rücken, insbesondere Arbeiter. Es löste sich von der Partei eine Gruppe unter Führung von Kolegajew, Bizenko, A. Ustinow und anderen, die sich „Volkstümler-Kommunisten“ nannten. Diese Gruppe war gegen den gewaltsamen Bruch des Brester Friedens, verurteilte terroristische Akte und den aktiven Kampf gegen die Kommunistische Partei. Die jetzt noch in der Partei verbliebenen Sozialrevolutionäre glitten immer weiter nach rechts ab, sie unterstützten die Kulakenaufstände, doch ging ihr Einfluß immer mehr zurück. Das Attentat auf Lenin beschleunigte den Zersetzungsprozeß innerhalb der Partei der Sozialrevolutionäre, und ihr Einfluß auf die Massen schwand immer mehr.

Die Hoffnungen der Feinde der Sowjetmacht gingen nicht in Erfüllung. Iljitsch blieb am Leben. Von Tag zu Tag klangen die ärztlichen Gutachten optimistischer. Die Ärzte und alle, die Iljitsch umgaben, wurden wieder froh. Iljitsch scherzte mit ihnen. Es war ihm verboten, das Bett zu verlassen, aber heimlich, wenn es niemand sah, versuchte er doch aufzustehen. Er wollte möglichst bald wieder an die Arbeit gehen. Endlich, am 16. September, konnte die „Prawda" melden, daß die Gefahr vorüber sei. Iljitsch fügte dieser Meldung einige Zeilen hinzu. Er bat, man möchte die Ärzte nicht mehr durch telefonische Anrufe stören, da er sich auf dem Wege der Besserung befinde. Am 16. September wurde Iljitsch endlich erlaubt, zum Rat der Volkskommissare zu gehen. Vor lauter Aufregung konnte er kaum das Bett verlassen, aber er war so froh, daß er wieder seine Arbeit aufnehmen konnte.

Am 17. September führte Lenin den Vorsitz in der Sitzung des Rates der Volkskommissare. Am gleichen Tage richtete [541] er ein Begrüßungsschreiben an das Präsidium der Konferenz der proletarischen Kultur- und Bildungsorganisationen. Damals hatte der Proletkult großen Einfluß. Iljitsch hielt es für einen Mangel, daß der Proletkult seine Arbeit nur im geringen Maße mit den allgemeinen politischen Aufgaben verband, wenig zur Erhöhung des Bewußtseins der Massen beitrug und nicht genügend dafür sorgte, daß die Arbeiter zur Verwaltung des Staates aufrückten und die notwendige Schulung für ihre Arbeit in den Sowjets erhielten. In seinem Begrüßungsschreiben an die Konferenz hob Iljitsch die politischen Aufgaben, die vor dem Proletkult standen, besonders hervor. Ein paar Tage später schrieb Lenin den Artikel „Über den Charakter unserer Zeitungen". Hier stellte er die Forderung auf, daß die Zeitungen sich eingehender mit den Vorgängen im Alltag beschäftigen sollten. „Näher heran ans Leben! Mehr Aufmerksamkeit dafür, wie die Arbeiter- und Bauernmassen in ihrer täglichen Arbeit *in der Praxis* etwas *Neues* bauen. Mehr *Kontrolle* darüber, wieweit dieses Neue *kommunistisch* ist."[271]

Kaum hatte Wladimir Iljitsch seine Tätigkeit wieder aufgenommen, da stürzte er sich auch schon in die Arbeit und wandte sich besonders den Fragen der Lebensmittelversorgung zu; er nahm aktiven Anteil an der Ausarbeitung des Dekrets über die Naturalsteuer, doch sehr bald fühlte er, daß die tägliche angespannte administrative Arbeit zu anstrengend für ihn war und über seine Kräfte ging; daher gab er sein Einverständnis, sich einige Wochen in der Umgebung Moskaus zu erholen. Man brachte ihn nach Gorki, in das ehemalige Gut von Reinbot, des früheren Stadthauptmannes von Moskau. Es war ein schönes, komfortabel eingerichtetes Haus mit Terrassen, Bad, elektrischem Licht und einem herrlichen Park. Im Parterre wurde die Wache untergebracht: Vor der Verwundung Iljitschs stand es mit der Bewachung recht problematisch. Für Iljitsch war es etwas Ungewohntes, und die Wache selbst hatte noch keine rechte Vorstellung von [542] dem, was sie zu tun und wie sie sich zu benehmen hatte. Als Iljitsch ankam, wurde er von der Wache mit einer Begrüßungsansprache und einem großen Blumenstrauß empfangen. Iljitsch war ganz verlegen, und der Wache ging es nicht anders. Alles war hier irgendwie fremd. Wir waren von früher her an kleine einfache Wohnungen, billige möblierte Zimmer oder an billige Pensionen im Ausland gewöhnt und wußten gar nicht, was wir mit diesen Gemächern anfangen sollten. Das kleinste Zimmer wählten wir als Wohnzimmer, dasselbe Zimmer, in dem sechs Jahre später Iljitsch seine Augen schloß. Aber auch das kleine Zimmer hatte drei riesige Fenster und drei Trumeaus. Erst nach und nach gewöhnten wir uns an dieses Haus. Auch die Wache fand sich hier nicht gleich zurecht. Eine Begebenheit fällt mir ein. Es war Ende September, und die Tage wurden kalt. Im großen Zimmer, das an unseres angrenzte, waren zwei schöne Kamine. Kamine kannten wir von London her, da die meisten Wohnungen dort durch Kamine beheizt werden. Iljitsch bat mich, im Kamin Feuer zu machen. Man brachte Holz, suchte nach den Schornsteinen, es gab keine. Die Wache nahm an, daß Kamine auch ohne Schornstein geheizt werden könnten. Es wurde Feuer gemacht. Nun stellte sich heraus, daß die Kamine nur zum Schmuck da waren, aber nicht zum Heizen. Der Dachstuhl fing Feuer, man begann zu löschen, und die Decke stürzte ein. In den nächsten Jahren hielt sich Iljitsch

[271] W. I. Lenin: Werke, Bd. 28, S. 88.

regelmäßig im Sommer in Gorki auf, und allmählich hatte er sich hier „akklimatisiert“ und daran gewöhnt, Erholung mit Arbeit zu verbinden. Er fand jetzt Gefallen an den großen Fenstern und Balkons.

Nach seiner Verwundung kam Iljitsch sehr schwer wieder zu Kräften, es dauerte noch eine ganze Weile, bis er Spaziergänge auch außerhalb des Parks machen konnte. Aber er war in bester Stimmung, in einer Stimmung, wie sie Genesenden eigen ist; hinzu kam, daß sich eine Wendung in der ganzen Situation bemerkbar machte. Die Lage an der Front hatte sich verändert. Die Rote Armee schritt von Sieg zu Sieg. Am [543] 3. September erhoben sich die Arbeiter in Kasan gegen die Tschechoslowaken und rechten Sozialrevolutionäre, die die Macht an sich gerissen hatten, am 7. September marschierten die Sowjettruppen in Kasan ein, am 12. eroberten sie Wolsk und Simbirsk, am 17. Chwalynsk, am 20. Tschistopol und am 7. Oktober Samara. Am 9. September waren Grosny und Uralsk in den Händen der Sowjettruppen. Es unterlag keinem Zweifel, daß sich eine Wendung vollzogen hatte. Mit vollem Recht konnte Lenin am ersten Jahrestag der Gründung des Sowjetstaates davon sprechen, daß aus den verstreuten Abteilungen der Roten Garde eine machtvolle Rote Armee geworden ist.

Ständig trafen in Gorki Nachrichten über das Heranreifen der Revolution in Deutschland ein.

Bereits am 1. Oktober schrieb Lenin nach Moskau an Swerdlow:

„Die Dinge haben in Deutschland solch einen ‚schnellen Lauf‘ genommen, daß auch wir nicht zurückbleiben dürfen. Heute aber sind wir bereits zurückgeblieben.

Man muß *morgen* eine gemeinsame Versammlung einberufen

des ZEK
des Moskauer Sowjets der Rayonsowjets
der Gewerkschaften usw. usw.

Es sind **eine Reihe** von Referaten über *den Beginn der Revolution in Deutschland* zuhalten.

(Sieg *unserer* Taktik im Kampf gegen den deutschen Imperialismus. Usw.)

Eine Resolution ist anzunehmen.

Die internationale Revolution ist *innerhalb einer Woche* so nahe gerückt, daß wir mit ihr als einem Ereignis der *nächsten Tage* rechnen müssen.

Keinerlei Bündnisse, weder mit der Regierung Wilhelms noch mit der Regierung Wilhelms II. + Ebert und anderen Schurken.

[544] Für die deutschen Arbeitermassen, für die Millionen deutscher Werktätiger aber, nachdem sie vom Geist der Empörung ergriffen sind (vorläufig *nur* von dem Geist),

bereiten wir

ein brüderliches Bündnis, **Brot**, militärische Hilfe vor.

Wir alle setzen das Leben dafür ein, um den deutschen Arbeitern zu helfen, die in Deutschland begonnene Revolution voranzutreiben.

Schlußfolgerung: 1. verzehnfachte Anstrengungen bei der Getreidebeschaffung (*alle* Vorräte sind einzuziehen – sowohl für uns als auch *für die deutschen* Arbeiter);

2. *Zehnmal* mehr *Meldungen* zur Armee.

Im Frühjahr müssen wir eine 3-Millionen-Armee haben zur Unterstützung der internationalen Arbeiterrevolution.

Diese Resolution muß Mittwoch nacht telegrafisch in die ganze Welt gehen.

Setzen Sie die Versammlung auf Mittwoch 2 Uhr an. Wir beginnen um *4*, mir erteilen Sie das Wort für eine viertelstündige Eröffnung, ich komme und fahre dann sofort zurück. Schicken Sie mir morgen früh den Wagen (am Telefon sagen Sie nur: *einverstanden*).

Gruß! *Lenin*.“[272]

Aus tiefer Sorge um Iljitschs Gesundheit wurde ihm die Teilnahme an der Versammlung nicht gestattet. Die gemeinsame Versammlung war für Donnerstag, den 3. Oktober, anberaumt, am Mittwoch, dem 2., schrieb Iljitsch einen Brief, der auf der Versammlung verlesen wurde. Es wurde eine Resolution im Sinne Lenins angenommen und per Funkspruch an alle Länder der Welt und innerhalb der RSFSR weiter-[545]gegeben. Am Tage darauf wurde diese Resolution in der „Prawda“ abgedruckt.

Iljitsch wußte, daß man keinen Wagen schicken würde, und doch saß er an diesem Tage am Wege und wartete ... „Vielleicht schicken sie doch einen !“

Die Gärung unter den deutschen Arbeitern nahm zu. Lenin maß dem theoretischen Kampf, einer klaren theoretischen Position immer große Bedeutung bei. Er wußte, daß Kautsky durch seine Werke, in denen er die Lehre von Marx popularisiert hatte, und weil er seinerzeit gegen die opportunistischen Äußerungen Bernsteins aufgetreten war, große Autorität als Theoretiker in Deutschland genoß, daher erregte und empörte ihn besonders, daß die „Prawda“ am 20. September Auszüge aus einem gegen den Bolschewismus gerichteten Artikel Kautskys veröffentlichte. Am gleichen Tag schrieb er an Worowski, der sich als Vertreter der RSFSR in der Schweiz aufhielt, Zetkin, Mehring und andere müßten mit einer prinzipiellen theoretischen Erklärung in der Presse hervortreten und aufzeigen, daß Kautsky in der Frage der Diktatur nicht den Marxismus vertrete, sondern plattestes Bernsteinianertum. Wladimir Iljitsch wies zugleich auf die Notwendigkeit hin, seine Arbeit „Staat und Revolution“, die sich mit der reformistischen Position Kautskys beschäftigt, schnellstens ins Deutsche zu übersetzen; weiterhin bat er, ihm die Broschüre Kautskys „Die Diktatur des Proletariats“, sobald sie erscheint, sowie alle Artikel Kautskys über den Bolschewismus zuzusenden.

Während seines Erholungsaufenthalts in Gorki begann er mit der Entlarvung Kautskys, deren Ergebnis die Broschüre „Die proletarische Revolution und der Renegat Kautsky“ war. Die letzten Zeilen dieser Broschüre, die er am 9. November 1918 niederschrieb, lauten:

„In der Nacht vom 9. zum 10. trafen aus Deutschland Nachrichten ein über den Beginn der siegreichen Revolution zuerst in Kiel und anderen Städten im Norden und an der Küste, wo die Macht in die Hände der Arbeiter- und Sol-[546]datenräte übergegangen ist, dann auch in Berlin, wo der Rat ebenfalls die Macht übernommen hat.

Der Schluß, den ich noch zu der Broschüre über Kautsky und die proletarische Revolution zu schreiben hätte, erübrigt sich dadurch.“[273]

Am 18. Oktober kehrte Iljitsch nach Moskau zurück. Am 23. Oktober schrieb er an unseren Botschafter nach Berlin:

„Übermitteln Sie unverzüglich Karl Liebknecht unseren heißesten Gruß. Die Befreiung des Vertreters der revolutionären Arbeiter Deutschlands aus dem Gefängnis ist das Zeichen einer neuen Epoche, der Epoche des siegreichen Sozialismus, die sich jetzt Deutschland wie auch der ganzen Welt eröffnet.

Im Namen des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Rußlands (Bolschewiki).

Lenin *Swerdlow* *Stalin*.“[274]

---

[272] W. I. Lenin: Über Deutschland und die deutsche Arbeiterbewegung, S. 448/449. [LW Bd. 35, S. 341]
[273] W. I. Lenin: Werke, Bd. 28, S. 320.
[274] W. I. Lenin: Über Deutschland und die deutsche Arbeiterbewegung, S. 457. [LW Bd. 35, S. 347]

Am 23. Oktober wurde Liebknecht aus dem Gefängnis befreit, die Arbeiter demonstrierten vor der sowjetischen Botschaft.

Am 5. November 1918 verlangte die deutsche Regierung, daß die diplomatischen und konsularischen Vertreter der RSFSR, mit dem Botschafter Joffe an der Spitze, wegen ihrer Teilnahme an der revolutionären Bewegung in Deutschland sofort Berlin verlassen sollten. Am 9. November hat das revolutionäre Berlin, der Berliner Arbeiter- und Soldatenrat, Joffe und das gesamte Botschaftspersonal, das sich auf dem Wege nach Rußland befand, wieder nach Berlin zurückberufen.

Die Feier zum ersten Jahrestag der Oktoberrevolution verlief in sehr gehobener Stimmung. Ende Oktober nimmt Lenin an der Abfassung des Aufrufs teil, der sich im Namen des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees und des Rates der [547] Volkskommissare an die österreichischen Arbeiter wendet. Am 3. November spricht er auf einer Demonstration zu Ehren der österreichisch-ungarischen Revolution. Es war beschlossen worden, in den Oktobertagen den VI. Gesamtrussischen Sowjetkongreß abzuhalten. Zur Eröffnung des Kongresses am 6. November spricht Iljitsch über den ersten Jahrestag der proletarischen Revolution; am gleichen Tage hält er die Ansprache in der Festsitzung des Gesamtrussischen Zentralrats und des Moskauer Rates der Gewerkschaften und in der Festveranstaltung des Moskauer Proletkults. Am 7. nimmt er an der Enthüllung der Gedenktafel für die Kämpfer der Oktoberrevolution teil und hält die Gedenkrede.

Am 7. November spricht Iljitsch bei der Enthüllung des Marx-Engels-Denkmals; er würdigt die Bedeutung ihrer Lehre und ihre Voraussicht.

„Wir leben in einer glücklichen Zeit, in der sich das, was die großen Sozialisten vorausgesagt haben, zu erfüllen beginnt. Wir alle sehen, wie in einer ganzen Reihe von Ländern die Morgenröte der internationalen sozialistischen Revolution des Proletariats aufsteigt. Die unsagbaren Greuel des imperialistischen Völkermordens rufen überall eine heldenhafte Erhebung der unterdrückten Massen hervor und verzehnfachen ihre Kräfte im Kampf um die Befreiung.

Mögen die Denkmäler für Marx und Engels die Millionen Arbeiter und Bauern immer wieder daran erinnern, daß wir in unserem Kampf nicht allein sind. An unserer Seite erheben sich die Arbeiter der fortgeschritteneren Länder. Ihrer und unser harren noch schwere Kämpfe. Im gemeinsamen Kampf werden wir das Joch des Kapitals zerbrechen, werden wir den Sozialismus endgültig erkämpfen!“[275]

Am 8., 9., 10. und 11. November sind es die Nachrichten über die Revolution in Deutschland, die Lenin völlig in ihrem Bann halten. In unzähligen Veranstaltungen ergreift er das Wort. Sein Gesicht strahlt die gleiche Freude aus wie am [548] 1. Mai 1917. Die Oktobertage des Jahres 1918, da die Sowjetmacht ihr einjähriges Bestehen feierte, gehörten zu den glücklichsten Tagen seines Lebens.

Doch war er sich stets eingedenk, daß der Sowjetmacht noch ein schwerer Weg bevorstand. Am 8. November hält Lenin eine Rede vor den Delegierten der Komitees der Dorfarmut des Moskauer Gebietes.

Die Delegierten dieser Konferenz machten einen sehr zufriedenen Eindruck. Einer von den Delegierten, hochgewachsen, in einem blauen Kaftan, blieb im Treppenhaus vor der Büste eines Gelehrten stehen: „Das könnten wir im Dorf gut brauchen“, meinte er lächelnd. Die Delegierten sprachen am meisten davon, was sie alles nehmen und unter sich verteilen werden. Vor Iljitsch saßen arme Einzelbauern und hörten ihn an, aber die Fragen der Kollektivierung der Landwirtschaft, der kollektiven Bodenbearbeitung hatten für sie noch keine aktuelle Bedeutung. Wenn man die damalige Stimmung der Delegierten der Komitees der Dorfarmut mit der Stimmung

[275] W. I. Lenin: Werke, Bd. 28, S. 160/161.

der Delegierten des II. Kongresses der Kollektivwirtschaftsbauern vergleicht, kann man ermessen, welche Strecke zurückgelegt, welche gewaltige Arbeit geleistet worden war.

Iljitsch fühlte, daß sich eine langwierige Arbeit als notwendig erweisen würde. Er sah deutlich alle Schwierigkeiten, aber hielt diese Frage für entscheidend. „Die Eroberung des Grund und Bodens ist, wie jede Errungenschaft der Werktätigen, nur dann von Dauer, wenn sie sich auf die Aktivität der Werktätigen, auf deren eigene Organisation, auf deren Beharrlichkeit und revolutionäre Standhaftigkeit stützt.

Hatten die werktätigen Bauern eine solche Organisation?

Leider nicht, und das ist der Grund, die Ursache dafür, daß der Kampf so schwer ist.“[276]

Iljitsch wies den Weg zur Organisation: Kampf gegen das Kulakentum und fester Zusammenschluß mit der Arbeiterklasse.

[549] „... wenn der Kulak ungeschoren davonkommt, wenn wir die Dorfwucherer nicht bezwingen, dann werden der Zar und der Kapitalist unvermeidlich wiederkehren.

Die Erfahrungen aller Revolutionen, die es bislang in Europa gegeben hat, bestätigen anschaulich, daß die Revolution unausbleiblich eine Niederlage erleidet, wenn die Bauernschaft nicht die Macht der Kulaken bricht.

Alle europäischen Revolutionen sind eben darum ergebnislos geblieben, weil das Dorf nicht verstand, mit seinen Feinden fertig zu werden. Die Arbeiter in den Städten haben die Monarchen gestürzt ... und doch herrschten nach einiger Zeit wieder die alten Zustände ...

In den früheren Revolutionen hatten die armen Bauern in ihrem schweren Kampf gegen die Kulaken niemanden, auf den sie sich hätten stützen können.

Das organisierte Proletariat, das stärker und erfahrener ist als die Bauernschaft (die Erfahrung hat es aus seinem früheren Kampf gewonnen), befindet sich heute in Rußland an der Macht und ist im Besitz aller Produktionsinstrumente, aller Fabriken und Werke, aller Eisenbahnen, Schiffe usw.

Jetzt hat die arme Bauernschaft einen zuverlässigen und starken Bundesgenossen im Kampf gegen das Kulakentum. Die arme Bauernschaft weiß, daß die Stadt ihr zur Seite steht, daß das Proletariat ihr mit allem Verfügbaren helfen wird und tatsächlich schon hilft ...

Die Kulaken haben mit Ungeduld auf die Tschechoslowaken gewartet, sie hätten gern einen neuen Zaren auf den Thron gesetzt, um die Ausbeutung ungestraft fortzusetzen, um die Landarbeiter wie früher zu knechten, um sich wie früher zu bereichern.

Und die einzige Rettung bestand darin, daß sich das Dorf mit der Stadt verbündete, daß die proletarischen und halbproletarischen Elemente des Dorfes, die keine fremde Arbeit ausbeuten, gemeinsam mit den Arbeitern in den Städten den Feldzug gegen die Kulaken und Dorfwucherer eröffneten.“[277]

[550] Und weiter zeigte Lenin die Perspektive auf, die sich aus der Umgestaltung des Lebens auf dem Lande ergeben wird.

„Der einzige Ausweg liegt in der gemeinschaftlichen Bodenbestellung ... Kommunen, artelmäßige Bodenbestellung, bäuerliche Genossenschaften – das ist die Rettung aus den Nachteilen des Kleinbetriebs, das ist das Mittel zur Hebung und Verbesserung der Wirtschaft, zur Einsparung von Kräften, zum Kampf gegen Kulakentum, Schmarotzertum und Ausbeutung.“[278]

---

[276] W. I. Lenin: Werke, Bd. 28, S. 167.
[277] Ebenda, S. 167/168, 169.
[278] Ebenda, S. 171.

Am 16. November 1918 wurde der I. Gesamtrussische Arbeiterinnenkongreß eröffnet, der von der Kommission für Agitation und Propaganda unter den Arbeiterinnen beim ZK der KPR(B) einberufen worden war. An der Organisierung dieses Kongresses nahmen starken Anteil die Genossinnen Inès, Samoilowa, Kollontai, Stal und A. D. Kalinina. Auf dem Kongreß waren 1147 Delegierte anwesend. Das war ein Arbeiterinnenkongreß; Bäuerinnen waren hier noch nicht vertreten; auch die Frage der Arbeit unter den nationalen Minderheiten stand noch nicht zur Debatte. Iljitsch ging jedoch in seiner Rede auf diesem Kongreß hauptsächlich darauf ein, was ihn am meisten beschäftigte: Er sprach über das Dorf, sprach darüber, daß nur der Sozialismus imstande sein werde, die Frau aus ihrer früheren sklavischen Lage zu befreien.

„Nur, wenn wir von den Kleinwirtschaften zur Gemeinwirtschaft und zur gemeinschaftlichen Bodenbestellung übergehen, nur dann wird die volle Befreiung und Entsklavung der Frauen Tatsache. Das ist eine schwierige Aufgabe, doch jetzt, wo die Komitees der Dorfarmut gebildet werden, bricht die Zeit an, da sich die sozialistische Revolution festigt.

Erst jetzt organisiert sich der ärmste Teil der ländlichen Bevölkerung, und in diesen Organisationen der Dorfarmut erhält der Sozialismus eine feste Grundlage.

Früher war es häufig so, daß die Stadt revolutionär wurde und erst danach das Dorf in Aktion trat.

[551] Die jetzige Umwälzung stützt sich auf das Dorf, und darin liegt ihre Bedeutung und ihre Stärke.“[279]

Wo Lenin auch immer auftrat, bei jeder Gelegenheit sprach er von der Bauernschaft, von der Vergesellschaftung des Grund und Bodens. In Gesprächen während unserer Spaziergänge erwähnte er des öfteren den Brief Karl Marx an Friedrich Engels vom Jahre 1856, in dem Marx geschrieben hatte:

„The whole thing in Germany (Die ganze Sache in Deutschland] wird abhängen von der Möglichkeit, to back the Proletarian revolution by some second edition of the Peasents‘ war (die proletarische Revolution durch eine Art zweite Auflage des Bauernkriegs zu unterstützen]. Dann wird die Sache vorzüglich.“[280]

In seiner Rede auf dem I. Gesamtrussischen Kongreß der Landabteilungen am ii. Dezember 1918 sagte Lenin folgendes:

„In der alten Weise weiterleben, so wie vor dem Kriege, ist unmöglich, und ein solcher Raubbau an der menschlichen Kraft und Arbeit, wie er mit der kleinen bäuerlichen Einzelwirtschaft verbunden ist, darf nicht länger anhalten. Doppelt und dreifach würde die Produktivität der Arbeit steigen, das Doppelte und Dreifache an menschlicher Arbeitskraft würde für die Landwirtschaft, für die Wirtschaft überhaupt eingespart werden, wenn sich der Übergang von dieser zersplitterten Kleinwirtschaft zur Gemeinwirtschaft vollzöge.“[281]

Bereits in der Schweiz hatte ich schwer unter der Basedowschen Krankheit zu leiden. Die Operation, der Aufenthalt in den Bergen dämmten die Krankheit ein; doch das Herz war angegriffen und die physischen Kräfte erschöpft. Durch die Aufregungen und die Sorge um das Leben und die Gesundheit Lenins nach seiner Verwundung bekam ich im Herbst einen schweren Rückfall meiner Krankheit. Die Ärzte verordneten mir die verschiedensten Medikamente, Bettruhe und [552] verboten mir jede Arbeit; aber das half nicht viel. Damals gab es noch keine Sanatorien. Man brachte mich nach Sokolniki, in eine Waldschule, wo über Politik und Arbeit nicht gesprochen werden sollte. Ich freundete mich mit den Kindern an, abends kam dann gewöhnlich Iljitsch, meist in Begleitung von Maria Iljinitschna. Hier lebte ich von Ende Dezember 1918 bis

[279] Ebenda, S. 176.
[280] Karl Marx/Friedrich Engels: Briefwechsel, Bd. II, Dietz Verlag, Berlin 1949, S. 166. [MEW Bd. 29, S. 47]
[281] W. I. Lenin: Werke, Bd. 28, S. 346.

einschließlich Januar 1919. Mit den Kindern war ich sehr vertraut, und sie erzählten mir alles, was sie bewegte. Sie brachten mir ihre Zeichnungen an, erzählten, wie sie Schi liefen; ein neunjähriger Junge war sehr betrübt, daß es niemand zu Hause gab, der für seine Mutter das Essen kochen konnte. Meist bereitete er selbst das Mittagessen: Kartoffelsuppe, oder aber er „briet" die Kartoffeln in Wasser; er wartete schon immer auf die Mutter, und wenn sie von der Arbeit zurückkehrte, stand das Essen bereit. Da war noch ein Mädelchen, das aus dem Kinderheim in die Waldschule übergeführt worden war. Sie hatte noch so manche üble Angewohnheit von da mitgebracht: Sie verstand es, sich bei besonders strengen Lehrerinnen einzuschmeicheln, auch war sie um eine kleine Lüge nicht verlegen. Ihre Mutter, eine Prostituierte, lebte auf dem Smolenski Rynok. Leidenschaftlich liebte sie ihre Tochter, und mit gleicher Liebe hing das Mädchen an ihrer Mutter. Mit Tränen in den Augen erzählte mir das Mädchen eines Tages, daß ihre Mutter bei Frost fast barfuß zu ihr gekommen wäre, da ihr Liebhaber ihre Stiefel gestohlen und versoffen hätte, die Mutter hätte sich ihre Füße erfroren. Immerzu dachte die Tochter an ihre Mutter: Ihr Achtelpfund Brot hob sie für die Mutter auf, nach dem Mittagessen hielt sie Umschau, ob nicht irgendwo eine Brotrinde für ihre Mutter liegengeblieben war.

Viele Kinder erzählten mir von ihrem Leben; die Schule stand dem Leben fern. Vormittags wurde hier gelernt, dann liefen sie Schi, und abends fertigten sie Baumschmuck an.

Iljitsch scherzte oft mit den Kindern; die Kinder hatten ihn gern und warteten immer auf ihn. Anfang 1919 (Weihnachten nach altem Stil) organisierte die Schule eine Feier. Bei uns in [553] Rußland waren solche Weihnachtsfeiern nie mit religiösen Bräuchen verbunden, es war einfach als lustige Veranstaltung für die Kinder gedacht. Die Kinder hatten Iljitsch zu diesem Abend eingeladen. Er hatte auch zugesagt. Er bat Wladimir Dmitrijewitsch Bontsch-Brujewitsch, recht viel Geschenke für die Kinder zu kaufen. Auf dem Wege zu uns wurde das Auto von Banditen überfallen. Ganz verdutzt waren sie, als sie Iljitsch erkannten; alle mußten aussteigen – Wladimir Iljitsch, Maria Iljinitschna, ebenso der Chauffeur, der Genosse Gil, und der zum persönlichen Schutz Lenins beigegebene Genosse, der den Krug Milch nicht aus den Händen ließ – und die Banditen machten sich mit dem Auto auf und davon. Und wir warteten in der Waldschule und wunderten uns, warum Iljitsch und Maria Iljinitschna sich so verspäteten. Als sie endlich ankamen, sahen sie etwas verstört aus. Ich fragte sie im Korridor, was denn los sei. Sie wollten mich nicht aufregen und sagten im ersten Moment gar nichts, aber als wir in mein Zimmer kamen, erzählte Iljitsch den ganzen Vorfall recht ausführlich.

Ich war ja so froh, daß Iljitsch heil davongekommen war.

[554]

DAS JAHR 1919

Das Jahr 1919 war ein Jahr des erbitterten Bürgerkrieges, des Kampfes gegen Koltschak, Denikin und Judenitsch. Der Kampf spielte sich unter ungewöhnlich schwierigen Verhältnissen ab; Hunger und allgemeine Zerrüttung herrschten im Lande. Fabriken und Werke wurden stillgelegt, der Transport lag völlig danieder. Die Organisierung der Roten Armee war noch nicht abgeschlossen, die Truppen schlecht bewaffnet. Die Sowjetmacht hatte auch noch nicht allerwärts festen Fuß gefaßt, sie war nicht genügend mit den Massen verwachsen. Die sowjetfeindlichen Parteien, alle diejenigen, die unter der alten Macht ein gutes Leben geführt hatten – die Handlanger der Gutsbesitzer und Kapitalisten, die Kulaken, Kaufleute usw. –, sie alle entfalteten eine wüste Hetze gegen die Bolschewiki, nutzten die Rückständigkeit und Unwissenheit der breiten Massen der Landbevölkerung aus und verbreiteten die unmöglichsten Gerüchte.

Doch der Name Lenins hatte bereits im ganzen Lande große Autorität. Lenin war gegen die Gutsbesitzer und Kapitalisten, er trat für den Frieden und für den Grund und Boden ein. Alle wußten, daß Lenin den Kampf um die Macht der Sowjets führte. Das war den werktätigen Massen in den entlegensten Winkeln Rußlands bekannt. Lenin nahm nicht unmittelbar an den Kampfhandlungen teil, war nicht an der Front, aber die damals noch rückständigen Menschen, deren Gesichtskreis auf Grund ihres zurückgezogenen Lebens sehr [555] beschränkt war, konnten sich nicht vorstellen, daß man auch ohne direkt dabei zu sein den Kampf leiten kann; es entstanden unzählige Legenden über Lenin. Die Fischer vom Baikalsee im fernen Sibirien‘ erzählten beispielsweise, daß während der heißesten Kämpfe mit den Weißen – so etwa vor zehn Jahren – Lenin mit dem Flugzeug zu ihnen gekommen wäre und ihnen geholfen habe, mit dem Feind fertig zu werden. Im Nordkaukasus sprachen die Menschen davon, daß sie zwar Lenin nicht gesehen hätten, aber bestimmt wüßten, daß er in den Reihen der Roten Armee heimlich, damit es niemandem bekannt würde, gekämpft und ihnen zum Siege verholfen hätte.

Jetzt wissen es die Arbeiter und Kollektivwirtschaftsbauern, daß Lenin zwar nicht an den Fronten des Bürgerkrieges gewesen war, dafür aber mit all seinen Gedanken, mit seinem ganzen Herzen bei der Roten Armee weilte, ständig an sie dachte und für sie sorgte. Jetzt wissen sie es, daß er die gesamte Politik in die richtigen Bahnen lenkte. Er war Vorsitzender des Rates der Volkskommissare, vielfältig war seine Tätigkeit, und worin sie sich auch immer äußern mochte, stets war sie mit den Fragen des Bürgerkrieges, mit den Fragen des Kampfes um die Sowjetmacht verbunden. Am 13. März 1919 sprach Iljitsch auf einer Versammlung in Petrograd über Erfolge und Schwierigkeiten der Sowjetmacht. Er sagte:

„Zum erstenmal in der Geschichte wird eine Armee aufgebaut, die darauf beruht, daß die Sowjets und die Armee einander nahe, untrennbar nahe stehen, daß sie, kann man sagen, untrennbar miteinander verschmolzen sind. Die Sowjets vereinigen alle Werktätigen und Ausgebeuteten – und die Grundprinzipien des Armeeaufbaus sind die sozialistische Verteidigung und der bewußte Einsatz.“[282]

Diese Interessengemeinschaft offenbarte sich in tausend Kleinigkeiten, und die Rotarmisten sahen die Sowjetmacht als ihre Macht an, als die Macht, die ihnen nahestand.

[556] Iljitsch liebte es, bei offenem Fenster zu schlafen. Und jeden Morgen drangen die Worte des Liedes, gesungen von den jungen Rotarmisten, die im Kreml stationiert waren, zu uns: „Für die Sowjetmacht zu sterben, ist jeder stets bereit.“

Iljitsch war sehr genau über die Lage an den Fronten orientiert, stand in unmittelbarer Verbindung mit den Fronten und leitete den ganzen Kampf, gleichzeitig verfolgte er auch mit großer Aufmerksamkeit, was die Massen über den Krieg sprachen. Ich hatte oft Gelegenheit, Gesprächen beizuwohnen, die Iljitsch mit den verschiedensten Menschen führte, und ich konnte

[282] W. I. Lenin; Werke, 4. Ausgabe, Bd. 29, S. 47, russ.

feststellen, wie gut er es verstand, von jedem das zu erfahren, was er für wichtig hielt. Ihn interessierte die gesamte Situation, alles, was an den Fronten geschah.

Ich erinnere mich, einem Gespräch beigewohnt zu haben, wo Iljitsch von dem großen Mißtrauen der Rotarmisten gegenüber den alten Militärspezialisten berichtet wurde. Die Rotarmisten begriffen sehr wohl, daß man zunächst bei den Militärspezialisten lernen müßte, aber doch waren sie stets auf der Hut, ließen nichts unbeachtet, selbst die Lebensweise und Lebensgewohnheiten dieser Leute nahmen sie unter die Lupe. Diese Vorsicht der Rotarmisten war verständlich. War doch der Abstand zwischen den Offizieren und Vorgesetzten des alten Regimes und den Soldaten sehr groß. Nachdem der Berichterstatter das Zimmer verlassen hatte, sprach Iljitsch mit mir darüber, daß die Kraft der Roten Armee in der engen Verbundenheit der Offiziere mit den Soldatenmassen liege. Wir erinnerten uns an die Bilder Wereschtschagins, die den Russisch-Türkischen Krieg von 1877/78 zum Thema hatten. Das waren herrliche Gemälde. Auf dem einen wird eine Schlacht dargestellt; die Offiziere verfolgen von einem entfernt liegenden Hügel den Verlauf der Schlacht. Das geschniegelte Offizierspack, in Handschuhen, beobachtet von einem geschützten Punkt aus, durch Feldstecher, wie ihre Soldaten in der Schlacht ihr Leben lassen. Als zehnjähriges Mädel führte mich damals mein Vater durch die Ausstellung der Werke [557] Wereschtschagins, und da sah ich dieses Gemälde zum erstenmal; es hatte mich so tief beeindruckt, daß es für immer in meinem Gedächtnis haftenblieb.

Eines Tages einen Brief aus Woronesh, in dem Professor Dukelski forderte, die Rotarmisten mögen sich kameradschaftlicher gegenüber den Spezialisten verhalten. Als Antwort auf diesen Brief erschien ein Artikel Iljitschs in der „Prawda“, in dem er ein kameradschaftliches Verhalten der Spezialisten gegenüber den Rotarmisten verlangte:

„Seid kameradschaftlich zu den erschöpften Soldaten, zu den übermüdeten und durch die jahrhundertelange Ausbeutung erbitterten Arbeitern – dann wird die Annäherung zwischen den körperlich und den geistig Arbeitenden mit Riesenschritten vorankommen.“[283]

Ich wohnte auch einmal einem Bericht des Genossen Lunatscharski bei, der von einer Reise an die Front zurückgekehrt war. Anatoli Wassiljewitsch war gewiß kein großer Fachmann auf dem Gebiet des Militärwesens. Aber Iljitsch verstand es durch seine Fragen, die einzelnen Erscheinungen so in Zusammenhang zu bringen und seine Ausführungen in eine bestimmte Richtung zu lenken, daß der Bericht äußerst interessant wurde. Iljitsch wußte sehr genau, wie man die einzelnen Menschen ausfragen müsse und worüber. Iljitsch unterhielt sich viel mit Arbeitern, die an die Front gingen, und mit solchen, die von der Front kamen. Er kannte die Rote Armee sehr genau, wußte, daß sie in der Hauptsache aus Bauern bestand. Und die Bauernschaft kannte er sehr gut, er kannte die Ausbeutung der werktätigen Bauern durch die Gutsbesitzer, kannte den Haß der Bauern gegen die Gutsbesitzer und wußte, daß die Bauernschaft eine gewaltige Triebkraft im Bürgerkrieg darstellte. Den Einzelbauern (damals waren alle Bauern Einzelbauern) idealisierte Iljitsch durchaus nicht, er wußte, wie stark in der Bauernschaft die kleinbürgerliche Mentalität verwurzelt war, wie schwer es den Bauern fiel, sich zu organisieren; er wußte, daß der Bauer [558] jener Zeit im Grunde genommen in bezug auf Organisation hilflos war.

Iljitsch wiederholte ständig, daß beim Aufbau des Sozialismus die Organisation das Kernproblem bilde; den Organisationsfragen maß er außerordentlich große Bedeutung bei und setzte seine Hoffnungen besonders auf die Arbeiterklasse, auf deren Organisationserfahrungen und enge Freundschaft mit den werktätigen Bauern. Iljitsch forderte, sich die gesamten Organisationserfahrungen der alten Armee, der alten Fachleute zu eigen zu machen und die Wissenschaft in den Dienst der Werktätigen des Sowjetlandes zu stellen.

Die Sowjetmacht hatte eine richtige Politik eingeschlagen. In seiner Unterredung mit der ersten amerikanischen Arbeiterdelegation im September 1927 sagte Stalin:

[283] Ebenda, S. 207.

„Ist es etwa nicht bekannt, daß im Ergebnis des Bürgerkriegs die Okkupanten aus Rußland hinausgeworfen, die konterrevolutionären Generale aber durch die Rote Armee vollends geschlagen wurden?

Hier zeigte es sich gerade, daß die *Geschicke des Krieges letzten Endes* nicht durch die Technik *entschieden werden* – mit Technik wurden Koltschak und Denikin von den Feinden der UdSSR reichlich versorgt –, sondern *durch eine richtige Politik, durch die Sympathie und die Unterstützung der Millionenmassen der Bevölkerung* (von mir hervorgehoben. *N. K.*).

War es ein Zufall, daß die Partei der Bolschewiki damals den Sieg davontrug? Natürlich war es kein Zufall.“[284]

Die Politik der Sowjetmacht 1919 war gerichtet auf die stärkere Verbindung mit den Massen.

„Wenn wir uns die Partei der Kommunisten nennen“, sagte Iljitsch, „müssen wir begreifen, daß sich vor uns erst jetzt, nachdem wir die äußeren Hindernisse hinweggeräumt und die alten Institutionen zerschlagen haben, zum erstenmal wirklich und in voller Größe die vordringliche Aufgabe der echten proletarischen Revolution erhoben hat: die Organi-[559]sierung von Dutzenden und Hunderten Millionen von Menschen.“[285]

Auf dem II. Gesamtrussischen Sowjetkongreß im Oktober 1917 sprach Iljitsch davon, daß die Organisation das Wichtigste beim Aufbau des Sozialismus sei; und 17 Monate später, im März 1919, zur Zeit des VIII. Parteitages, als die Sowjetmacht bereits auf festen Füßen stand, rückten die Organisationsaufgaben in den Vordergrund. Alle Fragen, die Lenin auf dem VIII. Parteitag berührte, verband er eng mit Organisationsfragen. Er sprach über den Verwaltungsapparat, den Bürokratismus, über Kultur, wies darauf hin, daß die kulturelle Rückständigkeit den Aufbau des Sozialismus störe und die Heranziehung breiter Volksmassen zum Aufbau des Sozialismus hemme, den Kampf gegen die Überreste der Vergangenheit erschwere und die Ausrottung des Bürokratismus hindere. Er sprach über das Dorf, über die Notwendigkeit, den Einfluß des Proletariats nicht nur auf die Landarbeiter und die armen Bauern zu verstärken, sondern ihn auch auf die breiteste Schicht der Bauern, die Mittelbauern, auszudehnen, die von ihrer Hände Arbeit leben und keine fremde Arbeitskraft ausbeuten; er sprach darüber, wie man diese Schicht in eine Stütze der Sowjetmacht verwandeln und ihre Versorgung gewährleisten müsse; er sprach über die Genossenschaften und darüber, daß wir den Kommunismus aus nichts anderem erbauen können als aus dem, was uns der Kapitalismus als Erbe hinterlassen hat, und daß der Kommunismus nicht nur mit den Händen der Kommunisten aufgebaut werden kann, sondern daß man die alten Fachleute ausnutzen muß, daß man die Wissenschaft und die ganzen beim Aufbau des Kapitalismus gesammelten Erfahrungen ausnutzen und von der Bourgeoisie das nehmen muß, was wir brauchen.

Bei dieser ganzen Arbeit ist nicht nur wichtig, daß der Mensch es versteht, das richtige Kettenglied zu finden, um die ganze Kette herauszuziehen, sondern auch, *wie* er dieses Kettenglied anpackt und wie er es herauszieht.

[560] Zwei Tage vor diesem Sowjetkongreß starb der Vorsitzende des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees, Jakow Michailowitsch Swerdlow. Bei der Beisetzung hob Iljitsch besonders die Fähigkeit Swerdlows hervor, die Theorie mit der Praxis zu verbinden, er sprach von der moralischen Autorität und von dem organisatorischen Talent Swerdlows und unterstrich besonders die wertvolle Arbeit, die er als *Organisator der breiten proletarischen Massen geleistet hat*: „... dieser Berufsrevolutionär hat niemals, keinen Augenblick die Verbindung mit den Massen verloren. Obwohl die Verhältnisse unter dem Zarismus ihn, wie jeden Revolutionär in der damaligen Zeit, vorwiegend zu illegaler, unterirdischer Arbeit zwangen, ging Genosse Swerdlow auch in dieser illegalen und unterirdischen Arbeit doch immer Schulter an Schulter, Seite an

[284] J. W. Stalin: Werke, Bd. 10, S. 92/93.
[285] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 29, S. 310, russ. [LW Bd. 29, S. 326]

Seite mit den fortschrittlichen Arbeitern, die gerade zu Beginn des 20. Jahrhunderts den Platz der früheren Generation von Revolutionären aus der Intelligenz einzunehmen begannen.

Gerade zu dieser Zeit schalteten sich fortschrittliche Arbeiter zu Dutzenden und Hunderten in die Arbeit ein und erzogen sich zu der Härte im revolutionären Kampf, ohne die, abgesehen von der festen Verbundenheit mit den Massen, eine erfolgreiche Revolution des Proletariats in Rußland nicht möglich gewesen wäre.“[286]

Auf dem VIII. Parteitag sollte J. M. Swerdlow den Bericht über die organisatorische Arbeit des Zentralkomitees geben. Lenin mußte an seine Stelle treten.

„Bei seinem ausgezeichneten, unglaublichen Gedächtnis hatte er den größten Teil seines Berichtes im Kopf“, sagte Iljitsch von J. M. Swerdlow, „und *die persönliche Vertrautheit mit der Organisationsarbeit in den untern Parteieinheiten* (von mir hervorgehoben. *N. K.*) hätte es ihm möglich gemacht, diesen Bericht zu erstatten. Ich bin nicht in der Lage, ihn auch nur zu einem Hundertstel zu ersetzen ... Dutzende von Delegierten wurden täglich vom Genossen Swerdlow [561] empfangen, und mehr als die Hälfte davon dürften nicht Sowjet-, sondern Parteifunktionäre gewesen sein.“[287]

Iljitsch sprach davon, daß Swerdlow ein außerordentlich guter Menschenkenner war und sich einen ganz besonderen Sinn für die praktische Arbeit angeeignet hatte.

„.... das außergewöhnliche Organisationstalent dieses Menschen gab uns das, worauf wir bisher so stolz waren, worauf wir mit vollem Recht stolz waren. Er ermöglichte uns in vollem Umfang eine einmütige, zweckentsprechende, wirklich organisierte Arbeit, eine Arbeit, die der organisierten proletarischen Massen würdig war und den Erfordernissen der proletarischen Revolution entsprach – jene einträchtige organisierte Arbeit, ohne die wir keinen einzigen Erfolg hätten erringen können, ohne die wir nicht eine der zahllosen Schwierigkeiten überwunden, nicht eine der schweren Prüfungen überstanden hätten, durch die unser Weg bisher geführt hat und noch immer führt ...

... wir sind zutiefst überzeugt, daß die proletarische Revolution in Rußland und in der ganzen Welt immer neue und neue Gruppen von Menschen hervorbringen wird, zahlreiche Schichten von Proletariern und werktätigen Bauern, die die praktische Lebenserfahrung, das wenn nicht individuelle, so doch *kollektive Organisationstalent* (von mir hervorgehoben. *N. K.*) mitbringen werden, ohne das die Millionenarmeen der Proletarier nicht zum Siege gelangen können.“[288]

In den letzten Jahren, insbesondere 1935/1936 waren wir Zeugen dessen, wie schnell die *organisatorischen Fähigkeiten der werktätigen Massen* sich entwickelt haben und gewachsen sind. Auf den Beratungen der Stachanowarbeiter, der Kombineführer und Traktoristen, der Arbeiter der Sowjetfelder, der Werktätigen der Sowjetrepubliken konnten wir das in den Jahren der Sowjetmacht geschmiedete kollektive organisatorische Talent beobachten.

Es sind nicht nur einzelne, es sind Tausende ...

[562] Und nur einem Blinden mag es verborgen bleiben, welche gewaltige Kraft das kollektive organisatorische Talent der proletarischen Massen darstellt.

Die Psychologie des Kleineigentümers erschwerte besonders in den ersten Jahren der Existenz der Sowjetmacht die organisatorische Arbeit der Sowjets und die Arbeiten auf dem Gebiet des Militärwesens.

Auf dem I. Gesamtrussischen Kongreß für Erwachsenenbildung im Mai 1919 ging Iljitsch besonders ausführlich darauf ein, wie die anarchistische Psychologie des Kleineigentümers die richtige Organisierung der Arbeit stört:

---

[286] W. I. Lenin: Über den Parteiaufbau, S. 555. [LW B. 29, S. 76]
[287] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 29, S. 140, russ. [Ebenda, S. 145]
[288] W. I. Lenin: Über den Parteiaufbau, S. 556 u. 558. [Ebenda, S. 79]

„*Die breiten Massen der kleinbürgerlichen Werktätigen, die nach Wissen strebten und das Alte zerschlugen, konnten nichts Organisierendes, nichts Organisiertes an seine Stelle setzen*“ (von mir hervorgehoben. *N. K.*).

Und weiter:

„Wir leiden in dieser Beziehung immer noch unter der bäuerlichen Naivität und der bäuerlichen Hilflosigkeit, wie damals, als der Bauer, der die Bibliothek eines Gutsbesitzers ausgeplündert hatte, schnell damit nach Hause lief und dabei Angst hatte, jemand könne sie ihm wegnehmen, denn die Erkenntnis, daß eine gerechte Verteilung möglich ist, daß der Fiskus nichts Hassenswertes ist, daß der Fiskus der gemeinsame Besitz der Arbeiter und Werktätigen ist, diese Erkenntnis konnte er noch nicht haben. Die unentwickelte Masse der Bauern hat daran keine Schuld, und vom Standpunkt der Entwicklung der Revolution ist das völlig gesetzmäßig – das ist ein unvermeidliches Stadium, und als der Bauer die Bibliothek zu sich nahm und bei sich versteckte, so konnte er nicht anders handeln, weil er nicht begriffen hatte, daß man die Bibliotheken Rußlands zentral zusammenfassen kann, daß genügend Bücher da sein werden, um den Durst der Lesekundigen zu stillen und um den Analphabeten belehren zu können. Jetzt ist es unbedingt notwendig, gegen die Reste der Desorganisation, gegen das Chaos, gegen die lächerlichen [563] Kompetenzstreitigkeiten anzukämpfen ... keine parallel laufenden Organisationen, sondern eine einheitliche planmäßige Organisation muß man schaffen. In dieser kleinen Sache spiegelt sich die Hauptaufgabe unserer Revolution wider. Wenn sie diese Aufgabe nicht löst, wenn sie nicht darangeht, eine wirklich planmäßige einheitliche Organisation an Stelle des russischen sinnlosen Chaos und der Unordnung zu schaffen – dann wird diese Revolution eine bürgerliche Revolution bleiben, weil ja eben darin das wesentliche Unterscheidungsmerkmal der zum Kommunismus schreitenden proletarischen Revolution besteht ...“[289]

Iljitsch hat mit diesen Worten die Wurzel des Anarchismus aufgedeckt, der die Notwendigkeit jeder planmäßigen kollektiven Tätigkeit und jeglicher staatlicher Organisation verneint: Ich mache es halt so, wie es mir paßt.

Wir haben uns des öfteren über den Anarchismus unterhalten. Zum erstenmal war es, wenn ich mich recht erinnere, im Dorf Schuschenskoje. Als ich zu Iljitsch in die Verbannung kam, sah ich mit großem Interesse sein Album durch, das Fotos von politischen Strafgefangenen enthielt, darunter zwei Fotos von Tschernyschewski und eins von Zola. Ich fragte ihn, warum er hier auch das Foto von Zola aufbewahre. Da erzählte er mir von der Dreyfus-Affäre und von Zolas Eintreten für Dreyfus. Wir kamen dann auf die Werke Zolas zu sprechen, und ich schilderte Iljitsch, wie stark mich der Roman „Germinal“ beeindruckt hatte, den ich gerade zu der Zeit las, als ich mich eingehend mit dem I. Band des „Kapitals“ von Marx beschäftigte. In „Germinal“ wird die französische Arbeiterbewegung geschildert und unter anderem die Gestalt des russischen Anarchisten Suwarin; während Suwarin ein zahmes Kaninchen streichelt, wiederholt er immerzu, man müsse „alles zerschlagen, alles vernichten“ („tout rompre, tout détruire“). Mit leidenschaftlichen Worten ging Iljitsch auf den Gegensatz ein, der zwischen der organisier-[564]ten sozialistischen Arbeiterbewegung und dem Anarchismus besteht. Dann erinnere ich mich noch dunkel an ein Gespräch mit Iljitsch über die Anarchisten, das wir vor unserer Abreise zur Tammerforser Konferenz im Jahre 1905 führten. Vor kurzem habe ich wieder einmal den aus jener Zeit stammenden Artikel Wladimir Iljitschs „Sozialismus und Anarchismus“ gelesen. Ganz wunderbar wird dort der Anarchismus charakterisiert.

„Die Weltanschauung der Anarchisten ist eine umgestülpte bürgerliche Weltanschauung. Ihre individualistischen Theorien und ihr individualistisches Ideal sind das gerade Gegenteil vom Sozialismus. Ihre Ansichten drücken nicht die Zukunft der bürgerlichen Gesellschaftsordnung aus, die unaufhaltsam zur Vergesellschaftung der Arbeit führt, sondern die Gegenwart, ja sogar die Vergangenheit dieser Ordnung, die Herrschaft des blinden Zufalls über den vereinzelten,

[289] N. K. Krupskaja: Was Lenin über die Bibliotheken schrieb und sagte, Leipzig 1956, S. 34 u. 35.

alleinstehenden Kleinproduzenten. Ihre Taktik, die auf die Ablehnung des politischen Kampfes hinausläuft, trennt die Proletarier voneinander und verwandelt sie faktisch in passive Teilnehmer der einen oder anderen bürgerlichen Politik, denn ein wirkliches Fernbleiben von der Politik ist für die Arbeiter unmöglich und undurchführbar.“[290]

Gerade darum ging unser Gespräch im Jahre 1905.

Im Mai 1919 tagte der I. Gesamtrussische Kongreß für Erwachsenenbildung. Iljitsch hielt die Begrüßungsansprache. An diesem Kongreß nahmen 800 Delegierte teil, darunter viele Parteilose. Es herrschte bei den meisten eine gehobene Stimmung, viele hatten vor, an die Front zu gehen; doch uns – den Bolschewiki, die den Kongreß organisiert hatten – blieb nicht verborgen, daß nicht bei allen Delegierten Klarheit über den Sowjetdemokratismus bestand, darüber, worin sich unser, der Sowjetdemokratismus vom bürgerlichen Demokratismus unterscheidet, und wir baten Iljitsch, er möchte noch einmal auf dem Kongreß sprechen. Er erklärte sich bereit und hielt am 19. Mai eine große Rede über den „Volksbetrug [565] durch Losungen über Freiheit und Gleichheit“. Er sprach davon, daß diese Losungen unter den Bedingungen des kapitalistischen Staates nichts anderes seien als Betrug am Volke und daß die Sowjetmacht – die Diktatur des Proletariats – jetzt die Massen zum Sozialismus führen werde; er ging auf die Schwierigkeiten ein, die vor der Sowjetmacht standen.

„Diese neue Staatsorganisation kommt mit den allergrößten Schwierigkeiten zur Welt“, sagte Iljitsch, „weil es das Schwierigste ist, mit der eigenen desorganisatorischen kleinbürgerlichen Unzuverlässigkeit fertig zu werden, millionenfach schwieriger, als einen despotischen Gutsbesitzer oder einen despotischen Kapitalisten zu unterdrücken, aber auch millionenfach ersprießlicher für die Schaffung einer neuen, von der Ausbeutung befreiten Organisation. Wenn die proletarische Organisation diese Aufgabe löst, dann hat der Sozialismus endgültig gesiegt. Dem muß man seine ganze Tätigkeit sowohl in der Erwachsenenbildung als auch in der Schule widmen.“[291]

Schon der Aufbau der Sowjetmacht verlangte den Kampf gegen anarchistische Stimmungen, um so erforderlicher war dieser Kampf in der Roten Armee. Dort führten die anarchistischen Stimmungen zur Herausbildung eines gewissen Partisanentums. Besonders deutlich zeigen die Erfahrungen des Bürgerkrieges in der Ukraine die Schwierigkeiten, die es beim Aufbau der Roten Armee gab. Darüber sprach Iljitsch am 4. Juli 1919 auf der gemeinsamen Sitzung des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees, des Moskauer Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten, des Moskauer Rates der Gewerkschaften und der Vertreter der Fabrikkomitees Moskaus.

Iljitsch sprach von den Schwierigkeiten in den ersten Jahren des Bürgerkrieges, als es galt, in allergrößter Eile einen Kampftrupp nach dem andern aufzustellen. Er sagte:

„Auf dem Boden des äußerst unzureichenden proletarischen Klassenbewußtseins in der Ukraine, der Schwäche und [566] Unorganisiertheit, der Petljuraschen Desorganisation und des Druckes des deutschen Imperialismus erwuchsen dort spontan der Haß und das Partisanentum. In jeder Partisanenabteilung griffen die Bauern zu den Waffen, wählten ihren Ataman oder ihren ‚Anführer‘ und schufen, setzten die Macht am Orte ein. Mit der Zentralmacht rechneten sie überhaupt nicht, und jeder Anführer glaubte, er sei Ataman am Ort, er bildete sich ein, er könne alle ukrainischen Fragen selbst entscheiden, ohne die geringste Rücksicht darauf, was im Zentrum unternommen wird.“[292]

Weiter schilderte Iljitsch, welche ungeheuren Nöte diese Desorganisiertheit, das Partisanentum und das Chaos für die Ukraine im Gefolge hatten. Diese Erfahrungen konnten nicht spurlos vorübergehen.

---

[290] W. I. Lenin: Werke, Bd. 10, S. 59.
[291] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 29, S. 345/346, russ. [LW Bd. 29, S. 364]
[292] Ebenda, S. 424/425. [Ebenda, S. 451]

„Aus dem Zerfall, dem Partisanentum hat die Ukraine die Lehren gezogen“, sagte Iljitsch. „Das wird eine Epoche des Umschwungs in der ganzen ukrainischen Revolution sein, das wird sich auf die ganze Entwicklung der Ukraine auswirken. Das ist ein Umschwung, den auch wir durchgemacht haben, der Umschwung vom Partisanentum und vom revolutionären Phrasenschwall : wir können alles! – zur Erkenntnis der Notwendigkeit einer langwierigen, stetigen, hartnäckigen und schweren Organisationsarbeit. Das ist der Weg, den wir viele Monate nach dem Oktober eingeschlagen haben und auf dem wir zu beträchtlichen Erfolgen gekommen sind. Wir blicken in die Zukunft mit der festen Zuversicht, daß wir alle Schwierigkeiten überwinden werden.“[293]

Die Hoffnungen Iljitschs erfüllten sich: Unsere Rote Armee wurde zum Vorbild sozialistischer Organisiertheit.

Damals, 1919, setzte sich die Rote Armee in der Hauptsache aus Einzelbauern zusammen; sie verstanden es wohl, ohne Ruh und Rast zu arbeiten, aber sie waren noch im starken Maße von einer Kleineigentümer-Mentalität beherrscht. Iljitsch hielt es daher für sehr wichtig, alle Fronten durch pro-[567]letarische Elemente zu verstärken. Als sich die Lage an der Ostfront zugespitzt hatte, richtete Iljitsch einen Brief an die Petrograder Arbeiter mit dem Appell, der Front zu Hilfe zu kommen; er referierte auf der Plenartagung des Gesamtrussischen Zentralrats der Gewerkschaften, wandte sich an die Eisenbahner des Moskauer Eisenbahnknotenpunkts, sprach auf der Konferenz der Fabrikkomitees und der Gewerkschaften Moskaus über den Kampf gegen Koltschak, schrieb an die Arbeiter und Bauern anläßlich des Sieges über Koltschak, sprach von der Rolle der Petrograder Arbeiter, verabschiedete die mobilisierten Arbeiter der Gouvernements Jaroslaw und Wladimir, die sich an die Denikinfront begaben und den Petrogradern gegen Judenitsch zu Hilfe eilten, der einen Feldzug gegen die Stadt organisiert hatte; er wandte sich mit einem Aufruf an die Arbeiter und Rotarmisten Petrograds anläßlich der Offensive Judenitschs, schrieb einen Brief an die Arbeiter und Bauern der Ukraine anläßlich des Sieges über Denikin.

Die Organisation innerhalb der Roten Armee war immer besser geworden.

Je mehr die Sowjetmacht sich festigte und der Bürgerkrieg den breiten Massen die Augen öffnete und sie lehrte, den Feind vom Freund zu unterscheiden, desto stärker ging der Einfluß der linken Sozialrevolutionäre zurück. Sie verloren den Boden unter den Füßen, schlossen sich mit den Anarchisten zusammen und verübten gemeinsam mit ihnen am 25. September einen Bombenanschlag auf das Moskauer Komitee, das in der Leontjew-Gasse tagte und über Fragen der Agitation und Propaganda beriet. Zwölf Personen, darunter der Sekretär des Moskauer Komitees, Genosse Sagorski, wurden getötet, 55 Personen verwundet. Die erste Mitteilung über diesen Anschlag überbrachte uns Inès Armand, deren Tochter an der Beratung teilgenommen hatte.

Lenin wies auf den Schaden hin, der aus der Zersplitterung der Bauernwirtschaft erwachse, aus der Existenz kleiner, ver-[568]streut liegender Einzelwirtschaften, und wie sich das negativ auf das Leben der werktätigen Bauern und auf ihre Weltanschauung auswirke; er betonte von Anfang an die Notwendigkeit des Übergangs zu kollektiven Formen der Bewirtschaftung, zur gesellschaftlichen Bodenbearbeitung durch große landwirtschaftliche Kollektive; er sprach von der Notwendigkeit der Schaffung landwirtschaftlicher Kommunen und Artels. Er war der Meinung, daß die städtischen Arbeiter und die Landarbeiter Initiatoren dieser Sache sein werden und unterstützte jede Initiative der Arbeiter in dieser Richtung. Es ist bekannt, daß er bereits im Frühjahr 1918 die Initiative der Arbeiter der Obuchow- und der Semjannikow-Werke, die sich nach Sibirien, nach Semipalatinsk, begaben, um landwirtschaftliche Artels zu gründen, unterstützt hat. Selbst noch so bescheidene Maßnahmen zur kollektiven Bodenbearbeitung wurden von ihm gefördert.

Iljitsch machte sich allerdings keine Illusionen. Er sprach immer wieder von den zu schaffenden Voraussetzungen, die eine Massenkollektivierung der Landwirtschaft erst richtig möglich

[293] Ebenda, S. 426. [Ebenda, S. 452]

machen. Auf dem XIII. Parteitag sprach er von den Traktoren, von der mechanisierten Bodenbearbeitung, von der Notwendigkeit, das Bewußtsein der Bauern zu heben, denn nur dann könne die Kollektivierung richtig vorankommen; er war aber gleichzeitig der Meinung, daß jede auf die Schaffung von Kollektivwirtschaften gerichtete Initiative unterstützt werden müsse.

Im Frühjahr 1919 stellte Wladimir Iljitsch den Arbeitern von Gorki, wo er sich gerade aufhielt, die Aufgabe der Organisierung einer Kollektivwirtschaft neuen Typus. Die Mehrheit der Arbeiter war jedoch für diese Aufgabe wenig vorbereitet. Reinbot, der frühere Besitzer von Gorki, hatte lettische Landarbeiter bei sich beschäftigt und dafür gesorgt, daß sie abgeschlossen lebten und nicht mit der einheimischen Bevölkerung in Berührung kamen. Die Arbeiter von Gorki haßten die Grundbesitzer nicht weniger als alle lettischen Ar-[569]beiter, doch waren sie für eine kollektive Arbeit, für die Leitung einer Sowjetwirtschaft damals noch wenig geeignet.

Ich erinnere mich daran, wie Iljitsch sie während einer Beratung, die im Herrenhaus abgehalten wurde, zu überzeugen versuchte; er war ganz aufgeregt dabei. Doch seine Bemühungen blieben erfolglos. Es kam zur Aufteilung des Reinbotschen Besitztums, und Gorki wurde in eine gewöhnliche Sowjetwirtschaft umgewandelt. Iljitsch wollte, daß die Sowjetwirtschaften beispielgebend werden sollten für gut geleitete Großwirtschaften; wie man einen kleinen Bauernhof bewirtschaftet – das wußten die Bauern, aber wie man eine Großwirtschaft verwaltet – das mußten sie noch lernen.

Was Iljitsch eigentlich von einer Sowjetwirtschaft erwartete, begriff der damalige Wirtschaftsleiter von Gorki, Genosse Wewer, nicht. Während eines Spaziergangs begegnete ihm Iljitsch und fragte, wie die Sowjetwirtschaft den im Umkreise lebenden Bauern helfe. Genosse Wewer sah ihn ganz verdutzt an und meinte: „Wir verkaufen den Bauern Pflanzen.“ Iljitsch verzichtete darauf, ihn noch weiter auszufragen, und als Wewer fort war, sagte Iljitsch mit traurigem Blick: „Der hat nicht einmal den eigentlichen Sinn der Frage verstanden.“ Iljitsch stellte in der Folge besonders große Anforderungen an Wewer, der nicht begriff, daß die Sowjetwirtschaft ein Musterbeispiel einer gut geleiteten Großwirtschaft sein sollte.

Anfang 1919 besuchte mich gelegentlich in der Abteilung für Erwachsenenbildung mein ehemaliger Schüler aus der Sonntagsabendschule, Genosse Balaschow. Damals arbeitete er hinter der Newskaja Sastawa. In den Jahren der Reaktion hatte er mehrere Jahre im Gefängnis gesessen. Er erzählte mir, daß er Landwirtschaft studiert hätte und besonders im Gemüsebau bewandert sei; er habe nunmehr beschlossen, sich dieser Arbeit gänzlich zu widmen. Balaschow hatte sieben Bauernwirtschaften (von Verwandten) zusammengeschlossen und eine große Gemüsewirtschaft organisiert, die sie nun gemeinsam, ohne fremde Arbeitskräfte, bearbeiten wollten. Sie organisierten ein landwirtschaftliches Artel, [570] übernahmen einen Auftrag von der Roten Armee und hatten bereits erstklassiges Gemüse für ihren Auftraggeber gezüchtet. Aber ihr Unternehmen konnte sich nicht behaupten: das Komitee der Dorfarmut nahm ihnen das Gemüse weg, Balaschow selbst kam ins Gefängnis. Von dort wandte er sich mit einem Brief an mich. Auf Wladimir Iljitschs Ersuchen veranlaßte Genosse Dzierzynski die Untersuchung dieses Falles. Es stellte sich heraus, daß sich in das Komitee der Dorfarmut ehemalige Geheimpolizisten eingeschlichen hatten. Balaschow wurde sofort aus der Haft entlassen, das Artel aber zerfiel.

Die Gemüseanbauartels – für die es damals viele Liebhaber gab – stießen überall auf großen Widerstand, denn man unterschätzte ihre Bedeutung. In Blaguschi beispielsweise hatte A. S. Butkewitsch Kurse für Gemüsebau organisiert. Es stand auch Land zur Verfügung. Unsere Abteilung für Erwachsenenbildung unterstützte diese Kurse. Im Februar 1919 organisierte der Sohn Butkewitschs – ein Agronom und Fachmann auf dem Gebiet des Gemüsebaus – eine Art Genossenschaft aus den Kursusteilnehmern (in ihrer Mehrzahl Arbeiter aus dem Werk „Gnom & Rom“ und aus der Semjonowschen Textilfabrik). Das Statut sah vor, daß die Ernte entsprechend den geleisteten Arbeitsstunden aufgeteilt werden sollte. Butkewitsch junior stellte die verschiedensten Versuche mit Düngemitteln an, züchtete neue Gemüsesorten und erprobte neue

Methoden des Anbaus. Die Ernteerträge waren höher als in den benachbarten Sowjetwirtschaften, und 45 Familien waren für das ganze Jahr mit Gemüse versorgt.

Der Sektor für Erwachsenenbildung unterstützte dieses Beginnen, aber die Moskauer Abteilung für Volksbildung, die zur damaligen Zeit die „Allmacht Gottes“, wie man früher zu sagen pflegte, besaß, nahm ihnen das Land mit der Begründung weg, daß „die Versorgung von 45 bis 50 Familien von unvergleichlich geringerer gesellschaftlicher Bedeutung sei als die Arbeitsorganisation in der Schule“. Die Moskauer Abteilung für Volksbildung übersah damals völlig die Be-[571]deutung des „Beispiels“ und der Propaganda der genossenschaftlichen Wirtschaftsformen. Sie hatte dem neuartigen Lehrgang das Land entzogen, aber nicht fertiggebracht, es im Rahmen der Schule zu nutzen.

Man kann sich heute kaum ein Bild davon machen, auf welche Hindernisse ein solches Beginnen im Jahre 1919 stieß. Versuche solcher Art gab es nicht wenige, sie sind schon in Vergessenheit geraten, aber diejenigen, die es damals auszufechten hatten, werden es wohl kaum vergessen haben. Wladimir Iljitsch zeigte für derlei Beginnen großes Interesse.

Um die Bauernmassen für den Aufbau der Wirtschaft auf kollektiver Grundlage zu gewinnen, bedurfte es einer langwierigen Arbeit unter der Hauptmasse der Bauernschaft. Immer wenn Iljitsch Bauernbriefe las, spürte er es. Es hat sich ein Vermerk Iljitschs auf einem Bauernbrief vom Februar! März 1919 erhalten, in dem über die Lage im Dorf berichtet wurde. Iljitsch schrieb: „Ein Wehklagen um den Mittelbauern.“

Auf dem VIII. Parteitag (18.–23. März 1919) stand die Frage des Verhältnisses zum Mittelbauern in ganzer Größe. In seiner Eröffnungsrede nahm Iljitsch zu dieser Frage in aller Deutlichkeit Stellung:

„Der schonungslose Krieg gegen die Dorfbourgeoisie und gegen die Kulaken hatte die Aufgabe, das Proletariat und Halbproletariat des Dorfes zu organisieren, an die erste Stelle gerückt. Als nächsten Schritt aber hat die Partei, die die festen Grundlagen für die kommunistische Gesellschaft schaffen will, die Aufgabe vor sich, das Problem unserer Stellung zur Mittelbauernschaft richtig zu lösen. Das ist eine Aufgabe höherer Ordnung. Wir könnten sie uns nicht in ihrem ganzen Umfang stellen, solange die Existenzgrundlagen der Sowjetrepublik nicht gesichert waren.“[294]

Und weiter führte er aus:

„Wir sind in ein Stadium des sozialistischen Aufbaus eingetreten, wo es gilt, konkret und detailliert die an Hand der [572] Erfahrungen mit der Arbeit im Dorfe überprüften grundlegenden Regeln und Anweisungen auszuarbeiten, nach denen wir uns richten müssen, um mit dem Mittelbauern *auf den Boden eines festen Bündnisses zu gelangen* ...“[295]

Auf dem VIII. Parteitag sprach Wladimir Iljitsch davon, daß man dem Mittelbauern gegenüber keine Gewalt anwenden dürfe, sondern ein kameradschaftliches Verhältnis zu ihm herstellen müsse, man müsse ihm helfen – vor allem durch die Mechanisierung der Landwirtschaft –, seine wirtschaftliche Lage, seine Lebensbedingungen zu erleichtern und seine Kultur zu heben. Iljitsch wies wiederholt auf die Notwendigkeit hin, das Kulturniveau des Dorfes zu heben, da wir ständig über das unzureichende Kulturniveau der Massen stolpern und das niedrige Kulturniveau die Durchführung der Sowjetgesetze erschwert: „... denn außer den Gesetzen gibt es noch das Kulturniveau, das sich keinen Gesetzen unterwerfen läßt.“

Auf bestimmte Wahlrechtsbeschränkungen für die Bauern eingehend, führte er folgendes aus:

„Unsere Verfassung mußte, wie wir das aufzeigen, diese Ungleichheit festsetzen, weil das Kulturniveau niedrig, weil die Organisation bei uns schwach ist. Jedoch erheben wir diesen Zustand

[294] Ebenda, S. 124. [Ebenda, S. 128]
[295] Ebenda, S. 124/125. [Ebenda, S. 129]

nicht zum Ideal, sondern im Gegenteil, laut Programm verpflichtet sich unsere Partei, an der Aufhebung dieser Ungleichheit zwischen dem besser organisierten Proletariat und der Bauernschaft systematisch zu arbeiten, einer Ungleichheit, die wir zu beseitigen haben werden, sobald es uns gelingt, das Kulturniveau zu heben. Dann werden wir ohne solche Einschränkungen auskommen können.“[296]

Jetzt, da die Kolchosordnung sich im Dorf durchgesetzt hat, die Landwirtschaft mechanisiert ist, das Kulturniveau im Dorf sich ganz beträchtlich erhöht hat und die Menschen auf dem Lande bewußter geworden sind, läßt sich der Hinweis Iljitschs verwirklichen. Die neue Verfassung der Sowjetunion [573] Ungleichheit im Wahlrecht zwischen den Arbeitern hebt die und den Bauern völlig auf und gewährt beiden die gleichen Rechte. Und das Herz klopft einem stärker, wenn man diese Verfassung liest; sie ist durch jahrelange, von der Partei in richtige Bahnen gelenkte Arbeit erkämpft worden.

Als Iljitsch eine Woche nach dem VIII. Parteitag, am 30. März 1919, in der Sitzung des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees M. I. Kalinin als Kandidaten für den Posten des Vorsitzenden des Zentralexekutivkomitees an Stelle des verstorbenen J. M. Swerdlow in Vorschlag brachte, hob er besonders hervor, daß es sich bei Kalinin um einen Genossen handele, der auf eine zwanzigjährige Parteitätigkeit zurückblicke, einen Petersburger Arbeiter, der aus der Bauernschaft des Gouvernements Twer hervorgegangen sei und enge Verbindung zur Bauernschaft bewahrt habe, die er stets erneuere und auffrische. Kalinin sei ein Mensch, der es versteht, auf kameradschaftliche Weise an die breiten Schichten der werktätigen Massen heranzukommen. Die Mittelbauern werden im höchsten Repräsentanten der Sowjetrepublik ihren Mann sehen. Die Kandidatur Michail Iwanowitschs werde in der Praxis dazu beitragen, in vieler Hinsicht unmittelbare Beziehungen des höchsten Vertreters der Sowjetmacht zu den Mittelbauern herzustellen, werde der Partei und der Regierung helfen, dieser Bauernschicht näherzukommen.

Die Hoffnungen Iljitschs haben sich bekanntlich voll und ganz bestätigt. M. I. Kalinin wird von den Bauernmassen geliebt und steht ihnen nahe.

Iljitsch zeigte in seiner täglichen Arbeit, welche Aufmerksamkeit man jeder einzelnen Frage, die den Mittelbauer betraf, schenken mußte.

Die Skopiner „Kreiskonferenz“ entsandte am 31. März 1919 drei Bauern zu Iljitsch mit dem Auftrag, „den Erlaß der Kopfsteuer für Mittelbauern und solche, die darunter stehen, zu erwirken“ und dafür einzutreten, daß „die Verordnung über die Mobilisierung der Milchkühe gänzlich aufgehoben wird, weil nämlich bei uns auf 8–10 Personen nur eine solche [574] Kuh kommt, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß bei uns schreckliche Epidemien – Typhus, Grippe und andere Krankheiten – wüten und Milch die einzige Krankennahrung ist. Was sonstige Lebensmittel anbetrifft, Öl und Fett, so fehlen diese hier völlig und können nirgends beschafft werden“; der Auftrag enthielt noch eine Anfrage bezüglich der Pferde und der Einzelheiten über die Eintreibung der Steuern.

Als Iljitsch diesen „Auftrag“ durchgelesen hafte, erkundigte er sich gar nicht erst weiter, um was für eine „Kopfsteuer“ es sich hier handelte, sondern schrieb sofort eine sachliche Antwort an die Bauern des Kreises Skopin:

„Die Sonderbesteuerung der unter dem Durchschnitt eines Mittelbauern stehenden Bauern ist *ungesetzlich*, es sind Maßnahmen ergriffen worden, um die Besteuerung der *Mittel*bauern herabzusetzen. In den nächsten Tagen wird ein entsprechendes Dekret erlassen werden. Hinsichtlich der übrigen Fragen werde ich mich unverzüglich an die betreffenden Volkskommissare wenden, und Ihr werdet Antwort bekommen.

5.IV.1919 *W. Uljanow*.“[297]

---

[296] W. I. Lenin: Ausgewählte Werke, Bd. II, S. 531. [Ebenda, S. 171]
[297] Lenin-Sammelband XXIV, S. 44, russ.

Den Brief der Skopiner Bauern versah Iljitsch mit folgendem Vermerk für seinen Sekretär: „Mich im Rat der Volkskommissare im Beisein von ***Sereda*** und *[Frumkin] Swiderski* daran erinnern. Antwort ist mit dem Volkskommissar für *Landwirtschaft* und dem Volkskommissar für *Lebensmittelversorgung* zu vereinbaren.“

Iljitsch verlangte vom gesamten Sowjetapparat, daß er sich um die Nöte der Bevölkerung kümmert.

1919 herrschte Hunger im Lande. Und gerade in dieser schweren Zeit spürte man besonders die Sorge Iljitschs um die Kinder, um deren Ernährung.

Im Mai verschlechterte sich die Versorgungslage noch mehr. In der zweiten Sitzung der Wirtschaftskommission plädierte Lenin dafür, daß man die Arbeiterkinder zusätzlich mit Lebensmitteln versorgt.

[575] Mitte Mai wurde die Lage besonders schwer. Es gab viel Getreide in der Ukraine, im Kaukasus und im Osten des Landes; Millionen von Pud Getreide lagerten dort, aber der Bürgerkrieg hatte die Verbindungen zu diesen Gebieten abgeschnitten, und die zentral gelegenen Industriegebiete hatten schwer unter dem Hunger zu leiden. Dem Volkskommissariat für Bildungswesen gingen unzählige Beschwerden zu, daß es den Kindern an Nahrung mangelte.

Am 14. Mai 1919 ging die Armee der Nordwest-Regierung zum Angriff über. Am 15. Mai war Gdow bereits in den Händen General Rodsjankos, die estnischen und finnischen Weißgardisten befanden sich im Vormarsch; es entwickelten sich Kämpfe an der Koporja-Bucht. Iljitsch machte sich große Sorgen um Petrograd. Am 17. Mai aber – und das ist charakteristisch für ihn – erließ er ein Dekret über unentgeltliche Kinderspeisung. Dieses Dekret legte fest, daß an alle Kinder bis zu vierzehn Jahren kostenlos Kindernahrungsmittel auszugeben seien, ohne Rücksicht darauf, welcher Versorgungsgruppe ihre Eltern angehörten, da es galt, die Ernährung der Kinder und die wirtschaftliche Lage der Werktätigen zu verbessern. Dieses Dekret erstreckte sich auf die großen Industriezentren in 16 nichtlandwirtschaftlichen Gouvernements.

Am 12. Juni kam die Nachricht vom Verrat der Garnison „Krasnaja Gorka“. Und an diesem Tage setzte Iljitsch seine Unterschrift unter eine Verfügung des Rates der Volkskommissare, die eine Erweiterung des Dekrets über die unentgeltliche Kinderspeisung vorsah: Die Zahl der Ortschaften wurde vergrößert, und die Altersgrenzen der Kinder auf sechzehn Jahre festgesetzt. Besonders unduldsam war Wladimir Iljitsch gegen jede Äußerung des Bürokratismus, wenn es galt, den Notleidenden zu helfen. Am 6. Januar 1919 sandte er an die Kursker Tscheka folgendes Telegramm:

„Kogan, Mitglied der Kursker Einkaufszentrale, ist unverzüglich in Haft zu nehmen, da er 120 hungernden Arbeitern aus Moskau keine Hilfe gewährte und sie mit leeren Händen [576] abziehen ließ. Die Sache ist in Zeitungen und Flugblättern zu veröffentlichen, damit alle Mitarbeiter der Einkaufszentralen und der Institutionen für Lebensmittelversorgung wissen, daß ein formales und bürokratisches Verhalten zur Sache und Unfähigkeit, hungernden Arbeitern zu helfen, strenge Bestrafung nach sich zieht – Tod durch Erschießen nicht ausgenommen.

Vorsitzender des Rates der Volkskommissare
Lenin.“[298]

Wladimir Iljitsch war stets darum besorgt, daß die Volkskommissariate engen Kontakt zu den Arbeiter- und Bauernmassen und zur Roten Armee hatten.

Ich arbeitete im Volkskommissariat für Bildungswesen, Abteilung Erwachsenenbildung, und konnte ständig beobachten, wie sehr sich Wladimir Iljitsch für die Arbeit dieser Abteilung interessierte. Zu uns kamen viele Menschen: Arbeiter, Arbeiterinnen, Bauern, Frontsoldaten, Lehrer, Parteigenossen. Die Abteilung für Erwachsenenbildung wurde faktisch zu einer Art

[298] Ebenda, S. 168.

Treffpunkt: Hierher kamen Parteigenossen, um sich nach Iljitsch zu erkundigen und von ihrer eigenen Arbeit zu berichten; Arbeiter holten sich Ratschläge, wie sie ihre propagandistische und agitatorische Arbeit besser gestalten könnten; Rotarmisten, rote Kommandeure, Arbeiter, die eng mit dem Dorf verbunden waren – sie alle fanden sich bei uns in der Abteilung ein.

Ich erinnere mich an einen Rotarmisten – einen jungen Burschen, der von der Front kam und sich darüber beschwerte, daß sie nicht die Bücher erhielten, die sie brauchten, daß Zeitungen ausblieben, daß sie keine Propagandisten hätten, und verlangte, daß mehr Propagandisten dorthin kämen. Er war natürlich nicht der einzige, der zu uns kam; es kamen viele, sehr viele. Aber an diesen temperamentvollen jungen Burschen erinnere ich mich ganz besonders.

Ein junger Frontkommandeur erzählte ganz erregt davon, wie seine Kompanie, die in irgendeiner Realschule im Westen [577] unseres Landes einquartiert war, mit der „Herren"kultur aufgeräumt hatte. Die Realschulen zählten zu den privilegierten Lehranstalten, und die Rotarmisten vernichteten alle Lehrmittel, zerrissen in kleinste Fetzen Lehrbücher und Hefte, die in der Schule zu finden waren. „Herrengut" – bezeichneten sie es. Andererseits strebten die Rotarmisten mehr denn je nach Wissen. Lehrbücher gab es nicht. Die alten Lehrbücher, die Gebete für Zar und Vaterland enthielten, wurden von den Rotarmisten vernichtet. Sie verlangten Lehrbücher, die Beziehungen zum Leben, zu ihren persönlichen Erlebnissen hatten.

Auf der Konferenz für Erwachsenenbildung, auf der Iljitsch sprach, beschlossen die Delegierten, an die Front zu gehen. Viele sind dann auch diesem Beschluß gefolgt; eine von ihnen, die Genossin Elkina – eine erfahrene Lehrerin –begab sich an die Südfront. Die Rotarmisten verlangten, daß man ihnen das Lesen und Schreiben beibringe. Elkina lehrte sie nach den Fibeln, die, wie üblich, auf analytisch-synthetischer Methode basierten. Da hieß es: „Mascha hole Wasser. Mascha wasche Nina." Und da erklärten die Rotarmisten empört: „Wie lehrst du uns denn? Was soll die Mascha? Was soll das Wasser? Wir wollen das nicht lesen!" Und da begann Elkina eine neue Fibel zusammenzustellen: „Wir sind nicht Sklaven, Sklaven sind wir nicht."

Und die Sache kam in Schwung. Die Rotarmisten lernten schnell Lesen. Das war die Methode, die Lenin immer wieder forderte: Sie hatte Beziehungen zum Leben. Es gab kein Papier für neue Lehrbücher. Das von Elkina verfaßte Lehrbuch wurde auf einem gelben Papier gedruckt. Die methodische Anleitung enthielt Hinweise der Verfasserin, wie man ohne Feder und Tinte das Schreiben erlernen könne. Man braucht sich nur daran zu erinnern, wie die Einladung zum 1. Kongreß der III. Internationale aussah – was Papier und Druck anbelangt –, und dann versteht man, warum Elkina darüber schrieb. Es war nicht so, daß die Rolle des Lehrbuches unterschätzt wurde. Die Rotarmisten machten gute Fortschritte im Lesen mit der Fibel von Elkina.

[578] „Der gewaltige Wissensdrang und der gewaltigste Bildungsfortschritt, der zumeist außerhalb der Schule erzielt wird, der riesige Bildungsfortschritt der werktätigen Massen steht außer Zweifel. Dieser Erfolg ist nicht in den Rahmen irgendwelcher Schulen zu spannen, aber er ist gewaltig"[299], sagte Iljitsch auf dem VIII. Parteitag.

Unsere Genossen Sergijewskaja, Ragosinski und andere leisteten politische Aufklärungsarbeit an der Front. Von der Front gingen uns zahlreiche Briefe zu. Ich zitiere aus dem Brief eines Leningrader Arbeiters, eines Genossen, mit dem ich vor seiner Abreise an die Front zusammen die politische Aufklärungsarbeit im Stadtbezirk organisiert hatte: „Eben habe ich die Zeitung vom 7. gelesen, die über die Eröffnung der Konferenz für Erwachsenenbildung berichtet", schrieb er. – „Ja, Nadeshda Konstantinowna, wenn man so kreuz und quer durch das ganze Sowjetland reist, so sieht man, wieviel unsere Abteilung noch zu leisten hat und wie wichtig die außerschulische Arbeit ist. Ich befürchte, daß ich keine Gelegenheit haben werde, die gesamte Arbeit der Konferenz zu verfolgen. Augenblicklich befinde ich mich auf der Station Insa und warte auf den Zug nach der Station Nurlat. Ich bin als Inspektor und Instrukteur eingesetzt

[299] W. I. Lenin: Ausgewählte Werke, Bd. II, S. 529. [LW Bd. 29, S. 169]

und habe den Auftrag, die 27. Division zu inspizieren. Es ist ein großes und vor allem neues Arbeitsgebiet, insbesondere für mich. Und die Empfehlung, die mir Wladimir Iljitsch gab, verpflichtet mich, mein Bestes zu geben. Zu dieser Empfehlung meinte ein Genosse: ‚Für diesen Brief wäre ich bereit, mein Leben hinzugeben!‘ Ich schreibe wieder, sobald ich mit meiner Arbeit fertig bin. Übermitteln Sie Wladimir Iljitsch meinen herzlichsten Gruß, und auch allen anderen Bekannten. Feldarmee, Politische Abteilung.“

Wir erhielten Briefe von der Front, es kamen Leute zu uns, und Iljitsch bat, man möchte Genossen, die mit interessanten Fragen kommen, zu ihm schicken.

Unsere Abteilung für Erwachsenenbildung schenkte der [579] Aufklärungsabteilung unter den Bauern nicht weniger Aufmerksamkeit.

Seit langem schon wurde die Frage der Propaganda unter den Bauern von Iljitsch aufgeworfen. Es ist bekannt, wie sehr er sich um die Herausgabe populärer Schriften, Artikelsammlungen und um das Erscheinen einer populären Zeitung für das Dorf („Bednota“) kümmerte.

Bereits am 12. Dezember 1918 erließ der Rat der Volkskommissare ein Dekret „Über die Mobilisierung der Lese- und Schreibkundigen und die Entfaltung der Propaganda für die Sowjetmacht“. Das Dekret verlangte, daß in allen Arbeitervierteln und insbesondere in den Dörfern alle Dekrete sowie besonders wichtige Artikel und Broschüren verlesen werden sollten. Diese Aufgabe fiel in erster Linie unserer Abteilung für Erwachsenenbildung zu. Iljitsch verlangte das nachdrücklichst von uns. Wir nahmen uns dieser Sache an, und das Vorlesen weckte den Wissensdurst. „Wir werden uns für keine Seite entscheiden, werden keiner Partei beitreten“, sagten die Bauern des Kreises Arsamas unserem Agitator, der zu ihnen gekommen war. – „Wenn wir erst mal lesen können – dann werden wir alles selbst lesen, niemand wird uns dann hinters Licht führen können.“

Auf dem VIII. Parteitag wurde eine Sektion für die Arbeit auf dem Lande geschaffen, in deren Namen Iljitsch sprach. Der Sektion gehörten 66 Delegierte an. In die Kommission zur Ausarbeitung der Thesen wurden gewählt: Sereda, Lunatscharski, Mitrofanow, Miljutin, Iwanow, Pachomow, Warejkis, Borissow und andere.

Das alles zeugt davon, welche Aufmerksamkeit die Partei dieser Frage zuwandte, welche Aufmerksamkeit Lenin ihr schenkte.

Ich weiß noch, wie aufmerksam Iljitsch zuhörte, wenn ich ihm berichtete, was wir in der Abteilung für Erwachsenenbildung über das Leben der Bauern und über ihre Einstellung zu der einen oder anderen Frage erfahren hatten.

Eines Tages erschien bei uns ein Bauer aus dem Moskauer [580] Gouvernement, um Literatur zu holen. Er war auf einem Bau beschäftigt. Er erzählte uns von den Spekulationen, die in der Zeit vor der Revolution bei Armeelieferungen gang und gäbe waren, von den großen Geschäftemachern, die sich dabei gesundstießen. Wir schickten ihn zu Anatoli Wassiljewitsch. Er kam zurück und erzählte: „Er hat mich gut aufgenommen. Ließ mich auf dem Diwan sitzen, selbst aber ging er auf und ab, und sprach so gescheit. Er gab mir Bücher. Versprach mir auch noch ansehnliche Dinge (Anschauungsmittel. *N. K.*). Ich aber fürchtete mich, sie zu nehmen. Er sagte zwar, daß sie nichts kosteten, und doch habe ich Angst, man könnte nachher diese ansehnlichen Dinge mit Steuern belegen.“ Schließlich nahm er doch allerlei Lehrmittel und Plakate mit. Er ist noch so manches Mal zu uns in die Abteilung für Erwachsenenbildung gekommen. Wir gaben ihm den Spitznamen „ansehnliche Dinge“. Es ist kennzeichnend für Iljitsch, daß er folgender Begebenheit besonderes Interesse entgegenbrachte. Derselbe Bauarbeiter erzählte, daß in seinem Dorf die Lehrerin kein Gehalt bekomme und doch die Arbeit in der Schule nicht aufgegeben habe, sie beschäftige sich noch abends mit den Erwachsenen und lehre sie lesen und schreiben. „Ansehnliche Dinge“ erzählte noch, daß er dieser Lehrerin Schuhe gekauft hätte, denn ihre alten wären schon ganz abgetragen gewesen.

1919 gab es noch viele Dörfer, die, von der Welt abgeschnitten, ein dumpfes Dasein führten. An Radio war damals noch nicht zu denken, die Bevölkerung – in ihrer Mehrheit Analphabeten (in der Heimat Iljitschs, im Gouvernement Simbirsk, waren 1919 noch 80 Prozent der Bevölkerung Analphabeten) – las keine Zeitungen, es gab sie auch nicht, es mangelte an Papier, die Zeitungen hatten ganz minimale Auflagen, ins Dorf kamen sie schon gar nicht. Der Buchversand war nicht organisiert, die Buchläden schickten der Teufel weiß was in die einzelnen Orte. Das Dorf lebte von Gerüchten, und es brannte darauf zu erfahren, was in der Welt geschah.

[581] Iljitsch hörte mir aufmerksam zu, wenn ich ihm erzählte, mit welch naiven Fragen die Bauern sich an uns wandten, wie unglaublich wenig sie über die praktischen Maßnahmen der Sowjetmacht, über ihre Struktur, über ihre eigenen Rechte und Pflichten wußten, wie unwissend das Dorf war; ich erzählte ihm von den naiven, von Unwissenheit strotzenden Briefen, die von den Schreibkundigen auf dem Dorfe in einer verschnörkelten Kanzleischrift im Auftrage der Analphabeten geschrieben wurden, wobei diese freiberuflichen Kanzleischreiber den Bauern noch ganz schönes Geld dafür abknöpften.

Ich zeigte Iljitsch diese Briefe. Mit großem Interesse sah er sie sich an. Er gab den Rat, Auskunftsbüros bei den Lesestuben und Volkshäusern einzurichten. Er hatte schon Erfahrungen auf diesem Gebiet aus der Zeit seiner Verbannung im Dorfe Schuschenskoje, als an Sonntagen Bauern aus den Nachbardörfern zu ihm kamen und sich von ihm beraten ließen. Im Dezember 1918 entwarf Iljitsch Richtlinien für die Leitung der Sowjetinstitutionen. Darin schrieb er über die Notwendigkeit, ähnliche Büros im ganzen Lande durch die verschiedensten behördlichen Stellen einzurichten. In diesem Entwurf heißt es: „Diese Auskunftsbüros müssen nicht nur alle erbetenen Auskünfte, mündliche wie schriftliche, geben, sondern auch gebührenfrei schriftliche Eingaben für Analphabeten und solche Personen aufsetzen, die nicht imstande sind, selbst eine verständliche Eingabe abzufassen.“[300]

„In jeder Sowjetinstitution muß nicht nur im Gebäude selbst, sondern auch außen, an Stellen, die für jedermann ohne Passierschein zugänglich sind, die genaue Zeit für den Publikumsverkehr bekanntgegeben werden. Die Räumlichkeiten für den Publikumsverkehr müssen so gelegen sein, daß zu ihnen freier Zutritt, unbedingt ohne jeden Passierschein, besteht.

In jeder Sowjetinstitution muß ein Buch angelegt werden, [582] in das in aller Kürze der Name des Antragstellers, der Inhalt seines Anliegens und die Weiterleitung der Sache einzutragen sind.

An Sonn- und Feiertagen müssen Sprechstunden festgesetzt werden.“[301]

Der „Entwurf von Richtlinien für die Leitung der Sowjetinstitutionen“ wurde erst 1928, zehn Jahre später, veröffentlicht; aber unsere Abteilung für Erwachsenenbildung kannte Lenins Richtlinien; auf Iljitschs Drängen machte sie sich sofort daran, Auskunftsstellen bei den Lesestuben einzurichten. Die Leiter der Dorflesestuben gewannen durch diese Arbeit Autorität und wuchsen selbst mit dieser Arbeit. Im Jahre 1919 hatten die Leiter der Lesestuben bestimmten Einfluß. Die Auskunftsarbeit war mit der Propaganda für die Sowjetmacht und mit der Propagierung der von ihr erlassenen Dekrete verbunden.

Wladimir Iljitsch dachte nicht nur an Auskunftsbüros. Am 12. April 1919 wurde ein Dekret, unterschrieben von Kalinin, Lenin und Stalin, über die Reorganisation der Staatlichen Kontrolle (Genosse Stalin war zu jener Zeit Volkskommissar für die Staatliche Kontrolle) veröffentlicht. Hierin hieß es:

„Der alte Bürokratismus ist zerschlagen, die Bürokraten aber sind geblieben. Sie haben in die Sowjetinstitutionen den Geist des Konservatoriums und des bürokratischen Schlendrians, den Geist der Mißwirtschaft und der Undiszipliniertheit mitgebracht.

---

[300] W. I. Lenin: Werke, Bd. 28, S. 356.
[301] Ebenda, S. 355.

Die Sowjetmacht erklärt, daß sie den Bürokratismus nicht dulden wird, in welcher Form er auch immer auftreten sollte, daß sie ihn aus allen Sowjetinstitutionen mit den entschiedensten Mitteln austreiben wird.

Die Sowjetmacht erklärt, daß nur die Heranziehung der breiten Massen der Bauern und der Arbeiter zur Verwaltung des Landes und die umfassende Kontrolle über die Arbeit der Verwaltungsorgane die Mängel des Apparates besei-[583]tigen, die Sowjetinstitutionen vom bürokratischen Schlamm reinigen und den sozialistischen Aufbau vorantreiben wird."

Am 4. Mai 1919 wurde ein Dekret über die Bildung eines Zentralbüros beim Volkskommissariat für die Staatliche Kontrolle zur Entgegennahme von Beschwerden und Gesuchen erlassen, am 24. Mai über die Bildung von örtlichen Abteilungen dieses Zentralbüros.

Iljitsch verlangte den entschiedensten Kampf gegen den Bürokratismus im Sowjetapparat.

Im Rußland der sechziger Jahre hatte die schöne Literatur den Bürokratismus zur Zielscheibe ihres Spottes gemacht, besonders zeichneten sich dabei die Poeten der „Iskra" (die Poeten aus dem Kreise der Tschernyschewski-Anhänger) aus. Die „Iskra"-Poeten (Kurotschkin, Shulew und andere), die den Bürokratismus in seinen vielfältigen Erscheinungsformen geißelten, den Schlendrian und die Bestechlichkeit anprangerten, hatten großen Einfluß auf unsere Generation. Die Gedichte der „Iskra"-Poeten, die verschiedensten Anekdoten über den Bürokratismus bildeten eine eigenartige Intellektuellen-Folklore der sechziger Jahre. Anna Iljinitschna und ich dachten in den letzten Jahren des öfteren an diese Literatur; Anna Iljinitschna hatte ein fabelhaftes Gedächtnis. Im Hause Uljanow fand diese Literatur großen Anklang. Die Satire der damaligen Zeit hatte ihr Werk getan, sie hat unserer Generation geholfen, mit der Muttermilch den Haß gegen die bürokratische Ordnung einzusaugen. Den Bürokratismus mit Stumpf und Stiel auszurotten und aus dem Sowjetland zu bannen – danach strebte Iljitsch.

Wladimir Iljitsch selbst verhielt sich zu den Menschen ganz besonders aufmerksam, und ebenso aufmerksam las er die Briefe, die an ihn gerichtet waren. Die im Lenin-Sammelband XXIV veröffentlichten Dokumente sind ein beredtes Zeugnis dafür.

Viele Beschwerden erhielt Iljitsch, und er beantwortete sie persönlich.

[584] Am 22. Februar 1919 sandte Iljitsch an das Exekutivkomitee des Gouvernements Jaroslaw folgendes Telegramm:

„Der Sowjetangestellte Danilow beschwert sich, die Tscheka habe ihm drei Pud Mehl und andere Lebensmittel weggenommen, die er für seine vierköpfige Familie durch eigene Arbeit im Laufe von 1½ Jahren erworben hatte. Strengste Untersuchung ist vorzunehmen. Über das Ergebnis ist mir telegrafisch Mitteilung zu machen.

Vorsitzender des Rates der Volkskommissare
Lenin."[302]

Iljitsch telegrafierte an das Exekutivkomitee des Gouvernements Tscherepowez:

„Prüfen Sie die Beschwerde der Jefrossinja Andrejewna Jefimowa, einer Soldatenfrau aus dem Dorfe Nowosselo, Amtsbezirk Pokrowsk, Kreis Belosersk. Sie beklagt sich darüber, daß man ihr Getreide weggenommen und es in den gemeinsamen Speicher geschafft habe, obwohl ihr Mann sich schon das fünfte Jahr in Gefangenschaft befinde und ihre Familie, bestehend aus drei Personen, ihres Ernährers beraubt sei. Von den Ergebnissen der Nachprüfung und Ihren Maßnahmen bitte ich, mir Mitteilung zu machen.

Vorsitzender des Rates der Volkskommissare
Lenin."[303]

[302] Lenin-Sammelband XXIV, S. 171/172, russ.
[303] Ebenda, S. 173.

Man könnte Hunderte ähnlicher Beispiele anführen. Diese hier haben sich im Archiv des Lenin-Instituts erhalten, und wie viele haben sich nicht erhalten! Als ich im Juni 1919 für einige Monate wegfuhr, um mit dem Agitationsdampfer „Krasnaja Swesda“ Ortschaften an der Wolga und Kama zu bereisen, schrieb mir Iljitsch: „Die an Dich gerichteten Briefe, in denen manchmal um Hilfe nachgesucht wird, lese ich und bin bemüht, mein möglichstes zu tun.“ Wenn ein Mensch seine ganzen Gedanken auf irgendeine große entscheidende [585] Frage richten muß, ist es äußerst anstrengend, sich Dutzende Male am Tage den verschiedensten kleinen Fragen zuzuwenden, und es macht besonders müde. Nur auf seinen Spaziergängen oder während der Jagd pflegte Iljitsch sich völlig seinen Gedanken hinzugeben. Die Genossen erinnern sich, daß Iljitsch während der Jagd und auf Spaziergängen plötzlich, ganz unvermittelt und überraschend für sie, irgendeinen Satz aussprach, der seine Gedanken verriet, die ihn in diesem Moment beschäftigten.

So manchmal sagen die Genossen, wenn sie daran zurückdenken, wie sich Iljitsch mit „Kleinigkeiten“ abgeben mußte: „Wir haben Iljitsch zu wenig geschont, haben ihn zu viel mit Kleinigkeiten in Anspruch genommen, wir hätten ihn nicht mit all diesen kleinen Dingen beunruhigen sollen.“ Das ist wohl wahr, aber Iljitsch war der Meinung, daß auch die Kleinigkeiten Beachtung verdienen und daß man ihnen besondere Aufmerksamkeit schenken müsse, denn gerade das macht den Sowjetapparat zu einer wahrhaft demokratischen Institution, nicht zu einer formal-demokratischen, sondern zu einer proletarisch-demokratischen.

Und in gleicher Weise wie Iljitsch früher beim Aufbau der Partei durch sein eigenes Beispiel den Genossen zeigen wollte, wie man an die Fragen der Agitation, der Propaganda, der Organisation herangehen müsse, so war er jetzt, an der Spitze des Sowjetstaates stehend, bemüht, zu zeigen, wie man im Staatsapparat arbeiten, wie man jeden Bürokratismus im Staatsapparat ausrotten muß, was zu tun sei, um den Sowjetapparat den Massen nahe zu bringen und das Vertrauen der Massen zu gewinnen. In dieser Richtung ist folgendes Telegramm vom Juni 1919 an das Exekutivkomitee des Nowgoroder Gouvernements kennzeichnend:

„Bulatow ist allem Anschein nach verhaftet worden, weil er sich bei mir beschwert hat. Ich erkläre warnend, daß ich dafür die Vorsitzenden der Gouvernementsexekutivkomitees, der Tscheka und die Mitglieder der Exekutivkomitees verhaf-[586]ten lassen und mich für ihre Erschießung einsetzen werde. Warum ist meine Anfrage nicht sofort beantwortet worden?

Vorsitzender des Rates der Volkskommissare
Lenin.“[304]

Iljitsch war ebenso bemüht, jeden Bürokratismus innerhalb des Apparates selbst auszurotten; er verlangte aufmerksames Verhalten zu jedem einzelnen Mitarbeiter, genaue Kenntnis der Menschen, die in den einzelnen Institutionen arbeiteten, Hilfe in der Arbeit und die Schaffung entsprechender Arbeitsbedingungen. Iljitsch erkundigte sich ständig nach meinen Mitarbeitern, er kannte sie, gab mir Ratschläge, wie ich den einen oder andern am besten einsetzen könnte. Er interessierte sich stets dafür, wie ich für sie sorge, wie es um ihre Ernährung bestellt sei, wie es ihren Kindern ging. Manchmal stellte es sich heraus, daß er meine Mitarbeiter, obwohl er sie nie gesehen hatte, gründlicher erforscht hatte und besser kannte als ich.

Es gibt eine ganze Reihe von Notizen und Aufzeichnungen, die darüber Aufschluß geben, wie sehr sich Iljitsch um die Arbeiter seines Apparates kümmerte.

Am 8. März, in der Sitzung des Rates der Volkskommissare, schrieb er dem Sekretär bezüglich des Mitgliedes des Kollegiums des Statistischen Zentralamtes, Chrjaschtschowa, folgendes:

„Wenn Chrjaschtschowa weit wohnt und den Weg zu Fuß zurücklegen muß, so ist sie zu bedauern.

[304] Ebenda, S. 179.

Bringen Sie ihr bei Gelegenheit taktvoll bei, daß sie an den Tagen, wo es keine besonderen statistischen Arbeiten gibt, früher nach Hause gehen oder sogar ganz wegbleiben kann.“[305]

Besonders sorgte sich Iljitsch um die materielle Lage der Mitarbeiter. Es gab eine Zeit, da hatten die verantwortlichen Mitarbeiter und ihre Familien nicht genug zu essen. Es stellte [587] sich heraus, daß A. D. Zjurupa, Markow aus dem Volkskommissariat für Verkehrswesen und andere Hunger litten.

Am 8. August 1919 richtete Wladimir Iljitsch an das Orgbüro des Zentralkomitees einen Brief:

„Habe eben noch aus *zuverlässiger* Quelle erfahren, daß die Kollegiumsmitglieder *hungern* (z. B. Markow im Volkskommissariat für Verkehrswesen u. a.). Verlange aufs energischste, daß das ZK 1. dem Zentralexekutivkomitee Anweisung gibt, allen Kollegiumsmitgliedern (und denen, die eine *ähnliche* Stellung bekleiden) eine einmalige Beihilfe in Höhe von 5.000 Rubeln zu gewähren;

2. sie alle sind für dauernd in die *Höchstgruppe* eines Spezialisten einzustufen.

Es steht doch wahrhaftig sonst übel: hungern selbst und dazu ihre Familien!!

100–200 Menschen müssen zusätzliche Rationen erhalten.“[306]

Ende April begann der Umschwung an der Ostfront. Die Rote Armee ging zum Angriff über. Sie entriß Ufa und eine Reihe anderer Städte den Weißen und befand sich im Vormarsch auf Jekaterinburg und Perm. Ende Juni wurde der Dampfer „Krasnaja Swesda“ zu Agitationszwecken ausgerüstet. Er sollte die Wolga und die Kama entlangfahren, bis es möglich würde, wieder die Wolga abwärtszufahren, und die einzelnen von den Weißen befreiten Ortschaften anlaufen, sobald es der Verlauf des Kampfes gestattete. Der Dampfer „Krasnaja Swesda“ hatte die Aufgabe, in diesen Ortschaften zu agitieren, die auf dem XIII. Parteitag beschlossene Linie durchzuführen und die Sowjetmacht überall zu festigen. Auf dem Dampfer gab es Filmvorführungen, eine Druckerei, Radio, eine große Anzahl von Büchern. Auf dem Dampfer befanden sich Vertreter zahlreicher Kommissariate und der Gewerkschaften (ich war vom Volkskommissariat für Bildungswesen).

Vor der Abreise unterhielt ich mich lange mit Iljitsch darüber, was zu tun sei und welche Hilfe die Bevölkerung [588] benötige, welche Fragen in den Mittelpunkt gestellt werden müßten, worauf das besondere Augenmerk zu richten sei. Iljitsch wäre am liebsten selbst mitgefahren, aber er konnte ja seine Arbeit keinen Augenblick verlassen. Wir haben uns die ganze Nacht vor meiner Abreise unterhalten. Iljitsch brachte uns an die Bahn und bat, ihm regelmäßig zu schreiben und ihn über die direkte Leitung zu unterrichten. Ich bin mit dem Dampfer die Wolga und die Kama entlanggefahren bis nach Perm.

Vor jeder Anlegestelle berieten wir gemeinsam, was zu machen sei, worauf es besonders ankäme; sobald wir den Ort verließen, berichteten wir über die geleistete Arbeit, tauschten unsere Eindrücke aus. Mir hat diese Reise sehr viel gegeben. Ich hatte Iljitsch eine Menge zu erzählen, und mit welchem Interesse hörte er mir zu, welche Aufmerksamkeit schenkte er jeder Kleinigkeit!

Wir hielten während unserer Reise unzählige Meetings ab, sprachen vor Tausenden von Menschen in den Versammlungen des Bondjush-Werks, des Wotkin-Werks, in Motowilicha, in Kasan, Perm, Tschistopol, Werchnije Poljani und anderen. Unserer Dampferzeitung zufolge bin ich 34mal in Versammlungen aufgetreten. Ich bin keine Rednerin, aber ich habe vor Arbeitern und Arbeiterinnen, vor Rotarmisten und Bauern darüber gesprochen, was sie beschäftigte, ihnen naheging, sie interessierte. Überall dort, wo die Weißen gewesen waren, lebte in der Bevölkerung grenzenloser Haß ihnen gegenüber. Nie werde ich die Versammlung im Wotkin-Werk vergessen; hier hatten die Weißen fast alle Jugendlichen, „die verfluchte bolschewistische

[305] Ebenda, S. 287.
[306] Ebenda, S. 317.

Brut“, wie sie sie nannten, erschossen. Und alle Versammlungsteilnehmer – es war eine tausendköpfige Menschenmenge versammelt – schluchzten laut, als wir das Lied „Unsterbliche Opfer ...“ sangen. Es gab kaum eine Familie, die nicht einen Jugendlichen zu beklagen hatte. Auch die Schilderungen der Bevölkerung des Kamagebiets – es waren vorwiegend Mittelbauern –, wie Partisaninnen und Lehrerinnen zu Tode geprügelt wurden, ihre Berichte über [589] die ungeheuren Gewalttaten und zahllosen Vergewaltigungen werde ich nie vergessen.

Das Volk war noch rückständig und unwissend: Die Bäuerinnen trauten sich nicht, die Kinder in die Krippe zu geben. Unter der Lehrerschaft wurde eine wüste Hetze gegen die Sowjetmacht getrieben. Ich war Zeugin einer solchen Agitation in Tschistopol. Doch die Verbundenheit der Dorfschullehrer und -lehrerinnen mit der Bauernmasse, mit der Masse der Arbeiter veranlaßte viele von ihnen, mit den Bauern und mit den Arbeitern zu gehen. Im Ishewsker Werk waren von 96 Ingenieuren 95 mit Koltschak geflüchtet. Die Frau eines Ingenieurs, eine ehemalige Mitschülerin von mir am Gymnasium, war hier als Lehrerin tätig; sie war ihrem Mann nicht gefolgt, sondern war bei den Roten geblieben. „Wie sollte ich die Arbeiter verlassen?“ sagte sie mir beim Wiedersehen.

Die damaligen Spitzen der Intelligenz gingen mit den Weißen, traten auf die Seite Koltschaks; unsere Hauptagitatoren waren Arbeiter, Arbeiterinnen und Rotarmisten. Sie standen den Massen sehr nahe. Bei der 2. Armee gab es einen sehr eigenartigen Agitator: bis zur Oktoberrevolution war er Pope, und nach der Oktoberrevolution agitierte er für die Bolschewiki. Auf einem von 5.000 Rotarmisten besuchten Meeting in Perm sprach er von der Verbundenheit der Sowjetmacht mit den Massen: „Die Bolschewiki – das sind die Apostel von heute.“ – „Und wie steht es mit der Taufe?“ fragte ihn ein Rotarmist. „Um darauf ausführlich einzugehen, braucht man zwei Stunden; um es aber kurz zu sagen – es ist der reinste Schwindel!“ antwortete er. Sehr überzeugend sprachen die roten Kommandeure, die aus der Arbeiterschaft hervorgegangen waren. ich berichtete Iljitsch von diesen Meetings und gab ihm die Worte eines Kommandeurs wieder: „Sowjetrußland ist unbesiegbar wegen seiner Quadratur und Ausdehnung.“ Wir lachten darüber; aber später, nach dem Sturz der Ungarischen Republik, meinte Iljitsch, daß der Kommandeur eigentlich Recht hatte: Während des Bürgerkrieges hatten wir Raum genug, um uns zurückzuziehen.

[590] In Jelabug besuchte mich auf dem Dampfer der Genosse Asin – ein roter Kommandeur. Seiner Abstammung nach war er Kosak, er kannte keine Gnade gegenüber den Weißen und den Überläufern und zeichnete sich durch beispiellose Kühnheit aus. Mit mir sprach er in der Hauptsache von seiner Sorge um die Rotarmisten. Die Rotarmisten liebten ihren Kommandeur. In diesem Jahr erhielt ich von einem im Kampf gegen Koltschak unter seinem Kommando stehenden Rotarmisten einen Brief. Aus jeder Zeile dieses Briefes spricht die heiße Liebe zu Asin! Vor kurzem erzählte mir das Mitglied des Zentralexekutivkomitees Genosse Pastuchow davon, wie Asin mit einer Abteilung roter Reiter, die ihren Pferden rote Bänder in die Mähnen geflochten hatte, in das damals von den Weißen besetzte Ishewsk eindrang und um das Gefängnis kämpfte, wo die zum Tode Verurteilten saßen (darunter der 70jährige Vater von Pastuchow und sein jüngster, 11jähriger Bruder; zwei andere Brüder Pastuchows waren an der Front gefallen). Später fiel Genosse Asin im Gebiet der Unteren Wolga den Weißen in die Hände und wurde von ihnen zu Tode gemartert.

Von großer Bedeutung war die Agitationsreise des Kämpfers „Krasnaja Swesda“ in Tatarien, wo die Bevölkerung aus allen Kräften die Sowjets unterstützte.

Ausführlich fragte mich Wladimir Iljitsch über alles aus; besonders interessierte ihn das, was ich von der Roten Armee erzählen konnte, von der Stimmung der Bauern, von der Stimmung der Tschuwaschen und der Tataren, von dem wachsenden Vertrauen der Massen zur Sowjetmacht.

Die zweite Hälfte des Jahres 1919 war noch schwerer als die erste. Besonders schwer waren die Monate September, Oktober und der Anfang November. Der Bürgerkrieg breitete sich aus.

Koltschak war geschlagen, aber die Weißen hatten sich zum Ziel gesetzt, Moskau und Petrograd – die Zentren der Sowjetmacht, zu erobern. Vom Süden drang Denikin vor, dem es gelungen war, wichtige Punkte in der Ukraine zu [591] besetzen; vom Westen marschierte Judenitsch auf Petrograd und war schon fast bis an die Tore der Stadt vorgedrungen. Die Erfolge der Weißen ermutigten die Feinde, die sich verborgen hielten. Ende November wurde in Petrograd eine konterrevolutionäre Organisation aufgedeckt, die mit Judenitsch in Verbindung stand und von der Entente finanziell unterstützt wurde.

Solange Denikin und Judenitsch siegreich waren, erhielt Wladimir Iljitsch unzählige anonyme Briefe, die Schmähungen, Drohungen und Karikaturen enthielten. Die Intelligenz schwankte noch; auf die Seite der Sowjetmacht waren nur die Fortschrittlichsten unter ihnen, mit Timirjasew an der Spitze, übergegangen. Die Anarchisten hatten am 25. September mit Unterstützung der Sozialrevolutionäre im Gebäude des Moskauer Komitees der KPR (B) in der Leontjewski-Gasse eine Bombenexplosion ausgelöst, der eine Reihe unserer Genossen zum Opfer gefallen war.

Ringsum wüteten Hunger und Not. Die Rote Armee mußte gestärkt werden und ihr Kampf geist erhalten bleiben; es mußten Pläne für die Kriegsfront durchdacht, die Versorgung der Roten Armee, des Hinterlandes und der Arbeiterzentren mit Brot gesichert werden; eine breite Aufklärungs- und Agitationsarbeit war zu leisten; es galt, den ganzen Verwaltungsapparat auf neue Weise aufzubauen – nicht auf alte Weise, nicht bürokratisch, sondern auf neue Weise, auf sowjetische Weise –, neue Kader mußten ausgewählt und geschult werden, in jede Kleinigkeit mußte man eindringen.

Die Siegeszuversicht verließ Iljitsch keinen Augenblick, doch arbeitete er von früh bis spät, und die großen Sorgen raubten ihm den Schlaf. Wie oft sprang er mitten in der Nacht auf, ging ans Telefon, um zu prüfen, ob die eine oder andere Anordnung durchgeführt worden war, oder es kam ihm in den Sinn, noch irgendein zusätzliches Telegramm abzusenden. Tagsüber war er kaum zu Hause, die meiste Zeit verbrachte er in seinem Arbeitszimmer: immerzu empfing er Leute. In dieser heißen Zeit sah ich ihn weniger als sonst, wir [592] machten kaum noch Spaziergänge, ich genierte mich, ihn ohne triftigen Grund in seinem Arbeitszimmer aufzusuchen: Ich wollte ihn nicht bei der Arbeit stören.

Die Getreidefrage war der wundeste Punkt. Unter den Bedingungen der damaligen Zeit, den Bedingungen einer zersplitterten kleinbürgerlichen Wirtschaft, der maßlosen Spekulation, war es einfach unmöglich, die notwendige Getreidemenge aufzukaufen. Eine bestimmte Planmäßigkeit auf diesem Gebiete mußte erreicht werden, eine Reihe obligatorischer Gesetze eingeführt und für die Durchführung dieser Aktion die geeigneten Menschen mobilisiert werden. Und es war kein Zufall, daß am 17. Januar 1919 Alexander Dmitrijewitsch Zjurupa zum Volkskommissar für Ernährungswesen ernannt wurde. Wir kannten ihn schon seit langem, ich war mit ihm zusammen in der Verbannung in Ufa.

Sein Vater war ein kleiner Angestellter (Sekretär der Stadtverwaltung) in Aljoschki, im Taurischen Gouvernement. Alexander Dmitrijewitsch wurde 1870, im gleichen Jahr wie Wladimir Iljitsch, geboren. Die Familie bestand aus acht Personen, der Vater schied früh aus dem Leben, die Mutter verdiente mit Nähen den Lebensunterhalt, Alexander Dmitrijewitsch selbst gab schon in seinen frühen Jugendjahren Privatstunden. Er besuchte die Volksschule, dann die städtische Schule und eine landwirtschaftliche Fachschule. Er war von Beruf Agronom, kannte sich gut in der Landwirtschaft aus, und auch das Leben der Bauern war ihm vertraut. 1893 kam er erstmalig als Revolutionär ins Gefängnis, 1895 erfolgte seine zweite Verhaftung. Von 1897 an arbeitete er als Statistiker in Ufa. Dort gehörte er einer Gruppe von Sozialdemokraten an, die eine rege Tätigkeit unter den Eisenbahnarbeitern und den Arbeitern der im Umkreis befindlichen Betriebe entwickelte; wir haben damals zusammen diese Arbeit geleistet. In Ufa traf er zweimal mit Iljitsch zusammen, der mich hier besuchte; danach blieben wir die ganze Zeit im Briefwechsel. Zjurupa schrieb für die „Iskra“. Wir kannten ihn als einen überzeugten, leidenschaftlichen

Revolutionär. [593] Im Jahre 1901 organisierte er in Charkow den Streik anläßlich des 1. Mai, 1902 arbeitete er in Tula in der gleichen Gruppe, der Sofja Nikolajewna Smidowitsch und Weressajew, der Bruder Lunatscharskis, angehörten. 1902 wurde Alexander Dmitrijewitsch in Samara verhaftet, 1905 arbeitete er wieder in Ufa.

1914 begann Alexander Dmitrijewitsch wieder aktiv an der revolutionären Arbeit der Bolschewiki teilzunehmen. Iljitsch, der ein guter Menschenkenner war, schätzte Alexander Dmitrijewitsch sehr. Zjurupa war ein außerordentlich bescheidener Mensch, kein Redner, auch kein Schriftsteller, aber dafür ein ausgezeichneter Organisator, ein Mann der Praxis, der seine Sache verstand und das Dorf gut kannte. Zugleich war er ein hervorragender Revolutionär, der keine Schwierigkeiten fürchtete, ganz in der Arbeit aufging und sich völlig dem Kampf für die Sache hingab, deren Bedeutung er bis ins Letzte erkannt hatte. Er arbeitete unter Iljitschs Anleitung, der ihn schätzte, um seine Gesundheit und um seine Erholung besorgt war. Wenn Iljitsch ihn müde und abgearbeitet sah, rügte er ihn – halb im Scherz, halb im Ernst –, daß er das „Staatseigentum“ (so bezeichneten wir in unserem Hausjargon die der Sache ergebenen Kommunisten) nicht genügend hüte. Iljitsch liebte Alexander Dmitrijewitsch auch als guten Kameraden.

Die Ernährungspolitik der Sowjetmacht bestand damals in der Schaffung des Getreidemonopols, das heißt in der Unterbindung jedes freien Handels mit Getreide; alle Überschüsse an Getreide waren dem Staat zu festen Preisen abzuliefern, keinerlei Überschüsse durften verheimlicht, alle Überschüsse mußten genau erfaßt werden, und das Getreide mußte nach vorherigen genauen Berechnungen aus den Überschußgebieten in die Gebiete, die Mangel litten, transportiert werden; es mußten Vorräte an Getreide für den Verbrauch und für die Aussaat sichergestellt werden. Im Grunde genommen handelte es sich hierbei um eine Teilaufgabe der Planwirtschaft, der sozialistischen Wirtschaft, aber die Maßnah-[594]men mußten unter Bedingungen durchgeführt werden, da die Umgestaltung der Wirtschaft noch nicht Vollzogen war und die Bauernwirtschaft auf Einzelwirtschaften basierte.

Am 29./30. Juli 1919 tagte eine vom Moskauer Sowjet und dem Moskauer Gewerkschaftsrat einberufene Konferenz der Fabrikkomitees, der Vertreter der Gewerkschaftsleitungen, der Vertrauensleute der Zentralen Moskauer Arbeitergenossenschaft und des Rates der Gesellschaft „Kooperation“ zur Gründung einer einheitlichen Konsumgenossenschaft in Moskau. Auf der Konferenz waren auch Menschewiki vertreten sowie Verfechter einer unabhängigen Genossenschaft. Am 30. Juli sprach Iljitsch auf dieser Konferenz: Er wünschte der Konferenz Erfolg in ihrer Arbeit, betonte aber nachdrücklich, daß alles davon abhängt, ob es uns gelingen wird, im Bürgerkrieg zu siegen und die Umgestaltung der gesamten Gesellschaftsordnung vorzunehmen, denn nur die neue Ordnung wird die Genossenschaft auf den richtigen Weg bringen.

Er sprach davon, daß die sozialistische Oktoberrevolution erst vor zwanzig Monaten stattfand und daß es in dieser Zeit natürlich nicht möglich gewesen sei, die alte Ordnung auf neue Weise umzugestalten. Iljitsch sprach davon, daß man nicht nur mit den alten Einrichtungen Schluß machen, nicht nur gegen die Gutsbesitzer und Kapitalisten kämpfen müsse, daß es auch gelte, alle Lebensgewohnheiten zu überwinden, die unter dem Kapitalismus, unter den Bedingungen der kleinbäuerlichen Wirtschaft entstanden sind, Gewohnheiten, die im Laufe von Jahrhunderten in jeden Kleineigentümer eingegangen sind.

Jetzt, da die Kolchosordnung zur herrschenden Wirtschaftsform geworden ist, wird jedem klar, was Lenin damals gemeint hat: Er sprach von der Ablösung der Einzelwirtschaft durch die kollektive Wirtschaft. Er sprach davon, daß die letzte entscheidende Schlacht zwischen dem Kapitalismus und dem Sozialismus im Gange sei und daß nur der Sieg des Sozialismus für immer Hunger, Ausbeutung und Bereiche-[595]rung des einen auf Kosten des anderen beseitigen könne. Er sprach davon, daß die Bolschewiki jetzt den sozialistischen Weg der Getreidebeschaffung zur Versorgung der Roten Armee und der Arbeiterbevölkerung beschritten haben. Im ersten Jahr gelang es nur, 30 Millionen Pud Getreide zu beschaffen.

„Im folgenden Jahr“, sagte Iljitsch, „haben wir über 107 Millionen Pud beschafft, obgleich wir uns sowohl in militärischer Beziehung als auch in bezug auf den freien Zugang zu den getreidereichsten Gebieten in diesem zweiten Jahr in schwierigeren Verhältnissen befanden, denn nicht nur Sibirien, sondern auch die Ukraine sowie ein großer Teil des fernen Südens waren für uns unzugänglich geworden. Trotzdem hat sich, wie Sie sehen, unsere Getreidebeschaffung verdreifacht. Vom Standpunkt der Arbeiten des Ernährungsapparates ist das ein großer Erfolg. Aber vom Standpunkt der Sicherstellung von Getreide für die nichtlandwirtschaftlichen Gebiete ist das sehr wenig, denn wie eine genaue Untersuchung der Ernährungsverhältnisse in diesen nichtlandwirtschaftlichen Gebieten, insbesondere der Arbeiterbevölkerung in den Städten, zeigt, bekommen die Arbeiter im Frühjahr und im Sommer dieses Jahres in den Städten nur annähernd die Hälfte der Lebensmittel vom Kommissariat für Ernährungswesen, während sie das übrige auf dem freien Markt, auf der Sucharewka und bei den Spekulanten aufzutreiben gezwungen sind, wobei der Arbeiter für die erste Hälfte ein Zehntel seiner Gesamteinkünfte, für die zweite aber neun Zehntel bezahlt. Die Herren Spekulanten nahmen, wie das zu erwarten war, dem Arbeiter das Neunfache des Preises, den der Staat für das beschaffte Getreide nimmt. Nimmt man diese genauen Angaben über unsere Ernährungslage, dann werden wir sagen müssen, daß wir zur Hälfte, mit einem Bein, im alten Kapitalismus stehen und nur zur Hälfte uns mit Mühe aus diesem Morast, aus diesem Sumpf der Spekulation herausgearbeitet und den *Weg einer wirklich sozialistischen Getreidebeschaffung* (von mir hervorgehoben. *N. K.*) beschritten haben, wo [596] das Getreide aufgehört hat, eine Ware zu sein, aufgehört hat, ein Spekulationsobjekt sowie Ursache für Zank, für Kampf und für die Verelendung vieler zu sein.“[307] Und weiter führte Lenin aus:

„Jetzt ist der entscheidende und letzte Kampf gegen den Kapitalismus und gegen den freien Handel im Gange, und wir fechten jetzt die allerwichtigste Schlacht zwischen Kapitalismus und Sozialismus aus. Wenn wir in diesem Kampf siegen werden, dann wird es schon keine Rückkehr zum Kapitalismus und der früheren Macht, zu all dem, was früher war, mehr geben.“[308]

1919 hat Iljitsch in vielen Reden und Ansprachen den Arbeitern und Arbeiterinnen, den Bauern und Rotarmisten den Sinn und das Wesen der Ernährungspolitik der Sowjetmacht klargemacht, er sprach von der kollektiven Wirtschaft. Das Leben hat die Richtigkeit des von ihm vorgezeichneten Weges bestätigt.

Iljitsch machte sich ständig Gedanken, nicht nur über die Versorgung der Roten Armee mit Brot, sondern auch, wie man den Zusammenschluß der Roten Armee und ihre Disziplin festigen könne. Für das sicherste Mittel hielt Iljitsch die Einbeziehung von Arbeitern in die Rote Armee, die ihrer Zusammensetzung nach eine bäuerliche war. Eben darum entbot er flammende Größe den Petrograder und Moskauer Arbeitern, die sich an die Front begaben, in das Gewühl des Kampfes. Auf die Arbeiter setzte er seine Hoffnungen und maß ihrer Beförderung auf verantwortliche Posten – als Arbeiterkommissare und rote Kommandeure – große Bedeutung bei. Er rief die Rotarmisten zu größter Wachsamkeit auf. In seinem „Brief an die Arbeiter und Bauern anläßlich des Sieges über Koltschak“ führte Iljitsch folgendes aus:

„... die Gutsbesitzer und Kapitalisten sind nicht vernichtet und geben sich nicht besiegt: Jeder vernünftige Arbeiter [597] und Bauer sieht, weiß und begreift, daß sie nur geschlagen sind und sich versteckt, verkrochen und sehr häufig mit sowjetischer ‚Schutzfarbe‘ übertüncht haben. Viele Gutsbesitzer haben sich in die Sowjetwirtschaften, die Kapitalisten als Sowjetangestellte in die verschiedenen ‚Hauptverwaltungen‘ und ‚Zentralstellen‘ eingeschlichen; auf Schritt und Tritt lauern sie auf die Fehler der Sowjetmacht, auf ihre Schwächen, um sie zu Fall zu bringen und heute den Tschechoslowaken, morgen Denikin zu helfen.

Man muß aus allen Kräften diese Räuber, diese sich versteckenden Gutsbesitzer und Kapitalisten aufspüren und abfassen, sie in *allen* ihren *Maskierungen* entlarven und schonungslos

[307] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 29, S. 481/482, russ.
[308] Ebenda, S. 487.

bestrafen; denn das sind die ärgsten Feinde der Werktätigen, die geschickt, kenntnisreich, erfahren sind, die geduldig den günstigen Augenblick für eine Verschwörung abwarten; das sind Saboteure, die vor keinem Verbrechen haltmachen, um der Sowjetmacht zu schaden. Mit diesen Feinden der Werktätigen, mit den Gutsbesitzern, den Kapitalisten, den Saboteuren, den Weißen muß man erbarmungslos sein.

Aber um sie abfassen zu können, muß man geschickt, vorsichtig, klassenbewußt sein, muß man auf die geringste Unordnung, die geringste Abweichung von der gewissenhaften Befolgung der Gesetze der Sowjetmacht auf das genaueste achten. Die Gutsbesitzer und Kapitalisten sind stark nicht nur durch ihre Kenntnisse und ihre Erfahrung, nicht nur durch die Hilfe der reichsten Länder der Welt, sondern auch durch die Macht der Gewohnheit und die Unwissenheit der breiten Massen, die wie in der ‚althergebrachten' Art leben möchten und die Notwendigkeit, die Gesetze der Sowjetmacht streng und gewissenhaft zu befolgen, nicht begreifen."[309]

Diese Aufforderung zur Wachsamkeit schreckte viele. Nicht selten wurde Iljitsch berichtet, wie Rotarmisten mit irgendeinem tüchtigen Kommandeur abrechneten, nur weil er vornehmer Abstammung war oder einen ihnen nicht [598] genehmen Befehl erteilte, oder einer anderen Nichtigkeit willen. Andere wieder berichteten mit einem Spötteln, aus dem herauszuhören war: „So sehen eure liebenswerten Rotarmisten aus!"

Gewiß mangelte es nicht an Fällen, wo Beschuldigungen zu Unrecht erhoben wurden und nicht gegen diejenigen gerichtet waren, die es verdienten. Der Mangel an Wissen, das alte Kleineigentümerkriterium, das die richtige Beurteilung dessen, was gut und schlecht war, erschwerte, und die anarchische Einstellung zu einer Reihe von Fragen hinderten daran, die Dinge richtig zu erkennen. Und Iljitsch verlangte von uns, den Bildungsarbeitern, daß wir die Schulung der erwachsenen Arbeiter, der Bauern und Rotarmisten auf eine breitere Basis stellten, daß wir zu dieser Arbeit nicht formal, nicht bürokratisch herangingen, es käme darauf an, den Gesichtskreis der Schüler zu erweitern, dafür zu sorgen, daß die gesamte Schulung vom Geiste der Parteilichkeit durchdrungen sei. Er verlangte, daß mit allen Mitteln denjenigen der Zugang zu den Hochschulen ermöglicht würde, denen bisher der Weg zum Studium versperrt geblieben war.

Im Jahre 1919 wurden eine Reihe von Verordnungen erlassen, die allen den Zugang zu den Hochschulen ermöglichten, es wurden Arbeiterfakultäten gegründet, zahllose Kurse für Arbeiter eingerichtet; im gleichen Jahr wurde die erste Schule für Sowjet- und Parteifunktionäre organisiert.

Wenn man zu Iljitsch kam – Ende 1919 sah er sehr schlecht aus (es ist noch ein Foto aus dieser Zeit erhalten geblieben: er ist gerade auf dem Wege zu einem Kursus, und da sieht man, wie angegriffen er aussah) –, machte er einen müden, sorgenvollen Eindruck. Wenn ich zu ihm kam, schwieg er. Ich wußte, daß ich ihn zum Sprechen bewegen und einen Stimmungsumschwung bei ihm hervorrufen konnte, wenn ich ihm etwas Charakteristisches aus dem Leben der Schüler der Arbeiterfakultät oder aus dem Leben der Parteischule erzählte. Und es gab genug zu erzählen. Er interessierte sich besonders dafür, wie das Bewußtsein der Menschen wuchs und wie [599] sie immer mehr Verständnis für die Aufgaben bekamen, die vor ihnen standen. Über dieses Thema haben wir viel miteinander gesprochen.

In der Zeit vom 10. bis 17. August wurde in Petrograd die „Woche der Partei" durchgeführt. Gleichzeitig wurde entsprechend dem Beschluß des VIII. Parteitages eine „Neuregistrierung" der Parteimitglieder vorgenommen, die sich bis Ende September hinzog. Vom 8. bis 15. Oktober wurde die „Woche der Partei" in Moskau durchgeführt.

Am 11. Oktober schreibt Wladimir Iljitsch den Artikel „Der Staat der Arbeiter und die Woche der Partei", in dem die Ansichten Iljitschs über die Partei, darüber, wie der neue, der

[309] W. I. Lenin: Ausgewählte Werke, Bd. II, S. 612/613. [LW Bd. 29, S. 548]

Sowjetapparat aussehen müsse und wie wichtig es sei, zur Arbeit im Apparat möglichst viele Kräfte aus den Reihen der Arbeiter und der werktätigen Bauern heranzuziehen, besonders deutlich zum Ausdruck kommen.

„Die Woche der Partei in Moskau“, schrieb Lenin in diesem Artikel, „ist mit einer schweren Zeit für die Sowjetmacht zusammengefallen. Die Erfolge Denikins haben zu einer maßlosen Verstärkung von Verschwörungen seitens der Gutsbesitzer, Kapitalisten und ihrer Freunde geführt, zu einer Verstärkung der krampfhaften Anstrengungen der Bourgeoisie, Panik zu stiften und mit allen Mitteln die Festigkeit der Sowjetmacht zu untergraben. Die schwankenden, wankelmütigen, unaufgeklärten Spießer und mit ihnen die Intellektuellen, die Sozialrevolutionäre und die Menschewiki sind, wie üblich, noch wankelmütiger geworden und haben sich als erste von den Kapitalisten ins Bockshorn jagen lassen.

Ich aber halte dafür, daß das Zusammenfallen der Woche der Partei in Moskau mit einem schwierigen Moment für uns eher von Vorteil ist, denn es ist nützlicher für die Sache. Wir brauchen die Woche der Partei nicht einer Parade wegen. Parademitglieder der Partei brauchen wir nicht mal geschenkt. Die einzige Regierungspartei in der Welt, die nicht für eine Vergrößerung ihrer Mitgliederzahl Sorge trägt, sondern für die Steigerung ihrer Qualität, für die Reinigung der Partei [600] von denjenigen, die sich an sie ‚angebiedert‘ haben, ist unsere Partei, die Partei der revolutionären Arbeiterklasse. Wir haben mehr als einmal eine Umregistrierung der Parteimitglieder durchgeführt, um diejenigen, die sich ihr ‚angebiedert‘ hatten, herauszujagen, damit nur diejenigen in der Partei bleiben, die klassenbewußt und dem Kommunismus ehrlich ergeben sind. Wir haben sowohl die Mobilmachung für die Front als auch die Subbotniks benutzt, um die Partei von denen zu säubern, die lediglich die Vorteile der Lage von Mitgliedern der Regierungspartei ‚genießen‘ wollen, die die Lasten der aufopferungsvollen Arbeit zum Nutzen des Kommunismus nicht tragen wollen.

Und heute, wo eine verstärkte Mobilmachung für die Front durchgeführt wird, ist die Woche der Partei deswegen gut, weil sie demjenigen, der sich anbiedern möchte, keine Verlockungen bietet. Wir rufen in die Partei in großer Zahl nur die einfachen Arbeiter und die armen Bauern, den bäuerlichen Arbeitsmann, *nicht aber* den bäuerlichen Spekulanten. Diesen einfachen Mitgliedern bieten und geben wir keinerlei Vorteile auf Grund ihrer Aufnahme in die Partei. Im Gegenteil, den Parteimitgliedern obliegt heute eine Arbeit, die schwerer und gefährlicher ist als gewöhnlich. Desto besser. Es werden in die Partei nur aufrichtige Anhänger des Kommunismus kommen, nur gewissenhaft dem Arbeiterstaat ergebene Menschen, nur ehrliche Werktätige, nur wirkliche Vertreter der unter dem Kapitalismus unterdrückten Massen. Nur solche Parteimitglieder brauchen wir auch.

Nicht der Reklame wegen, sondern für ernsthafte Arbeit brauchen wir neue Parteimitglieder. Und sie rufen wir in die Partei. Den Werktätigen öffnen wir weit ihre Tore.“[310]

Und weiter wiederholte Iljitsch das, was er bereits bei der Beisetzung Jakow Michailowitsch Swerdlows gesagt hatte, und zwar, daß es unter den Arbeitern und Bauern sehr viele Menschen mit organisatorischen und administrativen Fähigkeiten gibt. An sie richtete er seinen Ruf, am sozialistischen [601] Aufbau teilzunehmen: „Seid ihr ehrliche Anhänger des Kommunismus, dann nehmt diese Arbeit kühner in Angriff, fürchtet nicht ihre Neuheit und Schwierigkeit, laßt euch nicht von den alten Vorurteilen irremachen, als ob zu dieser Arbeit nur derjenige imstande wäre, der den offiziellen Ausbildungsgang durchgemacht hat.“[311]

Am Schluß des Artikels heißt es: „Die Masse der Werktätigen ist für uns. Darin liegt unsere Stärke. Das ist die Quelle der Unbesiegbarkeit des internationalen Kommunismus.“[312]

---

[310] Ebenda, S. 617/618. [LW Bd. 30, S. 47]
[311] Ebenda, S. 619. [Ebenda, S. 49]
[312] Ebenda. [Ebenda]

Ständig wandte sich Iljitsch in dieser schweren Zeit in Wort und Schrift an die Arbeiter und an die Rotarmisten. Seine Worte lösten Begeisterung aus: Arbeiter aus Jaroslawl, Wladimir, Iwanowo-Wosnessensk gingen in Massen an die Front.

„Die Stärke der *Sympathie* der Arbeiter und Bauern für ihre Avantgarde war *allein* imstande, *Wunder zu vollbringen*“, schrieb Iljitsch.

„Denn es ist ein Wunder: Arbeiter, denen Hunger, Kälte, Zerrüttung und Zerstörung unerhörte Leiden auferlegten, bewahren nicht nur ihren ganzen Mut, ihre ganze Treue zur Sowjetmacht, ihre ganze Energie der Selbstaufopferung und des Heldentums, sondern nehmen, obwohl sie ganz ungeschult und unerfahren sind, die Bürde der Lenkung des Staatsschiffes auf sich! Und das in einer Zeit, da der Sturm rasende Kraft erreicht hat ...

Die Geschichte unserer proletarischen Revolution ist reich an solchen Wundern. Solche Wunder sind es, die – trotz einzelner harter Prüfungen – sicher und bestimmt zum vollen Sieg der internationalen Sowjetrepublik führen werden.“[313]

Auch die Jugend war von dem Wunsch beseelt, an die Front zu gehen. Wir, die wir auf dem Gebiet der politischen Schulungsarbeit tätig waren, gaben uns große Mühe mit der [602] ersten Schule für Sowjet- und Parteifunktionäre; wir waren bemüht, der Jugend kein formales Wissen, das Iljitsch so Verabscheute, zu vermitteln, sondern Wissen, daß sie befähigte das Zeitgeschehen zu verstehen. Wir waren überaus froh darüber, daß Iljitsch zur ersten Abschlußfeier unserer Parteischule am 24. Oktober 1919 erschienen war.

„Genossen!“ so begann Iljitsch seine Rede. „Sie wissen, daß wir heute nicht allein deswegen zusammengekommen sind, weil die meisten von Ihnen den Lehrgang der Sowjetschule absolviert haben und wir dies feierlich begehen wollen, sondern auch deswegen, weil nahezu die Hälfte aller Absolventen den Entschluß gefaßt hat, an die Front zu gehen, um den an der Front kämpfenden Truppen neue, außerordentliche und wesentliche Hilfe zu bringen.“[314]

Und nachdem Iljitsch ohne jede Beschönigung die schwere Lage an den Fronten geschildert hatte, fügte er hinzu: „Das ist der Grund, warum wir, obwohl es ein schweres Opfer für uns ist, Ihrem Wunsch entsprochen haben und von den Lehrgangsteilnehmern, die hier versammelt sind und für die Arbeit in Rußland notwendig gebraucht werden, Hunderte an die Front schicken.“[315]

Iljitsch schilderte den Kampf an den Fronten und kam dann auf die Arbeit zu sprechen, die den Absolventen der Parteischule bevorstand:

„Für diejenigen, die als Vertreter der Arbeiter und Bauern an die Front gehen, kann es keine Wahl geben. Ihre Losung muß sein: Tod oder Sieg. Jeder von Ihnen muß es verstehen, mit den rückständigsten, unaufgeklärtesten Rotarmisten in Kontakt zu kommen, um ihnen mit einfachen Worten, vom Standpunkt des werktätigen Menschen, die Lage zu erklären, ihnen in einer schweren Situation zu helfen, alle Schwankungen zu überwinden, und sie zu lehren, gegen die zahlreichen Erscheinungen von Sabotage, Trägheit, Betrug und Verrat zu kämpfen. Sie wissen, daß es in unseren Reihen und bei un-[603]seren Kommandeuren noch viele solcher Erscheinungen gibt. Da werden diejenigen gebraucht, die sich bestimmte wissenschaftliche Kenntnisse angeeignet haben, die politische Lage begreifen und den breiten Massen der Arbeiter und Bauern in ihrem Kampf gegen Verrat oder Sabotage helfen können. Außer persönlicher Tapferkeit erwartet die Sowjetmacht von Ihnen, daß Sie diesen Massen allseitige Hilfe leisten, daß Sie alle bei ihnen auftretenden Schwankungen beseitigen und zeigen, daß die Sowjetmacht über Kräfte verfügt, die sie in jeder schweren Situation einsetzen kann.“[316]

Die Absolventen der Parteischule rechtfertigten das in sie gesetzte Vertrauen.

---

[313] W. I. Lenin: Über den Parteiaufbau, S. 588/589. [LW Bd. 30, S. 56/57]
[314] W. I. Lenin: Werke, 4. Ausgabe, Bd. 30, S. 57, russ. [Ebenda, S. 60]
[315] Ebenda, S. 62. [Ebenda, S. 65/66]
[316] Ebenda, S. 63/64. [Ebenda, S. 67]

Die Rede Iljitschs diente uns als Richtlinie in unserer politischen Aufklärungsarbeit.

Iljitsch sprach nicht nur in Versammlungen darüber, was ihn bewegte, sondern auch zu Hause, besonders dann, wenn nahe Freunde uns besuchten. Ende 1919 kam Inès Armand oft zu uns; mit ihr unterhielt sich Iljitsch besonders gern über die Perspektiven der Bewegung. Inès' älteste Tochter war schon an der Front gewesen, während der Bombenexplosion in der Leontjewski-Gasse wäre sie beinahe ums Leben gekommen. Ich erinnere mich, daß Inès einmal mit ihrer jüngsten Tochter Warja zu uns kam. Warja war damals noch ein ganz junges Mädchen, später gehörte sie zu den treuesten Mitgliedern der Partei. Und Iljitsch hat in ihrer Anwesenheit seinen Witz spielen lassen; ich weiß noch, wie Warjuschkas Augen glänzten. Iljitsch liebte es auch, sich mit unserer damaligen Hausangestellten Olimpiada Nikanorowna Shurawljowa, der Mutter der Schriftstellerin Borezkaja, zu unterhalten. Olimpiada Nikanorowna hatte früher als einfache Arbeiterin in einem Uraler Eisenwerk gearbeitet, später als Putzfrau in der Redaktion der „Prawda". Iljitsch meinte, sie hätte einen stark ausgeprägten proletarischen Instinkt. Und wenn er in der Küche saß (er zog es aus alter Gewohnheit vor, in der Küche die Mahlzeiten einzunehmen), liebte er es, [604] mit Olimpiada Nikanorowna über die künftigen Siege zu sprechen.

Iljitsch hat sich nicht geirrt: Den zweiten Jahrestag der Sowjetmacht feierten wir mit Siegen.

Als Denikin Anfang Oktober sich Orjol näherte, wurde Genosse Stalin vom ZK der KPR (B) als Mitglied des Revolutionären Kriegsrates an die Südfront geschickt. Stalin entwarf einen neuen Angriffsplan, der vom ZK gebilligt wurde. Wladimir Iljitsch unterstützte diesen Plan voll und ganz. An der Südfront vollzog sich sehr bald ein Umschwung. Am 19. Oktober versetzte die Rote Armee den Generalen Schkuro und Mamontow bei Woronesh harte Schläge, am 20. wurde Orjol zurückerobert, am 21. leiteten die siegreichen Kämpfe bei Pulkowo die Niederlage der gegen Petrograd vorrückenden Truppen Judenitschs ein.

Zum Jahrestag der Oktoberrevolution sandte Iljitsch den Petrograder Arbeitern flammende Grüße, er schrieb für die „Prawda" den Artikel „Die Sowjetmacht und die Lage der Frau" und für die „Bednota" den Artikel „Zwei Jahre Sowjetmacht", der speziell für die Bauern gedacht war.

Am 7. November sprach Iljitsch in einer gemeinsamen Versammlung des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees, des Moskauer Sowjets, des Zentralrats der Sowjetgewerkschaften und der Fabrikkomitees über das Thema: „Zwei Jahre Sowjetmacht". Iljitsch trat nicht gerne in Festveranstaltungen auf, und seine Rede trug auch diesmal keinen agitatorischen Charakter: Es war eine durch und durch sachliche Rede. Aber der Inhalt selbst war so packend, so zündend, daß die Rede immer wieder stürmischen Beifall bei den Anwesenden auslöste.

Iljitsch sprach davon, daß die wichtigste Errungenschaft der Sowjetmacht in den vergangenen zwei Jahren „die Erfahrungen auf dem Gebiet des Aufbaus der Arbeitermacht ... die Mitwirkung der Arbeiter an der Verwaltung des Staates" seien „... Die wichtigste Arbeit, die wir geleistet haben, war die Reorganisation des alten Staatsapparats: Diese Arbeit [605] war schwierig, aber sie hat im Verlauf der zwei Jahre sichtbare Ergebnisse der Anstrengungen der Arbeiterklasse gezeitigt, und wir können sagen, daß wir auf diesem Gebiet über Tausende Arbeitervertreter verfügen, die im Feuer der Kämpfe standen und die die Vertreter der bürgerlichen Staatsmacht Schritt für Schritt verdrängten. Wir haben Arbeiter nicht nur im Staatsapparat eingesetzt, sondern auch im Ernährungswesen, einem Gebiet, welches fast ausschließlich Vertreter der alten bürgerlichen Regierung, des alten bürgerlichen Staates aufzuweisen hatte. Die Arbeiter haben einen Ernährungsapparat geschaffen"[317], sagte Lenin. Wenn vorher 30 Prozent der Mitarbeiter des Apparates Arbeiter waren, so waren es im Laufe des Jahres 1919 80 Prozent.

Man sei dabei, die wichtigste Arbeit zu leisten, und zwar Kader von proletarischen Führern zu schaffen, meinte Iljitsch. Sie entstehen an der Front und in allen Verwaltungsressorts. Iljitsch hob die Rolle der Subbotniks hervor und die besondere Bedeutung der Aufnahme von Arbeitern

[317] Ebenda, S. 110. [Ebenda, S. 115]

in die Partei. Allein in Moskau wurden in der „Woche der Partei“ mehr als 14.000 neue Parteimitglieder aufgenommen. Iljitsch sprach auch von der Reserve, die die unter den gegenwärtigen Kampfbedingungen erzogene Arbeiter- und Bauernjugend darstellt. Das Allerwichtigste aber sei die Herstellung eines richtigen Verhältnisses zur Millionenmasse der Bauern, dem müsse man besondere Beachtung schenken sowie der Notwendigkeit, unter den Bauern eine breite Aufklärungsarbeit zu leisten. Iljitsch sprach auch davon, wie der Bürgerkrieg den Bauern die Augen öffne und die wirkliche Lage der Dinge erkennen lasse.

Iljitsch sprach sehr ruhig. Bei allen herrschte eine gehobene Stimmung.

Wladimir Majakowski, von dem alle politischen Bildungsfunktionäre begeistert waren, gab dieser allgemeinen Stimmung in seinem dem zweiten Jahrestag der Oktoberrevolution gewidmeten Gedicht Ausdruck: [606]

„Mög denn,
und sei’s nur
in Tropfen geschafft,
euer Glutstrom die Welt durchlohn
und zünden die Großtat der Arbeiterschaft,
genannt
‚*Revolution*‘.
Kein Gratulant,
der die Tür nicht zuschmiß‘?
Die hören
vor Schiß
das Tedeum?
Gar nicht nötig.
Wir feiern –
des bin ich gewiß! –
das Hundertjahr-Jubiläum.“

Als wir den 20. Jahrestag der Oktoberrevolution begingen und die Bilanz unserer Errungenschaften an der Front des sozialistischen Aufbaus zogen, die in der neuen Verfassung ihren Niederschlag gefunden hatten, gedachten alle Lenins, seiner Worte, seiner Direktiven.